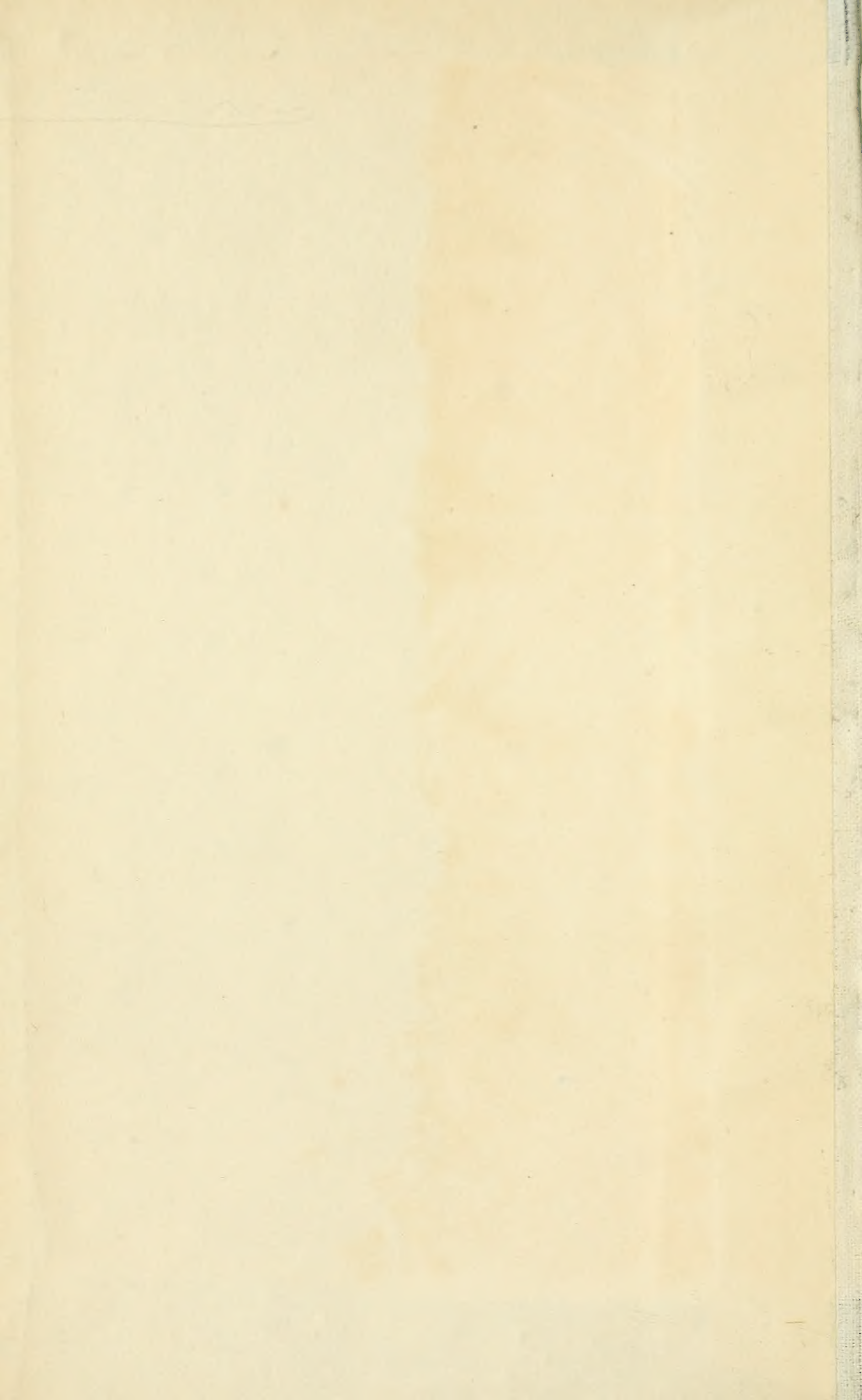
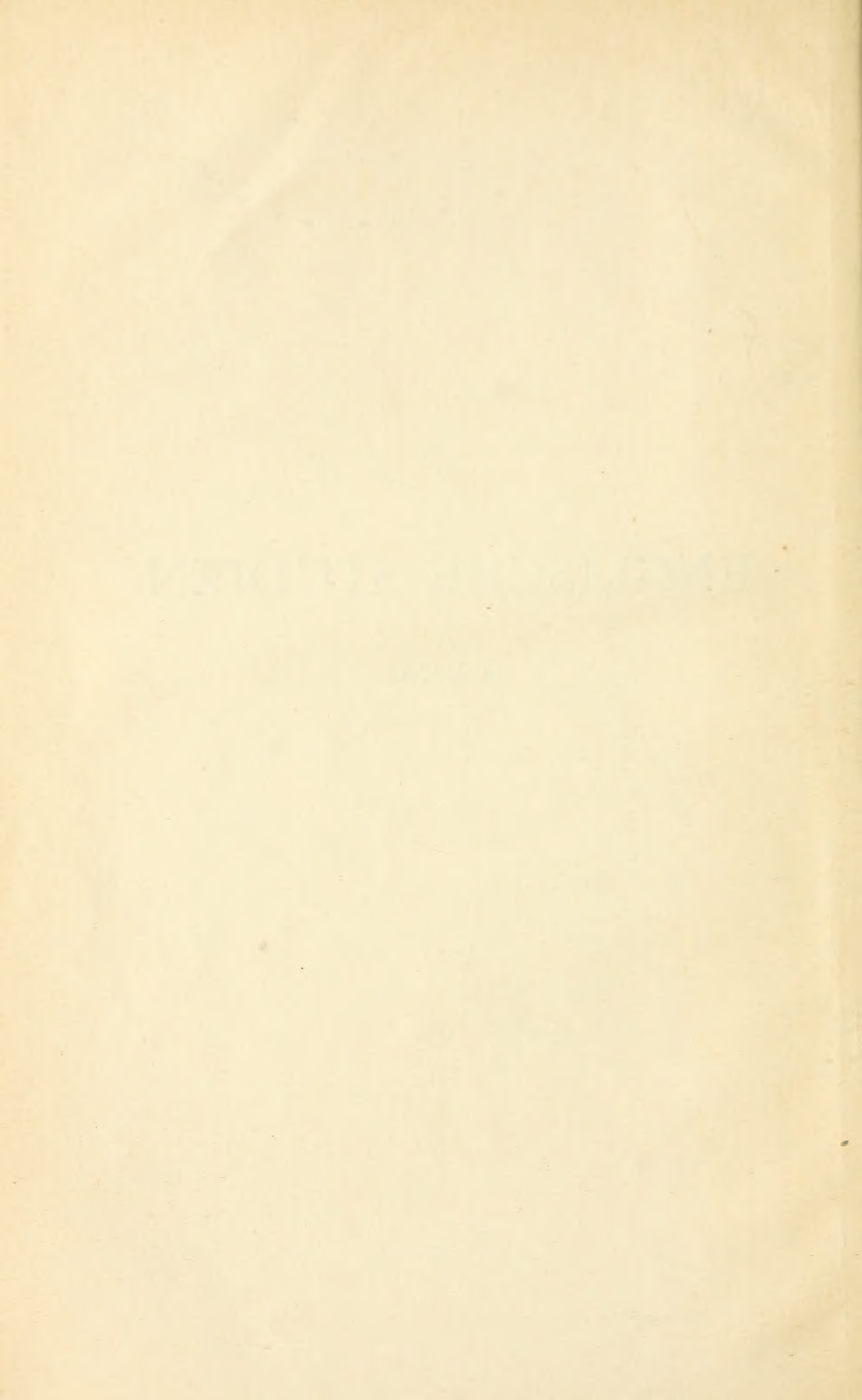






ENGLISCHE STUDIEN.

48. BAND.



ENGLISCHE STUDIEN.

Organ für englische philologie

unter mitberücksichtigung des englischen unterrichts auf höheren schulen.

Gegründet von Eugen Kölbing.

Herausgegeben

von

JOHANNES HOOPS,

professor der englischen philologie an der universität Heidelberg.

48. band.



Leipzig.

O. R. REISLAND.

Karlstrasse 20.

1914—15.



1. heft: s. 1—192, ausgegeben ende Juli 1914.
2. heft: s. 193—336, ausgegeben ende Januar 1915.
3. heft: s. 337—480, ausgegeben mitte April 1915.

Piererche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

INHALT DES 48. BANDES.

ABHANDLUNGEN.

BERICHTE.

Neuere Chaucer-Literatur.

III. Neueste literatur.

MISCELLEN.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

ERZIEHUNG IN ENGLAND VOR DER NORMANNISCHEN EROBERUNG.

I. Weltliche Erziehung der Angelsachsen[1]).

Quellen.

Kultur und bildung in England in der zweiten hälfte des ersten jahrtausends tritt uns in dreifacher weise entgegen, und jede einzelne von diesen drei arten scheint gleichsam die beiden anderen auszuschließen. Das ideal des heldentums, wie es das epos uns liefert; das streng asketische, nur manchmal unerwartete ausblicke auf luxus und wohlleben darbietende treiben in den klöstern, das uns die kirchenschriftsteller aufbewahrt haben; und endlich die auskunft, die uns in weltlicher und geistlicher hinsicht durch die verschiedenen gesetzessammlungen erteilt wird. An welche dieser quellen soll man sich halten, wo finden wir einen standpunkt, von dem aus wir die kultur des volkes deutlich vor uns sehen, wie gewinnen wir am besten einen einblick in die erziehungsbestrebungen? Ein standpunkt allein dürfte sich als ungenügend erweisen; von derselben warte läßt sich weltliches und mönchisches treiben kaum überschauen, eher noch das des adels, der gemeinfreien und sklaven.

Äußerst spärlich fließen unsere quellen für die erziehung der Angelsachsen dort, wo wir uns nicht auf geistliche, ihre werke lateinisch abfassende schriftsteller stützen können, und das können wir meist nur dann, wenn es sich um die heranbildung der jugend durch kleriker handelt. Nur selten fällt ein mißbilligender oder mitleidiger seitenblick der mönche auf die weltlichen beschäftigungen der jugend, und wir sind froh, daß uns ihr religiöser eifer hier und da den schleier etwas lüftet, der sonst die kindheit und jugend, vor allem der niederen

[1]) Ein kurzer überblick über den damaligen stand der erziehung in Gallien, Skandinavien und Irland — ursprünglich als einleitung zu dieser abhandlung gedacht — wird im jahresbericht des städtischen lyzeums zu Brünn 1913/14 erscheinen.

stände, undurchdringlich verhüllt. Denn kein volk hat in seinen epen des eigentlichen volkes weniger geachtet als die Angelsachsen. Aus den Homerischen gedichten gewinnen wir ein ganz anschauliches bild des sklavenlebens jener zeit, für den Beowulf hat außer dem könig nur der edelmann bedeutung. »Über andere stände suchen wir . . . im Beowulf vergeblich nach irgendwelchen Notizen . . . Knechte kommen im Beowulf nicht vor [1].« Dieser kulturgeschichtliche mangel wird allerdings durch das anschauliche bild, das wir aus diesem epos von dem leben einer königsfamilie und ihres gefolges gewinnen, wett gemacht, ja es tritt uns einige male sogar das kind im Verhältnis zu den erwachsenen entgegen, wertvolle bemerkungen, aus denen einige schlüsse auf die erziehung der edelknaben möglich sind. Wollen wir dagegen das leben der bauern und hörigen näher ins auge fassen, so sind wir hauptsächlich — außer den schon erwähnten bemerkungen der kleriker — auf die gesetzessammlungen angewiesen, in denen hin und wieder auch das kind genannt wird.

Klassen der bevölkerung.

Die eingewanderten Germanen zerfielen in freie und leibeigene. Die freien wiederum zerfielen in mehrere klassen, deren rechte und pflichten in historischer zeit recht verschieden waren. Dem könige am nächsten stand ursprünglich der geburtsadel, die *æþelingas* oder *eorlas*, aus denen der könig hervorgegangen war. In späterer zeit bezeichnet *æþeling* meist ein mitglied der königlichen familie, und die *eorlas* verschmolzen mit dem neuen dienstadel, den *þegnas* [2]). Das eigentliche gefolge des fürsten führte den namen *gesīð*, und jeder mann des gefolges galt an wergeld nur die hälfte des *þegn*. Die würde des *þegn* wurde mit der zeit erblich *(þegenboren)*, und jeder freie grundbesitzer von mehr als fünf hufen landes, ja sogar jeder kaufmann, der aus eigenen mitteln dreimal über see gefahren, wurde ihnen beigezählt. Seinen unterhalt bezog der grundbesitzer aus seinen ländereien und den abgaben der *ceorlas*. Der *hlāford* scheint nicht den geringsten anteil an der bebauung der ländereien genommen zu haben, dazu hatte er seine sklaven und hörigen, die vom *gerēfa* beaufsichtigt wurden.

[1]) Köhler, Germanische altertümer im Beowulf, Germania 13, 153. (Köhler übergeht dabei allerdings den Sklaven, der dem drachen den schatz stiehlt, v. 2221 ff.)

[2]) Vergl. Pauls grundriß III 129 ff.

Die gemeinfreien *(ceorlas)* besaßen unmittelbar nach der eroberung wahrscheinlich meist eigenen landbesitz, in den späteren gesetzen finden wir sie jedoch in einer gewissen abhängigkeit von denjenigen gutsbesitzern, deren wergeld dem des *þegn* entsprach. Obwohl sie noch immer persönlich frei waren, mußte der *gebūr* für sein land *gafol* (zins) zahlen und wochenarbeit leisten, der *cotsetla,* der nur fünf *æceres* land bekam, zwar keinen zins entrichten, aber doch wochenarbeit leisten. Eine anzahl hirten gehörte noch zu den *ceorlas* und hatte landbesitz, andere lebten auf dem gutshofe selbst als leibeigene.

Die erste pflicht der freibauern war die bebauung der äcker, sowohl der eigenen als derjenigen des lord. Zwei tage hatte der *gebūr* jahraus jahrein wochenfrone, während der erntezeit und im frühjahr zur aussaat drei; im winter mußte er außerdem des herrn herde bewachen, im sommer wöchentlich einen acker pflügen und aussäen und als pacht- und heuentgelt noch einige äcker mehr bestellen; zins wurde auch in geld und naturalien gezahlt. Alles dies ist in den *Rectitudines*[1]) bis ins kleinste aufgezählt, ja es wird sogar angegeben, daß je zwei bauern einen herrenhund aufziehen mußten, wohl nach dem skandinavischen sprichwort »Hengste muß man im eigenen haus füttern, hunde im vorwerk«[2]). Der *ceorl* oder freisasse lebte in seiner hütte, die wahrscheinlich nur einen einzigen innenraum hatte, den die familie vielleicht auch noch mit den kleineren haustieren teilte. Der feuerplatz lag in der mitte und der rauch zog durch ein loch im dache ab. Das dach war mit stroh oder schilf gedeckt und durch den primitiven rauchabzug häufig bränden ausgesetzt. Die wände bestanden aus balken oder aus reisigbündeln, die zwischenräume waren mit lehm ausgefüllt[3]).

Erziehung der unteren stände.

Was bieten uns nun unsere quellen für anhaltspunkte über das leben der kinder, besonders der unteren stände? Es heißt in den »Schicksalen der menschen«:

Körperliche pflege.

»Das ergeht gar oft durch gottes allmacht,
Daß weib und mann zur welt ein kind
Durch geburt erzeugen und es bunt dann schmücken,
Es pflegen und hätscheln, bis sich erfüllt die zeit,

[1]) Liebermann, Die gesetze der Angelsachsen, 444 ff.
[2]) Weinhold, Altnordisches leben, 56.
[3]) Ch. Mc. Lean Andrews, The Old English Manor, 114.

Ergeht nach der jahre zählung, daß die jungen glieder,
Die körperfesten, kräftig sind erwachsen.
So führen und nähren es der vater und die mutter,
Begaben und bekleiden es [1]).«

Nicht immer scheint jedoch die pflege so aufmerksam gewesen zu sein, wie sie der unbekannte dichter hier schildert, da es im 8. jahrhundert nötig schien, ein besonderes gesetz gegen die fahrlässigkeit in der beaufsichtigung der wickelkinder zu erlassen. Es heißt nämlich, wenn die mutter das kind zum feuer gelegt, der vater dann wasser in den kessel gegossen hätte und das kind durch das kochende wasser verbrüht worden sei, so müsse die mutter buße tun, während der vater straflos blieb [2]). In einem anderen fall traf die schuld jedoch den vater. König Ine gebot, daß die kinder am 30. tage spätestens getauft werden sollten, und wenn das kind ungetauft starb, mußte der vater mit 30 schillingen büßen [3]).

Starb ein freibauer, so behielt die mutter das kind; sie erhielt als erziehungsgeld 6 schillinge, eine kuh für den sommer, einen ochsen im winter, und die vatersmagen hatten einen vormund zu bestellen, der für des kindes gut oder vermögen sorgte, bis es volljährig, dh. zehn jahr alt war [4]). Bei findelkindern, die jemand aufzog, wurden, wenn das kind gut verpflegt war, im ersten jahre 6 schillinge, im zweiten 12, im dritten 30 (vielleicht vom gutsherrn) gezahlt [5]). Es kam jedoch auch vor, daß zu lebzeiten der mutter oder beider eltern der vormund oder jemand anderer die erziehung übernahm. Dieser trat damit ein verantwortungsvolles amt an, denn starb das kind, so mußte er sich, falls man ihn bezichtigte, von

---

[1]) Grein II, v. 1—8, angelsächsischer text: Grein-Wülker III_1, 148.

[2]) Theodors Pœnitentiale (zit. nach Wright p. 51). *Mater, si juxta focum infantem suum posuerit, et homo aquam in caldarium miserit, et ebullita aqua infans superfusus mortuus fuerit, pro negligentia mater pœniteat, et ille homo securus sit.*

[3]) Liebermann, Die gesetze der Angelsachsen, 90 (Ine § 2). *Cild binnan ðritegum nihta sie gefulwad; gif hit swa ne sie, XXX scill. gebete.*

[4]) Liebermann, l. c. 104 (Ine § 38). *Gif ceorl 7 his wif bearn hæbben gemæne 7 fere se ceorl forð, hæbbe sio modor hire bearn 7 fede: agife hire mon VI scill. to fostre, cu on sumera, oxan on wintra; healden pa mægas pone frumstol, oð ðæt hit gewintred sie.* — Vergl. Kent § 6.

[5]) Liebermann, l. c. 100 (Ine § 26). *To funde[ne]s cildes fostre ðy forman geare geselle VI scill., ðy æfterran XII, ðy ðriddan XXX, siððan be his wlite.*

Verführung der mädchen.

der schuld am tode rein schwören[1]). Wurde ein unerwachsenes mädchen verführt, so mußte buße in der höhe wie für eine erwachsene frau gezahlt werden[2]). Auch durfte der vater in diesem falle, ebenso wie bei seiner ehefrau, ohne die schuld der fehde auf sich zu laden, gegen den verführer, den er im zimmer seiner tochter bei verschlossener tür oder im bett fand, kämpfen[3]). Eine merkwürdige art von volksgerichtsbarkeit erwähnt Bonifazius im falle der verführung. Man zwang die schuldige, ihrem leben durch den strang selbst ein ende zu machen, und hängte über der stelle, wo ihr leichnam verbrannt worden, den verführer auf; oder eine schar frauen versammelte sich und trieb das mädchen mit geißelhieben durch den gau, riß ihm die kleider bis zum gürtel vom leibe und ließ es schließlich tot oder halbtot liegen. So wollte man andere jungfrauen von diesem vergehen abschrecken. Nach Ecgberts excerptiones wurde das mädchen im 13. oder 14. jahre mündig, bis dahin blieb es bei den eltern, dann konnte sich mit ihrer einwilligung der herr ihrer bemächtigen[4]).

Alter der mündigkeit.

Bei knaben war in Wessex ursprünglich die zeit der mündigkeit auf das 10. jahr festgesetzt, daher konnte der knabe schon mit 10 jahren mitwisser eines diebstahls sein[5]). In späteren gesetzen scheint die mündigkeit erst im 12. jahre eingetreten zu sein, denn es heißt in Æthelstans edikt zu Thundresfelda, man solle keinen dieb verschonen, der über 12 jahre alt sei[6]), und in Knuts gesetzen, jeder mann über 12 jahre solle schwören, er wolle weder dieb sein noch eines

---

[1]) Liebermann, l. c. 58 (Aelfred § 17) *Gif hwa oðrum his unmagan oðfæste, ⁊ he hine on ðære fæstinge forferie, getriowe hine facnes se ðe hine fede, gif hine hwa hwelces teo.*

[2]) Liebermann, l. c. 64 (Aelfred § 26). *Gif mon ungewintrede wifmon to niedhæmde geðreatige, sie ðæt swa ðæs gewintredan monnes bot.*

[3]) Liebermann, l. c. 76 (Aelfred § 42, 7) *⁊ mon mot feohtan orwige, gif he gemeteð oþerne æt his æwum wife, betynedum durum oððe under anre reon, oððe æt his dehter æwumborenre etc.*

[4]) I cap. XXVII. *Puella quatuordecim annorum corporis sui potestatem habere potest . . . Femina usque dum sit tredecim vel quatuordecim annorum, sit in parentum suorum potestate; post hanc ætatem dominus ejus illam capere potest, cum sua voluntate.*

[5]) Liebermann, l. c. 92 (Ine 7, 2). *X wintre cniht mæg bion ðiefðe gewita.*

[6]) Liebermann, l. c. 173 (1, 1). *Ðæt is þonne ærest: þæt man ne sparige nanan þeof ofer XII pæningas ⁊ ofer XII wintre mán.*

diebstahls mitwisser[1]. Kinder, die jedoch jünger sind oder gar noch in der wiege liegen, sollen nicht von habgierigen als schuldig behandelt werden[2].

Mithilfe bei der elterlichen arbeit.

Jedenfalls mußten kinder, die nicht *þegenboren* waren, den eltern fleißig helfen, um die nötige arbeit auf den eigenen äckern und auf denen des gutsherrn leisten zu können. Ein direktes zeugnis dafür haben wir nur bezüglich der sklaven. Im Colloquium Ælfrics spricht ein leibeigener pfluger von einem knaben, der ihm die ochsen antreibt und vom schreien schon ganz heiser ist[3]. Manchmal mag ein bauer oder leibeigener den sohn oder die tochter als hirten oder als käse- und butterbereiterin im gutshof untergebracht haben, wo sie dann anspruch auf einige extrabenefizien hatten. In kinderreichen familien stieg aber oft die not so hoch, daß der vater die kinder verkaufte, um sie nicht ernähren zu müssen, und die kirchengesetze gestatten es sogar, vorausgesetzt daß es vor dem 7. jahre des knaben stattfand und mit dessen zustimmung[4]. Auch Wulfstan erwähnt diese sitte fast ohne tadel[5]. Bekannt ist es auch, daß die angelknaben so zahlreich auf den römischen markt kamen, daß sie dort die aufmerksamkeit Gregors des Großen erregten. William of Malmesbury gibt gewinn- und genußsucht als motiv des kinderverkaufs an. Die mädchen wurden meist erst im mannbaren alter durch ihren herrn verkauft, oft nachdem er sie zuerst geschändet hatte[6].

Kinderverkauf.

---

[1]) Liebermann, l. c. 324 (21). *Ac we wyllađ, þæt ælc man ofer XII wintre sylle þone ađ, þæt he nelle þeof beon ne þeofes gewita.* Dies stimmt auch zu dem Salischen gesetz § 28. *Si quis puer infra duodecim annos aliquam culpam commiserit, fredus ei non requiratur.* Vergl. Grimm, Die rechtsaltertümer p. 414.

[2]) Liebermann, l. c. 364 (II Knut 76, 2). *His wæs ær þyson, þæt þæt cild, þe læg on cradele, þeah hit næfre metes ne abite, þæt þa gitseras letan efen scyldig ⁊ hit gewittig wære.*

[3]) Arator: *Habeo quondam puerum minantem boves cum stimulo, qui etiam modo raucus est, pre frigore et clamatione.*

[4]) Ecgbertus Excerptiones I cap. XXVII. *Pater filium suum, si valde pauper sit, ad servitium tradere potest, usque dum septem anni præterierint; absque filii voluntate tamen non tradat ipsum.*

[5]) Sermones 161. *Eac we witan ful georne, hwær seo yrmđ geweard þæt fæder gesealde bearn wiđ weorđe . . . fremdum to gewealde.*

[6]) Gesta Regum, Migne col. 1229. *Illud erat a natura abhorrens, quo multi ancillas suas ex se gravidas, ubi libidini satisfecissent, aut ad publicum prostibulum aut ad externum obsequium venditabant.* Vergl. G. R. col. 1182.

Unterricht der kinder.

Unter diesen verhältnissen ist es wohl nicht zu verwundern, wenn von einem eigentlichen unterricht der kinder wenig überliefert ist. Allerdings findet sich unter den vorschriften *De observatione lunæ et quid cavendum sit* die angabe, daß es gut sei, die kinder am 4., 14. und 17. des monats zur schule zu schicken[1]). Damit kann wohl nur gemeint sein, es wäre angezeigt, an einem dieser drei tage mit dem schulbesuch zu beginnen. Aber worin dieser schulbesuch bestand, wird nicht gesagt.

Sigeberts schule.

Wir besitzen allerdings schon aus dem 7. jahrhundert ein zeugnis über das vorhandensein einer schule. Sigebert, könig der Ostsachsen, hatte eine zeitlang in Gallien als vertriebener gelebt und nach seiner rückkehr nach dem muster der dort bestehenden schulen eine anstalt errichtet, in der knaben unterwiesen wurden[2]). Smith nimmt an, der ort, wo die schule bestanden, sei Dunwich oder Sexham gewesen. Es ist aber ganz unklar, was für eine art von unterricht dort erteilt wurde. Nicht unmöglich ist, daß es eine anstalt war, in der elementarunterricht für die söhne der hofbediensteten von geistlichen lehrern erteilt wurde, und daß eine ähnliche schule auch in Canterbury bestand, da Sigebert die lehrer von dort kommen ließ. Die schule hat anlaß zu vielen streitigkeiten gegeben. Die Cambridger universität behauptete nämlich, Sigebert hätte seine schule in Cambridge errichtet, und versuchte so, die gründung der universität bis in jene frühe zeit zurückzudatieren, um den ansprüchen Oxfords, das aus der zeit Alfreds zu stammen vorgab, eine noch frühere epoche entgegenzusetzen. Die anhänger Oxfords dagegen behaupteten, wenn die schule je existiert hätte, so wäre es eine kleinkinderschule gewesen, keine lateinschule, wobei man sich auf den satz »*in qua pueri litteris erudirentur*« stützte[3]). Besonders im norden Englands war für die laien auch noch eine andere möglichkeit vorhanden,

Wanderlehrer.

---

[1]) Cockayne, Leechdoms etc. III, 184.

[2]) Beda, Hist. Eccl. III 18. *His temporibus [630] regno Orientalium Anglorum . . . Sigberct . . . praefuit . . . patriam reversus, ubi regno potitus est, mox ea quae in Galliis bene disposita vidit, imitari cupiens, instituit scolam in qua pueri litteris erudirentur; iuvante se episcopo Felice, quem de Cantia acceperat, eisque pedagogos ac magistros morem Cantuariorum praebente.*

[3]) Vergl. zu der streitfrage: Smith, Hist. Eccl. XIV (zit. bei Migne 95, col. 335 ff.).

sich etwas bildung zu erwerben, und zwar durch die herumziehenden lehrer, von denen uns Beda berichtet[1]). Allerdings dürfte sich diese unterweisung nur auf religiöse gegenstände in populärster form beschränkt haben[2]).

Heidnische gebräuche.

Was lernten jedoch die kinder, die nicht gelegenheit hatten, diesen doch an sehr wenigen orten erteilten unterricht zu genießen? Wahrscheinlich nur eine ganze anzahl aus der heidenzeit überkommene g e b r ä u c h e und z a u b e r f o r m e l n, die vom vater dem sohn, von der mutter der tochter mündlich überliefert wurden. Es fehlt nicht an zeugnissen, daß auch noch in christlicher zeit die Angelsachsen bäche, quellen, bäume, steine u. dgl. anbeteten und den elementargewalten ihre wünsche vortrugen. Ecgbert, Wulfstan, Ælfric und andere eiferten wohl mit gutem grund gegen diese heidnischen sitten[3]), und noch in Knuts gesetzen werden sie erwähnt[4]). Schon die kleinen kinder wurden den mächten der unterwelt geweiht, indem man sie zauberformeln murmelnd durch die erde zog[5]). Und bald darauf erlernte die heranwachsende jugend im hause s p r ü c h e, welche die in der landwirtschaft vorkommenden ereignisse behandelten. Da gab es segen, um die bienen einzufangen, andere um verlorenes vieh wiederzuerlangen, wieder andere um die flur ertragfähiger zu machen usw. Andere dienten dazu, krankheiten zu besprechen[6]). Alle diese sprüche

---

[1]) Hist. Eccl. IV 25. *Erat quippe moris eo tempore populis Anglorum, ut veniente in villam clerico vel presbytero, cuncti ad eius imperium verbum audituri confluerent; libenter ea, quæ dicerentur, audirent; libentius quæ audire at intellegere poterant, operando sequerentur.*

[2]) Vergl. Beda, Hist. Eccl. III 5 und die biographie des Bonifazius.

[3]) Ecgbert, Excerptiones II, cap. XXII. *Si aliquis voveat, vel offerat ad torrens aliquod, vel ad lapidem, vel ad arborem, vel ad alias aliquas creaturas, præter ad ecclesiam Dei, in Dei nomine, jejunet tres annos in pane et aqua.* — A e l f r i c ' s L i v e s o f S a i n t s. De Auguriis (EETS. 76, 82, p. 372, v. 129).

Sume men synd swa ablende. þæt hi bringað heora lac
to eorðfæstum stane. and eac to treowum
and to wylspringum. swa swa wiccan tæcað.

Vgl. auch Homilie XI, Z. 119, Grein III.

[4]) Liebermann l. c. 312 (II Knut § 5, 1).

[5]) Aelfric, l. c., p. 374, v. 146.

Eac sume gewitlease wif farað to wega gelætum
and teoð heora cild þurh ða eorðan
and swa deofle betæcað hi sylfe and heora bearn.

[6]) Cockayne, Leechdoms etc., 384.

stammen aus heidnischer zeit, wenn auch in der späten, uns überlieferten form eine eigentümliche mischung der germanischen götterlehre und der christlichen stattgefunden hat, ja manchmal durch gott und die heiligen die mythologischen gestalten ganz ersetzt wurden. Diese sprüche zeigen auch in dieser späten, verderbten gestalt deutlich die alliteration. Da man den ausdruck *galan* und sogar *singan* darin findet, waren sie zum musikalischen vortrag bestimmt [1]). Mit dem wortlaut wird wohl auch die feierlich eintönige weise, die die strophische gliederung verlangte, überliefert worden sein.

Improvisation.

Jedenfalls werden wir nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß den burschen und mädchen des volkes, teilweise durch vermittlung jener sprüche, teilweise durch die verschiedenen an götter und heroen anknüpfenden lokalsagen, die germanische mythologie auch in christlicher zeit nicht unbekannt war [2]). Ihr entnahm das volk zum teil den stoff zu den improvisierten gesängen, die bei den Angelsachsen eine große rolle gespielt haben müssen. Liebe zur dichtung und zum singen waren ihnen angeboren und es fehlt nicht an zeugnissen, daß jeder knabe, ob hoch oder niedrig geboren, imstande war, einfache lieder zur harfe zu singen, die er häufig selbst erfunden hatte. Hier berührte sich die unterweisung der bäurischen jugend mit der der adligen. Wie in der methalle des fürsten der *scop* der lehrmeister der edelknaben, war sicher manch herumziehender fiedler der der hörigen und freisassen Das bekannteste beispiel, daß die gesangeskunst im volke verbreitet war, ist in Bedas erzählung von Caedmon erhalten. Dieser arme hirt betrachtete es als eine so große schande, daß nur er im kreise der genossen nicht singen konnte, daß er ihre gemeinschaft verließ [3]). Auf Aldhelms und Dunstans in der jugend erlernte gesangeskunst wird später noch zurückzukommen sein, da beide dem adligen stande angehörten. Häufig verbanden die knaben und mädchen den gesang mit dem tanz. Die von ihnen gesungenen lieder — ob improvisiert oder über-

Erlernung des gesanges.

[1]) Vergl. A. Brandl, Geschichte der altengl. literatur, Pauls grundriß II 956.

[2]) Chron. Mon. de Ab. II, p. XXXV. *Traces of the worship of several of the chief Teutonic divinities remain in England, having been preserved in the names of localities more especially dedicated to their honour etc.*

[3]) Hist. Eccl. IV 24.

liefert — waren also manchmal tanzlieder. William of Malmesbury gibt uns einen interessanten bericht darüber, daß fünfzehn knaben und drei mädchen einst zur weihnachtszeit auf dem kirchhof vor der kirchentür sangen und dadurch die messe so störten, daß der geistliche sie verfluchte[1]. Die weihnachtszeit war ja ursprünglich ein heidnisches fest, das sicher seine eigenen lieder hatte. Ein andermal hören wir, daß der jahrmarkt von Barnwell bei Cambridge seine entstehung den mit instrumentalmusik begleiteten liedern der jugend und den wettkämpfen verdankte, die dort nach englischer sitte stattfanden[2]. Die vorliebe für musik und gesang und diejenige für körperliche übungen war den geringen Angelsachsen ebenso eigentümlich wie den vornehmen, deren bildung und erziehung wir uns jetzt zuwenden wollen.

Erziehung der adligen. Die schilderung des wohnhauses.

Der könig und die adligen saßen auf ihren hochragenden höfen, die sie nach dem muster der burgen der skandinavischen heimat erbaut hatten. Diese gebäude, deren hauptbestandteil die halle war, in der tagsüber die mahlzeiten eingenommen wurden, bei nacht die krieger und weniger vornehmen gäste, vielleicht in der ältesten zeit auch die familie schliefen, waren aus holz erbaut. Von steinhallen hören wir aus früher zeit nichts — auch die ältesten kirchen waren aus holz — einerseits weil die baumeister die kunst des steinbaues noch nicht verstanden, anderseits weil sie sich den veränderten verhältnissen, dem milderen klima und dem größeren Steinreichtum Englands, die im gegensatz zu Skandinavien den steinbau gestattet hätten, noch nicht anpaßten. Neben oder hinter der halle befanden sich die schlafgemächer und kemenaten. Wenn wir zu den etwas dürftigen schilderungen, die uns über englische hallenbauten überliefert sind, noch hinzunehmen, was wir von nordi-

---

[1]) G. R. (Migne col. 1146). *Eramus ad vigilias Natalis Domini, in villa quadam Saxoniae . . . presbyter, nomine Robertus, missam primam inchoaverat. Ego in cœmiterio cum sodalibus octodecim, viris quindecim, fœminis tribus, choreas ducens, et cantilenas seculares perstrepens, ita sacerdotem impediebam ut ipsa verba nostra intra sacrosancta missarum solemnia resonarent. Quocirca . . . imprecatus est . . .*

[2]) Ms. Harl. 3601, fol. 12 (zit. Wright, Domestic Manners etc. 67). *Pueri et adolescentes, illic convenientes, more Anglorum luctamina et alia ludicra exercebant puerilia, et cantilenis et musicis instrumentis sibi invicem applaudebant, unde propter turbam puerorum et puellarum illic concurrentium, mos inolevit ut in eodem die illic conveniret negotiandi gratia turba vendentium et ementium.*

schen wohnhäusern wissen, so gewinnen wir ein leidlich anschauliches bild. Der grundplan des baues blieb wohl auch in England ein rechteck. Das gebäude war hoch und außen mit einer verzierung geschmückt, die wahrscheinlich einen gehörnten tierkopf darstellte, wie wir deren auch in anderen ländern häufig antreffen[1]). Die skandinavische halle war meist von west nach ost gerichtet, sie zerfiel in drei durch die dachtragenden pfosten gebildete schiffe; die mitte der halle nahm ein freier raum ein, in dem ein oder mehrere feuer brannten. Der teil zwischen den längswänden des saales und der ihnen zunächstgelegenen pfostenreihe war erhöht oder von bänken eingenommen. Hinter der nördlichen bankreihe erhob sich in der mitte der längswand der hochsitz, ihm gegenüber, an der südlichen wand, war manchmal ein zweiter, niedrigerer hochsitz. Der nördliche war der platz des hausherrn, auf dem jedoch auch besonders bevorzugte gäste ihm zur seite sitzen konnten. So nahmen bei der krönung des königs Eadgar die bischöfe Dunstan und Oswald beim könig platz[2]). Der südliche hochsitz war für die hausfrau und vornehme gäste bestimmt. Es waren immer zwei türen vorhanden, und zwar scheinen sich diese in der älteren zeit stets einander gegenüber an den beiden giebelseiten befunden zu haben und augenscheinlich standen beide meist offen, um dadurch den nötigen zug für das feuer herzustellen[3]). Es wird uns bei Beda[4]) ein vergleich zwischen dem menschlichen leben und einem sperling gegeben. Dieser fliegt durch eine tür in die halle, wärmt sich am feuer und fliegt durch die andere hinaus in die winterliche unbill; ebenso wie wir aus dem leben dieses vogels nur den aufenthalt in der halle sehen, ist uns vom menschenleben nur der

---

[1]) Ich würde Beowulf v. 82 "*horngeap*" lieber mit »groß- oder breitgehörnt« übersetzen und das "*geap*" nicht auf den abstand zwischen den zwei geweihen beziehen, wie Heynes, Holthausens und Eichlers (Beibl. z. Anglia Juni 1911) übersetzungen andeuten, sondern auf die ausdehnung der hörner je eines tierkopfes. Vergl. dazu die abbildung in Wright, Dom. Manners, 15, auf der ein hirschkopf mit sehr großem geweih dargestellt ist. Vergl. für anderen giebelschmuck Rhamm, Urzeitl. bauernhöfe 221, 222 und A. Sperber, Wörter und sachen II 2.

[2]) Vita S. Oswaldi, 438. *Episcopi praestantissimi, Dunstanus venerandus atque Oswaldus reverendus, in solio sublimato cum rege elevati sunt.*

[3]) Vergl. Pauls grundriß III 429.

[4]) Hist. Eccl. II 13.

abschnitt zwischen geburt und tod bekannt. Nach diesem vergleich zu urteilen, muß es nicht selten vorgekommen sein, daß vögel die halle durchflogen. Saxo gibt uns vom innern einer englischen halle eine sehr genaue schilderung. »Der saal war mit königlicher pracht geschmückt, ringsum behangen mit purpurgefärbten wandteppichen, an denen man eine wunderbar feine arbeit bemerken konnte. Der purpurgefärbte vorhang schmückte die aus holz hergestellten wände. Der fußboden war mit glänzenden tüchern bedeckt, auf die man kaum den fuß zu setzen wagte. In der höhe sah man viele laternen schimmern und viele mit öl gespeiste lampen strahlen. Aus räucherpfannen entströmte köstlicher duft . . . . . Den ganzen umgang faßten tische ein mit einer menge von speisen. Die sitzplätze waren geschmückt mit golddurchwirkten polstern. Die stühle waren mit rückenkissen versehen. Mitten im raume stand ein faß zur füllung der becher. Die diener, in purpur gekleidet, trugen goldene becher und warteten mit höfischem anstand des amtes des einschenkens [1]).« Die halle war den ganzen tag über der aufenthaltsort der vornehmen, mit ausnahme der zeit, die sie auf der jagd oder bei gelegentlichen kriegs- oder raubzügen verbrachten. Sie saßen »an den tagen der muße vom morgen bis zum späten abend in der trinkhalle und schlürften met oder bier« [2]). Nicht nur die epen berichten dies lobend, auch die geistlichen chronisten der angelsachsen finden bei den laien nichts daran auszusetzen und erwähnen trinkgelage ganz beiläufig als etwas selbstverständliches. Auch wenn der könig mit seinen adligen ausritt, fand er in der halle eines verwandten oder eines anderen edelmanns aufnahme und man beeilte sich, ihm gefüllte becher vorzusetzen. Zwei berichte aus dem leben könig Æthelstans — eines allgemein als klug und gut dargestellten königs — illustrieren das. Der könig hatte eine in der nähe von Glastonbury lebende ältere verwandte — Æthelfleda — die sich die ehre erbat, ihn auf der durchreise bewirten zu dürfen. Der haushofmeister inspizierte die vorräte, fand sie genügend, meinte aber, das faß met würde nicht reichen. Darauf betete Æthelfleda zur heiligen jungfrau und durch deren hilfe gelang es, den ganzen tag über trinkhörner, becher und andere

Leben in der halle.

---

[1]) Übersetzung von P. Herrmann 224.

[2]) Weinhold, Deutsche frauen, 346.

arten von trinkgefäßen zu füllen, ohne daß sich mangel fühlbar gemacht hätte[1]). Ein andermal kam der könig nach Abingdon und wurde vom abt zum mahle geladen. Mit ihm trafen eine schar Northumbrier im kloster zusammen, deren ausdauer im trinken der könig prüfen wollte. Er ließ deshalb die türen des saales schließen, damit keiner sich flüchte. Und wieder gelang es nur durch übernatürliche hilfe, den durst zu stillen und alle Northumbrier trunken zu machen[2]). Doch nicht nur der göttlichen allmacht blieb die vorliebe der Angelsachsen für berauschende getränke nicht verborgen, auch der papst hatte davon kunde. Von Innozens III. wird berichtet, er hätte, in einer klosterstreitigkeit als schiedsrichter angerufen, einem englischen rechtsgelehrten gesagt: »Sicher hatten deine lehrer und du zu viel englisches bier getrunken, als du dies gelernt hast«[3]).

Der hofsänger.

Doch das trinken — wenigstens im übermaß — war nicht der hauptzweck der gemeinsamen mahlzeiten. Die geselligkeit wurde auf feinere weise gepflegt und nicht nur der körper, auch der geist gelangte zu seinem rechte. Wir könnten uns die sich gemessen nach strengem zeremoniell bewegenden helden des Beowulf gar nicht so wüst ausschweifend denken, wie uns die späteren quellen die könige und deren gefolge schildern. Während die mannen tafelten und ihre kriegswaffen an der wand ruhten und besonders wenn nach dem mahle die becher kreisten, ergötzte der sänger die gäste. In vornehmen häusern lebte der sänger ständig bei hofe, im Beowulf wird er *Hroðgares scop* genannt, *Widsiþ* weilt wenigstens zeitweilig bei Eadgils, von dem er auch landbesitz erhält, und *Deor* kann es nicht verwinden, daß er in der gunst seines herrn durch einen rivalen verdrängt worden ist und jetzt herrenlos herumschweifen muß.

Erziehung der kleinen kinder.

So lange die kinder noch klein waren, konnten sie an der geselligkeit der halle nicht teilnehmen. Ja es ist begreiflich, daß man die neugeborenen während der ersten lebensjahre vom hofe zu entfernen suchte. Da die vornehmen frauen wahrscheinlich durch gesellschaftliche vorurteile am stillen der kinder verhindert waren, zog man es vor, die säuglinge einer ziehmutter zu übergeben, statt eine amme an den hof kommen zu lassen, wo im lärm der gelage und waffen für die

---

[1]) Vita S. Dunstani, 17 (Rerum Brit. Script. LXIII).

[2]) Chron. Mon. Ab. II 258.

[3]) Chron. Abbat. Evesham., anno 1206.

kleinen kein geeigneter aufenthalt gewesen wäre [1]). Von dieser sitte, die kleinen kinder in pflege zu geben, finden wir zahlreiche spuren. Es ist schon oben das gesetz Alfreds zitiert worden, daß sich der, dem ein unmündiger anvertraut war, wenn dieser stürbe, von jeder verschuldung rein schwören müsse. In den *Leechdoms* heißt es, »wenn du das kind eines königs oder eines adligen aufziehen willst, so führe es in dein haus und ziehe es auf, dann wird es dir zum guten dienen« [2]). William of Malmesbury berichtet in den Gesta regum, daß Eadward, Alfreds sohn, auf der durchreise seine ehemalige pflegemutter, eine bäuerin, besuchte, und erzählt weiterhin, wie sehr Eadward die ziehmutter schätzte [3]). Auch Eadgar und Æthelstan der jüngere waren bei ziehmüttern untergebracht [4]). Für die pflege gebührte ein lohn, der in vielen fällen wahrscheinlich gleich ausgezahlt wurde, sonst wäre weder das oben erwähnte umbringen der ziehkinder vorgekommen, noch wäre die eben zitierte beschwörungsformel der Leechdoms erklärlich. Manchmal schenkte ein reicher mann, nachdem er in besitz seiner güter gekommen, der pflegemutter ein stück land, wie es von Eadgar und Æthelstan berichtet wird. Bei mädchen scheint der bräutigam manchmal die zieheltern entlohnt zu haben, woraus jedoch nicht notwendigerweise zu folgern ist, daß sie bis zur verheiratung bei ihnen blieben [5]).

Erziehung durch vornehme pflegeeltern.

Während das aufziehen der kleinen kinder durch pflegemütter eine soziale notwendigkeit gewesen zu sein scheint, ist die erziehung größerer kinder am hofe vornehmer pflegeeltern ganz anders aufzufassen. Als mindestalter kann man

[1]) Die von Weinhold, Deutsche frauen, 80, zitierte stelle aus Beda I 27 braucht sich nicht auf angelsächsische zustände zu beziehen, da sie nicht in den fragen Augustins, sondern nur in den antworten Gregors enthalten ist (*ut mulieres, filios quos gignunt, nutrire contemnant, eosque aliis mulieribus ad nutriendum tradant, quod videlicet ex sola causa incontinentiæ videtur inventum*).

[2]) Cockayne III 178. *Gyf þu wille fedan cyningas bearn, odde ædeles monnes. geleod hine in þin hus ⁊ in þines hiredes ⁊ fed hine þonne byd þe god.*

[3]) *Filius regis Elfredi Edwardus . . . ad domum divertit infantilium rudimentorum olim consciam; neque enim integrum famæ suæ rebatur, si nutricem salutare fastidiret.*

[4]) Chronicon Abbatiae Rameseiensis, p. 11; vergl. F. Roeder, Über die erziehung der vornehmen angelsächsischen jugend etc. 19, 21.

[5]) Liebermann, l. c., Be Wifmannes Beweddunge, 442, § 2. *Aefter dam is witanne hwam dæt fosterlean gebyrige, weddige se brydguma eft þæs; ⁊ hit aborgian his frynd.*

bei dieser erziehung wohl das im Beowulf genannte siebente jahr ansetzen. Ob das kind direkt von den zieheltern der ersten jahre wieder in die fremde kam oder ein paar jahre zu hause verlebte, ist unsicher, vielleicht ist es auch verschieden gewesen. Im Beowulf wird ausdrücklich gesagt, daß der knabe vom väterlichen hause zu Hređel kam, der überdies sein groß vater war und der ihn seinen söhnen gleichhielt. Hređels eigene söhne wurden nicht in der fremde sondern am hofe des vaters erzogen. Gleichfalls zu verwandten — seiner tante Æþelflœd — kam Æthelstan, Alfreds enkel, und Æthelstan Ætheling zu seiner großmutter Ælfthryth. Da von letzterem auch die ziehmutter genannt wird, so ist es ganz klar, daß der aufenthalt bei dieser dem bei der großmutter vorausging [1]. Die erziehung an fremden höfen unterscheidet sich augenscheinlich in nichts von der am hofe des vaters und wir können daher die beiden arten gemeinsam behandeln. Ob die erziehung durch den vater oder durch einen anderen fürsten — häufig den lehensherrn des vaters oder einen anderen verwandten — durchgeführt wurde, hing wohl nur von äußeren umständen ab. Ein beispiel dafür, daß auch königinnen es nicht verschmähten, selbst in die erziehung ihrer eigenen söhne einzugreifen, beweist eine stelle bei William of Malmesbury. Die mutter des zehnjährigen Æthelred schlug — als er über den tod seines stiefbruders Eadward in klagen ausbrach — auf das kind mit einem bündel kerzen los, weil ihr die peitsche nicht zur hand war [2]. Die erzählung deutet jedenfalls an, daß die königin das züchtigungsrecht häufig selbst ausübte, wenn sie auch hier zu einem außerordentlichen strafmittel griff.

Musische erziehung.

Die erziehung der edelknaben zerfällt in die musische unterweisung im hause und die körperlichen übungen im freien. »Jubel erscholl in der halle hell und die harfe ertönte zu des dichters sang« [3]. Nicht allein der herrscher und seine mannen,

---

[1]) Der sich bei Roeder, l. c., findende vermischung der bäurischen ziehmütter und der adeligen pflegeeltern stimme ich auf grund seiner eigenen belegstellen nicht bei.

[2]) G. R. (Migne col. 1131). *Vidi scriptum, quod cum [Ethelredum], decennis puer, fratrem necatum conclamari audiret, fletu suo furentem genitricem adeo irritavit, ut, quia flagellum ad manum non habebat, arreptis candelis innocentem caederet etc.*

[3]) Beowulf v. 89, 90 (übersetzung von Gering).

auch die knaben durften im saale sich an den künsten der sänger erfreuen. Hredric und Hrodmund, die söhne Hrodgars, sind in der halle anwesend, während Hrodgars sänger das lied von Hildeburh, der gemahlin Finns, singt[1]. Es ist nun wahrscheinlich, daß es überhaupt gepflogenheit war, die knaben an der mahlzeit in der halle teilnehmen und besonders bei festlichen anlässen, wie der feier der besiegung Grendels, den heldenliedern lauschen zu lassen. Auf diesen gebrauch deutet auch der ausspruch Hrodgars »ich kannt' ihn [Beowulf] schon, als er knabe war[2]«; wahrscheinlich hatte er ihn in der halle seines großvaters kennen gelernt.

Kenntnis der sage und geschichte.

Da der sänger ständig am hofe lebte, trug er seine epen gewiß häufig vor und die zuhörer — erwachsene und kinder — waren in der sage wohl bewandert. Auf den reichtum der Angelsachsen an epischen gedichten können wir aus den nordischen quellen schließen. Die Vølundarkwida hält Bugge für die umdichtung eines angelsächsischen gedichts von Weland, dem schmied[3]. Mehrere eddalieder sind, nach der zahl der angelsächsischen lehnwörter zu schließen, in England entstanden. Vom burgunderepos gibt das Walderefragement noch zeugnis. Diese fülle mußte für die zuhörer, die nicht das gedächtnis und die erfahrung des sängers besaßen, leicht merkbar eingeteilt werden. Wie man dabei verfuhr, können wir aus dem Widsiþlied ermessen, wenn hier auch schon eine spätere verschmelzung mehrerer gruppen von merkversen vorliegt, von denen sich einige auf geschichtliche, andere auf rein sagenhafte gestalten bezogen. Dadurch werden personen verschiedener zeitalter als gleichzeitig lebend angegeben und manche völker zur selben zeit an verschiedenen orten siedelnd. Der zweck der merkverse war, die namen der helden aus der sage einzuprägen und die namen der herrscher und völker festzuhalten. Sie wurden nach einer einleitung, durch die der sänger die aufmerksamkeit der hörer fesselte, vorgetragen. Im Widsiþlied ist die einkleidung pädagogisch sehr geschickt. Bei dem mangel an schriftlichen aufzeichnungen zu jener zeit konnte der *scop* nicht auf geschichtswerke verweisen. Um wie

---

1) Beowulf, v. 1071 ff.

2) Beowulf, v. 372.

3) Die Wikinger, übers. von Hungerland, 226.

viel mehr eindruck mußte es machen und wie sehr mußte es seine autorität heben, wenn er, statt zu sagen, ich hörte es von einem älteren sänger, berichtete, ich bin bei all diesen völkern selbst gewesen. Weder die jugendlichen zuhörer noch die erwachsenen konnten ihm die unwahrscheinlichkeit dieser angabe nachweisen, um so weniger als die widersprüche, die durch die spätere aneinanderfügung der merkverse entstanden, ursprünglich nicht vorhanden waren. Merkverse gab es jedoch nicht nur für die gestalten der sage und geschichte, auch die schreibkunst wurde auf diese weise gelehrt. Die kenntnis der runen war eine allgemein verbreitete und diente auch zum verkehr mit dem skandinavischen mutterlande, wenn auch später die form der zeichen sich teilweise änderte. »Das runengedicht nützt stabreim und rhythmus als stützen des gedächtnisses, um die primitive ritzkunst in stein, horn und holz, die es in vorchristlicher zeit bei den Angelsachsen ausschließlich, in christlicher neben dem römischen alphabet durch jahrhunderte gab, zu lehren und lebendig zu erhalten«[1]. Der verfasser und lehrer des runengedichts war jedenfalls auch der *scop*, der sein lied hauptsächlich für höfische kreise zugestutzt hat. Von der weiten verbreitung solcher runengedichte zeugt das vorkommen zweier verwandter skandinavischen, die in vielen stücken altertümlicher sind als das angelsächsische.

Schreibkunst.

Auch die rätsel waren sicherlich in der methalle beliebt, denn nach den zu erratenden gegenständen der angelsächsischen rätsel der Exeter handschrift war »solche auslese offenbar für weltliche, besonders adlige hörer bestimmt«[2]. Bei der vorliebe der jugend für das rätselraten kann kein zweifel sein, daß sich der rätselerzähler hauptsächlich an den jugendlichen zuhörerkreis wendete.

Rätsel.

Schließlich wäre noch einer dichtungsgattung, die auch von erziehlichem einflusse war, zu gedenken, des *drēam* oder gesellschaftsliedes. Gewöhnlich trug nicht der *scop* vor; hin und wieder begann er den vortrag, dann wanderte die harfe von hand zu hand und jeder paßte der gewiß einfachen melodie ein paar alliterierende verse an. An beispielen für diese sitte fehlt es nicht. Durch solche improvisationen wurde die

[1]) Brandl, l. c., 964.

[2]) Brandl, l. c., 971.

geistesgegenwart der jugend geschult und ihr sinn für rhythmus geschärft. Daß schon die knaben die gesangeskunst erlernten und nicht erst die erwachsenen, ersehen wir aus der lebensgeschichte derjenigen, die als jünglinge dem heidentum entsagten und außer den christlichen hymnen auch noch die lieder der methalle kannten, wie Aldhelm und Dunstan. Zur zeit Alfreds sang man noch ein volkslied, das Aldhelm verfaßt hatte, um das wenig gottesfürchtige volk anzulocken, ein lied, in das er nach und nach biblische erzählungen einflocht [1]). Dunstan wurde von seinen neidern beschuldigt, er hätte eitle, heidnische lieder und gesänge erlernt und gesungen [2]). Wir werden bei der besprechung könig Alfreds noch erwähnen, einen wie großen raum das erlernen heimischer lieder in seiner und seiner kinder erziehung einnahm.

Zeremoniell.

In der methalle lernten also die knaben die sagen kennen, sie lernten die listen der umwohnenden herrscher und völker, sie schulten sich im harfenspiel und gesang, und sie erlernten die scbreibkunst. Doch die halle des königs gab auch gelegenheit, sich höfische sitte und art anzueignen. »Die helden verkehren nicht, wie eine falsche meinung es vom naturmenschen voraussetzt, sondern nach einem festen zeremoniell. Es gab eine richtschnur des guten benehmens, wofür die angelsächsische sprache auch ein wort hatte, den *thēaw*. Man hatte an den höfen und bei den edlen eine ästhetik des lebens ausgebildet, von der allerdings das gemeine volk nichts wissen mochte« [3]). Wenn Beowulf auf formelle weise am dänenhofe eingeführt wurde [4]), so beruhte das jedenfalls auf einem brauch der angelsächsischen höfe, den auch die jungen adligen erlernen mußten. Ebenso wird häufig erwähnt, daß die knaben

---

[1]) W. of M., G. P. (Migne col. 1621). *Denique commemorat Elfredus carmen triviale, quod adhuc vulgo cantitatur, Aldhelmum fecisse . . . sanctum virum super pontem qui rura et urbem continuat abeuntibus se opposuisse obicem, quasi artem cantandi professum . . . Hoc commento sensim inter ludicra verbis Scripturarum insertis, cives ad sanitatem reduxisse.*

[2]) Vita S. Dunstani, Auctore B., p. 11. *Dicentes illum ex libris salutaribus et viris peritis, non saluti animarum profutura sed avitæ gentilitatis vanissima didicisse carmina.*

[3]) Heinzel, Über den stil der altgermanischen poesie. Q. u. V. X 26; vergl. auch 31, 32.

[4]) Beowulf, v. 348 ff.

schon verstehen mußten, wie sie sänger und höflinge nach ihrem verdienste beschenken sollten[1]).

Gesellige künste.

Manch andere gesellige künste dürften dem jüngling auch in der methalle gelehrt worden sein; darunter ist jedenfalls das brett- oder schachspiel zu erwähnen, dessen in »Der menschen schicksale« gedacht wird[2]). Von verderblichem einfluß, aber sicher häufig geübt war das würfelspiel, bei dem es nicht selten zu zank und streit kam. Saxo berichtet uns von dergleichen ausschreitungen, die jedenfalls auch in England nicht zu den seltenheiten gehörten.

Körperliche ausbildung. Übung in den waffen.

Die erziehung der jugend beschränkte sich jedoch keineswegs auf die unterweisung bei hofe. Das ziel der erziehung war ja nicht in erster linie die eben geschilderte geistige ausbildung. In der zeit, die der eroberung des landes folgte, lag das hauptgewicht auf anderen gebieten. Der kaum erkämpfte besitz mußte gegen die Briten verteidigt werden, auch die einzelnen anführer gerieten untereinander oft in streit und ihre gefolgschaft mußte für sie partei ergreifen. Das waffenhandwerk wurde daher von jugend auf gelehrt und geübt. In den lehrgedichten wird es immer unter den wichtigsten beschäftigungen genannt[3]), die epen feiern die geschicklichkeit in der handhabung der waffen. »Bei dem gefolge haben wir zwei abteilungen zu unterscheiden: *dugud* und *geogod:* die ersteren ... bilden die älteren, gereifteren krieger, etwa den rittern des späteren mittelalters entsprechend, während die *geogod* die jüngere, noch weniger erprobte mannschaft umfaßt und etwa den knappen der späteren zeit zu vergleichen ist«[4]). Außer dem kampf wurde auch die jagd fleißig gepflegt und die jugend mußte darin geübt werden. Die jagd wird als die lieblingsbeschäftigung mehrerer angelsächsischer könige genannt, und da die westsächsischen herrscher oft schon früh auf den thron kamen, so haben wir einige zeugnisse, daß halberwachsene knaben sich dieser leibesübung hingaben. So heißt es von Eadmund, daß die jagd seine gewöhnliche unterhaltung war[5]); der sechzehnjährige Eadward der Jüngere wird auf der rück-

Jagd.

---

[1]) Beowulf, v. 20 ff.

[2]) v. 70, vergl. für Skandinavien Bugge, l. c., 242.

[3]) Der menschen gaben, v. 40; Der menschen schicksale, v. 68, 69.

[4]) Köhler, Germ. altertümer im Beowulf, Germania 13, 148.

[5]) Vita S. Dunstani, Auctore B., 23 u. W. of M. 269.

kehr von der jagd erstochen[1]). Alfreds vorliebe für die jagd wird später erwähnt werden. In »Der menschen schicksale« und »gaben« wird der jagd gedacht[2]). Æthelbert II., könig von Kent, bittet Bonifazius, ihm vom kontinent zwei falken zu senden, weil in Kent wenig gute jagdfalken zu finden waren[3]). Ein anderes vergnügen der jugend war das wettrennen zu pferde. Wir haben ein interessantes zeugnis bei Beda, wie schwer es den jünglingen, die in geistliche zucht kamen, wurde, diesem weltlichen vergnügen zu entsagen[4]).

Schiffahrt.

Doch nicht nur mit mensch und tier, auch mit den feindlichen naturgewalten, die das inselvolk umgaben, mußte häufig gekämpft werden, besonders so lange die verbindung mit dem mutterlande noch eine enge war. Die lehrdichtung preist den mann, der in der kunst des steuerns der schiffe erfahren ist, im »Seefahrer« spricht sich die begeisterung eines jünglings für das leben auf dem meere aus, im Beowulf wird eine kühne schwimmtour des helden und eines genossen berichtet[5]), und gerade hier sehen wir, daß auch knaben darin geübt wurden, denn es ist das erste abenteuer, das der held bestehen muß.

Schwimmkunst.

Es hat sich nicht vermeiden lassen, bei der weltlichen erziehung der jugend zugleich mit den zuständen, wie sie im zeitalter der einwanderung und der besitzergreifung des landes herrschten, auch spätere epochen heranzuziehen, da das material so überaus spärlich war, daß sich sonst kein halbwegs klares bild hätte gewinnen lassen. Nur ein zeitraum wurde grundsätzlich hier noch nicht verwertet, da dieser ein so geschlossenes ganzes bildet, daß er dureh die einfügung in dieses kapital an einheitlichkeit verloren hätte, es ist die lebenszeit Alfreds des Großen, deren bedeutung für die erziehung im folgenden gewürdigt werden soll.

II. König Alfred.

Wenn wir in geschichte oder literaturgeschichte an die gestalt eines großen mannes herantreten, so fragen wir uns in

---

[1]) W. of M. 308.

[2]) v. 85 — v. 37, v. 81.

[3]) Mon. Mog. Ep. 103.

[4]) Hist. Eccl., V 6.

[5]) Beowulf v. 449 ff.

erster linie, wie kam es, daß dieser mann so hervorragend wurde; haben umstände in seiner kindheit und jugend einen bedeutenden anteil an seiner späteren größe gehabt? Fast in noch höherem maße müßte diese frage von wichtigkeit sein, wenn wir an jemand herantreten, der nicht nur als geschichtliche und literarische persönlichkeit groß war, sondern auch in pädagogischer hinsicht bahnbrechend gewirkt hat. Denn wenn auch Alfred weder der gründer von Oxford war, noch durch Grimbald den studiengang dieser stätte der wissenschaft reformieren ließ, wie fälschlich behauptet wurde, wenn er auch viel bescheidener nur eine art volksschulbildung für sein volk anstrebte, so ist diese tat doch vielleicht von größerer tragweite, als die gründung einer universität zu jener zeit gewesen wäre.

Erziehung des königs.

Wir fragen uns also, wie kam Alfred dazu, in seinem volke bildung verbreiten zu wollen, und da wird uns die antwort, der könig empfand den mangel an bildung noch im mannesalter so sehr, daß er anderen die bitteren erfahrungen ersparen wollte, die er an sich selbst gemacht hatte.

Jugend.

Leider sind wir in bezug auf biographische details auf einen einzigen gewährsmann — Asser — angewiesen, und wenn auch die gelehrten, die sich in der letzten zeit mit dessen *Vita Alfredi* beschäftigten, seine autentizität über jeden zweifel erheben, so lassen sie doch durchblicken, daß er hin und wieder nicht ganz zuverlässig ist und *cum grano salis* genossen werden müsse. Nun berichtet uns Asser, daß Alfred zwar von der »wiege« an den trieb nach wissen gehabt habe, doch ihn nicht stillen konnte, weil eltern und erzieher sorglos genug gewesen seien, ihn bis über das zwölfte jahr hinaus »*illiteratus*« zu lassen. Wenige zeilen später erzählt uns jedoch derselbe biograph die ihrer lieblichkeit wegen oft angeführte geschichte, wie Alfreds mutter ihren söhnen ein buch mit sächsischen liedern zeigte, es demjenigen versprechend, der es zuerst [lesen] lernen würde. Alfred, angelockt durch die schönheit der initialen in dieser handschrift, fragt die mutter, ob sie es wirklich herschenken wolle, ergreift auf ihre lächelnde zusage das werk, geht zum lehrer, liest den inhalt und kehrt mit seinen neuerworbenen kenntnissen zur mutter zurück[1]). An dieses buch

Lesen.

[1]) Asser's Life of King Alfred, ed. W. H. Stevenson, 1904, § 23, p. 20.

knüpfen sich zahlreiche fragen. Pauli [1]), Plummer [2]) und Stevenson scheinen wenigstens darin einig zu sein, daß Alfred es von seiner eigenen mutter Osburh, nicht von seiner stiefmutter Judith erhielt, also etwa im sechsten jahre. Doch hat der satz »*Tunc ille statim tollens librum de manu sua, magistrum adiit et legit. Quo lecto, matri retulit et recitavit*« verschiedene auslegung erfahren. Man ist darüber nicht einig, ob Alfred aus diesem buche l e s e n lernte, ob er daraus v o r l e s e n lernte, oder ob er es nur a u s w e n d i g hersagte. Plummer meint, Alfred hätte schon vorher lesen können, er sei nur zum lehrer gegangen und hätte speziell in d i e s e m buch lesen gelernt, denn ein kind brauche hilfe, um ein neues werk zu bewältigen, selbst wenn es bis zu einem gewissen grade schon lesen konnte [3]). Ich möchte hinzufügen: Man gebe einem siebenjährigen knaben zb. den Faust in die hand, könnte er den ersten monolog sinngemäß vorlesen, auch wenn er schon lesen kann? Warum sollte es einem angelsächsisch sprechenden kinde mit dem Beowulf oder einem anderen epos, dessen sprache doch von der angelsächsischen prosa weit stärker abweicht als Goethes sprache von der deutschen, besser ergangen sein? Mußten gedichte damals nicht nach einem rhythmus gelesen werden, dessen gesetze wir heutzutage überhaupt nicht genau kennen?

Pauli und Stevenson dagegen meinen, das kind hätte mit hilfe des lehrers die gedichte nur auswendig gelernt. Plummers meinung hat schon aus dem grammatischen grunde, daß »*recitare*«-»vorlesen« wirklich häufig belegt ist, wenn auch die bedeutung »aufsagen« nicht ausgeschlossen ist, viel für sich [4]). Nur möchte man noch etwas erwägen. Mußte der knabe schon vorher lesen können, um nach einiger zeit imstande zu sein, das werk vorzulesen? Die ausdrucksweise Assers ist an dieser stelle allerdings sehr kurz. Aber man muß doch daraus nicht

---

[1]) König Ælfred.

[2]) Life and Times of Alfred the Great, 1902.

[3]) l. c., p. 83: *Nor is it necessarily implied that the reading of the poetry book was Alfred's first essay in reading. It is only said that he went to a master and learnt to read that particular book. But a child would need help in mastering a new work, even if he could read to some extent before.*

[4]) Auch Stevenson übersetzt "*recitare*" an zahlreichen anderen stellen mit "*read aloud*"; zb. § 81, 10: *octo mensibus in curto mansi, in quibus recitavi illi libros quoscumque ille vellet.* Vergl. auch: § 81, 15; § 88, 4; § 76, 9 etc.

schließen, daß das kind in einer oder zwei stunden wiedergekommen sei, es könnten genau so gut wochen vergangen sein. Und ein begabtes kind kann in wenigen wochen lesen lernen, besonders wenn es ein gutes gedächtnis hat, wie es uns von Alfred bezeugt ist, und wenn man es aus demselben buche lesen läßt, aus dem es diese kunst erlernt hat; bei handschriften müßten sich die wortbilder noch ganz anders einprägen als bei der druckschrift, und auch jetzt liest jedes kind leichter aus seiner fibel vor als aus einem anderen mit gleich großen lettern gedruckten buche.

Schreiben.

Daß Alfred im Jahre 855 seinen namen schon schreiben konnte, wissen wir, weil sich seine unterschrift auf einer urkunde aus dieser zeit findet[1]). Asser bezeugt uns auch, daß Alfred englische gedichte jederzeit gern hörte, sie von anderen häufig vortragen ließ und sie auch selbst im gedächtnis behielt[2]). Er schätzte die lieder so sehr, daß er, wie William von Malmesbury sagt, in seinem Enchiridion die geschichte aufzeichnete, wie Aldhelm durch vortragen von angelsächsischen gesängen die gläubigen veranlaßte, die kirche zu besuchen[3]).

Ist es nun auch nicht sicher, daß der könig als kleiner knabe lesen gelernt, so ist es doch gewiß, daß er von jugend an ein bücherfreund gewesen. So oft als möglich — Asser gebraucht mehrmals den etwas überschwänglichen ausdruck »*die noctuque*« — ließ er sich vorlesen, was immer vorhanden war[4]). Schon als kind hatte er einen lehrer, oder es weilte wenigstens ein solcher am hofe Æthelwulfs, da Alfred ja zu ihm ging und ihn bat, ihm das buch seiner mutter zu lesen. Allerdings wird uns dieser lehrer sonst nirgends genannt. Der sonst so dankbare Alfred hätte kaum ermangelt, ihn in der Cura Pastoralis, in deren vorrede er seinen geistigen führern ein denkmal setzte, zu erwähnen, wenn er große kenntnisse besessen hätte. Er gehörte aber wohl zu denen, die zwar e n g l i s c h lesen konnten, aber nicht Latein verstanden.

---

[1]) Vergl. Plummer, l. c., 74 (urkunde bei Birch no. 486; Kemble C. D. no. 276).

[2]) Asser, § 22, 13: *Sed Saxonica poemata die noctuque solers auditor, relatu aliorum sæpissime audiens, docibilis memoriter retinebat.* — Vergl. auch § 76, 9.

[3]) G. P. V (Migne, col. 1621).

[4]) Asser, § 81, 11: *recitavi illi libros quoscumque ille vellet, et quos ad manum haberemus.*

Erlernen des Latein.

Plummer faßt Assers »*usque ad duodecimum ætatis annum, aut eo amplius, illiteratus permansit*« so auf, daß *illiteratus*« »*he was ignorant of Latin*« heißt[1]). Ich möchte eher sagen, er fing erst nach diesem jahre an, Latein lesen zu lernen. Denn eines ist meines erachtens übersehen worden. Es scheint festzustehen, daß der knabe zweimal in Rom war. Das erstemal 853 mit etwa fünf jahren[2]), das zweitemal 855[3]). Wenn auch, wie Plummer meint, der zweck der ersten reise kein erziehlicher war[4]) und wenn auch damals der knabe zu jung war und nicht lange genug blieb, so kann man doch voraussetzen, daß Alfred auf der zweiten reise, als er sieben jahre alt war und sich mit seinem vater ein jahr in Rom aufhielt, versucht haben wird, nicht nur mit hilfe eines dolmetschers mit den leuten zu reden, mit denen er notwendigerweise in berührung kam. Ob er allerdings Latein oder die Vulgärsprache gelernt, ist nicht festzustellen, doch wichen diese beiden sprachen im 9. jahrhundert wohl nicht sehr von einander ab. Ein mehr oder minder korrektes Latein war damals internationale umgangssprache zwischen den verschiedenen fürstenhöfen und der Curie und es scheint nicht unmöglich, daß Alfred diese sprache im laufe eines einjährigen aufenthaltes in Rom erlernt hat. Auch der aufenthalt im Frankenreich, am hofe des gebildeten Karls des Kahlen, und die vermählung seines vaters mit dessen tochter Judith, die sicher ein fränkisch-lateinisch sprechendes gefolge mit sich nach England brachte, mögen zur erwerbung von sprachkenntnissen beigetragen haben. Asser scheint sich absichtlich über diesen punkt in dunkel zu hüllen, um sein eigenes verdienst in ein höheres licht zu setzen und um verstehen zu geben, daß ohne ihn Alfred nie zum übersetzen lateinischer werke gekommen wäre. Hätte aber Alfred in späteren jahren, von der sorge um die regierung und der Dänennot bedrängt, die zeit gefunden, die ihm ganz fremde sprache so zu meistern, wie er es getan, ja, hätte er überhaupt

[1]) Life and Times etc. 81.

[2]) Plummer, Life and Times etc. 70. — Asser, § 8, 1.

[3]) Asser, § 11, 6.

[4]) l. c., 70, 71. *I can hardly think that the object of the journey was educational, as is very commonly supposed; to say nothing of the fact that Rome at this time had very little to offer in the way of education, being far outstripped in this respect by the Carolingian schools of Germany and Gaul.*

den wunsch gehabt und den plan gefaßt, lange werke zu übersetzen und seine umgebung dazu anzueifern? Und hätte er in der vorrede der Cura Pastoralis — vielleicht seiner ersten selbständigen übertragung — den großen nutzen der sprachenkenntnis so betont und ausdrücklich erwähnt, daß die früheren gelehrten beabsichtigten, durch das erlernen mehrerer sprachen mehr weisheit im lande zu verbreiten?[1]) Seinem drange nach der kenntnis fremder sprachen ist wohl auch zuzuschreiben, daß er sich die frage vorlegte, ob andere völker schon früher die bibel übersetzt hätten, und daß er uns die übertragungen aus dem Hebräischen ins Griechische, ins Lateinische und in die anderen sprachen aufzählt[2]).

Es ist außerdem übersehen worden, daß auch bei Plummers auslegung, Alfred wäre bis zum zwölften jahre des Lateins unkundig gewesen, noch ein widerspruch Assers ungelöst bleibt. Dieser biograph gibt nämlich an, daß Alfred als knabe — also wahrscheinlich mit zwölf jahren — das Horarium, die psalmen und die gebete lernte und las und sein lateinisches gebetbuch immer bei sich trug[3]). Es ist daher wohl anzunehmen, daß Alfred genug Latein konnte, um den inhalt dieses buches zu verstehen. Im weiteren verlauf des werkes spricht Asser jedoch davon, daß der könig erst im jahre 887 (mit etwa 28 jahren) anfing, lateinisch zu lesen und zu übersetzen, und bis dahin immer geklagt habe, daß er nicht allein lesen könne. Um diesen widerspruch zu beseitigen, muß man vermuten, daß sich seine bildung bis ins mannesalter auf lesen und schreiben der muttersprache und ein wenig kirchenlatein beschränkt hat. Erst unter der leitung Assers und anderer gelehrter männer erwarb er sich die nötigen kenntnisse, um schwierigere werke zu lesen und aus dem Lateinischen ins Englische zu übertragen. Den anstoß zum gründlicheren studium des Latein gab — wie uns sein biograph mitteilt — Alfreds wunsch, das auf seine veranlassung zusammengestellte Enchiridion auch ohne hilfe lesen und verstehen zu können. Und so begann der

---

[1]) *Ond woldon dæt her dy mara wisdom on londe wære dy we ma gedeoda cudon.*

[2]) Cura Pastoralis, vorrede.

[3]) § 24, 1: *Post hæc cursum diurnum, id est celebrationes horarum, ac deinde psalmos quosdam et orationes multas 'didicit'; quos in uno libro congregatos in sinu suo die noctuque . . . ubique circumducebat.*

könig am selben tage zu lesen und zu übersetzen [1]), was ohne irgendwelche vorhergehende kenntnis der lateinischen sprache und schrift nicht möglich gewesen wäre. Daß der könig bei schwierigeren werken auch später noch von seinen gelehrten freunden abhing, beweist eine stelle bei William of Malmesbury, in der angeführt wird, daß Asser ihm die Consolatio Philosophiæ zuerst in einfacheres Latein übertrug [2]). Kenntnisse in geschichte, geographie und philosophie erwarb er sich jedenfalls, soweit nicht die eigene erfahrung und anschauung reichten, erst als übersetzer der einschlägigen werke und durch die berichte der männer, die er später an seinen hof zog. In der erziehung zu den fertigkeiten hebt Asser besonders Alfreds geschicklichkeit in der jagd hervor, für die er auch später als könig vorliebe bewahrte [3]). Die kriegskunst lernte er von jugend auf durch die leider fortwährend nötige übung, und schon als jüngling hatte er darin schöne erfolge zu verzeichnen [4]). Die sage läßt ihn auch seine waffen selbst herstellen oder wenigstens ausbessern [5]).

Körperliche erziehung.

Volkserziehung.

Was könig Alfred für die erziehung seines volkes zu tun beabsichtigte, läßt sich am ehesten mit dem vergleichen, was im aufklärungszeitalter in einigen ländern für die unterweisung der kinder wirklich geschehen ist. Hier wie dort finden wir denselben grundsatz, daß bildung nicht nur für einzelne stände, sondern für alle menschen eine notwendigkeit sei. Alfred sagt, die ganze freigeborene jugend Englands sollte englisch lesen lernen, solange sie nicht imstande wäre, andere arbeit zu leisten. Allerdings ist die einschränkung gemacht, wenn ihnen genug weltliche güter zuteil geworden [6]). Trotzdem könnte man für den

---

[1]) § 87, 1: *Eodem quoque anno [DCCCLXXXVII] sæpe memoratus Aelfred, Angulsaxonum rex, divino instinctu legere et interpretari simul uno eodemque die primitus inchoavit.*

[2]) G. R. § 122 (Migne, col. 1083): *Hic sensum librorum Boætii De Consolatione planioribus verbis enodavit quos rex ipse in Anglicam linguam vertit.*

[3]) Asser, § 23, 15; § 76, 4.

[4]) Asser, § 35 (schlacht bei Reading); § 37 ff. (schlacht bei Aescesdun).

[5]) Asser, § 53b, 3: *et ille rex sedens sic circa focum præparavit sibi arcum et sagittas et alia bellorum instrumenta.*

[6]) Cura Pastoralis, Vorrede: *đætte eall sio giogud đe nu is on Angelcynne friora monna, đara đe đa speda hæbben đæt hie đæm befeolan mægen, sien to liornunga odfæste, đa hwile đe hie to nanre oderre note ne mægen, od đone first đe hie wel cunnen Englisc gewrit arædan.*

christlichen teil Englands Alfred den schöpfer eines volksschulgesetzes nennen, das leider infolge der politischen verhältnisse weder zu seiner zeit noch unter seinen nachfolgern zur durchführung gekommen ist. Man könnte sagen, es dauerte etwa elfhundert jahre, ehe diese forderung in England wieder erhoben wurde, und auch jetzt ist sie kaum durchgeführt. Allerdings muß man die beiden einschränkungen Alfreds in betracht ziehen: nur freier männer söhne und nur solche, die nicht durch erwerbsnot vom lernen abgehalten werden. Übrigens fallen beide bestimmungen eigentlich in eine zusammen. Sklavensöhne hatten eben nicht die muße, neben der arbeit noch bildung zu erwerben, und der freibauernstand war zu Alfreds zeit teilweise schon so verarmt, daß er hörigendienste verrichten mußte.

Lehrgegenstände.

In der Cura Pastoralis spricht Alfred nur vom lesenlernen, Asser jedoch sagt, die jungen leute hätten in der *schola* auch schreiben gelernt, jedenfalls war es also die forderung des königs, denn wir können wohl annehmen, daß der lehrplan von ihm selbst aufgestellt worden ist, wenn er auch die durchführung anderen überlassen mußte. Diejenigen knaben, die ein höheres amt erreichen wollten, mußten sich dem studium des latein hingeben und es in wort und schrift erlernen [1]). Endlich legte er noch außerordentlichen wert auf das auswendiglernen sowohl von heimischen liedern als auch von lateinischen psalmen [2]).

Lehrer.

Die mittel, die Alfred anwandte, um sein bildungsideal zu erreichen, waren äußerst zweckmäßig. Vor allem berief er gelehrte aus anderen provinzen Englands und aus dem auslande und versuchte, sich in Wessex geeignete lehrer heranzuziehen. Offa hatte seinerzeit in Mercien viel für die bildung getan [3]) und außerdem hatte es weniger verwüstungen erlitten als Wessex. Von dort berief daher Alfred Plegmund (den

---

[1]) Cura Pastoralis, Vorrede: *lære mon siddan furdur on Ledengeðiode da de mon furdor læran wille, ond to hierran hade don wille.* — Asser, § 75, 15: *In qua schola utriusque linguæ libri, Latinæ scilicet et Saxonicæ, assidue legebantur, scriptioni quoque vacabant, ita, ut . . . in liberalibus artibus studiosi et ingeniosi viderentur.*

[2]) Asser, § 75, 29: *nam et psalmos et Saxonicos libros et maxime Saxonica carmina studiose didicere.*

[3]) Plummer, Life and Times etc., 136.

späteren erzbischof von Canterbury), Werfrith (später bischof von Worcester) und zwei kapläne Æthelstan und Werwulf[1]). Aus Wales kam Asser — wir sehen also zum erstenmal eine einwirkung britischen geistes auf den germanischen — der spätere biograph des königs und abt von Sherborne. Endlich berief Alfred aus dem Frankenreich Johann, den »Altsachsen«, aus dem kloster Corvey, der später abt von Athelney wurde, und Grimbald von St. Bertin in Flandern, später abt des New Minster in Winchester[2]). Wie weit diese männer im jugendunterricht tätig waren, wird uns freilich nicht berichtet. Alfreds gedanke war wohl, daß sie — abgesehen von der gelehrsamkeit, die sie ihm selbst und seinem hofe vermitteln sollten — in ihren klöstern und diözesen für heranbildung unterrichteter mönche und presbyter wirkten, die dann den jugendunterricht und zwar nach seinem ausdrücklichen wunsche auch den der laien in die hand nehmen sollten. Große männer vergessen leicht, daß ihr leben nur von kurzer dauer ist, und schmieden pläne, die sich erst unter ihren kindern oder enkeln durchführen lassen könnten.

Bücher in angelsächsischer sprache.

Das zweite mittel zur bildung seines volkes waren für Alfred die bücher. Es erfüllte den könig mit betrübnis, daß zur zeit, als in England die gelehrsamkeit noch blühte, als die klöster noch nicht verwüstet waren, niemand daran gedacht hätte, lateinische bücher in die volkssprache zu übersetzen, wie es ja doch bei anderen nationen geschehen, denn es gebe ja noch genug leute, die zwar des Lateins nicht mächtig wären, aber ihre muttersprache lesen könnten[3]).

Aus diesen worten Alfreds läßt sich manches schließen. Wenn es trotz der herrschenden unbildung so viel leute gab, die lesen konnten, daß es sich lohnte, bücher für sie zu übersetzen, so muß doch eine größere anzahl angelsächsischer originalwerke vorhanden gewesen sein und wir können vermuten, daß damals noch ungeahnte handschriftenschätze an angelsächsischen liedern und epen vorhanden waren, von denen wir nur mehr die dürftigsten spuren besitzen. Außerdem scheint Alfred keine kenntnis von Bedas übersetzung des Johannes-

---

[1]) Asser, § 77.

[2]) Asser, § 78.

[3]) Cura Pastoralis, Vorrede.

evangeliums gehabt zu haben, denn es ist doch unwahrscheinlich, daß er ihrer sonst nicht gedacht hätte, wo er ausdrücklich vom fehlen einer englischen übersetzung der bibel spricht. Ob nun diese übersetzung verloren oder ob Cuthberts angabe in seiner Beda-biographie nur von einem entwurf, nicht von einer für den allgemeinen gebrauch bestimmten übertragung spricht, ist zweifelhaft [1]). Nicht einmal die psalmen scheinen vor Alfred in englischer sprache vorhanden gewesen zu sein, wenigstens schreibt William of Malmesbury Alfred die älteste psalmenübertragung zu und erwähnt, der könig wäre vor ihrer vollendung gestorben [2]). Plummer vermutet, daß die von William of Malmesbury genannte übersetzung in einer prosaübertragung der Pariser Bibliothèque Nationale noch erhalten sei [3]). Er meint jedoch, daß es auch nicht unmöglich sei, daß eine mißverstandene stelle Assers anlaß zu dieser tradition gegeben habe [4]). Sicher scheint wohl zu sein, daß die angabe des Liber Eliensis: »*totum Novum et Vetus Testamentum in eulogiam Anglicæ gentis transmutavit*«, auf irrtum beruht [5]). Wir können daher mit recht vermuten, daß es Alfred nicht darum zu tun war, bücher für den eigentlichen kultus zu schaffen, der ja doch der fremdsprache bedurfte. Der erziehliche zweck, nicht der religiöse war ihm die hauptsache, wenn auch die übersetzten werke teilweise religiösen inhalt haben. Nach Plummer war das erste der werke, das Alfred übersetzte, die Cura Pastoralis [6]), die hauptsächlich zum unterricht für geistliche bestimmt war und daher auch an alle bischofssitze versendet wurde. Für uns ist die vorrede des buches am wichtigsten, da sie Alfreds ansichten über jugenderziehung am klarsten ausspricht und auch kulturgeschichtliche streiflichter auf den zustand der damaligen bildung wirft. Die beiden folgenden werke, der absicht des verfassers nach wohl für die ganze freigeborene jugend Englands bestimmt, die lesen gelernt hatte, die übersetzung des Beda und des Orosius, sollten gleichzeitig belehrung in geschichte,

---

[1]) Vergl. Beda ed. Plummer I, CLXII.

[2]) G. R., § 123 (Migne, col. 1085).

[3]) Life and Times etc., 147 ff. Vergl. die dort zitierte literatur.

[4]) l. c. 150, anm. 1.

[5]) Plummer, Life and Times etc., 150, 151.

[6]) Ich folge der anordnung Plummers. Es ist für diese arbeit zwecklos, auf die verschiedenen ansichten über die datierung einzugehen.

geographie und moral bieten. Und hier sehen wir den über setzer schon als redaktor walten; was für seine schüler nützlich und interessant sein könnte, fügt er hinzu, wie die geographische beschreibung Deutschlands oder besser gesagt Zentraleuropas, in die er die reisen des Ohthere und Wulfstan ins land der Finnen verflicht, lokale angaben in bezug auf die erste schlacht Caesars mit den Briten, erläuterungen römischer und überhaupt fremder sitten und gebräuche im Orosius. Hin und wieder läßt er auch eigene politische und religiöse ansichten einfließen. Was ihm dagegen nicht mehr zeitgemäß und deshalb unwichtig für sein publikum zu sein schien, läßt er ohne weiteres aus; so zb. die genaue osterberechnung und die sich daran knüpfenden streitigkeiten mit den Schotten in Beda, ebenso ist der anfang der Historia Ecclesiastica stark gekürzt, und auch die beschreibung der heiligen stätten (V 15, 17) schien ihm nicht wichtig genug, um sie in extenso zu übertragen.

Die beiden letzten übersetzungen Alfreds sollen die leser in die philosophie einführen. Die Consolatio Philosophiæ des Boëthius ist ein im mittelalter sehr beliebtes und verbreitetes werk gewesen. Zwei gründe waren hauptsächlich maßgebend: die »populär-philosophische behandlungsweise und das christliche kolorit«[1]). Beides mag Alfred angezogen haben und er versuchte, beide merkmale hin und wieder noch zu verstärken[2]). Das werk — bekanntlich ein gespräch zwischen der philosophie und dem dichter — scheint auch seiner form nach bei dem könig anklang gefunden zu haben. Wie ja bei angelsächsisch-lateinischen schriftstellern, zb. Aldhelm und Alcuin, die dialogform vorher schon öfter in anlehnung an lateinische schriftsteller vorkommt. Nach William of Malmesbury wurde die Consolatio zuerst von Asser in einfacheres Latein und dann erst vom könig ins Angelsächsische übertragen[3]). Auch die Soliloquien Augustins, die Alfred dann übersetzte, sind ein zwiegespräch. Und dessen zwei büchern fügte der könig ein drittes, gleich-

---

[1]) Ebert, Literatur des mittelalters I, 496. Plummer dagegen is anderer ansicht, er spricht p. 180 von "*absence of any distinctively Christian character*".

[2]) Vergl. Plummer, Life and Times, 180ff.

[3]) G. R. § 122 (Migne, col. 1083). *Hic [Asserius] sensum librorum Boœtii De Consolatione planioribus verbis enodavit, quos rex ipse in Anglicam linguam vertit.*

falls dialogisiertes, aus verschiedenen quellen entlehntes hinzu, in das er die sokratische methode hineinbringen mußte, um es den ersten beiden anzupassen. Alfred, dem wahrheitsfreunde, wie ihn die Engländer nennen, mochte vieles an den Soliloquien sympathisch sein, besonders aber die stelle II § 24, daß die wahrheit nicht untergehen könne [1]). Auch in den beiden ersten büchern dieses werkes sind von Alfred eingeschaltete zusätze zu verzeichnen. Wichtig ist jedoch besonders die vorrede, in der Alfred anderen schriftstellern seines volkes den rat gibt, aus demselben walde, aus dem er sich die schönsten bäume geholt und den er gerne ganz mitgenommen hätte, wagenvoll die stämme zu bringen und aus ihnen stätten der freude und des behagens zu errichten [2]). Als der könig nicht mehr imstande war, selbst für die belehrung der seinen zu sorgen, riet er anderen, künftig auf seinen wegen zu wandeln.

Noch zu lebzeiten des königs wird dessen anregung befolgt. Die dialoge Gregors des Großen wurden nach Assers angabe von bischof Werfrith übersetzt, wahrscheinlich zur zeit, als Alfred noch nicht imstande war, die übertragung anzufertigen [3]). Gleichfalls während Alfreds regierung und auf seine anregung, wie Stubbs und Plummer meinen, ist die älteste form der Sachsenchronik entstanden [4]). In gewissem sinne war auch diese ein lehrbuch für Alfreds untertanen: *res gesta maiorum*. Und hier war Alfreds einfluß noch nach seinem tode mächtig genug, um dem werke eine — allerdings teilweise dürftige — fortführung zu sichern. Auch die neusammlung der gesetze ist Alfred zu verdanken; möglicherweise stammt die einleitung von ihm selbst her.

Schließlich wäre noch eines werkes zu gedenken, des Enchiridion oder Handbook. Brandl faßt dies als Alfreds erste übersetzungsversuche auf [5]). Ziehen wir jedoch den wortlaut der biographie zu rate, so heißt es nur, es wären auf anordnung des königs durch Asser auf pergament aufgezeichnete lateinische aussprüche verschiedener schriftsteller gewesen, an denen Alfred

---

[1]) Ebert, Literatur des mittelalters, I 242.

[2]) Vergl. Englische Studien XVIII, 332.

[3]) Asser, § 77, 5.

[4]) Two Saxon Chronicles Parallel, p. CIV.

[5]) Geschichte der altenglischen literatur, I, § 65, 1064.

sich im lesen und — wohl mündlichen — übertragen übte [1]). Wir können es daher kaum unter seine eigenen werke rechnen, es war, wie es der biograph selbst nennt, eine blutenlese.

Hofschule. Ähnlich wie Karl der Große vorsorge treffen mußte, daß seine kinder und enkel einen besseren unterricht genossen, wodurch viele schriftsteller zu der vorstellung einer förmlichen hofschule gekommen sind, hat auch Alfred für den unterricht der jugend an seinem hofe gesorgt. Nach den angaben Assers [2]) ist die schule eigentlich für Æthelweard, Alfreds jüngsten sohn, eingerichtet worden. Auch William of Malmesbury sagt, daß dieser sohn Alfreds für außerordentlich gebildet galt [3]). Aber Exklusivität war so wenig die sache Alfreds wie des großen Karl, und der unterricht durch die an seinen hof berufenen lehrer wurde den söhnen der adeligen und nicht-adeligen auf gleiche weise zuteil. Leider faßt sich Asser in bezug auf den lehrplan der schule sehr kurz. Englisch und Latein eifrig lesen und auch schreiben, solange die schüler zur jagd und anderen fertigkeiten nicht genug kräfte haben. Fast sieht diese stelle wie eine paraphrase von Alfreds worten in der vorrede zur Cura Pastoralis aus, und man ist enttäuscht, von Asser so gar nichts näheres zu hören, denn das hinzugefügte »*in liberalibus artibus studiosi*« ist wohl nur eine umschreibung für die schon erwähnte kunst des lesens und schreibens. Von den beiden kindern Eadward und Ælfthryth wird dann noch hinzugefügt, daß sie ganz am hof erzogen wurden und auch psalmen, englische bücher und gedichte lernen mußten und überhaupt nicht müßig gehen durften [4]). Allerdings ist zu vermuten, daß Alfred die zahlreichen lehrer nicht bloß des lesens und schreibens und des vorlesens wegen an den hof gezogen hat, daß eben im Lateinlesen auch die disziplinen inbegriffen waren, deren lehr-

---

[1]) Asser, § 88 . . . *ex quodam quoddam testimonium libro illi evenit ut recitarem . . . subito ostendens libellum, . . . imperavit, quod illud testimonium in eodem libello literis mandarem . . . Sed, cum nullum locum vacuum in eodem libello reperirem, . . . inquam "placetne tibi, quod illud testimonium in aliqua foliuncula segregatim scribam" . . . Quod ille audiens, "ratum esse consilium" inquit . . . Nam primo illo testimonio scripto, confestim legere et in Saxonica lingua interpretari, atque inde perplures instituere studuit.*

[2]) § 75, 11.

[3]) G. R. II, § 121 (Migne, col. 1081): *Ethelwardum, quem literatissimum perhibent.*

[4]) Asser, § 75, 10; § 76, 33; § 102, 16.

bücher damals nur in lateinischer sprache vorhanden waren. Wir hören an anderer stelle Grimbald als ausgezeichneten sänger rühmen, der auch in der heiligen schrift wohl bewandert war, und ebenso Johannes als gelehrt in jeder literarischen disziplin und in vielen anderen künsten erfahren [1]). Sollten sie nicht auch in diesen wissenszweigen die zöglinge unterwiesen haben?

Heranbildung von beamten.

Endlich wendete Alfred noch ein mittel zur erziehung an, das allerdings in erster linie nicht für die jugend bestimmt war, dieser jedoch indirekt zugute kam. Alfred wollte nicht, daß seine höheren beamten und richter zu wenig von den angelegenheiten, die ihnen oblagen, verstünden, und erachtete literarische kenntnisse für nötig zum amt. Wer also seine stelle behalten wollte, mußte sich den studien auch in vorgeschrittenerem alter hingeben. War einer jedoch zu alt oder zu unbegabt, um noch etwas zu lernen, so fand er den ausweg, seine söhne, jüngeren verwandten oder in ermangelung solcher seine leibeigenen lesen und schreiben lernen zu lassen, um sich — bei tag und nacht, wie Asser wieder überschwenglich sagt — vorlesen zu lassen [2]). In gewissem maße kamen die erziehungsbestrebungen Alfreds also auch den sklaven zugute.

Sowohl in der vorrede zur Cura Pastoralis als im bericht Assers über die gründung von Alfreds *schola* wird der jagd erwähnung getan, der sich die jugend hingeben sollte, wenn sie die dazu nötige kraft erlangt hätte. Merkwürdigerweise wird von erziehung zur kriegstüchtigkeit nichts berichtet. Man muß annehmen, daß in jenen unruhigen zeiten das waffentragen selbstverständlich war und daß jeder jüngling beim nächsten däneneinfall mehr als genug gelegenheit hatte, die nötige übung im kampf zu erwerben.

Zeit nach Alfred.

Ist nach Alfreds zeit noch eine weltliche bildung nachweisbar? Eine zeitlang wenigstens mußte der reichliche same, den der könig gestreut, doch noch früchte tragen. Es wurde schon erwähnt, daß besonders der jüngere sohn Alfreds, Æthelward, von William of Malmesbury als gelehrt angesehen wurde. Der ältere, Eadward, stand jedoch dem vater an wissen weit nach [3]).

[1]) Asser, § 78, 5.

[2]) Asser, § 106, 36.

[3]) William of Malmesbury, G. R., col. 1087. *Literarum scientia multum patre inferior.*

Dennoch ließ er seinen kindern eine gute erziehung angedeihen, den mädchen außer den wissenschaften noch die künste der nadel und der hauswirtschaft, den söhnen die staatskunst lehren [1]). Unter Eadwards söhnen rühmt William, daß Æthelward am meisten dem großvater geglichen und sich vornehmlich den wissenschaften hingegeben hätte [2]). Doch auch Æthelstan, Eadwards nachfolger, war nicht ungelehrt und aus einem gedicht, das William anführt, geht hervor, daß er in der palastschule unterrichtet wurde und unter der zuchtrute strenger lehrer stand [3]). Ihn scheint auch sein großvater besonders geliebt zu haben, da er ihn schon als kind zum ritter schlug, ihm einen roten mantel, ein mit edelsteinen geschmücktes wehrgehänge und ein schwert in goldener scheide schenkte. Dadurch angeeifert, bildete er sich auch im waffenhandwerk aus und, könig geworden, zeigte er seine tüchtigkeit in der berühmten schlacht bei Brunnanburh.

Von den späteren königen rühmt William zwar hin und wieder ihre geschicklichkeit in der jagd, bei einigen, wie Eadmund und besonders Eadgar, ihre fürsorge für die klöster, von ihrer eigenen wissenschaftlichen bildung und der erziehung der königskinder verlautet aber nichts. Ebenso wenig erfahren wir etwas von dem fortbestehen der von Alfred gegründeten palastschule oder von dem aufrechterhalten seiner sonstigen bestimmungen für die bildung des volkes und der beamten. Ja wir hören sogar, daß der stand, um dessen hebung er sich sehr bemüht hatte, der richterstand, zu Eadwards zeiten ganz korrupt war [4]), ein trauriges zeichen für den zustand des reiches.

III. Geistliche erziehung.

Einleitung. In der geschichte der erziehung der angelsachsen beansprucht die klostererziehung einen ziemlich großen raum, da bald nach

---

[1]) G. R. col. 1090. *Filias suas ita instituerat ut literis omnes in infantia maxime vacarent, mox etiam colum at acum exercere consuescerent; . . . filios, ut primum eruditio plena literarum in eos conflueret, et deinde quasi philosophi ad gubernandam rempublicam non jam rudes procederent.*

[2]) G. R. col. 1089. *Ethelwardus . . . literis apprime institutus, multumque Elfredum avum vultu at moribus præferens . . .*

[3]) G. R., col. 1098. *Ad patris edictum datus in documenta scolarum, Extimuit rigidos ferula crepitante magistros.*

[4]) G. R. col. 1175. *Fuerunt tamen nonnulla quæ gloriam temporum deturparent . . . prava judicia a perversis hominibus commissa.*

der endgültigen besiedlung und eroberung des landes auch die christianisierung der heidnischen scharen erfolgte und die klöster in kürzerer zeit als auf dem kontinent aufblühten. Doch nicht ein einheitlicher klostertypus ist es, der uns entgegentritt; wie jetzt noch nach mehr als tausend jahren die klare und übersichtliche darstellung des englischen schulwesens auf hindernisse stößt, weil sie eigentlich aus den monographien aller Colleges, Grammar Schools und verwandten anstalten bestehen müßte, so verhielt es sich auch schon im VII. und VIII. jahrhundert. Die stiftungen waren nach anlage und zweck verschieden. Zum großen teil trägt dazu bei, daß einige klöster von irischen mönchen gegründet wurden, andere — wenigstens mittelbar — unter irischem einflusse standen, wieder andere nach gallisch-römischen ordensregeln errichtet wurden.

Allgemeine grundsätze.

Trotzdem lassen sich einige allgemein gültige grundsätze aufstellen. Wir finden schon in der ältesten anlage der gebäude eine gewisse ähnlichkeit. Fast immer errichtete man die klöster in einsamen gebieten, sei es auf der heide wie Malmesbury, sei es im sumpfland wie Ely, sei es auf inseln wie Iona, Lindisfarne, Thorney usw. Ausnahmen davon bilden zb. die beiden klöster zu Canterbury, doch lag auch da St. Augustine außerhalb der mauern.

Die gebäude waren nur in der ältesten zeit aus holz, besonders die von Iren gegründeten; später wurden sie in anlehnung an gallische und römische art aus stein gefertigt. Anfangs baute man nach dem zellensystem, oder vielmehr man errichtete eine kolonie von einzelnen hüttchen um die kirche, später hören wir immer von gemeinsamen schlafsälen der mönche und der schüler. Als kirchen wurden manchmal nach der vorschrift des heiligen Gregor heidnische heiligtümer verwendet, wie es zb. in Canterbury geschah. Nur wurden die götzenbilder vernichtet, die gebäude geweiht und altäre errichtet[1]). Auch heidnische gefäße wurden zum gottesdienst verwendet, nachdem man sie konsekriert hatte[2]). Die klöster irischer observanz scheinen noch keine bibliotheken besessen zu haben,

[1]) Beda, Hist. Eccl. I 30. *Quia fana idolorum destrui minime debeant, sed ipsa, quae in eis sunt, idola destruantur.*

[2]) Raine, Hist. of the Church of York, I,XV. *In the Pontifical of Egbert, Archbishop of York, . . . there is a special form of prayer for hallowing vessels which had been detected in heathen sites.*

doch hatte der abt jedenfalls eine handbibliothek, denn kein Irländer ging ohne bücher auf reisen, wovon uns die zahlreichen, jetzt auf dem kontinent befindlichen werke im irischen duktus zeugnis ablegen. Diese schreibart war ursprünglich in England in allgemeinem gebrauch. Die klöster, die von Rom aus gegründet waren oder unter römischem einfluß standen, verschafften sich die manuskripte aus Rom oder Gallien. Schon Gregor der Große hatte Augustin mit den nötigsten werken für den gottesdienst versehen.

Klosterregel.

Eine einheitliche klosterregel war ebenso wenig wie auf dem kontinent überall eingeführt, doch folgten diejenigen klöster, die nicht von Irland oder von Iona aus gegründet waren, meist einer den verhältnissen mehr oder weniger angepaßten Benediktinerregel. Die älteste regel, wie sie Benedikt von Nursia hinterließ, ist ja so liberal, daß sie in den verschiedenen einzelheiten des täglichen lebens den äbten vollkommen freie hand läßt. Ausdrücklich wird von der Benediktinerregel bei den klostergründungen Wilfrids gesprochen [1]).

Die kinder wurden ganz jung ins kloster aufgenommen; Beda trat mit sieben jahren ein, Bonifazius hatte schon mit vier oder fünf jahren den wunsch, den geistlichen lehrern übergeben zu werden, und nur durch die abneigung seines vaters verzögerte sich die aufnahme um einige jahre [2]). Als Wilfrid einen knaben vom tode errettet, läßt er sich von dessen mutter versprechen, daß sie ihn mit sieben jahren dem kloster überantworten wird [3]). Bei der zerstörung von Croyland findet sich eine zahlreiche schar klosterschüler vor, die der abt beim herannahen der dänen bei sich behält, als er die anderen mönche fortschickt. Von Turgar, dem einzigen knaben, der gerettet wird, gibt Ingulf das alter — zehn jahre — an. Allerdings war es auch gepflogenheit, erwachsene aufzunehmen. Sogar mehrere könige zogen sich ins kloster zurück.

Die frömmigkeit der zeit suchte aber noch nach einer anderen betätigung; man wollte nicht nur ein gottgefälliges leben führen, sondern auch die stätte sehen, wo Christi stellvertreter lebte, und scharenweise zogen die pilger, männer und

---

[1]) l. c., I 22. [Wilfrid] *regionem suam rediens cum regula S. Benedicti, instituta ecclesiarum Dei bene meliorabat.*

[2]) Jaffé, Willibald, Vita S. Bonifacii. Mon. Mog. 422.

[3]) Raine, l. c., I 29, Vita Wilfridi, auctore Eddio Stefano.

frauen, kleriker und laien nach Rom[1]). Auch sonst wanderten die mönche häufig von kloster zu kloster. Die schar wurde so groß und die mißbräuche so arg, daß schon auf dem konzil von Hertfort (673) das wandern der mönche verboten wurde[2]).

Grund zur auswahl der besprochenen klöster.

Auf die erziehung und den unterrichtsbetrieb soll im zusammenhang mit den einrichtungen und der anlage einzelner klöster eingegangen werden. Zu diesem zweck ist versucht worden, diejenigen klöster auszuwählen, bei denen die quellen möglichst reichlich fließen und die zugleich einen typus repräsentieren, der für mehrere andere mustergültig war. Es sind dies Iona als mutterkloster aller schottisch-anglischen klöster des VII. jahrhunderts; Lindisfarne als wichtigstes kloster dieser art und eine zeitlang metropole des nordens; Malmesbury, das von einem Iren gegründet, sich später mehr dem römischen typus anpaßt und zugleich als stätte von Aldhelms wirken wichtig ist; Wearmouth-Yarrow, nach gallisch-römischem muster gegründet, durch seine lage aber vielleicht nicht ganz frei von irischem einfluß, das kloster, in dem Beda lebte; St. Augustine, vollkommen römischen gebräuchen angepaßt, wichtig als ort, an dem Augustin und Hadrian wirkten.

Frauenklöster.

An die besprechung dieser klöster der älteren zeit schließt sich ein abschnitt über die klosterbildung der frauen.

Kathedralschulen.

Hierauf wurde als wichtigste kathedralschule Englands York eingehender geschildert.

Die klöster, die nach der Benediktinerreform des X. jahrhunderts entstanden oder neu aufblühten, wurden, weil jetzt die unterschiede in den einrichtungen weniger hervortreten als in der älteren zeit, gemeinsam behandelt.

Die einzelnen klosterschulen wurden nach einem einheitlichen plan dargestellt, wobei immer von der begründung ausgegangen und die gebäude, deren ausschmückung sowie die bibliothek, soweit als tunlich, rekonstruiert wurden. Es folgt ein abschnitt über die lebensweise der klosterbrüder und über

---

1) Beda, Hist. Eccl., IV 23. *Romam adire curavit, quod eo tempore magnæ virtutis æstimabatur.* — *ibidem* V 7. *Quod his temporibus plures de gente Anglorum, nobiles ignobiles, laici, clerici, viri ac feminæ certatim facere consuerunt.*

2) Quartum capitulum. *Ut ipsi monachi non migrent de loco ad locum, hoc est de monasterio ad monasterium, nisi per dimissionem proprii abbatis.*

die lehrmethode, die sie beobachteten. Dann wird auf die erziehung und den unterricht in den verschiedenen disziplinen, soweit wir davon kunde haben, eingegangen. Schließlich wurden die weiteren schicksale des klosters — meist bis zum XI. jahrhundert — erwähnt.

1. Iona und Lindisfarne.

Anlage des klosters Iona.

Der nördliche teil Englands und die heute die Lowlands von Schottland bildenden distrikte haben ihre kultur nicht von Rom oder von Gallien aus empfangen. Sie verdanken sie fast ausschließlich dem missionseifer der Iren. Der ältere Columban oder, wie ihn seine landsleute häufig nannten, Columcille hatte auf der insel Iona oder Hi ein kloster gegründet, über das uns Adamnan in seiner Vita S. Columbæ einige angaben macht. Es war ein nach irischer sitte mit einem schutzwall umfriedeter raum, in dem sich ein gemeinsames refektorium *(monasterium)* mit der küche befand sowie einzelzellen für die mönche. Auch gab es ein wohnhaus *(hospitium)* für die gäste. Alle diese gebäude waren aus holz und reisig errichtet [1]). Auch die kirche war ein holzbau, einschiffig mit einer exedra, einem als sakristei dienenden nebenraum. Die zelle Columbans lag außerhalb der einfriedung [2]). Für die leiblichen bedürfnisse der brüder dienten ein kuhstall *(bocetum)*, eine mühle, eine schmiede und eine tischlerwerkstätte. Einen begriff von der einfachheit der gebäude kann man sich durch die ruinen anderer klöster machen, die Columbans nachfolger auf nahe gelegenen inselchen und an der schottischen küste gründeten. Aus verschiedenen gründen, wie holzmangel und die durch die däneneinfälle verursachte unsicherheit, in denen die holzkirchen häufig dem feuer zum opfer fielen, wurden diese klöster später zum teil aus unbehauenen, ohne mörtel auf einander geschichteten steinen errichtet. Es haben sich sowohl kirchen, die nur aus einem rechteckigen raume, allenfalls mit einer sich daran schließenden, gleichfalls viereckigen kanzel bestehen, als auch zellen erhalten. Diese werden nach ihrer eigenartigen form bienenkörbe *(beehives)* genannt. Die mauern dieser zellen umfassen meist einen

---

[1]) Vita S. Columbæ (Migne 88) II, c. 3, *Sanctus suos misit monachus, ut . . . virgarum fasciculos ad hospitium afferent construendum.*

[2]) Vergl. W. F. Skene, Celtic Scotland II 97, plan des klosters, 100.

ungefähr kreisrunden raum und dadurch, daß sich die steine nach oben zu immer mehr nähern, stoßen sie endlich zusammen und das dach bildet einen abgestumpften kegel. Manchmal dienten diese »bienenkörbe« auch als oratorien[1]. In der kirche befand sich fast immer in der westwand eine niedrige türöffnung, in der ostwand ein kleines fenster und darunter der altar. In der nähe mancher kirchen stand ein turm *(cloicteach)*, gleichfalls aus unbehauenen steinen gefügt, der im inneren in mehrere stockwerke geteilt war und wahrscheinlich dazu diente, bei gefahr menschen zuflucht zu gewähren und schätze, wie manuskripte, glocken und bischofstäbe zu bergen[2].

Abergläubische bräuche.

An diese gegenstände knüpften sich abergläubische vorstellungen. Die glocken, die meist so klein waren, daß sie in der hand getragen werden konnten, wurden dazu verwendet, die feinde gottes oder des klosters zu verfluchen. So wurde Conall durch Columban, den er mit schmutz beworfen hatte, unter dem schwingen der glocke verwünscht und als tor von der erbfolge ausgeschlossen[3]. Diese »heiligen« glocken wurden daher meist wie die manuskripte in kostbaren reliquiarien aufbewahrt. Von den handschriften wird erzählt, daß man sie vor der schlacht in einem zu diesem zweck mit ringen versehenen gehäuse *(cumdach)* einem mönch auf der brust befestigte, der sie dreimal durch die reihen der krieger trug, um dem heer den sieg zu verleihen[4]. Ein psalter Columbans, der *Cathach* (kämpfer) hatte von dieser verwendung seinen namen. Die bischofstäbe wurden in ähnlicher weise gebraucht[5].

Kleidung und nahrung.

Die mönche von Iona trugen ein weißes unterkleid und einen mantel mit kapuze aus ungefärbter wolle. Ihre nahrung bestand aus brot, milch, eiern, fischen, seehundfleisch, bei feierlichen gelegenheiten auch aus hammel- oder ochsenfleisch[6].

Klosterinsassen.

Die bewohner des klosters zerfielen in drei klassen, die senioren oder älteren mönche, deren hauptpflichten der gottesdienst, das lesen der heiligen schrift und das abschreiben der bücher war, die dienenden brüder, die den ackerbau und das

[1]) Vergl. I. Anderson, Scotland in Early Christian Times I, 60 ff.
[2]) l. c., 37 ff.
[3]) l. c., 205.
[4]) l. c., 148.
[5]) l. c., 240 ff.
[6]) Skene, II 102.

vieh zu besorgen hatten, und denen die bereitung der speisen und der hausgeräte oblag; zu ihnen gehörte der haushofmeister *(pincerna)* und der bäcker *(pistor)*, der zu Adamnans zeit ein Angelsachse war. Endlich die alumnen oder schüler, die im kloster unterrichtet wurden. Es wurden nicht nur novizen aufgenommen, sondern überhaupt junge leute ausgebildet, denn ein irisches gesetz lautete: »Reinheit nützt der kirche und, indem sie jeden sohn zur belehrung aufnimmt, fuhrt sie jeden mönch zu seiner geeigneten buße[1]).« Daher waren sogar in kleinen klöstern fünfzig schüler, in Iona aber eine bedeutend größere anzahl.

Unterricht und abschreiben heiliger bücher.

Direkte nachrichten über den unterricht haben wir wenige, doch können wir aus den verschiedenen umständen schlüsse ziehen. Man scheint äußerst eifrig die bibel abgeschrieben und die manuskripte mit den charakteristischen irischen zeichnungen verziert zu haben. Es wird berichtet, daß Columban ein sehr eifriger schreiber gewesen sei und noch am letzten tage seines lebens an einer abschrift des psalters gearbeitet habe[2]). Zwei noch vorhandene manuskripte können ihm mit einiger wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden. Das eine ist die handschrift von Dairmagh in Irland, einem von Columban gegründeten kloster. Sie enthält die evangelien nach der Vulgata und weist verzierungen auf, die denen im Book of Kells wenig nachstehen, das Columban zwar zugeschrieben wird, aber erst aus dem IX. jahrhundert stammen dürfte. Am ende nennt sich Columban selbst als schreiber und gibt an, das werk in zwölf tagen geschrieben zu haben. Das zweite ist ein psalter, der schon erwähnte Cathach. Die schrift ist kleiner, die initialen sind weniger verziert als sonst in irischen manuskripten. Die enden der buchstaben laufen in schlangen- und drachenköpfe aus[3]).

Chroniken und heiligenleben.

Nicht bloß als schreiber und zeichner betätigen sich jedoch die mönche, sondern auch als chronisten. Adamnan, abt von Iona, († 704) zeichnete einen bericht *De Locis Sanctis* des nach der insel verschlagenen gallischen bischofs Arculf in lateinischer sprache auf. Er verfaßte außerdem eine Vita des heiligen

[1]) Ancient Laws of Ireland, col. III 35, cit. nach Skene 75.

[2]) Adamnan Vita S. Columbæ (Migne 88), III, col. 29. *Ad monasterium revertens sedebat in tugurio, Psalterium scribens . . . Hic, ait, in fine cessandum est paginæ: quæ vero sequuntur Baitheneus scribat.*

[3]) Anderson, l. c., 144, 147.

Columban in drei büchern, die allerdings fast nur berichte von wundern gibt. Eine von Dorbene, abt von Iona, († 713) verfertigte abschrift des originals ist noch erhalten[1]), doch zeigt dieses manuskript ein vollkommenes fehlen der künstlerischen zeichnungen, die sonst die irischen werke schmücken, und auch die initialen sind nur mit bunten farbflecken verziert. Was sonst außer der bibel an büchern abgeschrieben und studiert wurde, wissen wir nicht. Doch führt H. Boethius an, Fergusius (wahrscheinlich der zweite abt von Iona, Fergus Brit) hätte eine kiste bücher aus Rom mitgenommen, nach Iona gebracht und zugleich mit den annalen seines eigenen volkes aufbewahrt. Lange hätte man daher gehofft, die verlorenen bücher des Livius würden sich darunter finden. Boethius hat einen teil der bücher noch selbst gesehen[2]). Außerdem ist unter den irisch geschriebenen büchern in St. Gallen vielleicht ein oder das andere, das aus Iona stammt. Der schreiber oder *ferleighin* des klosters war eine überaus angesehene persönlichkeit, sein Wergeld war gleich dem des abtes oder bischofs, gelegentlich war er selbst bischof. Ihm lag die abfassung der klosterchronik ob.

Hand-arbeit.

Die mönche bereiteten sich das pergament selbst, ebenso die federn, die tinte und die tintenhörner; sie hefteten und banden ihre bücher[3]), sie übten nicht bloß durch den eigentümlichen charakter ihrer schrift, sondern auch durch die ganze technik der herstellung und ausstattung der manuskripte einfluß auf die nationen aus, mit denen sie in berührung kamen. Die kunstvoll gebundenen codices wurden meist in einen schrein getan, der gleichfalls in künstlichster arbeit in bronze, silber oder gold mit filigran- und edelsteinverzierung versehen war.

Wir müssen daher annehmen, daß der unterricht sich nicht nur auf das lesen und schreiben in lateinischer und irischer

---

[1]) Anderson, l. c., 140.

[2]) Migne 95, col. 123, anm. c. *Non defuerunt alii libri si H. Boethio fides, quibus legendis operam darent. Arcam enim libris refertam Fergusius R. a Roma direpta detulit, et in Hebrides secum deportatam, in Jona insula locavit, simul cum suae gentis egregie gestis in Codices redactis. Hinc longa exspectatio de perditis T. Livii Decadibus. Atque his fidem dedit Hector non generali tantum assertione, sed personali testimonio suorum ipsius oculorum, quibus aliquam chartarum partem vidit, earumque descriptionem confecit* (vergl. Boeth. lib. VII).

[3]) Anderson, l. c., 143.

sprache, auf bibel- und psalmenkenntnis erstreckte, sondern daß alle mönche in der feinsten leder- und metallarbeit geübt wurden und überhaupt in allem, was auf die herstellung der bücher bezug hatte.

Gesang. Der gottesdienst brachte es mit sich, daß man den gesang pflegte, denn die messe wurde unter absingung feierlicher hymnen zelebriert [1]). Daher ist es höchst wahrscheinlich, daß die schüler in der gesangeskunst unterwiesen wurden.

Schüler. Unter den alumnen von Iona sind für uns am wichtigsten die söhne Aidilfrids, des königs von Bernicia, die mit zahlreichen jungen anglischen edelleuten an der piktischen küste und auf Iona eine zuflucht fanden. Sie wurden von den mönchen belehrt und getauft und verblieben im kloster bis zum tode des feindlichen königs Ædwin [2]). Bei dem älteren der beiden königssöhne, Eanfrith, scheint die lehre der mönche keine wurzel geschlagen zu haben, denn er fiel nach seiner thronbesteigung in das heidentum zurück. Oswald, der jüngere, war jedoch nicht nur mit erfolg im christentum unterwiesen worden, sondern er hatte auch die irische sprache erlernt [3]). Als er nun im jahre 635 könig von Northumberland wurde, erbat er sich, um die christliche kirche in seinem lande einzuführen, die hilfe der mönche von Iona. Nachdem der erste priester, den man Oswald geschickt hatte, keinen erfolg gehabt, wurde Aidan entsendet. Der könig wies ihm Lindisfarne, eine insel in der nähe

Gründung von Lindisfarne. des königlichen wohnsitzes Bamborough, an. Diese insel bot den vorteil der nähe und den der abgeschlossenheit; zweimal im tage — bei ebbe — war sie trockenen fußes erreichbar, sonst von einem oft stürmischen meer umtost. Aidan war nach irischer sitte zugleich bischof und abt. Von der einfachheit des stifters zeugte der kloster-bischofsitz. Beda meint, es möge sich niemand wundern, daß auf jener insel, obwohl sie

---

[1]) Vita S. Columbæ, III, col. 33. *Interea post sancte egressum animæ hymnis matutinalibus terminatis, sacrum corpus de ecclesia ad hospitium . . . cum canora fratrum reportatur psalmodia.*

[2]) Plummer, Hist. Eccl., III 1. *Siquidem tempore toto, quo regnavit Æduini, filii præfati regis Ædilfridi . . . cum magna nobilium iuventute apud Scottos sive Pictos exulabant, ibique ad doctrinam Scottorum cathecizati, et baptismatis sunt gratia recreati.*

[3]) Hist. Eccl., III 3. . . . *ipse rex suis ducibus ac ministris interpres verbi existeret cælestis; quia nimirum tam longo exilii sui tempore linguam Scottorum iam plene didicerat.*

nur klein ist, ein bischofsitz und der wohnsitz eines abtes und seiner mönche sei. Eine wohnung diente ihnen allen, denn Aidan, der erste bischof, wäre zugleich abt gewesen und hätte mit seinen anhängern ein mönchisches leben geführt. Daher wurde auch von allen nachfolgern das bischöfliche amt so geübt, daß der vom bischof mit zustimmung der mönche gewählte abt das kloster beherrschte und alle presbyter, diakone, sänger, vorleser und geistliche mit dem bischof selbst der mönchsregel unterworfen waren [1]). Es wurden außer der kirche nur die allernotwendigsten gebäude errichtet und in allem zeigte sich die größte einfachheit und sparsamkeit der einrichtung. Der einzige besitz des klosters bestand in vieh. Was den mönchen an geld geschenkt wurde, ward sogleich an die armen verteilt. Auch war keine herberge für die reichen vorhanden, da diese nur zum zweck des betens kamen [2]). Von dem leben der mönche wissen wir nur, daß sie diese einfachheit bewahrten. Noch zu Bedas zeit trugen sie keine farbigen gewänder, sondern kleideten sich nach dem beispiel des heiligen Cuthbert in kutten aus ungefärbter schafwolle [3]).

Wanderprediger.

Ganz nach irischer sitte blieben abt-bischof und mönche auch nicht immer im kloster, wie es zb. gepflogenheit der benediktiner war, sondern sie zogen als wanderlehrer im lande umher und der könig diente ihnen, die anfangs nur irisch sprachen,

---

[1]) Beda, Vita Cuthberti, cap. XVI. *Neque aliquis miretur, quod in eadem insula Lindisfarnea, cum permodica sit, et supra episcopi, et nunc abbatis ac monachorum esse locus dixerimus, revera enim ita est. Namque una eadem servorum Dei habitatio utrosque simul tenet, imo omnes monachos tenet. Aidan quippe qui primus ejusdem loci episcopus fuit, monachus erat et monachicam cum suis omnibus vitam semper agere solebat. Unde ab illo omnes loci ipsius antistites usque hodie sic episcopale exercent officium, ut regente monasterium abbate quem ipsi cum consilio fratrum eligerint, omnes presbyteri, diaconi, cantores, lectores cæterique gradus ecclesiastici monachicam per omnia cum ipso episcopo regulam servent.*

[2]) Hist. Eccl., III 26. . . . *abeuntibus eis, excepta ecclesia, paucissimæ domus repertæ sunt . . . Nil pecuniarum absque pecoribus habebant. Siquid enim pecuniæ a divitibus accipiebant, mox pauperibus dabant. Nam neque ad susceptionem potentium sæculi, vel pecunias colligi, vel domus prævideri necesse fuit, qui nunquam ad ecclesiam nisi orationis tantum et audiendi verbi Dei causa veniebant.*

[3]) Vita Cuthberti, cap. XVI. *Usque hodie in eodem monasterio exemplo ejus [Cuthberti] observatur, ne quis varii aut pretiosi coloris habeat indumentum, sed ea maxime vestium specie sint contenti, quam naturalis ovium lana ministrat.*

als dolmetscher. Statt daß sich aber dadurch die disziplin lockerte, wurde der ganze hofstaat gleichsam ein kloster auf reisen. Alle, die mitzogen, seien es kleriker, seien es laien, mußten sich bemühen, die heilige schrift zu lesen und die psalmen zu erlernen[1]. Und wir hören von vielen, die durch ähnliche wanderschulen zum mönchtum geführt wurden. Auch Cuthbert, einer der nachfolger Aidans, zog eine zeitlang, als er noch im kloster Melrose lebte, im lande umher und von seinem wirken gibt uns Beda eine genaue beschreibung[2]. Er blieb manchmal mehrere wochen hintereinander vom kloster weg, um sich im gebirge aufzuhalten, und, wo er hinkam, strömten alle bewohner herbei, um ihn zu hören.

Ankauf von kindern.

Bei seinem umherziehen im lande hatte Aidan auch gelegenheit, mit manchen barbarischen sitten der Angeln in berührung zu kommen. Aus den gesetzen wissen wir, wie häufig der verkauf von kindern war. Aidan kaufte nun diese zurück und machte sie zu seinen schülern und erzog sich in ihnen seine helfer und mönche[3].

Unter ihm war die glanzzeit des klosters. Auf ihn folgte zuerst (651) Finan, dann Colman, die zugleich den bischofstuhl Northumbriens innehatten. Bald brachen jedoch streitigkeiten mit dem römischen stuhl und der von dort aus bekehrten südenglischen kirche aus. König Oswin berief nun eine synode zu Whitby und verwarf aus abergläubischen gründen die satzungen des heiligen Columban. Darauf verließ Colman mit den irischen mönchen und dreißig Engländern Lindisfarne.

Reform des klosters.

Das kloster wurde nun reformiert. Doch scheint sich die reform, wie wir Bedas bericht entnehmen, nicht auf das leben im einzelnen bezogen zu haben. Wahrscheinlich waren es nur die strittigen punkte der Osterberechnung und der tonsur, in denen man nachgab, das übrige blieb unverändert. Das beweist ja auch, daß ein Ire, Tuda, der sich den römischen satzungen anpaßte, bischof wurde und Eata, der zu den zwölf ersten ang-

---

[1]) Hist. Eccl., III 5. *In tantum autem vita illius a nostri temporis segnitia distabat, ut omnes qui cum eo incedebant, sive adtonsi, seu laici, meditari deberent, id est, aut legendis scripturis, aut psalmis discendis operam dare.*

[2]) Hist. Eccl. IV 27.

[3]) Hist. Eccl. III 5. *Denique multos, quos pretio dato redemerat, redemtos postmodum suos discipulos fecit, atque ad sacerdotalem usque gradum erudiendo atque instituendo provexit.*

lischen schülern Aidans gehörte, abt und Cuthbert præpositus wurde. Dieser, von geburt ein armer schäfer, hatte seine erziehung in Melrose, einer irischen missionsstation Aidans, genossen, war dann dort præpositus geworden und hatte schließlich dasselbe amt in Lindisfarne inne, um die mönche an die neue ordensregel zu gewöhnen [1]). Cuthbert blieb zwölf jahre in diesem kloster, zog sich dann aber nach der noch einsameren insel Farne zurück, wo er als einsiedler ganz nach der art der irischen anachoreten lebte. Beda gibt uns davon eine beschreibung, die ganz zu den in neuerer zeit aufgedeckten funden auf anderen inseln paßt [2]). Eine hütte aus unbehauenen steinen, ohne mörtel gefügt, der innere raum durch ausgraben vertieft, ein kleines oratorium daranstoßend; außerhalb der einfriedigungsmauer ein wohnhaus für besucher. Solchergestalt scheint Cuthberts lebensweise gar nicht den römisch-katholischen sitten angepaßt. Trotzdem wurde er nach acht jahren zum bischof von Lindisfarne gewählt. Doch nur zwei jahre blieb er dort, dann kehrte er wieder in seine einöde zurück. Nach Cuthberts tode wird die strenge römische regel von Wilfrid durchzuführen versucht, doch dieser eiferer vermag es nicht, die mönche darunter zu beugen, und nach einjährigem regiment verläßt er das kloster und wird bischof von York. Ein milderer mann, Eadberht, tritt an seine stelle.

Erziehung

Die lebensweise der klosterbrüder scheint also immer noch um so viel mehr der irischen geglichen zu haben, daß ein fanatisch der römischen kirche ergebener bischof nicht an ihrer spitze stehen konnte. Wollen wir daher ein bild der erziehung in Lindisfarne gewinnen, so müssen wir auf die zeiten Aidans zurückgehen, weil dessen tradition noch lange nachgewirkt hat. Beda berichtet, daß der abt-bischof mit den erwachsenen auch die jugend zum studium und zur ordensdisziplin heranzog [3]). Eine eigene darstellung seines jugendunterrichts haben wir leider nicht, doch scheint aus der oben angeführten stelle (Hist. Eccl. III 5), wo Aidans reise mit dem könig geschildert wird, her-

---

[1]) Hist. Eccl. IV 27.

[2]) Hist. Eccl. IV 28.

[3]) Hist. Eccl. III 3. . . . *confluebant ad audiendum verbum populi gaudentes . . . inbuebantur praeceptoribus Scottis parvuli Anglorum una cum majoribus studiis et observatione disciplinae regularis.*

vorzugehen, daß hauptsächlich die psalmen erlernt und die heilige schrift gelesen werden mußte.

In Lindisfarne geschriebene manuscripte.

Mehr als Beda berichten uns jedoch zwei manuskripte, von denen das eine vielleicht, das andere sicher aus Lindisfarne stammt. Das erste ist eine evangelien-handschrift, die nach dem kolophon von Cuthbert herrührt. »*Cuthbercht scripsit ista IV evangelia.*« Es erinnert in der schrift an das irische Manucript of Kells. Doch wird die schrift der ersten hälfte des VII. jahrhunderts zugeschrieben und in diesem falle mußte ein anderer Cuthbert als der heilige dieses namens, der 687 starb, der schreiber sein und das manuscript wahrscheinlich aus einem anderen kloster stammen [1]). Sicherer beglaubigt ist das zweite, die Lindisfarne Gospels [2]). Nach dem in anglischer sprache verfaßten kolophon war der schreiber Eadfrith, bischof von Lindisfarne (698—721), Æthelwald, bischof (724—742) verzierte es und fertigte den einband, der anachoret Billfrith machte die metallarbeit am einband und verzierte sie mit edelsteinen und Aldred, ein priester, schrieb zum lateinischen text die englischen glossen [3]).

Schreibschule.

Hier ist in wenigen zeilen eine fülle von belehrung. Noch ein halbes jahrhundert nach vertreibung der irischen mönche ist in Lindisfarne eine schreibschule, an deren spitze die äbte stehen. Im duktus lehnt man sich an die irische halbunziale an, die in südenglischen klöstern meist nur für englische, nicht für lateinische werke verwendet wird. In der schreibschule verziert man die manuskripte mit den herrlichsten miniaturen, ganz in irischer manier mit kunstvollen verschlingungen von bändern und tierornamenten. Man fertigt die einbände mit gleichfalls verschlungenen metallarbeiten und setzt ihnen edelsteine auf, wie es bei irischen codices häufig vorkommt. Endlich glossiert man die werke. Die Iren liebten das glossieren ihrer manuskripte, Zeuß war ja ausschließlich auf diese glossen in kontinentalen handschriften angewiesen, als er die irische sprache des VIII. und IX. jahrhunderts studierte. Irischem

Glossen.

einflusse sind also auch die glossen in den Lindisfarne Gospels zuzuschreiben, obwohl sie nicht mehr irisch, sondern anglisch abgefaßt wurden. Auch daß sie nach der fassung des heiligen

---

1) Handschrift jetzt in Salzburg.

2) Cott. Nero D. IV.

3) Anderson, l. c., 149.

Hieronymus, nicht nach der Vulgata geschrieben wurden, weist auf irischen einfluß hin, denn die kirche Columbans bevorzugte die ältere fassung. Die handschrift von Dairmagh bildet darin eine ausnahme.

Leider ist hiermit alles, was wir über den unterricht in Lindisfarne wissen, erschöpft.

2. Malmesbury.

Maildulf.

Eines seiner ältesten klöster verdankt England dem trieb der Iren, in die ferne zu ziehen und in der einöde ein beschauliches leben zu führen. In den wäldern, die die quelle des Avon umschließen, siedelte sich im anfang des VII. jahrhunderts in der nähe eines kastells Maildulf an[1]). Im schutze der befestigung gestattete man ihm die errichtung einer rasenhütte und er scheint im anfang nicht die absicht gehabt zu haben, andere männer um sich zu versammeln[2]). Da er jedoch in der einöde seinen lebensunterhalt nicht verdienen konnte und augenscheinlich auch von den wenigen umwohnern nicht unterstützt wurde, so beschloß er, seine kenntnisse zu verwerten[3]), denn er war ein gelehrter mann, »*eruditione philosophus, professione monachus*«[4]). Er gewann schüler, durch deren freigebigkeit er sein leben fristen konnte. Und bald war er aller sorge enthoben, denn es strömten ihm die knaben zu, da ja im ganzen übrigen England noch keine gelegenheit war, gelehrte kenntnisse zu erwerben, und es entstand aus der rasenhütte ein kloster und die schüler bildeten eine gemeinschaft von brüdern[5]), die jedoch wohl noch nicht durch ein anderes gelübde gebunden waren, als das der keuschheit und des gehorsams

---

[1]) W. of Malmesbury, De Gestis Pontificum, V 1. *Qui cum natali solo voluntarie carens, illuc devenisset; nemoris amœnitate, quod tunc temporis in immensum eo loci succreverat, captus, eremiticam exercuit* (Migne 179, col. 1019).

[2]) Excerptum ex libro Antiquitatum Melduniensis cœnobii (Migne 89, col. 310). *Meildulphus vitam cremeticam ducens, sub castello de Bladow quod Saxonice dicitur Ingelborne Castell . . . Prædictus eremita petiit a castellanis tugurium sibi fieri sub castello, et optinuit; non enim ibi erat magna hominum frequentatio.*

[3]) W. of M., l. c. *Deficientibusque necessariis, scholares in discipulatum accepit; ut eorum liberalitate tenuitatem victus corrigeret.*

[4]) W. of M., l. c.

[5]) W. of M., l. c. *Illi præcedenti tempore magistri sequaces ex scholaribus monachi effecti, in conventum non exiguum coaluere.*

gegen ihren lehrer[1]). Dieser hatte noch nicht die würde eines abtes und auch ein klostergebäude scheint noch nicht vorhanden gewesen zu sein. Nach irischer sitte fügte man eine hütte an die andre, rings um die wohnstätte des lehrers und um die holzkirche.

Gründung des klosters.

Die eigentliche gründung eines klosters fällt erst in die zeit von Maildulfs bedeutendstem schüler Aldhelm. Dieser wurde nach den meisten ansichten um die mitte des VII. jahrhunderts als sohn eines verwandten — vielleicht des bruders — des westsachsenkönigs Ine geboren. Wann Aldhelm nach Malmesbury kam, ist ganz unsicher. W. of Malmesbury läßt ihn seine erste ausbildung in Canterbury genießen und dann erst nach Malmesbury kommen[2]). Auch einen zweiten aufenthalt in Canterbury bei abt Hadrian nimmt er an. Auf diese weise hätte der jüngling seine studien erst mit zwanzig jahren begonnen, da Hadrian 669 nach England kam. Green nimmt an[3]), daß Aldhelm zuerst bei Maildulf gewesen und dann nach Canterbury gegangen sei, was viel wahrscheinlicher klingt und auch einer urkunde des bischofs Eleutherius zu entsprechen scheint. Der notiz des Faricius, daß Ine zwei lehrer aus Athen für seine neffen kommen ließ[4]), ist nicht viel glauben beizumessen, da diese lehrer sonst nicht erwähnt werden, wahrscheinlich liegt eine verwechslung mit bischof Theodor und abt Hadrian vor, die ja griechische bildung besaßen, aber nicht in Ines, sondern in Ecgberts reich gesendet worden waren.

Kirchenbau.

Jedenfalls war Aldhelm im jahre 675 in Malmesbury, denn von diesem jahre datiert die bei Migne erwähnte urkunde, in der Eleutherius ihm das klostergebiet verleiht[5]). Maildulf war da-

---

[1]) Green, The Making of England, II, 113.

[2]) l. c. *Parens . . . non degeneris magistri scholæ tradidit filium primis imbuendum elementis sed Adriano abbati Sancti Augustini . . . cumque jam majusculus a Cantia in West-Saxones remeasset; religionis hab.tum in Meldunensi accepit cœnobio.*

[3]) l. c. II, 100.

[4]) *Illius linguæ [Græcæ] binos doctores apprime peritos præclarissimus Ina rex ad confirmandum illius litteralem scientiam ab Athenis conduxerat* (Migne 89, col. 66).

[5]) 89, col. 310. *Quapropter ego Leutherius . . . rogatus sum ab abbatibus . . . uti terram illam cui inditum est vocabulum Maildulfesburch, Aldelmo presbytero ad degendam regulariter vitam conferre largirique dignarer. In quo videlicet loco a primo ævo infantiæ atque ab ipso tirocinio rudimentorum liberalibus litterarum studiis eruditus et in gremio sanctæ matris ecclesiæ nutritus, vitam duxit.*

mals nicht mehr am leben. Aldhelm baute eine neue kirche, die den aposteln Peter und Paul geweiht ward. Sie wurde teils aus stein, teils aus holz errichtet, wahrscheinlich war die decke noch ganz aus holz. Diese kirche war zu Aldhelms zeiten eines der prächtigsten bauwerke Englands und überdauerte noch den einfall der Normannen[1]). Der landbesitz des klosters wurde während Aldhelms wirken durch schenkungen von etwa 60 *cassatos*[2]) auf 400 gebracht und sowohl in Malmesbury selbst als an andern Orten wurden kirchen errichtet, von denen die zu Bradford am Avon noch heute erhalten ist[3]).

Bibliothek.

Über einen wichtigen raum des klosters gewinnen wir durch Aldhelms werke eine vorstellung. Manitius meint[4]), es »muß ihm eine sehr reichhaltige bibliothek in Malmesbury zu gebote gestanden haben. Denn wenn auch manches zitat auf das gedächtnis zurückgeführt werden kann, wie zb. eine ganze anzahl bibelstellen, so beruht doch bei weitem der größte teil seiner zitate auf direktem abschreiben und auf sorgfältigem studium der früheren literatur.« Versuchen wir also, die repositorien der klosterbibliothek wieder so zu füllen, wie sie es zur zeit Aldhelms waren: von heidnischen dichtern standen da Vergil, Ovid und Horaz, an dramen alle komödien des Terenz und der Agamemnon des Seneca, die satyriker Perseus und Juvenal, die Pharsalia des Lucan und vielleicht auch die metamorphosen des Apuleius[5]). An christlichen dichtern Juvencus, Paulinus, Ausonius[6]), Prudentius, Claudian, die epigramme Prospers, Sidonius Apollinaris, die schrift De nomine et de verbo des Phocas, das Carmen Paschale des Sedulius, die Vita Martini des Paulinus Petricordenis, die epische behandlung der Genesis

Lateinische schriften.

[1]) W. of M. l. c., III (col. 1636). *Caput monasterii, ut dixi, in Sancti Petri ecclesia erat . . . Nam tota majoris ecclesiae fabrica celebris et illibata nostro quoque perstitit aevo, vincens decore et magnitudine quidquid usquam ecclesiarum antiquitas factum videbatur in Anglia. Ad hoc ergo templum exquisitius aedificandum post lapideum tabulatum sine ulla parcimonia sumptuum aggerebatur copia lignorum.*

[2]) Der *cassatus* ist einer hufe *(hida)* landes gleichzusetzen.

[3]) Green, l. c. II 106.

[4]) Zu Aldhelm und Beda, Sitzungsbericht d. Wr akademie d. wissenschaften 112 (auch im folgenden benützt).

[5]) Nur ein zitat von Apuleius.

[6]) Fraglich, da nur zwei stellen der Laudibus Virginitatis auf ihn hinweisen.

von Alcimus Avitus und von Dracontius, die Acta Apostolorum des Arator, die epen des Corippus, die gedichte von Venantius Fortunatus und die rätsel des Symphosius. An lateinischen prosawerken hat die bibliothek außer Cicero und Sueton meist theologische schriften enthalten, darunter die des Augustin, Ambrosius, Cyprian, Tertullian, Isidor, die Collationes des Cassian, die bearbeitung der kirchengeschichte des Eusebius von Rufinus, die Vitae Patrum. Dazu kommen noch eine reihe grammatischer nnd lexikographischer werke wie Solinus, Donat, Priscian, Julian von Toledo, der kommentar des Servius zu Vergil, des Nonius Marcellus Compendiosa Doctrina per litteras verborum. Auch wäre eine merkwürdige lateinische bibelübersetzung zu erwähnen, die weder genau der Itala noch der Vulgata entsprach[1]. Was an griechischen und hebräischen werken vorhanden war, läßt sich nicht nachweisen. Doch scheint durch eine notiz des Faricius, der als klosterinsasse im 11. jahrhundert jedenfalls die bibliothek genau kannte, festzustehen, daß ein hebräisches altes testament oder einige teile eines solchen vorhanden waren[2]. Keinesfalls haben in der bibliothek die werke Aldhelms gefehlt und nach seiner zeit wurden sicher diejenigen Bedas, Nennius', Assers, die übersetzungen Alfreds und noch andere schriften heimatländischer männer angeschafft, die Wilhelm dann zu seinen großen geschichtswerken benützen konnte. Einer vermutung Stevensons in Assers Life of King Alfred nach war auch das Enchiridion Alfreds in Malmesbury aufbewahrt, da Wilhelm es noch kannte[3]. Die einbände der kostbaren werke scheinen zum teil sehr prächtig gewesen zu sein. Wir hören wenigstens durch Wilhelm of Malmesbury, daß unter Wilhelm II. zwölf evangelienbücher ihrer goldenen und silbernen einbände durch den abt des klosters beraubt wurden[4]. Auch ein archiv mit den schenkungsurkunden war zweifellos vorhanden — wenn die

Griechische und hebräische schriften.

Einbände.

Archiv.

[1]) Manitius, l. c., 587. »Es ist kaum glaublich, daß Aldhelm bald den einen, bald den andern text benutzt habe, es muß ihm deshalb ein text vorgelegen haben, der zwischen Itala und Vulgata stand.«

[2]) *Prophetarum exempla, Davidis psalmos, Salomonis tria volumina, Hebraicis litteris bene novit, et legem mosaicam.*

[3]) De Gestis Pontificum, V 1 (Migne col. 1619). *Qui enim legit Manualem librum regis Elfredi, reperiet etc.*

[4]) l. c. V 4 (Migne col. 1674). *Nam eum Wilhelmus rex junior importabile tributum indixisset Angliæ . . . Godefridus . . . thesauros Ecclesiæ,*

echtheit einiger unter ihnen auch bestritten wird — da Wilhelm imstande war, sie wörtlich und mit angabe der jahreszahlen zu zitieren. Dort wurde wohl auch die klosterchronik aufbewahrt, auf die das fünfte buch De Gestis Pontificum zum teil zurückgeht.

Lebensweise der klosterbrüder.

Über das leben der klosterbrüder in ältester zeit hören wir wenig. In Maildulfs zeit mußten sie ihren unterhalt durch ihrer hände arbeit verdienen und lebten trotzdem recht kümmerlich. Zu Aldhelms zeit besserte sich ihre lage [1]) durch zahlreiche schenkungen von königen und reichen privatleuten; da jedoch diese gaben ausschließlich in einigen morgen öden wald- oder heidelandes bestanden, so lag es jedenfalls den mönchen ob, sie urbar zu machen und daraus den größtmöglichen ertrag zu ziehen. Die gegend lohnte die mühe, denn wir hören, daß dort sogar wein gedieh [2]). Die mönche waren daher schon im jahre 796 so reich, daß sie ein ihnen entrissenes stück landes, das köng Egferth zwar für den seelenfrieden seines vaters Offa stiften, dennoch nicht ohne weltlichen gewinn hergeben wollte, um 2000 solidi zurückkaufen konnten [3]).

Erziehung

Die erziehung, die die jungen, zahlreich herbeiströmenden männer in Malmesbury genossen, bestand in erster linie darin, sie von den freuden, die die heidnischen Angelsachsen am meisten schätzten, den gelagen und den leibesübungen abzuhalten und ihnen statt dessen liebe zu den wissenschaften einzuflößen. Ein brief an Ethelwald ist da besonders wichtig [4]), da Aldhelm sonst keine vorschriften für junge männer, sondern

---

quos antiquorum cura coacervarat, foede distraxit. Denique die uno XII textus Evangeliorum . . . argento et auro nudata et excrustata sunt.

[1]) l. c. V 2 (Migne col. 1627). *Tanta enim ibi necessariorum penuria erat, ut inhabitantes aegre quotidianum victum expedirent; sed correxit nobilitas Aldhelmi inopiam etc.*

[2]) W. of M. V 4 (Migne col. 1665). *Eodem tempore venit ad locum quidam monachus Graecus nomine Constantinus. Hic primus auctor vineae fuit; quæ in colle monasterio ad aquilonem vicino sita plures duravit annos.*

[3]) l. c. V 4 (Migne col. 1650). *Ego Egferthe, rex Merciorum . . . terram XXXVI manentium . . . reddidi abbati Cuthbertho et fratribus monasterii Maldubiensis pro indulgentia piaculorum meorum et pro requie animae patris mei Offan, quam ille veneno abstulit eis . . . Sed et abbas et fratres ejusdam monasterii in comparatione terrae illius dederunt mihi duo millia solidi [illegible] argenti puri.*

[4]) *Vanissimis tamen oblectamentis hujus mundi nequaquam te nimium subjicias sive in quotidianis potationibus et conviviis usu frequentiore ac prolixiore inhoneste superfluis sive in equitandi vagatione culpabili, seu in quolibet corporeæ delectationis voluptatibus exsecrandis.*

nur für nonnen hinterlassen hat. Doch können einige der maximen aus den Laudibus Virginitatis auch auf die männlichen klosterzöglinge anwendung finden, besonders die des gehorsams und der askese. Unter den dort zitierten beispielen asketischen lebens werden ungefähr dreißig männer angeführt [1]. Auch bei seiner erwähnung der kleiderpracht der nonnen fällt ein tadelnder seitenblick auf die geistlichen, die darin hinter den frauen nicht zurückstehen.

Besuch irischer erziehungsanstalten.

Aber auch noch in einer anderen hinsicht wollte Aldhelm erziehlich wirken. Es war zu jener zeit sitte, daß die jungen leute nach Irland zogen, wo die bildung auf höherer stufe stand als in England. Aldhelm äußert mehrmals seinen unwillen darüber, daß die jünglinge ihre studien im auslande vollenden. Da er selbst einen teil seiner erziehung einem Iren zu verdanken hatte, so sieht es fast wie undank aus, wenn er seine schüler abhalten will, nach Irland zu gehen. Es liegen aber jedenfalls zwei andere motive vor. Die Iren waren schismatiker, und gerade zu Aldhelms zeit war die britisch-irische kirche in heftigem kampf mit der römisch-angelsächsischen. Aldhelm fürchtete also für die orthodoxie seiner schutzbefohlenen. Anderseits muß ein gefühl der eifersucht ihn beherrscht haben, daß einer seiner schüler sich an dem, was ihr meister wisse, nicht genügen lassen wolle, sondern noch mehr zu erlernen strebe. In keinem briefe läßt er seine kenntnisse so glänzen wie in demjenigen an Eahfrid, einen jüngling, der eben aus Irland in seine heimat zurückkehrt, nachdem er zwei jahre in der ferne geweilt. Hier prunkt Aldhelm mit seinen griechischen kenntnissen, hier verziert er die lateinische prosa mit dem schmuck der alliteration, hier sagt er schließlich Eahfrid rund heraus, all das, was du in der ferne gesucht, hättest du in der heimat auch gefunden, wenn du — hier sagt er allerdings nicht, zu mir gekommen wärst, sondern — zu Theodor und Hadrian, die gleich sonne und mond den funkelnden sternen irischer gelehrsamkeit gegenüberstehen [2]).

---

[1]) Kap. 20—40.

[2]) *Cur, inquam Hibernia quo catervatim isthinc lectores classibus advecti confluunt, ineffabili quodam privilegio efferatur, ac si isthic, fecundo Britanniæ in cespite, didascali Argivi, Romanive Quirites reperiri minime queant, qui cælestis tetrica enodantes bibliothecæ problemata sciolis reserare se sciscitantibus valeant? Quamvis enim prædictum Hiberniæ rus, discentium opulans vernansque,*

Aldhelms kenntnisse.

Dies führt uns auf das maß von bildung, das Aldhelm selbst besaß und seinen schülern zu vermitteln imstande war, im weiteren verlauf auf den unterricht, der im kloster erteilt wurde. Es ist sicher, daß Aldhelm außer der lateinischen sprache, deren kenntnis für einen kleriker selbstverständlich war, die griechische verstand. Hadrian sprach als Afrikaner griechisch, auch Aldhelms anderer lehrer, Maildulf, war als gelehrter Ire dieser sprache jedenfalls mächtig. Aldhelm verflicht mit vorliebe in seine werke — die poetischen und die prosaischen — griechische ausdrücke, am zahlreichsten in jenen schon erwähnten brief an Eahfrid[1]). Wie es mit Aldhelms hebräischen kenntnissen stand, läßt sich nicht genau feststellen, da wir keine werke von ihm haben, die sich mit dem alten testament beschäftigen. Doch rühmt Faricius, wie schon oben erwähnt, ihm nach, daß er das alte testament in der ursprache las. Aldhelms lateinische kenntnisse waren bedeutend; wie belesen er war, haben wir bereits an der anzahl der bände, die er für seine schriften benützte, gesehen. Er drückte sich ebenso gewandt in prosa wie in versen aus. Nur leidet besonders seine prosa unter einem schwulst, der sie stellenweite fast unverständlich und jedenfalls ungenießbar macht. »Sein stil in der prosa ist so außerordentlich geschraubt und schwülstig und wimmelt so sehr von abstrakten, daß der eigentliche gedanke, der mit viel weniger worten ausgedrückt werden konnte, oft nur schwer zu erkennen ist«[2]). Störend wirken auch die griechischen floskeln und die gehäufte alliteration[3]). Selbst der begeisterte anhänger Aldhelms, William of Malmesbury, kann sich nicht enthalten, in sein lob ein wenig vorsichtigen tadel einfließen zu lassen, indem er ihm pomphafte sprache nachsagt und auch seiner vorliebe für exotische wörter gedenkt[4]).

---

ut ita dixerim, pascuosa numerositate lectorum quemadmodum poli cardines astriferis micantium ornentur vibraminibus siderum, ast tamen climatis Britannia occidui in extremo ferme orbis margine sita ceu solis flammigeri et luculento lunae specimine potiatur . . .

[1]) Z. B.: *pantorum; navarcho; ad doxam onomatis kyrii; hagiographae; sophiae; extaseos; gazophylacio; trapezitarum; didascali etc.* (zitiert nach der zusammenstellung des Manitius, l. c., 541).

[2]) Manitius, l. c., 586.

[3]) Vergl. im Brief an Eahfrid: *Primitus (pantorum procerum praetorumque pio potissimum, paternoque praesertim privilegio) panegyricum poemataque passim prosatori sub polo promulgantes etc.*, uam.

[4]) l. c. V 1 (Migne, col. 1626). *Denique Graeci involute, Romani splendide,*

Soweit dürften die kenntnisse Aldhelms gediehen sein, bevor er abt geworden war. Doch nun genugt ihm das nicht mehr, er beginnt nochmals zu lernen: »*qui mihi prius videbar sciolus, rursus capi esse discipulus*«, klagt er mit den worten des Hieronymus in einem briefe an den bischof der Ostsachen Hedda. Er gibt sich nach seinem bericht dem studium der metrik hin und paßt seine silben dem musikalischen rhythmus an, er bemüht sich schließlich, das rechnen zu erlernen, doch das fällt ihm schwerer als alle andern wissenschaften, so daß er fast verzweifelt. Jedenfalls wendet er sich der rechenkunst zu, um nach der vorschrift des heiligen Augustin imstande zu sein, das osterfest zu berechnen, und zu demselben zweck dient ihm die dunkle wissenschaft der astronomie[1]). Außerdem rühmt Faricius noch seine kenntnisse in der musik. Wo er diese erworben, ist unklar, möglicherweise in Canterbury, soweit sie den gregorianischen kirchengesang und das spielen der aus Italien eingeführten Instrumente umfaßt; die weltlichen lieder, die er zur harfe sang, hatte er wahrscheinlich schon in der methalle seines vaters bei dem scop gelernt[2]).

Aldhelm als lehrer.

Aldhelm war als lehrer sehr gesucht[3]). Wir besitzen einen brief von einem Iren, in dem der abt flehentlich um unterweisung gebeten wird, da der Jüngling aus dem reinen quell

---

Angli pompatice dictare solent . . . Moderatius tamen se agit Aldhelmus nec nisi perraro et necessario ponit verba exotica . . . Quem si perfecte legeris, et ex acumine Græcum putabis, et ex nitore Romanum jurabis, et ex pompa Anglum intelleges. Vergl. auch Lingard, History and Antiquities of the A.-S. Church, 151. "*looking upon simplicity as a fault, endeavoured to excel in splendour all preceding writers,*" und Ebert, Literatur d. Mittelalters, I 631.

¹) (Mon. Mog., Ep. 3). *Neque enim parva temporum intervalla in hoc lectionis studio protelanda sunt . . . centena scilicet metrorum genera pedestri regula discernere et ad musica cantilenæ modulamine recta syllabarum tramite lustrare . . . De ratione vero calculationis quid commemorandum? Cum tantæ supputationis inminens desparatio colla mentis conpresserit, ut omnem preteritum lectionis laborem parvi penderem, cujus me pridem secreta cubicula nosse credideram . . . quod tamen, superna gratia fretus, dificillima rerum argumenta et calculi supputationes, quas partes numeri appellant, lectionis instantia reperi . . . Porro de zodiaco XII signorum circulo, que vertigine celi volvuntur ideo tacendum arbitror, ne ars opaca et profunda, quæ longa explanandarum rerum ratione indiget, si vili explanatione textu promulgata fuerit, infametur et viliscat.*

²) W. of M. V 1 (Migne col. 1621).

³) W. of M. V 2 (Migne col. 1629). *Currebatur ad Aldhelmum totis semitis, his vitæ sanctimoniam, illis litterarum scientiam desiderantibus.*

seiner lehre trinken will. Inzwischen erbittet er sich — wenn auch nur auf zwei wochen, um nicht lästig zu fallen — ein buch zu lesen[1]). Ein anderer Ire, Cellanus, bittet um eine kleine predigt von Aldhelms eigenen lippen[2]). Auch vom späteren könig der Mercier haben wir einen brief, in dem er bittet, vom meister weiter unterrichtet zu werden. Den könig von Northumbrien, Ælfrid, hat er gleichfalls zu seinen schülern gezählt und ihm seine metrik unter dem pseudonym »*Epistula ad Acircium*« zugeeignet. Auch dem frauenunterricht wendete er seine aufmerksamkeit zu, zwei seiner werke, das prosaische De Laudibus Virginitatis und das poetische De Laude Virginum, sind ihnen gewidmet und — wenn wir einer erzählung, die sowohl Faricius als auch William of Malmesbury berichten, glauben schenken dürfen, hat er sich auch praktisch ihrer erziehung angenommen und sie zum lesen und singen der psalmen angehalten[3]).

Lehrgegenstände.

Seinen schülern empfiehlt Aldhelm vor allem das studium der heiligen schrift, sowohl des alten als des neuen testaments. Doch nicht nur den text sollen sie lesen, sondern auch die kommentare, welche von den kirchenvätern dazu geschrieben worden waren, und in denen er geschichtlich, allegorisch, tropologisch, anagogisch erklärt ist[4]). (Vorschrift des Cassian.)

---

[1]) *Dum te prestantem ingenio facundiaque Romana ac vario flore litterarum, etiam Græcorum more, non nesciam ex ore tuo, fonte videlicet scientiæ purissimo, discere malo, quam ex aliquo quolibet potare turbulento magistro. Præsertim hoc prenoscens, scito, quod idcirco te fiducialiter ita obsecro: ut me suscipias doceasque . . . Hæc tibi quoque sinceriter dissero: libellum quendam, quem ego non habeo, qui non est major acceptorio duarum septimanarum, legere cupio etc.*

[2]) *Quasi pennigero volatu ad nostræ paupertatis accessit aures vestræ Latinitatis panegyricus rumor . . . Sed si peregrini triste reficis corculum, paucos transmitte sermunculos illius pulcherrimæ labiæ tuæ, de cujus fonte purissimo possit reficere mentes, ad locum ubi dominus Furseus in sancto et integro pausat corpore.*

3) W. of M. V 3 (Migne col. 1634). *Neque tunc consortium feminarum repudiabat . . . Imo vero vel assidens vel cubitans aliquam detinebat, quoad carnis tepescente lubicro quieto et immoto discederet animo. Derideri se videntur diabolus, cernens adhærentem feminam virumque alias avocato animo insistentem cantando Psalterio.*

[4]) De Laudibus Virginitatis, IV. *Vestrum . . . ingenium per florulenta Scripturarum arva late vagans . . . Nunc divina priscorum prophetarum oracula . . . investigando; nunc antiquarum arcana legum . . .; nunc quadrifariam evangelicæ relationis dicta mysticis catholicorum Patrum commentariis exposita . . .*

Außer diesen theologischen kenntnissen sollten jedoch noch andere erworben werden, wenn auch nur, um durch die vermehrte übung einen größeren wortschatz und eine genauere kenntnis der grammatik zu erlangen [1]). So drückt sich Aldhelm wenigstens in dem brief an Ethelwald aus. Zu den mit nutzen zu lesenden werken rechnet er die erzählungen der Alten und chronologische werke [2]). Was unter den ersteren gemeint ist, wissen wir nicht, vielleicht zählt er dazu den Vergil. Als chronologisches werk dürfte er wohl den Rufin empfehlen. Sehr eingenommen ist er gegen andere werke des klassischen altertums, die nur zur abkehr vom glauben führen. In einem brief an Wilefridus scheint Aldhelm sowohl gegen die krummen wege der philosophen als gegen einen schriftsteller zu polemisieren, der die unzüchtigen taten der Proserpina, der Hermione ua. erzählt — jedenfalls wohl gegen Ovid [3]).

Metrik. Nicht außer acht zu lassen sind nach Aldhelms meinung die grammatischen und die orthographischen regeln, ebenso ist das studium der metrik zu empfehlen [4]). Wie er dieses betrieben wissen wollte, zeigt uns sein eigenes werk, die Epistula ad Acircium. Hier erklärt er die bildung des hexameters in einem ganz anregend geschriebenen dialog zwischen lehrer und schüler und erläutert sie durch beispiele aus heidnischen und christlichen schriftstellern, sowie durch eine sammlung von rätseln. Dann wird wieder im zwiegespräch die lehre von metrik und akzent zu ende geführt. Hier huldigt Aldhelm

---

et quadriformis ecclesiasticae traditionis normulis secundum historiam, allegoriam, tropologiam, anagogen, digesta solerter indigando.

[1]) *Si quid vero praeterea saecularium litterarum nosse laboras, ea tantum modo causa id facias, ut quoniam in lege divina vel omnis vel pene omnis verborum textus artis omnino ratione grammaticae constitit, tanto ejusdem eloquii divini profundissimos atque sacratissimos sensus facilius legendo intellegas, quanto illius rationis qua contexitur diversissimas regulas plenius didiceris.*

[2]) De Laudibus Virginitatis, IV. *Nunc priscas historiographorum fabulas et chronographorum seriem qui fortuitas praeteritorum permutationes temporum tenaci memoriae textu tradiderunt, rite rimando.*

[3]) W. of M. V 3 (Migne col. 1634) *Absurdum enim arbitror, spreta rudis ac Veteris Instrumenti inextricabili norma, per lubrica dumosi ruris diverticula, imo per dyscolos philosophorum anfractus, iter carpere etc.*

[4]) De Laudibus Virginitatis IV. *Nunc grammaticorum regulas et orthographorum disciplinas, tonis et temporibus trutinatas, pedibus poeticis compactas per cola et commata, hoc est, per penthemimerin et heptemimerin diremptas, imo centenis metrorum generibus sequestratim discretas, sagaciter inquirendo.*

also der im früheren mittelalter so beliebten sokratischen methode, zugleich aber auch derjenigen, die für eifriges lernen belohnung verheißt, wozu ja die rätsel dienen sollen. Zum schluß verwertet er noch den ansporn durch das gute beispiel, indem er seinem schüler Ælfrid Theodosius zum muster empfiehlt.

Wertschätzung der eigenen werke.

Aldhelm schätzte den nutzen der wiederholung seiner schriften, auch der kürzesten, sehr hoch ein. Am schlusse des briefes an Ethelwald empfiehlt er ihm, dieses schreiben zu seinen büchern zu legen, damit er von dessen inhalt ganz erfüllt werde [1]).

Rechnen.

Über den unterricht im rechnen und in der astronomie wissen wir wenig. Fiel der gegenstand Aldhelm zu schwer, um ihn unterrichten zu können, oder wollte er seine schüler nicht allzu sehr plagen? Er beschränkte sich augenscheinlich auf zahlspielereien, wie in der einleitung zur Epistula und an manchen stellen seiner briefe; sie haben für uns zu wenig unterrichtswert, um sie genauer zu verfolgen.

Fassen wir die erfolge, die Aldhelm bei seinem unterricht erzielte, ins auge, so sehen wir, daß er wenigstens bei seinem königlichen schüler Ethelwald erreichte, daß dieser des lehrers stil getreulich kopierte [2]). Aber nicht nur in der stilistik, auch in der metrik hat er den prinzen gefördert. Dieser sendet ihm drei selbstverfaßte gedichte ein [3]).

Erziehung der edelleute.

Wir müssen uns nun fragen, ob im kloster eine schule für die ausbildung der jungen mönche und eine gesonderte für die söhne der vornehmen bestand, die dem kloster nur für kürzere zeit anvertraut waren. Hier versagen die quellen leider. Daß Aldhelm sich eine zeitlang am mercischen hofe aufgehalten, um den jungen prinzen zu erziehen, ist unwahrscheinlich, da von einem solchen aufenthalt nichts bekannt ist und der prinz auch von einem unterricht und einer pflege spricht,

---

[1]) *Hanc autem epistulam jugiter inter cæteros quos legis libros habere non omittas, ut videlicet ejus lectione creberrima de his, quæ in ea scripta sunt, implendis mea vice possis admoneri. Vale.*

[2]) Lingard l. c. *In language as magniloquent as ever flowed from the pen of his master.*

[3]) *Quorum primum dactylico heroici poematis hexametro . . . tertium quoque non pedum mensura elucubratum sed octonis syllabis in imo quolibet versu compositis . . . medium . . . simillimis itidem versuum et syllabarum lineis confectum.*

die sich vom zartesten kindesalter bie zur mannheit erstreckte[1]). Es ist daher wahrscheinlicher, daß sowohl Ethelwald als Ælfrid in Malmesbury selbst erzogen wurden. Bei der einfachheit der damaligen sitten durften sie wohl auch gemeinsam mit den anderen knaben herangebildet worden sein. Aldhelm, der sich nicht im mindesten scheute, später, als der knabe das kloster schon verlassen hatte, ihm die strengsten ermahnungen in bezug auf mäßigkeit und lerneifer zukommen zu lassen, dürfte auch früher keine standesunterschiede anerkannt haben.

Weitere schicksale des klosters.

Die weiteren schicksale des klosters sind für uns von geringem interesse. jedenfalls sank der lerneifer der mönche bald, wenn die erzählung Williams of Malmesbury wahr ist, daß Johannes Scotus Erigena, der zur zeit Alfreds nach England kam, im kloster von seinen eigenen schülern getötet wurde[2]). Allerdings wird die richtigkeit der erzählung bestritten.

Malmesbury befand sich zur zeit Eadwys in den händen der weltgeistlichen; Dunstan setzte die mönche wieder in ihre früheren rechte ein[3]).

Die geschichte der abtei gleicht von dieser zeit an der der anderen klöster, die unter der regierung Eadgars reformiert wurden.

3. Wearmouth und Yarrow.

Gründung von Wearmouth.

Benedict Biscop, ein mann aus vornehmem geschlecht und minister unter könig Oswiu, verließ sein vaterland und zog nach Rom. Zurückgekehrt widmete er sich geistlichen studien und wurde von Alchfrith, dem sohne Oswius, zum begleiter auf einer Romfahrt ausersehen. Doch der junge prinz wurde zu hause zurückgehalten, Benedict erreichte zum zweitenmal Rom. Auf der rückreise empfing er im gallischen kloster *ad*

---

[1]) Epistula Ædilwaldi. *Cum memet ab ipsis tenerrimae cunabulis infantiae fovendo, amando, pedetentimque delicatioribus solertiae cibis recreando, ad segetam usque pubertatem provexisti.*

[2]) G. R., col. 1653. *Joannes Scotus . . . ibat in Angliam ad regem Elfred et apud monasterium Malmesberiense a pueris graphiis perforatur* [bis hierher zitiert W. of M. Joannes Parisiensis]. *Foratus animam exuit tormento gravi et acerbo.*

[3]) William of Malmesbury, Vita S. Dunstani, 301. *Cœnobium Malmesberiense, clericis ejectis quos Edwius intruserat illuc, ad pristinum statum, id est ad monachorum habitationem reparavit.*

insulam Lirinensem (St. Honorat) die Tonsur und wurde mönch. Wieder kehrte er nach Rom zurück und jetzt bestimmte ihn der papst zum begleiter und dolmetscher des erzbischofs Theodor, den er zur konsolidierung der sächsischen kirche nach England schickte. Nach beendeter mission zieht Benedict wieder nach Rom und nach seiner heimkehr erhält er von Ecgfrith, könig von Northumbrien, dem jüngsten sohne Oswius, an der mündung des Wear eine strecke landes *(terram septuaginta familiarum)* und erbaut hier ein kloster zu ehren des heiligen Petrus (674). Doch ist er nicht zufrieden, das kloster »*more Scottorum*« aus holz zu errichten, er reist nach Gallien, um steinmetzen zu gewinnen, die die kirche und das kloster nach römischer sitte aus stein herstellen [1]), er läßt durch boten, als der bau weitergediehen ist, glaser vom kontinent kommen, um fenster einzusetzen, auch lampen und gefäße aus glas läßt er — als erster in England — verfertigen und die kunst der glasfabrikation den Engländern, dh. wohl seinen mönchen, lehren [2]). Auch gewänder und gefäße für den gottesdienst müssen aus der fremde eingeführt werden [3]). Weder weberei noch goldschmiedekunst scheinen also damals in Northumbrien in jenem ansehen gestanden zu sein, das das englische kunstgewerbe später in den augen der zeitgenossen erreichte.

Innere ausschmükkung.

Wir sehen also in den northumbrischen sümpfen, deren ungesundes fieberklima so manchen der brüder hinwegrafft, ein für damalige begriffe ganz außerordentlich prächtiges kloster sich erheben mit einer kirche, zu deren ausstattung nicht nur prunkvolle altardecken und meßgewänder verwendet werden, sondern auch bilder, die Benedict von einer neuen Romreise mitbringt. Das bild der muttergottes und die der zwölf apostel, mit denen er das schiff der kirche an den längswänden täfelte,

[1]) Beda, Historia Abbatum etc. (Plummer, 368, c. 5). *Benedictus oceano transmisso Gallias petens, cementarios qui lapideam sibi aecclesiam juxta Romanorum quem semper amabat morem facerent, postulavit, accepit, adtulit.*

[2]) l. c. *Proximante autem ad perfectum opere, misit legatarios Galliam, qui vitrifactores, artifices videlicet Brittanniis eatenus incognitos, ad cancellandas aecclesiae porticumque et caenaculorum eius fenestras adducerent. . . . venerunt, nec solum opus postulatum compleverunt sed et Anglorum ex eo gentem huiusmodi artificium nosse ac discere fecerunt; artificium nimirum vel lampadis aecclesiae claustris, vel vasorum multifariis usibus non ignobiliter aptum.*

[3]) Beda, l. c. *Vasa sancta, vel vestimenta, quia domi invenire non potuit, de transmarinis regionibus advectare . . . curabat.*

die bilder aus dem neuen testament, mit denen er die ostwand, und diejenigen aus der Apokalypse, mit denen er die westwand schmückte, so daß diejenigen, die in die kirche traten, wenn sie auch des lesens unkundig waren, das antlitz Christi und der heiligen vor sich hatten, wo immer sie sich hinwendeten[1]). Doch nicht nur für die verschönerung seiner kirche und für die erbauung der einfältigen und armen im geiste sorgte Benedict auf solche weise, er brachte auch denen, die des lesens und schreibens kundig waren, reiche schätze mit, auf jeder seiner reisen sorgte er in erster linie für den erwerb von büchern und für die vergrößerung seiner bibliothek[2]). Ja, sein kloster wurde so reich an manuskripten, daß nach Benedicts tode sein nachfolger Ceolfrith eine wertvolle handschrift beim könige Aldfrith, Ecgfriths bruder, gegen ein stück land eintauschen konnte, ein zug, der uns auch von der wißbegierde des königs eine hohe meinung beibringt[3]). Als Benedict stirbt, gilt seine letzte fürsorge noch seinen bücherschätzen, und er befiehlt, sie vollständig zu erhalten und nicht durch sorglosigkeit zu beschädigen oder zu zersplittern[4]). Auch sein nachfolger Ceolfrith vermehrte die bibliothek und fügte ihr eine Italahandschrift, die er aus Rom brachte, und drei Vulgatahandschriften — darunter der Codex Amiatinus —, die er schreiben ließ, hinzu.

Bibliothek. Die titel der werke, die Benedict aus Rom mitbrachte, und derjenigen, die seine nachfolger erwarben (mit ausnahme

---

[1]) l. c. 369, c. 6. *imaginem . . . beatae dei genitricis . . . simul et duodecim apostolorum, quibus mediam eiusdem aecclesiae testudinem, ducto a pariete ad parietem tabulato praecingeret, imagines evangelicae historiae quibus Australem aecclesiae parietem decoraret, imagines visionum apocalipsis beati Johannis, quibus septentrionalem aeque parietem ornaret, quatinus intrantes aecclesiam omnes etiam litterarum ignari, quaquaversum intenderent, vel semper amabilem Christi sanctorumque eius, quamvis in imagine, contemplarentur aspectum.*

[2]) l. c. 367, c. 4. *librosque omnis divinae eruditionis non paucos vel placito praetio empto, vel amicorum dono largitos retulit. [Von der 5. Romreise] innumerabilem librorum omnis generis copiam adportavit.*

[3]) Beda, Historia Abb., 380, c. 15.

[4]) Beda, Historia Abbatum, 375, c. 11. *Bibliothecam quam de Roma nobilissimam copiosissimamque advexerat, ad instructionem aecclesiae necessariam sollicite servari integram, nec per incuriam fedari, aut passim dissipari praecepit.*

[5]) l. c. 379, c. 15 *bibliothecam utriusque monasterii, quam Benedictus abbas magna caepit instantia, ipse non minori geminavit industria etc.,* vergl. Manitius, Gesch. d. Lat. Lit. 71.

er an Aldfrith verkauften kosmographie und der bibeln), .
at uns Beda leider nicht aufgezeichnet. Es wäre ungemein
hrreich zu wissen, womit eine der reichhaltigsten kloster-
ibliotheken Englands im 7. und 8. jahrhundert angefüllt war.
)och wenn auch eine direkte angabe des historikers und biblio-
ıekars des klosters fehlt, so können wir uns doch von dem
eichtum der bibliothek einen begriff machen, wenn wir die
uellen für Bedas zahlreiche werke ins auge fassen. Denn außer
ir die Historia Ecclesiastica fand der mann, der sein leben
ıng die einöden Northumbriens nicht verlassen hatte, wohl
aum gelegenheit, bücher fremder bibliotheken zu benutzen.
um teil enthielten Wearmouths und Yarrows büchereien die-
elben werke, die schon Aldhelm fleißig studiert hatte, nur
übernehmen die christlichen dichter die rolle Vergils, der ihnen
egenüber in den hintergrund tritt«[1]). An heidnischen dichtern
ehlt zwar Horaz, doch sind außer Vergil noch Ovid, Persius
nd Lucan vorhanden. Dagegen stehen auf den regalen die
hristlichen dichter in stattlicher zahl: Juvencus, Ambrosius,
'rudentius, Sedulius, Paulinus Nolanus, Prosper, Marius Victor.
'aulinus Petricordenis, Alcimus Avitus, Arator, Fortunatus.
leichhaltig ist die bibliothek auch an kirchenvätern und deren
ommentaren der hl. schrift: Augustin: 'De Civitate Dei',
Genesis ad literam', 'De Genesi adversus Manichæos', 'Libri
luo contra adversarium Legis et Prophetarum', 'Confessiones';
lieronymus: 'Quæstiones in Genesin', 'Liber de nominibus
lebraïcis', 'De situ et nominibus locorum Hebraïcorum', Aus-
egungen der propheten; Isidor: 'Mysticorum expositiones sacra-
nentorum', 'Quæstiones in primum librum Regum', 'Expositio
ı Canticum Canticorum'; Ambrosius; Gregor der Große;
ychonius; Primasius von Adrumet; Clemens; Papias; Basilius
æsarensis.

Für die grammatischen, orthographischen und metrischen
verke standen Beda zur verfügung: Isidor 'Libri originum sive Ety-
ıologiarum', 'De differentiis verborum'; Donat; Varro; Verrius
laccus; Pomponius Festus; Cicero; Servius Honoratus; Por-
hyrius. Für die mathematischen: Die ostertafel des Dionysius,
owie die fortsetzung durch Isidor und Macrobius. Für die

[1]) Manitius zu Aldhelm und Beda, Sitzungsber. der Wiener akademie d.
V. vol. 112, 616 ff.

physische weltbeschreibung: Plinius. An historischen werken endlich enthielt die klosterbücherei: Orosius; Eusebius; Prospers Chronicon; Gildas und zahlreiche märtyrerakten.

Wie eifrig man sich zu Bedas zeiten in der klosterbibliothek auch dem abschreiben der werke unterzog und welche fertigkeit man darin erlangte, zeigt der kostbare codex Amiatinus, der unter Ceolfrith geschrieben und als geschenk für den papst würdig befunden wurde.

Klosterregel.

Es ist nicht sicher, ob Benedict Biscop das kloster ganz nach den vorschriften des heiligen Benedikt von Nursia einrichtete. »Die absolute vorherrschaft der benediktinerregel war damals noch nicht entschieden«[1]). Vor seinem tode sagte Benedict zu seinen mönchen, sie sollten nicht glauben, er habe die vorschriften, die er ihnen gab, aus sich selbst geschöpft. Er habe aus den einrichtungen von 17 klöstern, die er auf seinen reisen besucht, das beste ausgewählt[2]). Dagegen bestimmt Ceolfrith ausdrücklich, die abtswahl solle nach den regeln des Benediktinerordens vorgenommen werden[3]). Den vorschriften dieses ordens entsprechend waren die mönche nicht bloß zum studium und zum gottesdienst bemüßigt. Da es damals noch keine laienbrüder gab, mußten die klosterbrüder jegliche arbeit selbst verrichten[4]). Ausdrücklich werden erwähnt das pflügen mit dem pflugsterz, das worfeln mit der wurfschaufel, das dreschen, die arbeit in der mühle, im garten und in der küche, das melken der schafe und kühe, ja sogar das schmieden[5]). Es wurde schon oben erwähnt, daß Benedict

---

[1]) Werner, Beda der ehrwürdige etc., 78, anm.

[2]) Beda, Historia Abbatum 374, c. 11. *Neque enim putare habetis, ‹inquit›, quod ex meo haec quae vobis statui decreta indoctus corde protulerim. Ex decem quippe et septem monasteriis quae inter longos meae crebre peregrinationis discursus optima comperi, haec universa didici, et vobis salubriter observanda contradidi.*

[3]) l. c. 381, c. 16. *dato fratribus praecepto, ut iuxta sui statuta privilegii, iuxtaque regulam sancti abbatis Benedicti, de suis sibi ipsi patrem, qui aptior esset, eligerent.*

[4]) L. v. Stein, Das bildungswesen des mittelalters II 53. »Diese Benediktiner hatten noch keine sklaven und hörige; jeder bruder arbeitete selbst mit eigener hand.«

[5]) Beda, Historia Abbatum, 371, c. 8. *[Eosterwinus] tantum mansit humilis, fratrumque simillimus aliorum, ut ventilare cum eis et triturare, oves vitulasque mulgere, in pistrino, in orto, in coquina, in cunctis monasterii operibus*

die mönche auch in der glaserei unterrichten ließ, und den fremden steinmetzen scheinen sie so werktätige hilfe geleistet zu haben, daß der Piktenkönig Naiton sich baumeister aus Benedicts kloster zur errichtung einer kirche kommen ließ [1]).

Gründung von Yarrow.

Die mönche scheinen in großer zahl nach dem kloster geströmt zu sein, denn wenige jahre nach der gründung von St. Peter baut Benedict Biscop ein neues kloster zu ehren des heiligen Paulus auf einem grundstücke, das ihm könig Ecgfrith zur belohnung für seine tüchtigkeit in der urbarmachung des landes geschenkt hatte [2]). Anfänglich schickte Benedict nur 17 mönche unter dem abte Ceolfrith hin, doch auch dieses kloster vergrößerte sich rasch; zur zeit von Benedicts tode waren in St. Peter und in St. Paul (Yarrow) zusammen 600 mönche. Und auch die kirche des zweiten klosters wurde mit bildnissen, die Benedict auf seiner fünften Romreise erworben hatte, geschmückt: Isaak, der das holz zum opfer trägt, und den herrn, der gleichfalls das kreuz, auf dem er leiden soll, trägt — die schlange, die von Moses in der wüste erhöht wird und den menschensohn, der auf dem kreuz erhöht wird [3]).

Erziehung.

Wie war nun die erziehung in diesem kloster? — Aufgenommen wurden sowohl erwachsene als kinder und wahrscheinlich konnte in ihrer ausbildung nur wenig unterschied gemacht werden, da auch die erwachsenen meist aller wissenschaft unkundig waren. Wir hören, daß Eosterwinus, eine zeitlang abt des klosters, verwandter von Benedict Biscop, 24 jahre alt war, als er eintrat. Dagegen ward Beda schon mit sieben jahren aufgenommen [4]). In jungen jahren trat auch Hwœtberchtus ein. Die mönche lebten nicht in einzelnen zellen, sondern hatten gemeinsame schlafkammern, ja Eosterwinus wohnte sogar nach seiner abtwahl noch bei den anderen brüdern, bis

---

iocundus et obediens gauderet exerceri . . . — ubi operantes invenit fratres, solebat eis confestim in opere coniungi; vel aratri gressum stiba regendo, vel ferrum malleo domando, vel ventilabrum manu concutiendo.

[1]) Beda, Historia Eccl., V, cap. 21, 333.

[2]) Beda, Historia Abbatum, 370 c. 7.

[3]) l. c. 373, c. 9. *Isaac ligna, quibus immolaretur portantem, et Dominum crucem in qua pateretur aeque portantem, — Item serpenti in heremo a Moyse exaltato, Filium hominis in cruce exaltatum comparavit.*

[4]) Vita Bedæ a Cuthberto ipsius discipulo. *In quod monasterium cura propinquorum, cum esset septem annorum, datus est educandus reverendissimo abbati Benedicto, ac deinde Ceolfrido.*

zu seiner todeskrankheit[1]). Daher werden sicherlich auch die zöglinge des klosters gemeinsam gewohnt und geschlafen haben. Die speisen waren einfach, Beda empfiehlt zb. in dem briefe an Ecgbert von York die mäßigkeit und verabscheut diejenigen, die dem lachen und scherzen, dem übermäßigen essen und trinken und anderen lockungen des lebens ergeben waren und täglich den leib mehr mit speisen als den sinn mit himmlischen lehren erfüllten[2]).

Erziehungsmittel.

Bei der erziehung und leitung der zöglinge und mönche scheint vor allem auf das gute beispiel gesehen worden zu sein. Deshalb verrichteten die äbte, auch wenn sie männer aus vornehmem stande waren, dieselben arbeiten wie die anderen brüder. Beda erzählt dies ausdrücklich von Benedict und von Eosterwinus[3]). Ein zweites disziplinäres mittel war die überredung. Von Eosterwinus heißt es *erat . . . linguā suavis,* gern ermahnte er die sünder eifrig mit der ihm eigenen menschenliebe, nur wenn es notwendig war, zwang er sie zur klosterregel[4]).

Lehrer.

Es scheinen wohl meist die äbte und mönche lehrer an der klosterschule gewesen zu sein. Allerdings wird Beda ausdrücklich als schüler Johannes' von Beverley, des späteren fünften bischofs von York bezeichnet, der selbst schüler Theodors von Canterbury war[5]). Möglicherweise hielt sich Johannes — ebenso wie in Whitby — eine zeitlang in Yarrow auf[6]).

---

[1]) Historia Abbatum, 372, c. 8. *communi dormiebat in loco, adeo ut etiam morbo correptus . . . duos ad huc dies in dormitorio fratrum quiesceret.*

[2]) *Risui, jocis, fabulis, commessationibus et ebrietatibus, cæterisque vitæ remissioris illecebris subiugantur et qui magis quotidie ventrem dapibus quam mentem sacrificiis cælestibus pascant.*

[3]) Historia Abbatum, 371, c. 8. *Et quidem cum fuisset minister Æcgfridi regis, . . . tantum mansit humilis fratrumque simillimus aliorum ut . . . in cunctis monasterii operibus iucundus et obediens gauderet exerceri.*

[4]) Historia Abbatum, 371, c. 8. *Et quidem, ubi opportunum comperiebat, peccantes regulari disciplina coercens, sed magis tamen ingenita diligendi consuetudine sedulus ammonens.*

[5]) Plummer I, XVI meint, Beda wäre sowohl in York als in Lindisfarne — allerdings in seinem alter gewesen — möglicherweise hielt er sich auch studienhalber in anderen klöstern auf.

[6]) Vita S. Johannis (Raine, The Historians of the Church of York I 244) *Inter quos Bedam, qui inter doctores ecclesiæ clarus habetur, caro affectu pro capacitatis suæ vigore amplectebatur; quem secutus industrius tirunculus, a tanto pædagogo affluenter imbutus, et ex impositis Evangeliis, et in historiam rebus digestis magnus enituit.*

Studiengang. Theologische studien.

In wenigen worten faßt Beda seinen ganzen studiengang zusammen, der wohl auch derjenige der meisten seiner mitbrüder und zöglinge war. Er pflegte vor allem die erforschung der heiligen schrift, beobachtete die klosterregel, sang täglich in der kirche und fand es süß, entweder zu lernen oder zu schreiben [1]). Über die klosterregel ist schon oben gesprochen worden. In bezug auf den kirchengesang gibt uns Beda einige einzelheiten. Von seiner vierten Romreise bringt Benedict Biscop den 'Archicantor aecclesiae beati apostoli Petri' Joannes mit, der nicht nur mündlich die kirchensänger lehrte, sondern auch schriftliche aufzeichnungen hinterließ, die in der klosterbibliothek aufbewahrt wurden [2]). Vor seiner ankunft sollen eine zeitlang Beda und der abt nach einer epidemie die einzigen mönche gewesen sein, die singen konnten, wie uns die Vita Anon. Abb. berichtet [3]). Als einen anderen unterrichtsgegenstand führt Beda die erforschung der heiligen schrift an. Wie viel er sich damit beschäftigte, zeigen die zahlreichen erklärungen, die er zu den büchern des alten und neuen testaments hinterlassen hat. Doch sind, wie Beda in seinen briefen an Acca, bischof von Hexham, freimütig gesteht, dies keineswegs originalwerke. Er hatte die kirchenväter eifrig studiert, und, um seinen schülern das eindringen in die heilige schrift zu erleichtern, zeichnete er auf, was er in deren werken fand. Um aber ja nicht in den verdacht zu kommen, nur seine gedanken aufgezeichnet zu haben, obwohl er auch einige eigene betrachtungen einfließen ließ [4]), und um seinen schülern zugleich die kenntnis der heiligen schrift auf bequeme weise beizubringen und sie doch auch mit den kirchenvätern bekannt zu machen, hat er ein ganz modern anmutendes system von abkürzungen eingeführt. Weil es ihm nämlich mühsam schien, die namen der urheber der zitate immer einzufügen, setzte er nur deren

[1]) Vita Bedæ. *Omnem meditandi Scripturis operam dedi atque inter observantiam disciplinae regularis et quotidianam cantandi in aecclesia curam semper aut discere, aut scribere dulci habui.*

[2]) Historia Abbatum, 369, c. 6. *non solum viva voce quae Romae didicit aecclesiastica discentibus tradidit, sed et non pauca etiam litteris mandata reliquit, quae hactenus in eiusdem monasterii bibliotheca memoriae gratia servantur.*

[3]) 393, c. 14.

[4]) Epist. VIII ad Accam. In expositione Evangelii secundum Marcum. *Nonnulla propria ad imitationem sensus eorum, ubi opportunum videbitur, interponemus.*

anfangsbuchstaben hinzu[1]). Doch obwohl er bat, die leser möchten, wenn sie das werk der abschrift würdig erachteten, die buchstaben beifügen[2]), so taten es die abschreiber doch nicht, denn Giles sagt, daß er in keiner handschrift spuren davon entdecken konnte[3]). Für die späteren klosterschüler war also ein pädagogisches prinzip zunichte gemacht, für diejenigen von St. Peter und St. Paul, die zu seiner zeit lebten, war es jedenfalls wirksam.

Ähnlichen zwecken der geistlichen belehrung und zugleich des vermeidens unnötiger mühe für seine klosterbrüder und seine schüler dienen der auszug aus Adamnans De Locis Sanctis, die Homilien, Martyrologien uam.

Philologische studien: Latein.

Gehen wir nun von den theologischen studien zu den philologischen über, so sehen wir, daß natürlich in erster linie die kenntnis der lateinischen sprache erworben werden mußte. Alle erhaltenen werke Bedas sind latein geschrieben und mußten in dieser sprache gelesen werden. Zur erleichterung der erlernung des Latein gab Beda *Cunabula Grammatice Artis Donati*[4]) heraus, da das originalwerk für seine schüler zu schwer war. Er behielt, wie er in der einleitung sagt, die reihenfolge der fragen und antworten im Donat bei, fügt jedoch beweise, wie sie für anfänger und jugendliche passen, hinzu[5]). Es ist dies also ein schulbuch für anfänger gewesen, doch nicht nur der lehrer bekam es in die hand, sondern auch der schüler, damit er sich fragen stellen und antworten geben und dadurch üben

---

[1]) Epist. IX ad Accam. De Evangelio Lucæ. *Quorum quia operosum erat vocabula interserere per singula, et quid a quo auctore sit dictum nominatim ostendere, commodum duxi eminus a latere primas nominum litteras inprimere.*

[2]) Epist. VIII. *Lectorem supplex obsecro, ut si hæc nostra opuscula transcriptione digna duxerit, annotationem nominum eorum quæ supra in margine opposita sunt, diligens scriptura conservet.*

[3]) *Hæc signa, inspectis multis exemplaribus sane quam vetustis, in nullo (unde dolemus) reperire potuimus.* Vergl. Plummer, Introduction XXIII.

[4]) Nach Werner, Beda und seine zeit, 97, ist es vielleicht nur ein klosterwerk des 8. jahrhunderts und stammt nicht sicher von Beda. Vergl. zu Bedas nicht sicher beglaubigten gram. schriften Manitius, Geschichte der Lat. Lit. I 76.

[5]) *Libellum hunc juxta parvitatem sensus nostri collegimus . . . simplicioribus vero et minus promptis utilem, in quo et ordinem præfati artigraphi tam in rogando quam in respondendo tenuimus et probationes quasdam parvulis et incipientibus necessarias ex latere copulavimus.*

könne, um sich selbständig für die lektion vorzubereiten [1]). Schließlich soll das buch eine pädagogische forderung des jetzigen anfangsunterrichts erfüllen, das spielende, eifrige lernen, das zu raschen fortschritten führt [2]). Gleichfalls für seine schüler, allerdings für weiter vorgeschrittene, denen er es vielleicht abschnittsweise diktiert hat [3]), ist *De Orthographia* bestimmt, hauptsächlich um die wörter, die man nicht verwechseln darf, anzuführen; wie Werner sich ausdrückt, ein »lexikalisch angelegtes verzeichnis von worterklärungen, welche bedeutung oder sinn, anwendung und gebrauch . . . betreffen« [4]). Eine erweiterung des werkes ist *De Octo partibus orationis*, doch ist Bedas autorschaft nicht verbürgt.

Griechisch.

Wie es mit dem studium des griechischen im kloster beschaffen war, ist nicht ganz genau festzustellen. Bedas biograph Cuthbert schreibt seinem meister eine nicht geringe kenntnis des Griechischen zu [5]) und wenn Beda entweder direkt schüler Theodors und Hadrians war, die zu seiner zeit ganz England durchreisten, oder deren griechische kenntnisse wenigstens durch Johannes von Beverley vermittelt erhielt, so ist diese angabe wahrscheinlich richtig. Allerdings läßt sich Beda hin und wieder sowohl in seinen kommentaren zur heiligen schrift auch in 'De Orthographia' und 'De Arte metrica' fehler zuschulden kommen. Werner schließt daraus, »daß Beda vom Griechischen nur unvollkommene kenntnisse hatte«, und meint, »belege für den mangel an kenntnis des Griechischen ließen sich mehrere anführen« [6]). An anderer stelle führt Werner an, »daß verschiedene richtige erklärungen, die er von griechischen wörtern gibt, nicht aus griechischer sprachkenntnis geflossen, sondern durch unablässiges, fleißiges suchen und forschen in fremden werken zu seiner kenntnis gelangt seien« [7]). Meines erachtens dürfte man jedoch an die sprachkenntnisse eines

---

[1]) *Quatenus parvuli bonae indolis ad istius artis se studium conferentes, ea de quibus interrogaturi essent et responsuri ipse sibi aliquatenus probare, et probando facilius invenire possent.*

[2]) *Et hoc quasi ludo exercitati, et exercitio excitati, ad majora et pleniora capienda, fierent promptiores.*

[3]) Vergl. Manitius l. c. I 76.

[4]) Beda der Ehrwürdige und seine zeit, 98.

[5]) *Graecae quoque peritiam non mediocriter percepit.*

[6]) Beda und seine zeit, 98.

[7]) Ibid., 190.

mönches im 8. jahrhundert nicht den maßstab eines modernen philologen legen und müßte erwägen, daß falsche etymologien auch in weitverbreiteten lateinischen werken wie in den 'Origines' des Isidor von Sevilla ganz gang und gäbe waren. Die kenntnisse im Hebräischen waren jedenfalls nicht bedeutend und Bedas erklärungen hebräischer namen sind wohl zum größten teil aus Hieronymus geschöpft[1]. Wie weit das Griechische und das Hebräische unterrichtsgegenstände waren, wird nie vermerkt. Doch spricht Beda von der zeit Theodors, in der Griechisch allgemein gelehrt wurde, mit zu großer hochachtung, als daß in seinem kloster dieser gegenstand allen schülern gelehrt worden sein könnte[2].

Hebräisch.

Metrik.

Zur erlernung der metrik schrieb Beda das schon erwähnte *De arte metrica* und *De schematibus et tropis*, seinem schüler Cuthbert gewidmet, mit zahlreichen zitaten aus alten, fast ausschließlich christlichen schriftstellern. Auch abgesehen von den zitaten zeugt das werkchen von »der weitgehenden, großenteils wörtlichen abhängigkeit seinen vorgängern gegenüber«[3].

Arithmetik.

Dem unterricht im rechnen und in der astronomie widmete Beda drei werke, *De Temporibus, De Natura Rerum* und *De Temporum Ratione*, für die er hauptsächlich Macrobius und Isidor benutzt[4]; doch sind uns für kapitel 1 und 4 von 'De Temporum Ratione' die quellen unbekannt, da Beda der älteste schriftsteller ist, der ausführlich über das fingerrechnen und das rechnen mit unzen gehandelt hat[5]. Er lehrte ein vielleicht schon vor seiner zeit übliches kopfrechnen mit unterstützung des gedächtnisses durch fingerbeugungen. Er führte in dem angegebenen werke weiter aus, daß man mit der linken hand beginnen und zur rechten fortschreitend die einzelnen zahlen durch beugen der finger darstellen sollte. Leider kann man aus dem weiteren verlauf des buches nicht erkennen, was die schüler sonst in Arithmetik lernten. Cantor schließt aus

[1]) Vergl. ibid., 168.

[2]) Beda, Hist. Eccl. IV 2. *usque hodie supersunt de eorum discipulis, qui Latinam Grecamque linguam aeque ut propriam, in qua nati sunt, norunt.*

[3]) Hoops, Reallexikon d. germ. altertumskunde 192; vergl. auch für die quellen: Hoops l. c. u. Manitius Wiener S. B. 112, 618 ff.

[4]) Vergl. Hoops l. c., Manitius l. c.

[5]) Vergl. für diese und die folgenden ausführungen über den rechenunterricht Cantor, Vorlesungen über geschichte der mathematik, I[3], 828 ff.

Bedas schweigen, daß es sich nur um die einfachsten rechnungen wie addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren durch vier handelte, die man zur osterberechnung brauchte und im kopf ausführen konnte. Ein umfassendes bruchrechnen wurde sicher nicht gelehrt, da im vierten kapitel nur die einteilung des asses und der unze gegeben wird. Der hauptteil des werkes ist der osterberechnung gewidmet. Diese gründet sich bei Beda wie bei seinen vorgängern auf die 19jährige wiederkehr des zusammenfallens von sonnen- und mondzeiten. Nach der vorschrift des heiligen Augustin mußte die osterberechnung in jedem mönchs- und nonnenkloster gelehrt werden, so daß wenigstens einer der klosterinsassen deren kundig war.

Geschichte.

In einer unterrichtsdisziplin war — außer im rechenunterricht, in dem seine verdienste doch nur in anbetracht der unkenntnis des zeitalters erwähnenswert sind — Beda jedoch bahnbrechend: in der historie oder vielmehr kulturgeschichte [1]). Wenn auch von abt Albinus, schüler Theodors, und von Daniel, bischof von Westsachsen, angeregt und von allen seiten, sogar dem päpstlichen archiv, mit schriftlichem und mündlichem material unterstützt, war doch die ausführung ganz sein eigen, und seine klosterschüler hatten in der *Historia Ecclesiastica* das muster einer klaren, einfachen darstellung vor augen, die die zeit wie keine andere charakterisiert. Lingard [2]) sagt: "*The style is easy and perspicuous. To some readers the credulity of the writer with respect to miracles will appear a blemish, but no one can doubt his candour and veracity.*" Seine zeitgenossen sahen darin sicher keinen fehler, im gegenteil, dadurch konnte sich das werk als erbauungsbuch leichter erhalten und sich den martyrologien und der Geschichte der äbte von St. Peter und St. Paul — einem auch weit über ähnlichen erzeugnissen der zeit stehendem werke — besser anschließen.

Historia Ecclesiastica.

Die Historia Ecclesiastica ist vielleicht dasjenige werk Bedas, das am wenigsten für seine schüler und confratres geschrieben war, und das auch keinen regelrechten platz im unterricht haben konnte. Es war dem könig Ceolwulf gewidmet, der es vor der vollendung abschnittweise las. König Alfred sah mit

[1]) Vergl. für die quellen der Hist. Eccl. Werner l. c., 210 und die einleitung der Hist. Eccl. Plummer l. c. überdies die bei Hoops, 190, genannten werke u. Manit. I 82.

[2]) History and Antiquities of the A. S. Church, II 194.

scharfem blick, daß diesem buche nur eines fehlte, um für laien geschrieben zu sein, die übersetzung ins Englische.

Laienbildung.

Dies führt uns nun zu der frage, wie man sich in den klöstern St. Peter und St. Paul zur laienbildung und zur volkssprache stellte. Schon oben wurde erwähnt, daß Benedict Biscop bei der erwerbung des bilderschmucks für die kirchen hauptsächlich an die laien dachte. Beda übersetzte aus ähnlichen gründen, nämlich zum gebrauch für laien und ungebildete kleriker, das glaubensbekenntnis und das vaterunser ins Englische [1]). Nach den aussagen seines biographen Cuthbert hat Beda auch das evangelium Johannis und einige auszüge aus Isidor übersetzt, damit seine schüler nichts falsches lesen sollten und nach seinem tode nicht ohne erfolg arbeiteten [2]). Von beiden übersetzungen fehlt uns leider jede spur. Beide waren allerdings nach obigen worten und nach dem wesen der werke zu urteilen nur für ungebildetere mönche — wahrscheinlich solche, die beim eintritt zu alt waren, um noch viel zeit auf der schulbank verbringen zu können — bestimmt. Sonderbar scheint es, daß Beda nicht auch die synoptiker, und zwar für gebildetere laien, übersetzt hat, denn er hatte sich ja, wie oben erwähnt, mit deren erklärung viel beschäftigt, und es liegt kein grund vor, weshalb er mit dem letzten evangelium begonnen haben sollte. Da könig Alfred jedoch ausdrücklich das fehlen einer englischen bibelübersetzung betont hat, so sind wir ausschließlich auf Cuthberts angaben angewiesen.

Beda als lehrer.

Daß Beda zu seinen lebzeiten der beliebteste lehrer an seinem kloster gewesen, zeigt uns der einfache, rührende ton, in dem Cuthbert den jammer der verlassenen schüler beim tode ihres meisters mit wenigen worten vorführt. Diese einfachheit, die er seinen schülern übermittelt hat, ist überhaupt ein nicht zu unterschätzendes verdienst. Die Angelsachsen liebten in ihrer eigenen und besonders in der lateinischen sprache pomphafte ausmalung und geschraubte ausdrucksweise; vorgänger und nachfolger Bedas in anderen klöstern suchten sich darin zu übertreffen, ihm war das fremd. Einfach war er in

[1]) Epist. II, ad Ecgberctum. *Propter quod et ipse multis saepe sacerdotibus idiotis haec utraque, et symbolum videlicet, et dominicam orationem in linguam Anglorum translatam obtuli.*

[2]) *Nolo ut discipuli mei mendacium legant, et in hoc post obitum meum sine fructu laborent.*

seinem leben, einfach in seinen worten und werken. Und doch war er der lehrmeister nicht nur seiner zeit, nicht nur seines eigenen volkes. Nie hatte er sein kloster verlassen, und doch war ihm dies gelungen. Doch wozu dafür andere worte suchen, als die seines biographen: »*Hic igitur Beda in extremo quidem mundi angulo vivens latuit, sed post mortem per universas mundi partes omnibus in libris suis vivens innotuit.* Nicht nur die geschichte des bildungswesens in seinem kloster, sondern diejenige der ganzen epoche beruht fast ausschließlich auf seinem namen und auf seinen schriften.

Spätere schicksale der klöster.

Nach Bedas tode war auch der glanz der klöster geschwunden, wozu die inneren wirren des northumbrischen reiches nicht wenig beigetragen haben mögen.

Fortbestehen der schreibschule.

Ein halbes jahrhundert lang mindestens zehrten sie noch von dem ruhm ihres großen lehrers; von allen seiten wurden die mönche von Wearmouth um seine bücher gebeten. Diese bitten scheinen meist auch erfüllt worden zu sein. So sendet Cuthbert (abt von 755—786) dem Lullus Bedas werk über den Tempelbau zum trost auf seiner reise[1]); ebenso das von jenem verlangte Leben des heiligen Cuthbert, — wohl gleichfalls das von Beda verfaßte. Aus demselben brief des abtes Cuthbert ersehen wir, daß man die bücher nicht etwa dem vorhandenen vorrat der bibliothek entnahm, sondern daß die schule noch fortbestand. Cuthbert schreibt nämlich, er hätte gern noch mehr für Lullus getan, aber der winter wäre so hart gewesen und hätte die insel durch regen, sturm und frost so lange bedrängt, daß die schreiber verhindert wurden, mehr handschriften zu kopieren. Hier ist auch eine der wenigen stellen, an denen erwähnt wird, daß knaben zum schreiben verwendet wurden. Man kann sich ein bild davon machen, wie die klosterzöglinge in der kalten zelle oder im kreuzgange neben ihrem meister sitzend vergebens versuchen, mit von frost erstarrten händen die buchstaben zu malen[2]).

---

[1]) Monumenta Moguntina, Ep. 124. *Insuper etiam librum, quem clarissimus ecclesiae dei magister Beda de aedificio templi composuit, ad consolationem tuae peregrinationi mittere curavi.*

[2]) Ibid. Ep. 134. *Nunc vero, quia rogasti aliquid de opusculis beati patris, cum meis pueris juxta vires, quod potui, tuae dilectioni preparavi, libellos de viro Dei Cudbercto, metro et prosa compositos, tuae voluntati direxi. Et si plus potuissem, libenter voluissem. Quia praesentis praeteriti hiemis multum*

Manch andere kunst war damals jedoch schon vergessen; im selben brief bittet Cuthbert um glaser vom kontinent und um einen zitherspieler, da niemand in der gegend diese künste verstände.

Ermahnungen Alcuins an die mönche.

Alcuin schreibt aus Frankreich mehrere briefe an die mönche von Wearmouth und Yarrow [1]), die zeigen, daß sie sich von den alten, strengen sitten weit entfernt hatten. Er ermahnt sie, sie sollten in kleidung, in speise und trank und in den vergnügungen nicht den laien nacheifern, sie sollten gemeinsam beten, essen und schlafen. Sie sollten eifrig in der Benediktinerregel lesen [2]), aber — und das wirft kein gutes licht auf die kenntnisse der klosterinsassen — sie solle in der eigenen sprache erklärt werden, damit sie von allen verstanden werde. Die knaben sollten die heilige schrift lernen, damit sie in späterer zeit die anderen belehren könnten. Vom griechischen und den anderen disziplinen ist keine rede mehr. Darum hält Alcuin den klosterinsassen Bedas epoche gleichsam wie ein goldenes zeitalter vor augen, das ihnen als leuchtendes vorbild dienen soll.

Hat es genützt? Wir wissen es nicht. Die klöster Wearmouth und Yarrow, wie sie Benedict Biscop gegründet hatte, wurden 867 von den Dänen zerstört. Erst zur Normannenzeit (1074) erstanden sie von neuem. Eine mauer und der unterbau des turmes sollen die letzten, noch heute erhaltenen reste des kirchleins sein, das Beda mit solcher liebe geschildert hat.

4. St. Augustine bei Canterbury.

Gründung des klosters.

Als Augustin im jahre 597 in Kent landete, erhielt er von könig Ethelbert ein römisches heiligtum im gebiet des heutigen Canterbury zugewiesen, das er nach der vorschrift des heiligen Gregor, die tempel der heiden nicht zu zerstören, sondern nur deren götzenbilder [3]), zu einer christlichen kirche

---

horribiliter insulam nostræ gentis, in frigore et gelu et ventorum et imbrium procellis, diu lateque depressit, ideoque scriptoris manus, ne in plurimorum librorum numerum perveniret, retardaretur.

[1]) Alcuin, Epistulae XIV, XV, XVI ad Fratres Wirensis et Gyrvensis ecclesiæ (Migne 100).

[2]) Epistula XIV. *Sæpiusque regula sancti Benedicti in conventu fratrum propria exponatur lingua, ut intellegi possit ab omnibus.*

[3]) Beda, Hist. Eccl. I 30, 65. *fana idolorum destrui in eadem gente minime debeant; sed ipsa, quae in eis sunt, idola destruantur; aqua benedicta fiat, in eisdem fanis aspergatur, altaria construantur, reliquiae ponantur.*

machte und dem heiligen Pankratius weihte [1]). Auf dem dazu gehörigen gebiete erbaute Augustin noch eine kirche und ein kloster, die den aposteln Petrus und Paulus geweiht wurden, und an deren spitze im jahre 598 Petrus, einer von Augustins gefährten, als erster abt trat. Dieses kloster, das nach dem tode Augustins, der dort wie die meisten späteren erzbischöfe von Canterbury begraben wurde, häufig mit dem namen St. Augustine bezeichnet wurde, war das erste kloster in England, das nach römischem muster gegründet wurde. Der verfasser der klosterchronik, unser gewährsmann, war dort mönch und schatzmeister, er hieß — nach vermutung des herausgebers der chronik — Thomas of Elmham und schrieb um das jahr 1414 [2]). Aus so später zeit können wir wohl, obwohl er die werke zweier vorgänger benützt, keine eingehende schilderung der baulichkeiten in der ältesten periode erwarten.

Bibliothek.

Eines hat uns jedoch Thomas of Elmham überliefert, die liste der bücher, die Gregor der Große Augustin mitgegeben und die den grundstock der bibliothek des klosters bildeten und noch zu seiner zeit in hohem ansehen standen [3]). Er sagt, es wären im kloster aufbewahrt gewesen eine gregorianische bibel in zwei bänden, von denen der eine mit der Genesis, der zweite mit Jesaias begann, es ist also augenscheinlich nur das alte testament gewesen. Einige blätter am anfang waren purpur und rosenrot gefärbt, was auf ein hohes alter schließen läßt [4]). Zwei andere manuskripte scheinen das neue testament enthalten zu haben [5]). Vielleicht war eines davon das bei Leland erwähnte, von der gewöhnlichen fassung abweichende evangeliar [6]).

---

[1]) Es wurde daraus die spätere Christ-Church.

[2]) Vergl. Ch. Hardwick, Historia Monasterii S. Augustini Cantuariensis (Rerum Britan. Scriptores VIII) XIX ff.

[3]) Vergl. Beda, l. c., I 29.

[4]) Hist. Mon. S. Aug. *In primis habetur in librario Biblia Gregoriana in duobus voluminibus.* (Vergl. Wanley, Catalogus librorum veterum septentrionalium 173.)

[5]) Ibidem. *In vestiario etiam habetur textus Evangeliorum, in cujus principio X canones adnotantur . . . Item in librario habetur alius textus Evangeliorum.*

[6]) (Introduction XXVI.) *Ex Latinis autem codicibus majusculis litteris Romanis more veterum scriptis hi etiam nunc extant, incredibilem prae se ferentes antiquitatis majestatem videlicet duo volumina, quatuor evangelia complectentia.*

Dann gab es zwei psalterien [1]) und zwei passonarien [2]) und endlich eine erklärung der sonntagsepisteln und -evangelien eines teils des kirchenjahres [3]). Es wird von einigen dieser werke bestritten, daß sie so alt sind. Identifizieren wollte Wanley drei davon: die gregorianische bibel als zur zeit Jakobs I. noch vorhanden, das eine neue testament in der Bodleiana, das andere im Corpus Christi College zu Cambridge. Hardwick läßt nur letzteres gelten [4]), Stevenson gar keines [5]). Jedenfalls bildeten sie aber den grundstock der bibliothek oder der bibliotheken des klosters, denn wir hören, daß nur einige *»in librario«*, andere *»in vestiario«*, andere sogar oberhalb des h o c h a l t a r s aufbewahrt wurden. Auch über die einbände dieser ältesten werke hören wir einiges. Auf dem deckel des zweiten psalteriums war das bild Christi und der vier evangelisten aus silber. Das eine martyrologium hatte gleichfalls ein silbernes Christusbild auf dem deckel, der heiland war stehend und mit der rechten segnend dargestellt. Das andere passionarium hatte ein bildnis der göttlichen majestät aus vergoldetem silber, umgeben von kristallen und beryllen.

In späterer zeit traten zu diesen ausschließlich dem gottesdienst gewidmeten büchern noch andere, doch sind wir — bei dem mangel an alten quellen — gerade in bezug auf die bücherei von St. Augustine schlecht unterrichtet. Jedenfalls waren Bedas 'Historia Ecclesiastica' und Paul Warnefrids geschichtswerke vorhanden, da Elmham sie zitiert. Auch ein leben Wilfrids von Eddio Stephano soll in der bibliothek gewesen sein [6]). Durch Theodor und Hadrian haben auch einige griechische werke eingang gefunden, die Leland noch gesehen

---

[1]) Ibidem. *Habetur in eodem librario Psalterium Augustini. Aliud Psalterium quod habet exterius ymaginem Christi argenteam planam, cum quatuor Evangelistis.*

[2]) Ibidem. *Liber . . . in quo continetur conflictus apostolorum Petri et Pauli . . . passio S. Andree, S. Jacobi etc. Liber supra eandem tabulam magnis altaris . . . quo continetur passionarium Sanctorum incipiens a S. Appollinare . . .*

[3]) Hist. Mon. S. Aug. *Item . . . expositio super Epistolas et Evangelia . . .*

[4]) l. c., XXVI, XXVII.

[5]) Church Historians of England, I, part II 345: *The external evidence is dubious, the internal evidence condemnatory.*

[6]) Raine, Historians of the Church of York, I, XXXVII. *From an inscription on fol. I it is probable that the book* [Ms. Cotton, Vesp. D. VI] *was at one time in the library of St. Augustine, Canterbury.*

hat[1]); welche es waren, wissen wir nicht, Lingard erwähnt einen Homer[2]). Ein reichhaltiges archiv war gleichfalls vorhanden, nur war die mehrzahl der alten dokumente weltlicher vorteile halber mit rasuren versehen. Einige der aus angelsächsischer zeit datierten urkunden waren sogar fälschungen des 12. jahrhunderts. So fand man heraus, daß das privilegium Æthelberts zwar echt, aber mit rasuren versehen, korrigiert und auch ohne siegel war, und daß die sogenannte 'Chartula St. Augustini' in weit späterer zeit abgefaßt und mit bleisiegel versehen war, die damals von zisalpinen bischöfen nicht verwendet wurden[3]). Womit also das archiv im 7. und 8. jahrhundert erfüllt war, wissen wir nicht. Außer dem klosterarchiv wird noch ein register des abts *(matricula)* erwähnt.

Archiv.

Leider wissen wir auch über die lebensweise der klosterbrüder in der zeit Augustins nichts, und gerade dies wäre von großem interesse, da es wichtig wäre, zu erfahren, inwieweit die einrichtungen von denen der späteren, nach der verbesserten benediktinerregel geleiteten klöstern abwichen.

Erst unter dem siebenten abt des klosters, dem campanischen mönche Hadrian, hören wir etwas näheres über die erziehungsweise und den unterricht. Es ist wahrscheinlich, daß vor dieser zeit keine eigentliche klosterschule bestanden hat. Alle bisherigen äbte von St. Augustine waren zwar römer gewesen, doch scheint die ausbreitung und erhaltung der christlichen lehre ihre ganze kraft in anspruch genommen zu haben, so daß von einer unterweisung der mönche und novizen in den dingen, die über die eigentliche liturgie hinausgingen, nicht die rede war. Das sollte jetzt anders werden, als Theodor zum erzbischof von Canterbury und Hadrian zum abt von St. Augustine bestimmt wurden. Die beiden männer hatten eine höhere bildung genossen[4]), als sie damals im allgemeinen

Der berühmteste lehrer des klosters.

---

[1]) Hardwick, Hist. Mon. S. Aug. XXV. *Græcos codices non intellectos, et Latinos, præ senio ipsis parum amabiles, in forulorum usus, ut nihil aliud dicam, discerpserunt.*

[2]) History and Antiquities of the A. S. Church, II 145.

[3]) Hist. Mon. S. Aug. XXXII, XXXIII.

[4]) Beda, Hist. Eccl. IV 1. . . . . *abbas Hadrianus . . . . sacris litteris diligenter inbutus, monasterialibus simul et ecclesiasticis disciplinis institutus, Grecae pariter et Latinae linguae peritissimus . . . Theodorus, natus Tarso Ciliciae, vir et saeculari et divina litteratura, et Grece instructus et Latine, probus moribus.*

unter der geistlichkeit üblich war, und sie kargten auch nicht mit ihren geistigen schätzen. Teils auf wanderungen, die Hadrian in der begleitung Theodors unternahm, teils im kloster selbst, fand sich eine schar schüler zu ihm.

Unterricht. Der unterricht erstreckte sich auf die lateinische und griechische sprache, die viele so vollkommen erlernten, daß sie sie noch im alter — zu Bedas zeiten — wie ihre muttersprache beherrschten. Sie vermittelten ihren schülern nicht nur die lehren des glaubens, sondern auch die kenntnis mehr weltlicher dinge, der arithmetik und astronomie, die allerdings für die osterberechnung von wichtigkeit waren, die kunst des gesanges, für den ein eigener lehrer, Eddius Stephanus, in verwendung stand. Endlich wurde sogar die metrik gepflegt[1].

Schüler. An berühmten schülern des klosters ist vor allem Aldhelm zu nennen, dann Johann von Beverley, bischof von Hexham und York, Tobias, bischof von Rochester[2], dem latein und griechisch so geläufig waren wie seine muttersprache, endlich Albinus, der erste englische abt von St. Augustine und unmittelbare nachfolger Hadrians. Von ihm wissen wir durch Beda, daß er nicht wenig griechisch konnte und latein nicht schlechter als englisch sprach[3]. Wir erfahren aber aus der einleitung der Historia Ecclesiastica auch, daß zur zeit des Albinus die chronistische tätigkeit in Canterbury auf einer hohen stufe gestanden haben muß, denn Albinus ist der *auctor ante omnes atque adiutor opusculi huius*, der kirchengeschichte Bedas, und er liefert dem mönch des nordens das ganze material, das sich auf Canterbury und die umliegenden distrikte bezieht. All dies ging später leider verloren, denn zu Elmhams zeiten war von diesen dokumenten nichts mehr

---

[1]) Beda, Hist. Eccl., IV 2. *Et quia litteris sacris simul et saecularibus . . . ambo erant instructi, congregata discipulorum caterva, scientiae salutaris cotidie flumina inrigandis eorum cordibus emanabant: ita ut etiam metricae artis, astronomiae et arithmeticae ecclesiasticae disciplinam inter sacrorum apicum volumina suis auditoribus contraderent. Indicio est, quod usque hodie supersunt de eorum discipulis, qui Latinam Grecamque linguam aeque ut propriam, in qua nati sunt, norunt.*

[2]) Beda, l. c., V 23. *ita Grecam quoque cum Latina didicit linguam, ut tam notas ac familiares sibi eas quam nativitatis suae loquellam haberet.*

[3]) l. c., V 20. *Albinus . . . studiis scripturarum institutus est, ut Grecam quidem linguam non parva ex parte, Latinam vero non minus quam Anglorum, . . . noverit.*

vorhanden. Letzterer muß immer aus der kirchengeschichte Bedas zitieren, wenn er nicht schenkungsurkunden zutage fördert.

Weitere schicksale des klosters.

Vielleicht wurden diese schriften wie viele andere wichtige und wertvolle dinge aus angst vor den Dänen vergraben oder fortgeschafft. Die gebäude des klosters wurden zwar von den piraten nicht zerstört, doch spielte es zur zeit der klosterreform keine bedeutende rolle. Die streitigkeiten mit den geistlichen der kathedralkirche von Canterbury scheinen die energie der mönche vom erziehungswesen vollständig abgelenkt zu haben.

5. Frauenklöster.

Wie fast in allen barbarischen ländern ergriffen auch in England die frauen in der zeit der christianisierung zuerst die religion der liebe und milde mit regerem eifer als die männer. Sie bot ihnen ja auch mehr vorteile, da sie ihnen schutz vor allzu großer willkür gewährte — wenn wir auch bei den Angelsachsen sklavische bedrückung der frauen nicht finden — und da sie ihnen ungeahnte bildungsmöglichkeiten eröffnete. Nicht nur die tochter Chariberts von Franken, die sich mit dem könig von Kent Æthelberht vermählte, auch Æthelburh, die den könig von Northumbrien Eadwin heiratete, leisteten dem christentume vorschub.

Angelsächsische frauen in gallischen klöstern.

Da unmittelbar nach der bekehrung durch Augustin in England klöster für frauen noch nicht gegründet waren, zogen viele nach Gallien, um dort des klosterlebens und der geistigen bildung teilhaftig zu werden [1]). Wir hören, daß in Faremoutier (Brige) Æthelberg, tochter Annas, königs von Ostangeln, äbtissin wurde und ihre nichte Earcongota ihre nachfolgerin [2]). In Chelles lebte Hereswith, Annas schwägerin, und ihre schwester Hild beabsichtigte auch, dort den schleier zu nehmen [3]), wurde jedoch durch Aidan davon abgehalten.

Erste englische frauenklöster.

Sie lebte zuerst mit einigen gleichgesinnten frauen im norden des Wear, dann wurde sie äbtissin von Heruteu (Hartlepool), das kurz zuvor

---

[1]) Beda, Hist. Eccl., III, cap. 8. *Nam eo tempore necdum multis in regione Anglorum monasteriis constructis, multi de Brittania monachicae conversationis gratia, Francorum vel Galliarum monasteria adire solebant; sed et filias suas eisdem erudiendas, ac sponso caelesti copulandas mittebant, maxime in Brige et in Cale, et in Andilegum monasterio.*

[2]) Beda, l. c.

[3]) l. c., IV 21, 253.

von Heiu als erstes kloster in Northumbrien gegründet worden war. Im südlichen England scheinen schon ein paar jahre früher einige kleinere klöster gegründet worden zu sein, wie dasjenige der Eanswith, tochter Eadbalds von Kent, das der Æthelburh, Eadwins witwe, in Lyminge, das von Sexburh, tochter Annas, in Sheppey; um 681 erfolgt die gründung von Gloucester, dessen erste äbtissin Kyneburg, schwester Osrics, vizekönigs der Hwiccier war.

Doppelklöster.

Gleichfalls dem 7. jahrhundert gehört die gründung der sogenannten doppelklöster an. Die frauen bedurften zum lesen der messe und zu den anderen geistlichen funktionen der priester, und so fand man es für angezeigt, in geringer entfernung vom nonnenkloster ein mönchskloster zu errichten. In manchen dieser doppelklöster war die kirche für männer und frauen gemeinsam, wurde von ihnen jedoch vielleicht zu verschiedenen stunden benutzt. Solche einrichtungen fanden sich in Whitby, Barking, Coldingham, Ely, Wenlock, Repton, Wimborne, Bardney[1]). Schon in Gallien hatten derartige klöster bestanden, die in getrennten gebäuden frauen und männer beherbergten, aber unter gemeinsamer leitung standen. Während jedoch in Gallien e n t w e d e r ein abt oder eine äbtissin die gemeinschaft regierten, war es in England immer die äbtissin, der mönche und nonnen unterworfen waren. Lingard sucht den ursprung dieser sitte im lehnsverhältnis zu vornehmen frauen. So wie sie als weltliche fürstinnen über männer und frauen zu gebieten hatten, so hatten sie es als geistliche auch. Nirgends als in Coldingham scheint diese anordnung zur unzukömmlichkeiten geführt zu haben und überall war die äbtissin beraterin, helferin und trösterin der mönche und nonnen[2]).

Äbtissin Hild.

Jene äbtissin des 7. jahrhunderts, deren leben und wirken für uns das meiste interesse bietet, ist unzweifelhaft Hild. Nachdem sie mehrere jahre dem kloster Hartlepool vorgestanden, gründete sie das kloster Streaneshalh (Whitby) und führte dort nicht die strenge klosterdisziplin ein, sondern den geist der gerechtigkeit, frömmigkeit und keuschheit sowie aller übrigen

---

[1]) Vergl. Lingard, History and Antiquities of the Anglo-Saxon Church 210ff. u. Hunt, Hist. E. Church, 182.

[2]) Eine menge interessante einzelheiten über ursprung und einrichtung der doppelklöster gibt Mary Bateson, Origin and Early History of Double Monasteries, Transactions of the Royal Hist. Society, 1899.

tugenden, hauptsächlich lehrte sie frieden und mildtätigkeit. Ihre klugheit war so groß, daß nicht nur privatleute ihren rat in allen nöten begehrten, sondern auch fürsten und könige [1]). So eifrig wurde in ihrem kloster die heilige schrift gelehrt, daß zahlreiche geistliche, ja sogar fünf bischöfe daraus hervorgingen, von denen besonders Johannes von Beverley und Wilfrid, bischof von York, bekannte persönlichkeiten waren. Fast noch größeren ruhm als durch die ausbildung dieser geistlichen würdenträger erwarb sich Hild durch das erkennen der begabung des armen hirten Cœdmon, dem, wie er sagte, auf wunderbare weise in einer vision die gabe des gesanges verliehen wurde, und den sie nun unter die brüder des ihr unterstellten männerklosters aufnehmen ließ, nachdem seine fähigkeiten von zahlreichen gelehrten geprüft worden waren. Er ward auf ihren befehl in der heiligen schrift unterrichtet und seine lehrer wurden zugleich seine hörer, wenn er die erzählungen des alten und neuen testaments in angelsächsischen versen vortrug [2]). Eine andere bedeutende äbtissin war Bugga oder Eadburh [3]). Sie war die tochter Centwines, königs der Westsachsen, und die nachfolgerin der heiligen Mildred auf der insel Thanet. Das klostergebiet war Mildreds mutter Dompnewa vom könig Ecgbert verliehen worden, die dort ein kleines kloster erbaute. Bugga errichtete auf der insel ein zweites kloster — Minster — und eine kirche, die so prächtig war, daß Aldhelm [4]) sie in einem gedichte verherrlichte. Von wichtigkeit ist die korrespondenz, die Bugga jahrelang mit Bonifazius und seinem schüler Lullus führte. In diesen briefen sehen wir die herzlichen beziehungen zwischen dieser frau und den beiden mis-

Äbtissin Bugga.

---

[1]) Beda, Hist. Eccl., IV 23. *Tantæ autem erat ipsa prudentiæ, ut non solum mediocres quique in necessitatibus suis, sed etiam reges ac principes nonnunquam ab ea quærerent consilium et invenirent.*

[2]) Beda, Hist. Eccl. IV 22, 258 ff.

[3]) Migne 89, col. 711 zitiert die ansicht Mabillons, Eadburh wäre äbtissin von Wimborne, Bugga von Thanet gewesen und man dürfe die beiden nicht verwechseln. Doch fassen neuere forscher sie als eine person auf. Vergl. Dict. of Nat. Biogr. und Hunt, l. c. — Eckenstein, Woman under Monasticism 131 hält Heaburg u. Bugga für verschiedene persönlichkeiten, ihre beweisführung ist jedoch nicht sehr einleuchtend. Bei ihr ist Heaburg tochter der äbtissin Heangith.

[4]) Das gedicht wird auch Alcuin oder Walafrid Strabo zugeschrieben, vergl. Bateson, 178.

sionären. Sie sendet ihnen, was sie nur entbehren kann, um deren wohlergehen zu fördern, geld, kleidungstücke, bücher[1]. Als Bonifazius es für nötig findet, die häufigen romreisen der nonnen einzuschränken, macht er bei ihr eine ausnahme: sie soll zu ihrem seelenheil und ihrer beruhigung die heilige stadt sehen[2]. Der große einfluß, den manche äbtissinnen ausübten, zeigt sich auch im leben Ælfledas, der tochter königs Oswius von Northumberland. Sie stand in so hohem ansehen, daß Theodor, erzbischof von Canterbury, als er den streit mit bischof Wilfrid von York beenden wollte, an sie schrieb, um durch sie ihren bruder Aldfrid zu bestimmen, mit Wilfrid frieden zu schließen. Als dann könig Aldfrid gestorben war und eine zusammenkunft der geistlichkeit am flusse Nid stattfand, da nahm sie, »immer die trösterin und beste friedensstifterin der provinz«, das wort, um zu erklären, es sei ihres verstorbenen bruders wille gewesen, daß der streit beigelegt werde, und die bischöfe gehorchten ihr[3].

Unterricht durch nonnen.

Den äbtissinnen standen andere nonnen zur seite, die wie sie unterricht erteilten. So wurde zb. Hild von der erwähnten Ælfleda unterstützt, die 60 jahre zuerst als schülerin, dann als lehrerin im kloster lebte[4]. Earconwald, bischof von London, soll, als er für seine schwester Æthelburga das kloster Barking (in Berecingum) gründete, aus Chelles die nonne Hildilith haben kommen lassen, damit sie in den wissenschaften unterricht erteile. Hildilith unterwies auch Cuthburga, tochter des königs der Westsachsen Ine, die nachmalige äbtissin von Wimborne.

Verheiratete frauen als nonnen.

Wir sehen, daß im anfange der enthusiasmus für das klosterleben hauptsächlich die kreise der vornehmen ergriff und daß zahlreiche nonnen aus königlichem geschlecht stammten. Ja es wurde auch sitte, daß verheiratete frauen nach wenigen jahren ehelichen lebens sich ins kloster zurückzogen und ihre töchter mitnahmen, um sie dort zu erziehen. Meist kehrten diese dann nicht mehr in die welt zurück. Die schon genannte Cuthburga war gemahlin Aldfrids von Northumberland gewesen und mit zustimmung ihres gemahls ins kloster

---

[1]) Jaffé, Monumenta Moguntina, Ep. 32.

[2]) Jaffé, l. c., Ep. 88.

[3]) Vita Wilfridi, Auct. Edd., 61, 88, 89.

[4]) Beda, Hist. Eccl. III 24. *Primo discipula vitae regularis, deinde etiam magistra exstitit.*

eingetreten. Weniger einverstanden war Ecgfrid von Northumberland mit der weltflucht seiner gemahlin Æthelthryth. Diese hatte, obwohl zweimal verheiratet, das gelübde der keuschheit streng bewahrt und sich endlich vom northumbrischen hofe in das von ihrer tante Æbba gegründete kloster Coldingham zurückgezogen. Da sie dort jedoch vor den nachstellungen Ecgfrids nicht sicher war, floh sie nach dem in unwirtlicher sumpfgegend gelegenen Ely, einer morgengabe ihres ersten gatten Tonbert, gründete dort ein doppelkloster und baute die schon vorhandene, verfallene kleine kirche von neuem auf. Bischof Wilfrid, der sie gegen den Willen des königs in ihren bestrebungen unterstützt hatte, blieb auch ferner ihr berater [1]). Durch diese und ähnliche fälle bildete sich in England eine zwischenstufe zwischen kloster- und weltlichem leben heraus. Es gab zahlreiche frauen, die zwar das keuschheitsgelübde abgelegt hatten, sonst aber auf weltliche weise lebten, ja sogar vom bischof im gegebenen fall des gelübdes entbunden werden konnten [2]). Ein anderes beispiel, daß es auch am königshofe möglich war, ein solches leben zu führen, beweist uns der brief Alcuins an Hundruda, die am hofe Offas nach den vorschriften der »*vita regularis*« lebte und die jüngeren frauen belehren sollte [3]).

Ordens-regel.

Da die scharfe grenze zwischen klosterleben und leben in der welt fehlte, scheint auch keine strenge ordensregel, die kleidung, speise usw. vorschrieb, vorhanden gewesen zu sein. Jedes kloster richtete sich darin nach den vorschriften der äbtissin. Aldhelm erwähnt eine kleidung, die sich von der weltlichen tracht der damaligen zeit wenig unterschied. Ein weißes oder violettblaues untergewand, darüber ein rotes übergewand, am halsausschnitt und an den ärmeln mit einem purpurstreif versehen, die schuhe mit rotgefärbtem fell eingefaßt. Von der haube fiel ein langer weißer oder farbiger schleier bis zu den füßen herab. Aldhelm tadelt an dieser stelle auch, daß die nonnen ihre haare an der stirn und den schläfen mit

---

[1]) Hist. Eccl., IV 17.

[2]) Vergl. Hunt, l. c., 181.

[3]) Ep. CXCVIII. *Sit cogitatio tua in praesentia Dei, in sobrietate vitae, et sermo tuus in modestia veritatis, et opera tua in castitatis honestate, ut exemplis tuis adolescentiores erudiantur, seniores congaudeant, omnes aedificentur, tu in palatio regis regularis vitae devotio in tua videatur conversatione.*

dem brenneisen krauselten und daß sie sich die nagel so lang wachsen ließen, daß sie den krallen der geier, falken oder eulen glichen[1]). Allerdings lebten in manchen klöstern die nonnen einfacher, doch zeigt gerade das lobende hervorheben der sitten Æthelthryths von Ely durch Beda, daß das tragen von nur wollenen statt leinenen untergewändern nicht der allgemeine brauch war. Auch sonst scheinen die nonnen ihren körper sorgfältig gepflegt und häufig gebadet zu haben. Beda anerkennt nämlich, daß jene äbtissin nur vor hohen feiertagen sich ein warmes bad gönnte und auch das erst, nachdem sie alle schwestern des klosters beim baden bedient hatte[2]).

Lehrgegenstände.

Es wurde in den frauenklöstern sowohl gemeinsamer als einzelunterricht erteilt. Als Hild schon schwer krank war, war sie noch imstande, beiderlei unterricht aufrecht zu halten[3]). Alter und vorkenntnisse der zöglinge waren jedenfalls sehr verschieden. Kleine knaben, die man vor dem siebenten Jahre schwer in männerklöstern unterbringen konnte, scheinen, besonders in den doppelklöstern, in der frauenabteilung verpflegt und unterrichtet worden zu sein. Ob dies eine art kleinkinderschule war oder ob nur hin und wieder einzelne knaben — vielleicht waisen — den nonnen anvertraut wurden, läßt sich nicht entscheiden. Beda berichtet nämlich, ohne den fall als ausnahme darzustellen, von einem dreijährigen knaben, der in Barking erzogen wurde und dort einer seuche erlag[4]). Plummer gibt das wort *meditari* in der anmerkung zu dieser stelle mit *to learn his lessons* wieder. Welcher art diese lek-

---

[1]) De Laudibus Virginitatis, LVIII. *Subucula bissina sive hyacinthina, tunica coccinea capitium et manicae sericis clavate, calliculae rubricatis pellibus ambiuntur, antiae frontis et temporum cicini calamistro crispantur, pulla capitis velamina candidis et coloratis mafortibus cedunt, quae vittarum nexibus assutae talo tenus prolixius dependunt, ungues ritu falconum et accipitrum, seu certe ad instar cavannarum acuuntur.*

[2]) Beda, Hist. Eccl., IV 17. *Numquam lineis, sed solum laneis vestimentis uti voluerit: raroque in calidis balneis, praeter imminentibus sollemniis maioribus — lavari voluerit et tunc novissima omnium, lotis prius suo suarumque ministrarum obsequio ceteris, quae ibi essent, famulis Christi.*

[3]) l. c., IV 21. *Numquam . . . commissum sibi gregem et puplice et privatim docere praetermittebat.*

[4]) Hist. Eccl. IV 8. *Erat in eodem monasterio puer trium circiter non amplius annorum, Æsica nomine, qui propter infantilem adhuc aetatem in virginum Deo didicatarum solebat cella nutriri, ibique meditari.*

tionen oder aufgaben jedoch waren, können wir aus Beda leider nicht ersehen. Vielleicht bestanden sie hauptsächlich im erlernen der psalmen. Plummer führt eine große zahl von belegen für das ausmaß, in dem damals der psalter gelernt und aufgesagt wurde, an. Ja, eine stelle scheint sogar anzudeuten, daß der unterricht der vornehmen frauen sich hauptsächlich auf diesen teil der heiligen schrift beschränkte[1]). Doch darf man diesem einen hinweis keine allzugroße bedeutung beimessen, denn wir haben auch zeugnisse für ausgebreitetere kenntnisse. In seinen 'Laudibus Virginitatis' hat Aldhelm, wie schon erwähnt, die wissenschaften aufgezählt, die er für wünschenswert hält, in den frauenklöstern gelehrt zu werden: das lesen der heiligen schrift — sowohl des alten testaments wie des neuen — die auslegung der bibel, die kenntnis historischer, grammatischer und orthographischer werke und der metrik. Wir besitzen auch noch andere zeugnisse, die uns dartun, daß man Aldhelms forderungen erfüllte, ja in mancher beziehung noch darüber hinausging. Dafür, daß sich die lehrtätigkeit der äbtissinnen und der anderen nonnen in erster linie auf die heilige schrift erstreckte, haben wir mehrfache belege. Von Hild heißt es, ihre schutzbefohlenen hätten sich dem lesen der heiligen schrift häufig hingegeben[2]). Die nonnen von Coldingham sollten beten und lesen[3]). Aldhelm ermahnt Sigegytha zum fleißigen bibellesen und beten[4]). Papst Zacharias verlangt ausdrücklich, daß die äbtissinnen in den göttlichen gesetzen und der heiligen schrift unterwiesen werden[5]).

Beherrschung des Latein in der schrift.

Doch nicht nur die lektüre der frommen bücher wurde in den nonnenklöstern gepflegt, es wurde auch darauf gesehen, daß sich die frauen schriftlich in der lateinischen sprache ausdrücken konnten, und wir besitzen eine reihe von briefen von klosterfrauen an bischöfe, äbte und mönche, deren latein dem ihrer zeitgenossen nicht im mindesten nachsteht. Besonders eifrig

[1]) II 137—139. Ann. Stadenses: *cum tamen nihil unquam didicerit, nisi solum psalterium, more nobilium puellarum.*

[2]) Beda, Hist. Eccl., IV 21. *Tantum lectioni divinarum scripturarum suos vacare subditos.*

[3]) l. c., IV 25. *Nam et domunculae quae ad orandum vel legendum factae erant . . .*

[4]) Jaffé, Monumenta Moguntina, Epistula 2.

[5]) l. c., Epistula 68. *Oportet autem, ut is, qui ordinatur abbas sive abbatissa, prius edoceatur omnem divinam legem et sacram scripturam.*

war die korrespondenz von Bonifazius und seinen schülern mit solchen frommen frauen, aber auch untereinander bedienten sich die nonnen verschiedener klöster zum schriftlichen verkehr der lateinischen sprache. Vielleicht einer der ältesten erhaltenen briefe ist derjenige der Ælfleda, äbtissin von Whitby, an Adolana, tochter Dagoberts II., äbtissin in der nähe von Trier, in dem sie ihr eine andere äbtissin, die nach Rom reist, empfiehlt. An Bonifazius gerichtet sind die schreiben der Egburg, der äbtissin Eangyth, der Bugga und der Leobgytha (Lioba). Während die briefe der ersten beiden nur freundschaftliche zeichen des gedenkens sind, bitten um einschluß in die gebete des frommen mannes enthalten und für empfangene schreiben danken, sind die briefe der andern für uns von außerordentlicher Wichtigkeit.

Leobgytha, die später äbtissin von Bischofsheim geworden ist, berichtet, daß sie von Eadburh erzogen worden sei und daß sie von ihr, die unablässig die heilige schrift in lateinische verse bringe, die dichtkunst erlernt habe. Eine probe ihrer fähigkeit, in hexametern zu dichten, sendet sie dem bischof zur beurteilung ein. Wir sehen daraus, daß — wenigstens in Sankt Mildred — die metrik unterrichtsgegenstand war[1]).

Abschreiben heiliger werke.

Die briefe der Bugga machen uns mit einer weiteren beschäftigung der frauen in den klöstern bekannt. Bonifazius hatte sie — nach ihren worten — um die zusendung von passionarien gebeten, sie war jedoch nicht imstande, sie ihm zu verschaffen, und sie bittet dagegen um eine sammlung *(congregationes)* heiliger schriften. Hier ist es allerdings nicht ganz klar, ob Bugga die heiligenleben in ihrem kloster abschreiben lassen sollte oder nur für Bonifazius ausleihen. Trotz des großen wertes der werke scheint es nämlich vorgekommen zu sein, daß kostbare manuskripte außer landes gesendet wurden[2]). Wahrscheinlich ist jedoch, daß Bugga entweder nicht imstande war, die passionarien zum abschreiben zu erlangen oder

---

[1]) Jaffé, Monumenta Moguntina, Ep. 23. *Istos autem subter scriptos versiculos conponere nitebar secundum poeticæ traditionis disciplinam; . . . Istam artem ad Eadburge magisterio didici, quæ indesinanter legem divinam rimare non cessat.*

[2]) l. c. Ep. 55. *Bonifatius Danielem episcopum Vintoniensem rogat . . . ut librum prophetarumæ quem venerandæ memoriæ Winbertus abbas . . . dereliquit, . . . mihi transmittatis.*

— worauf die wendung »*dum valeam, faciam*« hindeuten würde — die abschrift anzufertigen, und sie muß darum auf die zukunft vertrösten [1]). In einem anderen briefe an Eadburh spricht Bonifazius viel klarer über das anfertigen der bücher in den nonnenklöstern. Eadburh soll das, was sie begonnen, vollenden und mit goldbuchstaben die briefe Petri aufzeichnen, da er dessen worte immer vor augen haben möchte [2]). Eadburh scheint ihm die abschrift gesendet zu haben, denn in einem späteren brief dankt Bonifazius für ihm geschickte bücher [3]) und Lullus sendet ihr unter anderen gaben einen silbernen griffel, wohl zum dank dafür, daß sie bei dem vervielfältigen der manuskripte von diesem werkzeug häufig gebrauch machte [4]).

Hand-arbeiten.

Auch in den handarbeiten waren die nonnen erfahren; die kleidungsstücke, die sie den missionären sandten, waren sicher mit eigner hand gesponnen, gewebt und genäht. In Coldingham webten die gottgeweihten frauen mit eifer die feinsten gewänder, allerdings zur verschönerung der eigenen person und der ihrer buhlen, was Beda mehrfach tadelt [5]).

Mangel an sitten-strenge.

Den fortschritten der frauen in den wissenschaften scheint nämlich nicht immer die reinheit und sittenstrenge ihres lebenswandels entsprochen zu haben. Bonifazius tadelt Æthelbald von Kent, daß er häufig nonnen dem kloster entriß, um seiner lust zu frönen, und ruft ihm die alten strengen sitten der vorfahren ins gedächtnis zurück [6]). Lullus exkommuniziert Suitha, weil sie zwei nonnen schlecht gehütet hat [7]). In einem brief an

[1]) l. c., Ep. 16. *Simulque sciat caritas tua, quod passiones martyrum, quas petisti tibi transmitti, adhuc minime potui impetrare. Sed, dum valeam, faciam.*

[2]) Monumenta Moguntina, Ep. 32. *Sic et adhuc deprecor, ut augeas quod cœpisti; id est: ut mihi cum auro conscribas epistolas domini mei sancti Petri apostoli.*

[3]) l. c., Ep. 73.

[4]) l. c., Ep. 75. *Parva munuscula tuæ venerandæ dilectioni transmisi, id est unum graphium argenteum etc.*

[5]) Hist. Eccl., IV 23. *Virgines quoque Deo dicatæ . . . texendis subtilioribus indumentis operam dant, quibus aut se ipsas ad vicem sponsarum in periculum sui status adornent, aut externorum sibi virorum amicitiam conparent.*

[6]) Mon. Mog. Ep. 59. *Hoc scelus ignominiæ maximæ cum sanctis monialibus et sacratis Deo virginibus per monasteria commissum* etc.

[7]) l. c., Ep. 126. *Pro huiusmodi stultitia excommunicatam te esse scias cum omnibus tuis, qui hunc negligentiæ reatum consentiendo perpetraverunt . . .*

Cuthbert, erzbischof von Canterbury, schreibt Bonifazius über das überhandnehmen der romreisen der nonnen. Sie gingen scharenweise zugrunde und man fände im reiche der Longobarden, in Franken und in Gallien kaum eine stadt, in der keine freudenmädchen oder buhlerinnen englischer abstammung sich aufhielten[1]. Daß Bonifazius in ausnahmsfällen die romreisen gestattete, wenn er von der reinheit des lebenswandels der frauen überzeugt war, wurde schon erwähnt. Aber auch nach Deutschland veranlaßte er die frommen frauen zu kommen, um ihm in seinem missionswerk zu helfen. Lioba wurde äbtissin in Bischofsheim, Thekla in Kissingen, Walburh die nachfolgerin ihres bruders Wunebald in Heidenheim[2]. Das leben Wunebalds und Willibalds, zweier brüder und helfer des Bonifazius, wurde von einer englischen nonne in Heidenheim lateinisch aufgezeichnet.

Verfall des klosterlebens.

Während im 7. und 8. jahrhundert eine solche fülle bedeutender frauen sich dem kloster- oder wenigstens dem gemeinsamen leben mit gleichgesinnten jungfrauen zuwandte, daß es schwer fällt, aus ihnen die des erwähnens würdigsten auszuwählen, und ein vollständiges aufzählen weit über den rahmen dieser arbeit hinausginge, hören mit beginn des 9. jahrhunderts fast alle zeugnisse von ihrer bildung und ihrem wirken auf. Schon in Alcuins briefen finden wir sehr wenige, die an frauen in England gerichtet sind, während er doch mit den weiblichen verwandten Karls des großen eine rege und zum großen teil wissenschaftliche korrespondenz unterhält. Zu Alfreds zeit finden wir allerdings die gründung von zwei neuen frauenklöstern, Shaftesbury, in dem eine seiner töchter, Æthelgifu, äbtissin wurde, und das von seiner gemahlin Ealhswith gegründete Nunna Minster. Es ist jedoch nicht einmal ganz sicher, ob es eigentliche klöster oder nur gebäude waren, in denen die frauen nach art unserer stiftsdamen gemeinsam

---

Illas autem vagas et inobedientes supra dictas feminas intra cellam vestram non recipiatis.

[1]) Monumenta Moguntina, Ep. 70. *Bonum esset . . . si prohiberet synodus et principi vestri mulieribus et velatis feminis illud iter et frequentiam, quam ad Romanam civitatem veniendo et redeundo faciant. Quia magna ex parte pereunt, paucis remanentibus integris. Perpauce enim sunt civitates in Longobardia vel in Francia aut in Gallia, in qua non sit adultera vel meretrix generis Anglorum.* Eckenstein 134 übersetzt die stelle ungenau.

[2]) Vergl. Hunt, 218.

lebten [1]). Von den dort betriebenen studien haben wir keine zeugnisse. Auch von Alfreds enkelinnen, den töchtern seines sohnes Eadward, gingen drei ins kloster, die eine, Eadburh, wird sogar unter die heiligen gezählt. Es heißt von ihr, sie hätte schon als kind, da ihr vater ihre neigungen erproben wollte, nach dem kelch und dem evangelienbuch gegriffen und armspangen und halsbänder verschmäht, so daß kein zweifel obwalten konnte, sie sei für das klosterleben geeignet [2]).

Benediktinerregel für frauen.

Als Æthelwold, bischof von Winchester, auf geheiß Eadgars die benediktinerregel ins englische übertrug, fertigte entweder er oder einer seiner zeitgenossen auch eine bearbeitung für frauenklöster an. Es ist nämlich das merkwürdige eingetreten, daß nicht nur eine handschrift aus dem 13. jahrhundert eine version für nonnen bietet, sondern daß sämtliche uns erhaltene englische handschriften der benediktinerregel — wie Schröer nachweist — auf eine version für nonnenklöster zurückgehen [3]). Trotzdem es also sicher ist, daß damals frauenklöster nach dieser regel gegründet und reformiert wurden, versagen uns die quellen angaben über den erziehungs- und unterrichtsbetrieb, so weit sie nicht in den vorschriften über die zeremonien bei der aufnahme von jugendlichen zöglingen und über die sanftmütige behandlung von unerwachsenen enthalten sind [4]).

Vergebens ist es nun gar, im 11. jahrhundert noch zeichen der bildung in den frauenklöstern zu suchen, unsere mühe wird mit nichten gelohnt. Unbildung, müßiggang und wunderglaube machen sich breit an stätten, wo früher gelehrsamkeit, eifer und frömmigkeit geherrscht haben.

6. Kathedralschule zu York.

Einen genaueren bericht als von den zahlreichen klosterschulen haben wir von einer kathedralschule, derjenigen zu York, der einzigen schule, die vom 7. oder doch wenigstens vom 8. jahrhundert an bis zum heutigen tage besteht. Bevor wir auf die schule als solche eingehen, soll ein blick auf die

---

[1]) Vergl. Hunt, 278.

[2]) William of Malmesbury, G. P. II (col. 1533).

[3]) Einleitung zur ausgabe der Benediktinerregel, Grein II, Bibliothek der angelsächsischen prosa.

[4]) Benediktinerregel, cap. XXXVII und LIX.

entstehung der Yorker diözese und auf die kulturgeschichtlich wichtigsten einrichtungen an dem münster geworfen werden.

Entstehung der Yorker diözese.

Nach dem wunsche Gregors des großen sollten in England zwei erzbischofsitze in den beiden zur zeit der Römer bedeutendsten städten, London und York, entstehen. Doch waltete ein mißgeschick über diesem plan, statt London wurde Canterbury gewählt und York wurde erst spät christianisiert. Zwar kam Paulinus, den Gregor 601 dem Augustin als helfer gesendet hatte, als begleiter der kentischen prinzessin Æthelburh an den hof des northumbrischen königs Eadwin. Es gelang ihm auch, den könig zu bekehren und in der provinz Deïra zahlreiche heiden zu taufen. Er errichtete eine holzkapelle an der stelle der jetzigen münsterkrypta und dann begann man sofort

Erste erbauung des münsters.

mit der erbauung einer steinernen kirche, die dem heiligen Petrus geweiht wurde [1]). Als jedoch Eadwin in der schlacht von Hatfield 623 erschlagen wurde, floh Paulinus mit der königin und deren jüngeren kindern nach Kent, um sie in sicherheit zu bringen, und ließ in Northumbrien nur einen diakonus zurück. Statt York übernahm während der folgenden dreißig jahre Lindisfarne die rolle eines bischofsitzes im norden, doch vollendete könig Oswald, obwohl er in Bamborough residierte, das münster zu York. Erst nach der synode zu Whitby 664

Neubau des münsters.

wurde York wieder bischofsitz. Der energische bischof Wilfrid, der nach dem kurzen interregnum Ceaddas den sitz in York innehatte, trug sorge, das halbverfallene münster wieder instand zu setzen. Das dach ließ wasser hindurch, durch die fensteröffnungen flogen die vögel ein und aus, und die spuren des regens und der vögel waren an den wänden zu sehen [2]). Wilfrid ließ das münster mit blei decken, glasfenster einsetzen und die wände reinigen, so daß sie heller glänzten als der schnee [3]). Auch die innere ausstattung des münsters ließen sich die ersten

---

[1]) Raine, The Historians of the Church of York, I, XXIII (Rerum Brit. Script. LXXI).

[2]) Raine, l. c., Vita Wilfridi auctore Eddio Stephano, cap. XVI, *Nam culmina antiquata tecti destillantia, fenestræque apertæ avibus nidificantibus intro et foras volitantibus, et parietis incultæ, omni spurcitiæ imbrium et avium horribiles manebant.*

3) Ibid. *Primum culmina corrupta tecti renovans, artificiose plumbo puro detegens, per fenestras introitum avium et imbrium vitro prohibuit, per quod tamen intro lumen radiabat. Parietes quoque lavans, secundum Prophetam super nivem dealbavit.*

bischöfe angelegen sein. Wilfrid sammelte reliquien und auch die altäre schmückte er mit geräten und stoffen, die er hauptsächlich aus Italien mitbrachte [1]). Wilfrid II. fügte dem kirchenschmuck neuen zierat hinzu, der später durch Ecgbert noch bedeutend vermehrt wurde [2]).

Lebensweise des bischofs u. des domkapitels.

In bezug auf die lebensweise der bischöfe und des domkapitels sind wir auf recht dürftige notizen angewiesen. König Ecgfrids gemahlin Jurmenburg macht Wilfrid I. den vorwurf, er hätte zu große pracht entfaltet und ein königlich gekleidetes gefolge gehabt [3]). Dagegen heißt es sonst, daß Wilfrid in seiner lebensweise einfach war [4]). Einige der folgenden bischöfe scheinen außer dem prunk auch noch der unmäßigkeit und den weltlichen vergnügungen gefrönt zu haben, wie ein brief Alcuins an Eanbald beweist. Er ermahnt ihn, sich lieber mit guten sitten als mit kleidern zu schmücken, mehr die mäßigkeit als den trunk zu lieben, nicht lärmend zur fuchsjagd zu ziehen, sondern lieber während des reitens psalmen zu singen usw. [5]). Doch scheint zur zeit Alcuins die sittenlosigkeit in den klöstern und an den bischofsitzen schon sehr überhand genommen zu haben, wie zahlreiche andere schriftstücke beweisen, und York war nur ein beispiel unter vielen [6]). Erst der letzte englische erzbischof von York, Aldred, führte eine einheitliche kleidung für die kanoniker ein [7]). Die Yorker diözese verdankt Aldred auch sonst segensreiche einrichtungen. Er erbaute ein refektorium für die gemeinsamen mahlzeiten [8]). Auch die übungen der barmherzigkeit, die eine zeitlang vernachlässigt worden waren, wurden von ihm strenger gehandhabt [9]).

---

[1]) Vita Wilfridi, cap. XXXIII, LV, XVI. — Poema de Pontificibus et Sanctis Ecclesiæ Eboracensis. v. 1221.

[2]) Poema, v. 1222, 1265.

[3]) Vita Wilfridi, cap. XXIV.

[4]) Vita Wilfridi, cap. XXI. *Quia in conviviis tam abstinenter vivebat, ut numquam solus, quamvis parvissima fiala esset, potum consumpsisset, aut pro calore solis in æstate sitienti, aut pro frigore hyemis fatigato.*

[5]) Epistula LVI (Migne, vol. C).

[6]) Ibid. XIV, CXIV.

[7]) Raine, l. c., Vita Sancti Johannis, 241. *Hoc Divinitus coronæ tuæ dixerim adauctum, quod clerus a secularium hactenus abusiva veste discretus, in veste nuptiali laudes celebrat Dei, et talaribus tunicis conventum frequentat synodi.*

[8]) Raine, l. c., Chronicle of the Archbishops of York, 353.

[9]) Vita S. Johannis, 241.

Bibliothek. Doch wenn die früheren bischöfe manches andere vernachlässigt hatten, so scheinen sie doch große sorgfalt für die bibliothek und die schule aufgewendet zu haben [1]). Der große biograph der Yorker kirche, Alcuin, widmete den bücherschätzen in seinem Poema de Pontificibus einen breiten raum [2]). Er berichtet, daß sich damals in der bibliothek an heidnischen lateinischen dichtern Vergil, Statius und Lucan befanden (doch waren die schon Aldhelm bekannten Horaz, Ovid, Terenz und Seneca nicht vertreten) [3]). An christlichen lateinischen dichtern gab es Sedulius, Juvencus, Alcimus, Prosper, Paulinus, Arator, Fortunatus, Victorinus und Boëthius. An christlichen prosaikern und kirchenvätern Lactantius — den Alcuin merkwürdigerweise unter die dichter einreiht —, Hieronymus, Hilarius, Ambrosius, Augustinus, Athanasius, die päpste Gregor I., Leo und Basilius den Großen, Fulgentius, Cassiodor, Chrysostomus. An historikern werden genannt Pompeius, Plinius und Orosius; als rhetor Cicero; an angelsächsisch-lateinischen schriftstellern Aldhelm, Beda und der im vorhergehenden vers zitierte Joannes, der wohl mit dem bei Beda genannten archikantor identisch ist, der zahlreiche schriften hinterlassen haben soll. Die griechischen schriftsteller bilden in der aufzählung keine besondere gruppe; Aristoteles steht vor Cicero; Basilius, Athanasius, Chrysostomus unter den kirchenvätern. Daher ist es nicht sicher, ob originalwerke oder übersetzungen in der bibliothek standen. Der vers »*Græcia vel quidquid transmisit clara Latinis*« (1537) scheint eher das letztere anzudeuten. Hebräische bücher werden nicht aufgezählt, überhaupt nennt Alcuin im poema keine bibelhandschriften, nicht einmal lateinische, die doch jedenfalls vorhanden waren. Eddius Stephanus spricht von einer evangelienhandschrift, die Wilfrid I. dem kloster Ripon schenkte [4]). Vielleicht kam diese später nach York, denn Raine erwähnt, daß in den Fabric Rolls der Yorker kathedrale zwei texte, des heiligen

---

[1]) Vergl. Gaskoin, Alcuin: His Life and his Works, 35.

[2]) Vers 1535 ff.

[3]) Ob sich Alcuin allerdings in seiner aufzählung streng an die vorhandenen bücher hielt, ist nicht ganz klar. Nach Manitius, Geschichte der lit. des mittelalters, I 274 kennt er Ovid und Horaz nur aus zweiter hand, was gut zu deren fehlen in der bibliothek passen würde. Von den genannten dichtern hat er jedoch Lucan nicht direkt benützt und Statius »führt er nirgends an«.

[4]) Raine, l. c., cap. XVII.

Wilfrids leben enthaltend, zitiert werden, die mit silber und gold geschmückt waren, deren beschreibung auf die einst in Ripon aufbewahrte handschrift allenfalls passen würde [1]).

Wie sehr Alcuin an den bücherschätzen der Yorker bibliothek hing und wie sehr ihm daran lag, sie nicht bloß seinen landsleuten, sondern auch den schülern in seiner neuen heimat, dem Frankenreiche, zugänglich zu machen, beweist ein brief an Karl den Großen, in dem er ihn bittet zu erlauben, daß er einige seiner schüler nach York sende, um sie werke abschreiben zu lassen (Epistula XLIII) [2]). Diese großen büchermengen in der zweiten hälfte des 8. jahrhunderts scheinen darauf zu deuten, daß man nicht nur seit jahren zahlreiche bücher vom kontinent eingeführt, sondern auch fleißig in der münsterschule selbst sich dem abschreiben gewidmet hatte, da es in jenen zeiten eine langwierige sache war, eine reichhaltige bibliothek zusammenzustellen und in Northumbrien selbst wohl wenig genug zu erwerben war [3]).

Schule.

Da die kathedralen die verpflichtung hatten, schulen nicht nur für die sängerknaben und die angehenden geistlichen zu errichten, sondern auch den pfarrkindern belehrung zuteil werden zu lassen [4]), so ist es möglich, daß schon Wilfrid für den unterricht sorge trug, obwohl wir dafür kein zeugnis besitzen. Dagegen hören wir, daß sein nachfolger Johannes († 721) — ein schüler Theodors von Canterbury — eine zahlreiche schar von jünglingen um sich versammelte. Ob es jedoch zu einer förmlichen schulgründung an der Yorker kathedrale kam, wissen wir nicht [5]). Es kann nur gesagt werden, die schule hat sicher

---

[1]) Raine, l. c., 27, anm.

[2]) Die verse des Poema 1525 ff. und eine stelle aus Ep. LVI, die von Gaskoin und Manitius so aufgefaßt wurden, als ob Ælbert bei seinem rücktritt Alcuin seine bibliothek g e s c h e n k t hätte, lassen sich m. e. so verstehen, daß er ihm die s o r g e für die bibliothek übertragen. Bei seinem endgültigen verlassen des vaterlandes hätte trotz aller uneigennützigkeit Alcuin doch wohl sein eigentum beansprucht oder wenigstens dann auf sein anrecht deutlicher hingewiesen, als er die bitte um abschreiber an Karl den Großen richtete.

[3]) Vergl. Gaskoin 35.

[4]) Leach, Our oldest School, Fortnightly Review, N. S. 52, 640, 641.

[5]) Raine, Chronicle of the Archbishops of York, 326. *Archiepiscopus Johannes . . . puer Theodoro Cantuariensi archiepiscopo ad inbuendum literis traditus . . . Cujus doctrinæ accurate institutus . . . in tantum literarum scientia claruit, ut eo de auditorio egresso statim ad eum audiendum discipuli catervatim confluerent.*

unter Ecgbert (734—766) bestanden, da Alcuin sie zu dieser zeit ausdrücklich erwähnt. Ursprünglich scheint der bischof selbst den unterricht erteilt zu haben, dann ernannte er seinen verwandten Ælbert zu seinem helfer und zum magister[1]). Später wurde Ælbert selbst erzbischof; als er sich zurückzog, wurde das amt wieder geteilt, Eanbald wurde bischof, Alcuin, der schon etwa seit 767 unterrichtete, erhielt die magisterwürde und das damit verbundene amt des bibliothekars[2]). Aus dem Poema de Pontificibus ist ersichtlich, daß ursprünglich der magister die erste stelle nach dem bischof im domkapitel einnahm. In York existieren keine verordnungen *(statutes)*, die auf die zeit vor der Normannenherrschaft oder die unmittelbar darauf folgende zurückgehen. Die ältesten dokumente datieren aus dem jahre 1307, scheinen jedoch dem inhalte nach aus einer früheren epoche zu stammen. Es heißt darin, der kanzler, der in alten zeiten schulmeister hieß, solle geistlicher sein und wirklich an der kirche lehren. Er habe die lehrer der lateinschule und einen hauptlehrer zu bestellen, der nach den alten satzungen der kirche sein amt während dreier jahre zu verwalten habe[3]). Der kanzler hatte auch damals noch die pflicht, nicht nur die oberaufsicht zu führen, sondern auch die schüler vor der sakristeitür lesen zu lassen und über die wichtigsten vorkommnisse eine chronik zu führen, während die anderen pflichten dem magister, dem vizekanzler und dem schreiber übertragen waren. Es ist wahrscheinlich, daß der kanzler bis zum jahre 1191 auch magister war, da erst damals für letzteren eine besondere entlohnung von 5 £ jährlich ausgesetzt wurde, daß also während der angelsächsischen periode auf dieser e i n e n persönlichkeit die ganze last des unterrichts und der bibliothekverwaltung sowie der chronikführung lag.

Lehrer.

Einige magister nahmen ihre pflichten auch sehr ernst wie zb. Ælbert und Alcuin, der die schon erwähnte klosterchronik, das Poema de Pontificibus, in versen abfaßte, die schätze der bibliothek nicht nur verwaltete, sondern auch kannte und, nach seinen briefen zu urteilen, großes interesse an pädagogischen fragen nahm. Auch sein vorgänger Ælbert scheint nach

---

[1]) Poema etc., v. 1430 ff.

[2]) Ibid., 1522 ff. Vergl. Manitius, l. c., 767.

[3]) Leach, l. c., 643.

Alcuins worten ein tüchtiger lehrer gewesen zu sein, wenn wir auch keine zeugnisse von seiner eigenen hand besitzen[1]). Ja, er war mehr, er war auch ein tüchtiger erzieher, der die knaben, an denen er gute anlagen bemerkte, an sich fesselte, sie heranbildete und liebte[2]). Diese liebe wurde ihm von seinen schülern vergolten, wenn wir nach Alcuin schließen können, der von ihm nicht nur in der Chronik mit ehrfurcht spricht, sondern seiner auch in den briefen gern gedenkt und auch im fremden land sich noch bemüht, die aus der heimat mitgebrachten samenkörner auf gutem boden auszustreuen[3]).

Ob es unter Eanbald II. ebenso gut um den unterricht bestellt war, ist fraglich, da ihm Alcuin in einem briefe (796) sehr ans herz legte, für gute lehrer zu sorgen, die bücher läsen und abschrieben und nicht müßig herumschweiften, indem sie sich eitlen spielen hingaben[4]).

Alter der schüler.

In der schule zu York wurden die knaben schon in zartem alter aufgenommen. Dies berichtet uns Alcuin von Ælbert, und auch er selbst ist früh eingetreten, da er sagt: »Ihr habt die zarten jahre meiner kindheit mit mütterlicher liebe behütet und die mutwilligen zeiten meiner jugend mit frommer geduld ertragen und mich mit väterlicher züchtigung zum manne erzogen[5]).« Daß Alcuin dieses frühe in geistliche zucht kommen nicht bedauert hat, beweisen der warme ton der obigen worte und die in seinen briefen verstreuten angaben, daß man kinder von klein auf unterrichten solle[6]).

Unterrichtsgegenstände.

Der unterricht fing mit dem erlernen der lateinischen

---

[1]) Manitius, l. c. 273, anm. 1 führt Pliniusexzerpte an, die möglicherweise auf Ælbert zurückgehen; wahrscheinlich waren diese für unterrichtszwecke verfaßt worden.

[2]) Poema de Pontificibus, v. 1449.

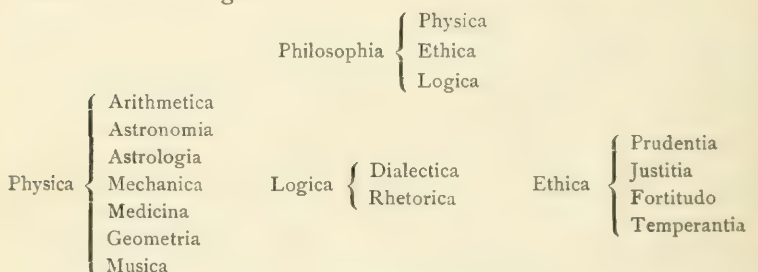
[3]) Epistula ad Carolum Magnum (XLIII). *Sed ex parte desunt mihi servulo vestro exquisitiores eruditionis scholasticæ libelli, quos habui in patria per bonam et devotissimam magistri mei industriam, vel etiam mei ipsius qualemcunque sudorem.*

[4]) (LVI.) *Prævideat sancta solertia tua magistros pueris . . . qui libros legant, qui cantilenæ inserviant, qui scribendi studio deputentur. Habeas et singulis his ordinibus magistros suos, ne vacantes otio vagi discurrant per loca, et inanes exerceant ludos.*

[5]) Epistula ad fratres Eboracensis ecclesiæ (VI).

[6]) Vergl. zb. Epistula ad Ædilbertum Episcopum (CLXXVIII). *Pueros adolescentesque diligenter librorum scientiam ad vitam Dei docete.*

grammatik an. In einem brief an irische klöster heißt es, es wären zwar die weltlichen wissenschaften nicht zu verachten, doch die grundlage, die man den kindern bieten müsse, sei die grammatik [1]. Während aber in einem briefe an einen bischof und ehemaligen schüler Alcuin einen nur dreistufigen unterricht empfiehlt: grammatik, episteln und kleinere werke und endlich das studium der heiligen schrift [2], konnten die Yorker schüler eine vielseitigere bildung anstreben. Alcuin zählt auf: grammatik, rhetorik, jurisprudenz, musik, metrik, astronomie, naturwissenschaften, arithmetik und geometrie, die osterberechnung und als höchstes die kenntnis der geheimnisse der heiligen schrift [3]. Eine aufzählung der gesamten philosophie finden wir in einem anhange zu Alcuins 'Dialogus de Rhetorica et Virtutibus' im codex S. Emmerani. Die disziplinen sind dort folgendermaßen zusammengefaßt:



Selbst wenn diese einteilung auf Alcuin zurückgeht, was nicht sicher ist, da sie ein späterer zusatz im manuskript sein könnte, beruht sie auf lateinischen quellen, und Alcuin sagt auch nirgends, daß diese vollständigkeit der lehrgegenstände in York auch wirklich beabsichtigt war.

Wir dürften aber berechtigt sein, aus der zeit von Alcuins lehrtätigkeit im Frankenreiche auf die Yorker einrichtungen zu schließen und das Aachener kapitular vom jahre 787 heranzuziehen. In diesem wird verordnet, daß die knaben psalmen, schriftzeichen, gesang, rechnen und grammatik lernen sollten,

---

[1]) Epistula ad fratres qui in Hibernia insula etc. (CCXXV). *Nec tamen sæcularium litterarum contemnenda est scientia, sed quasi fundamentum teneræ infantium ætati tradenda est grammatica.*

[2]) Epistula ad quendam episcopum (CLXXX). *Nunc velim te properare in patriam et ordinare puerorum lectiones; quis grammaticam discat, quis epistolas et parvos libellos legat, quis sanctam scripturam sobria mente haurire dignus sit.*

[3]) Poema de Pontificibus, v. 1433.

daß man aber das abschreiben der evangelien, psalterien und meßbücher nur erwachsenen anvertrauen dürfe. Für die knaben ist also nur ein elementarunterricht vorgesehen und wir dürften nicht fehlgehen anzunehmen, daß man auch in York die laien, sängerknaben und akoluthen nicht viel mehr gelehrt habe und daß man nur den geistliche würden anstrebenden die vollständige bildung der »septem artes« angedeihen ließ, wie sie in dem Poema de Potificibus angedeutet ist.

Sprachunterricht.

Greifen wir noch einige der wichtigsten lehrgegenstände heraus, für deren unterrichtsbetrieb wir in Alcuins werken einige andeutungen finden. Jedenfalls erstreckte sich die sprachenkenntnis in erster linie auf das Lateinische. Hebräisch und Griechisch werden zwar aufgezählt, doch haben wir — wie schon erwähnt — keine kunde, ob griechische schriftsteller wie Aristoteles nicht in lateinischer übersetzung gelesen wurden. Alcuin selbst besaß griechische kenntnisse, wie wir aus mehreren briefen schließen können. In einem schreiben Angilbertus', schwiegersohns Karls des Großen, werden grammatische fragen beantwortet und die zweite frage, die sich auf die verwendung des präfixes *de*, *dis* oder *des* bezieht, wird hauptsächlich durch griechische beispiele entschieden [1]). In dem brief »*ad quendam filium*« wird *epistola* aus dem Griechischen abgeleitet [2]).

Alcuin schrieb in späterer zeit eine lateinische grammatik in gesprächsform, zu der die quelle hauptsächlich Beda war. »Der Angelsachse gibt als der besser unterrichtete auf die fragen des Franken antwort und repräsentiert den grad der in Alcuins vaterland heimischen schulkenntnisse; wo diese nicht ausreichen, greift der lehrer helfend ein« [3]). Gern würden wir erfahren, was die Yorker schüler außer der heiligen schrift an lateinischen schriftstellern lasen. Es wäre falsch, darauf zu antworten, das, was sich in der bibliothek befand. Die heidnischen poeten scheinen ihnen verboten gewesen zu sein. Wir haben allerdings kein direktes zeugnis für York, sondern nur eines für Tours. Sigulfus, Alcuins biograph, berichtet, er hätte zwei schülern heimlich den Vergil in die hand gegeben und

---

[1]) (XXVII).

[2]) (CLXXXVII); vergl. Manitius l. c. 277.

[3]) Werner, Alcuin und sein jahrhundert, 24. — Da alle grammatischen schriften aus der zeit stammen, wo Alcuin schon im Frankenlande lehrte, wird hier nicht näher darauf eingegangen, vergl. Manitius, l. c. 280 ff.

sei deshalb von Alcuin heftig getadelt worden, der gesagt habe, es sollten den schülern die heiligen dichter genügen, und sie brauchten sich nicht mit der wollüstigen beredsamkeit Vergils zu beflecken [1]). Werner meint allerdings, daß Alcuins »christlicher ernst mit den jahren exklusiver wurde, als er früher gewesen« [2]). Doch wie sollen wir erklären, daß Alcuin auch dem bischof Rigbod von Tours die vorliebe für diesen dichter vorwirft, der ihn sowohl die bibel als den freund vergessen mache [3]). Hinter den scherzhaften wendungen dieses briefes ebenso wie hinter denen des briefes an Adalhard von Corbie in bezug auf die Eclogen [4]) verbirgt sich wohl bitterer ernst, und zu den lehrbüchern dürfte auch in York der Vergil nie gehört haben [5]). In der heiligen schrift und in den geistlichen dichtern werden die schüler wohl fortschritte gemacht haben, ebenso wie im lateinischen stil. Wenn auch Alcuin lange nicht so glatt und einfach schrieb wie Beda, so rühmt Frobenius doch seinem briefstil nach, daß an ihm nichts auszusetzen und er sicher besser war, als sich von den meist dunklen schriftstellern seiner zeit behaupten ließ. Wenn in seinen schriften fehler vorkämen, so wären sie dadurch entstanden, daß Alcuin genötigt war, die werke zu diktieren [6]). Im allgemeinen drang Alcuin hauptsächlich auf reinheit der abschriften, nicht nur seiner bücher, sonden auch der bibel. Er überreichte Karl dem Großen ein von orthographischen und inhaltlichen fehlern gereinigtes exemplar der heiligen schrift [7]). Wir dürfen also wohl auch hier annehmen, daß er im Frankenlande auf heimische traditionen zurückging und nur das fort-

---

[1]) Vita de Sigulfo, cap. X 19 (zitiert nach Frobenius, cap. CXII), Migne C.

[2]) Alcuin, 94.

[3]) Epistula CLXIX. *Quid peccavit pater, ut a filio oblivisceretur? . . . Aut amor Maronis tulit memoriam mei? O si mihi nomen esset Virgilius! Tunc semper ante oculos luderem tuos . . . Utinam Evangelia quatuor, non Æneades duodecim, pectus compleant tuum, ut ea te vehat quadriga at cœlestis regni palatium etc.*

[4]) Epistula CLXXXIX.

[5]) Gaskoin, l. c. 191 geht wohl zu weit, wenn er den bericht des Sigulfus in das reich der fabel verweist. Es konnte Alcuin Vergil lesen und einzelne stellen daraus zitieren und doch nicht wünschen, daß dessen werke im unterricht gebraucht wurden, ja sogar ältere schüler warnen, ihn allzu häufig zu lesen.

[6]) Frobenius, cap. CXLIX, CXLVIII.

[7]) Epistula ad Dominum regem (CXXXI (CXXXV).

setzte, was er zu hause geübt und gepflegt. Bahnbrechend war er jedenfalls auf dem gebiete der interpunktion[1]).

Rechen-unterricht.

Für den rechenunterricht, wie er zu Alcuins zeit in York betrieben wurde, müssen wir von einer stelle des Poema de Pontificibus ausgehen: »*Diversas numeri species variasque figuras*« (v. 1445). Cantor übersetzt die stelle folgendermaßen: »Auseinandergehende arten der zahl und deren verschiedene gestalten« und hält es für wahrscheinlich, daß die Apices [kegelchen des rechenbretts] damit gemeint sind, die schon in der geometrie des Boëthius beschrieben werden; in zweiter linie kämen die dreiecke, vierecke und vielecke der zahlen desselben verfassers in betracht[2]). Hier und in der nächsten zeile des gedichtes: »*Paschalique dedit solomnia certe recursu*« ist von dem lehrplan Ecgberts die rede, nach dem Alcuin selbst unterrichtet worden war und der vielleicht über denjenigen Bedas hinausging. Ein arithmetisches werk, das möglicherweise aus Alcuins eigener feder stammt, sind die 'Capitula propositionum ad acuendos juvenes'. Leider ist es nicht ganz sicher, ob er der verfasser war, und auf jeden fall sind die aufgaben nicht seiner englischen zeit zuzuschreiben, sondern am französischen hofe oder in Tours aufgezeichnet worden. Doch ist nicht ganz abzuweisen, daß er seinen Yorker schülern ähnliche aufgaben stellte, von denen einige auf römische vorbilder zurückgehen und manche bloße scherz- und rätselfragen sind, wie die aufgabe von den zwei schweinehändlern, die für hundert solidi schweine kaufen, je fünf für zwei solidi, und wieder für je fünf zwei solidi einnehmen und doch einen gewinn erzielen, oder diejenige vom fährmann, der ziege, wolf und krautkopf so über einen fluß befördern soll, daß nie zwei feinde allein am ufer bleiben.

Methode.

Alcuins unterrichtsmethode bestand, so weit wir aus seinen im Frankenreiche abgefaßten, in das gebiet des Triviums fallenden werken schließen können, hauptsächlich in der verwendung der sokratischen lehrweise. Die ihm zugeschriebenen,

---

[1]) Ibid. CXXXV. *Punctorum distinctiones et subdistinctiones, licet ornatum faciant pulcherrimum in sententiis, tamen usus illorum propter rusticitatem pene recessit a scriptoribus. Ego itaque . . . cum Turonica quotidie pugno rusticitate.* (Vergl. Frobenius, cap. 112.)

[2]) Vorlesungen über geschichte der mathematik.

in das gebiet des Quadriviums gehörenden werke sind uns nicht erhalten.

Berühmte schüler.

Schon in York hatte Alcuin einen bedeutenden ruf; wir hören zb., daß der heilige Luidgerus aus Utrecht zweimal nach York kam und jedesmal drei jahre schüler Alcuins war. Einer seiner northumbrischen schüler, Willehald, zog um das jahr 770 als heidenbekehrer nach Friesland, ein anderer, Josephus, begleitete ihn später ins Frankenreich und schrieb unter seiner anleitung einen auszug aus Hieronymus' kommentar zu Jesaias, Eanbald (II.) wurde später erzbischof von York [1]).

Spätere schicksale der schule.

Nach Alcuins berufung an den hof Karls des Großen war der glanz der Yorker schule im schwinden. Allerdings kehrte er nach achtjährigem aufenthalt im Frankenreich noch einmal nach Northumbrien zurück, aber nur um vom bischof und vom könig einen urlaub auf lebenszeit zu erwirken. Solange Alcuin lebte, blieb er jedoch mit dem Yorker domkapitel in schriftlichem verkehr. Nach seinem tode wissen wir eine zeitlang gar nichts von den schicksalen der schule. Daß sie fortbestand, wird aus dem kanonischen gesetz des jahres 826 wahrscheinlich, in dem verordnet wurde, daß die bischöfe an ihren kathedralen für magister und schulen sorgen sollten. Es ist daher kaum denkbar, daß schon bestehende derartige anstalten aufgehoben wurden. Doch sind alle schlüsse, die wir ziehen können, ex silentio.

York wurde von den Dänen nicht zerstört und bestand in altem reichtum bis 1069, dem jahre, in dem Wilhelm der Eroberer die stadt plünderte. Daß wir aus der Normannenzeit kunde von dem fortbestehen der Yorker kathedralschule haben, wurde schon erwähnt.

7. Die klöster zur zeit der Benediktinerreform.

So groß auch der eifer der Angelsachsen im gründen von klöstern während des 7. und 8. jahrhunderts war, so zahlreich auch diejenigen, die hinter ihren mauern frieden suchten, vom könige, der seiner würde entsagte, um einem höheren herrn zu dienen, bis zum hörigen, der die knechtschaft des weltlichen gebieters mit der des geistlichen vertauschen wollte, so rasch erlahmte diese begierde auch wieder. Schon Beda erwähnt

[1]) Vergl. Manitius l. c. 273.

in einem briefe an Ecgbert von York, daß die klostergründungen häufig nur ein mittel wären, landbesitz leicht zu erwerben und nur geringe abgaben dafür zu zahlen, daß man aber keine frommen männer ansiedelte, sondern mönche, die andern klöstern entlaufen waren und an ihrem neuen zufluchtsort auf weltliche art lebten[1]), ja daß mancher für seine gattin gleichfalls ein kloster errichtete, wo sie ohne strenge ordensregel leben konnte[2]). Auch in den schon bestehenden klöstern war zum teil die lebensweise eine recht freie. Im ersten drittel des 8. jahrhunderts dürften diese mißstände wohl noch nicht in ganz England geherrscht haben. Bald darauf brach jedoch über alle northumbrischen und ostanglischen klöster die Dänennot herein und was von den heiden verschont blieb oder notdürftig wieder aufgebaut wurde, verdiente kaum mehr den namen eines klosters. Zur zeit könig Alfreds war diesseits und jenseits des Humber kaum jemand, der lateinische bücher lesen konnte und Asser wundert sich, daß trotz der noch vorhandenen klosterbaulichkeiten gar so wenig sinn für mönchisches leben bei den Sachsen vorhanden ist, und er fragt sich, ob die verwüstungen der feinde dies verschuldet haben oder der allzu große reichtum der insassen[3]). Alfred stiftete zwar zwei klöster, zu Æthelney und das für frauen bestimmte zu Shaftesbury, aber er konnte das erstere nur füllen, indem er mönche aus Gallien herbeizog und eine anzahl gallischer kinder kaufte, um sie dort erziehen zu lassen. Auch ein junger heidnischer Däne wurde vom könig dem kloster zur bekehrung übergeben[4]).

Weltliches leben in den klöstern.

Klöster zur zeit könig Alfreds.

---

[1]) Plummer, Epistola Bede ad Ecgbertum Episcopum 12. — — *emunt sibi sub praetextu construendorum monasteriorum territoria in quibus suae liberius vacent libidini, et haec insuper in ius sibi haereditarium regalibus edictis faciunt asscribi . . ., immo non monachos ibi congregant, sed quoscunque ob culpam inobaedientiae veris expulsos monasteriis alicubi forte oberrantes invenerint.* — —

[2]) *Quin etiam suis coniugibus simili impudentia construendis, ut ipsi aiunt, monasteriis loca conquirunt, quae pari stultitia, cum sint laicae, famularum se Christi permittunt esse rectrices.*

[3]) Asser's Life of King Alfred ediert Stevenson, § 93. *Nimirum quia per multa retroacta annorum curricula monasticae vitae desiderium ab illa tota gente . . . funditus desierat, quamvis perplurima adhuc monasteria in illa regione constructa permaneant, nullo tamen regulam illius vitae ordinabiliter tenente, nescio quare, aut pro alienigenarum infestationibus, qui saepissime terra marique hostiliter irrumpunt, aut etiam pro nimia illius gentis in omni genere divitiarum abundantia* . . . vergl. auch die vorrede zu Ælfrics Gramm.

[4]) l. c. § 94. *Comparavit etiam quamplurimos eiusdem gentis Gallicae ex*

Ebenso war der abt Johannes ein ausländer, ein Altsachse. Einen großen aufschwung hat unter diesen verhältnissen das klosterleben zur zeit Alfreds nicht genommen, und der könig gründete ja auch nicht klöster, um ein frommes werk zu tun, sondern um seinem volke große bildungsmöglichkeiten zu eröffnen. Trocken berichtet William of Malmesbury, daß er für Malmesbury ebenso wenig getan wie später sein sohn Eadward[1]), und so mag es andern klöstern auch gegangen sein. Ja, vom chronisten von Abingdon wird Alfred sogar vorgeworfen, daß er sich klosterguts bemächtigt habe[2]).

Klöster unter Alfreds nachfolgern.

Auch nach Alfreds tode nahm das klosterleben keinen aufschwung. Osbern, verfasser eines lebens des heiligen Dunstan, sagt, es wäre damals in England fast gar kein gemeinsames mönchsleben geführt worden, kaum irgend jemand hörte den namen abt, kaum jemand sah eine mönchsversammlung. Wer ein gottgefälliges leben führen wollte, zog allein oder mit einigen gefährten ins ausland[3]). Die meisten klöster waren in den besitz der weltgeistlichen übergegangen, und diese lebten oft nach gar keiner vorschrift. William of Malmesbury berichtet, daß sie von den kanonischen regeln abgefallen seien, sich marktgeschäften hingaben, im würfelspiel, an kleiderpracht, in der genußsucht den laien gleichkamen oder sie noch übertrafen, speise und trank im übermaß genossen und der wissenschaften so unkundig waren, als ob es eine schande wäre, daß kleriker gelehrt seien. Den gewohnten gottesdienst stotterten sie ohne verständnis der wörter mit genauer not herunter[4]).

quibus quosdam infantes in eodem monasterio edoceri imperavit, et subsequenti tempore ad monachicum habitum sublevari. In quo etiam monasterio unum paganicae gentis edoctum in monachico habitu degentem, juvenem admodum, vidimus . . .

[1]) De Gestis Pontif., V 4 (col. 1653). *Elfridus rex et filius ejus Edwardus nihil huic contulerunt monasterio.*

[2]) Chronicon Monasterii de Abingdon, Rerum Brit. Script. II, vol. 1, 50. *Hic vero mala malis accumulans, quasi Judas inter XII . . . villam in qua cœnobium situm est . . . abstraxit.*

[3]) Memorials of S. Dunstan Rer. Brit. Script. LXIII, Vita S. Dunstani, 74. *Nondum enim in Anglia communis vitæ ratio colebatur . . . Abbatis nomen vix quisquam audierat. Conventus monachorum non satis quispiam viderat. Sed cui forte id voluntatis erat ut peregrinam vellet transigere vitam, is modo solus modo paucos ejusdem propositi comitatus, patrios egrediebatur fines, illic alienigena vitam agebat.*

[4]) Vita S. Dunstani, 300. *Namque, ut a sanctuario Dei exordiar, eo*

Ähnliches wird in der Abingdoner chronik[1]) und im leben des heiligen Oswald[2]) berichtet.

Irischer einfluß.

Wie einst kamen irische mönche der bildung und gesittung in England zu hilfe. Der tradition nach war der jüngere Patrick in Glastonbury, einem zwar seit längerer zeit bestehenden, jedoch ganz bedeutungslosen kloster beerdigt. Die zu seinem grabe ziehenden irischen pilger fanden nicht einmal den notwendigen lebensunterhalt und so errichteten sie eine schule, in der sie die söhne der edelleute in den wissenschaften unterwiesen, um — wie einst Maildulf in Malmesbury — ihr klosterleben fristen zu können. Unter den schülern, die sie herangezogen, war auch der heilige Dunstan, der ihre bücher eifrig studierte[3]). Er baute sich neben der kirche eine dürftige zelle, in der er wohnte und arbeitete. Einer seiner biographen, Osbern, hat die zelle etwa achtzig jahre nach Dunstans tode besucht und berichtet, er wisse kaum, wie er diese wohnstätte nennen solle, die schwerlich den namen einer menschlichen wohnung verdiente[4]). Sie war teilweise aus dem boden ausgehöhlt und ging jedenfalls auf die irische tradition der *beehive cells* zurück, die sonst im südlichen England im 11. jahrhundert schon verschollen war.

Dunstan.

---

tempore omnium ecclesiarum in Anglia clerici omnino a canonum regula desciverant, nundinis negotiis dediti; aleæ lusores studiosi, fluxu vestium, voluptatem luxu, laicis vel pares vel præminentes; cibo intenti ad gulam, potui ad vomicam; litterarum perinde nescii, quasi dedecus esset si clerici essent litterati; usitata officia citra intellectum verborum vix ægreque balbutientes.

[1]) Vol. 2, 260.

[2]) Vita S. Oswaldi Auctore Anonymo, 411. *In diebus illis non monastici viri, nec ipsius sanctæ institutionis regulæ erant in regione Anglorum, sed erant religiosi et dignissimi clerici qui tamen thesauros suos, quos avidis acquirebant cordibus, non ad ecclesiæ honorem sed suis dare solebant uxoribus.*

[3]) Vita S. Dunstani Auctore Osberno, 74. *Quorum multi atque illustres viri, divinis ac sæcularibus litteris nobiliter eruditi, dum relicta Hibernia in terram Anglorum perigrinaturi venissent, locumque habitationis suæ Glestoniam delegissent . . . Cum ergo . . . tales viri . . . Glestoniam venissent, nec tamen quicquid sibi necessarium erat sufficientissime in loco repperissent, suscipiunt filios nobilium liberalibus studiis imbuendos, ut quod minus ad usum loci ubertas exhiberet, eorum quos docebant liberalitate redundaret. Adest ergo nobilissimus in Christo puer Dunstanus, inter alios unus, immo pro aliis solus.*

[4]) l. c., 83. *Cui etiam adhærentem cellam sive destinam sive spelæum, sive alio quolibet nomine rectius nominare potest . . . cum non tam humani habitaculi quam formam gerat sepulcri.*

Die berichte der klosterchroniken über die einzelnen könige lauten recht verschieden, je nachdem diese herrscher dem oder jenem kloster etwas zugewendet haben oder ein stück als klostergut angesehenes land einem günstling verliehen. Eadward und Æthelstan scheinen dem klosterleben ziemlich gleichgültig gegenübergestanden zu haben. Von Eadmund berichtet die Eveshamer Chronik, unter ihm seien die mönche vertrieben worden und ein gewisser Alchelmus habe den besitz an sich gerissen, mit ausnahme einiger hufen landes, die er kanonikern überließ[1]. Abingdon dagegen wurde von Eadmund beschenkt und erst nach seinem tode wurde das kloster krongut und die mönche verließen es[2]. Der chronist weiß aber den grund nicht anzugeben. Unter Eadgar wurde das mönchtum tätig gefördert. Man behauptete, der könig hätte während seiner regierung vierzig klöster teils gegründet, teils neu ausgestattet. Die klöster, die nicht in den besitz von weltgeistlichen übergegangen waren, waren nur mehr im besitz eines kleinen teils ihrer ländereien und der könig hatte das recht, statt der konventualen den abt zu ernennen, so wie nach den berichten Eadmund den heiligen Dunstan eingesetzt hat[3].

Aufschwung des Benediktinerordens.

Es war damals die zeit des großen aufschwungs des Benediktinerordens auf dem kontinent, und besonders Fleury — beeinflußt von Cluny — übte auf Englands klöster mächtige wirkung aus. Oswald, der 961 zum bischof von Worcester geweiht wurde, hatte selbst in Fleury nach der benediktinerregel gelebt; er ließ dort seinen landsmann Germanus erziehen und errichtete für die nach der neuen regel lebenden mönche das kloster Westbury[4], zu dessen abt er Germanus machte; ebenso wurde von ihm Ramsey gegründet. In Abingdon wurde die benediktinerregel von Æthelwold, bischof von Winchester (seit 963), eingeführt, der Osgar, einen seiner mönche, nach

[1]) Chronicon Abbatiæ Eveshamiensis (ed. W. Dunn Macray), Rer. Brit. Script., 77.

[2]) Chronicon Monasterii de Abingdon, I 120. *Abbendonense cœnobium ad tantam est solitudinem redactum ut omnibus ejusdem cœnobii possessionibus sceptrigera potestate regio subactis dominio, monachis penitus destitueretur. Verum cujus infortunii malum ac talis eventus lapsus inopinati quibus ex causis acciderint, nil veri aut relatione dignum ad nostram pervenit notitiam.*

[3]) Vita San Dunstani, Auctore B., 25 (et passim).

[4]) Vita S. Oswaldi, 424. (Raine Historians of the Church of York, Rer. Brit. Script. LXXI).

Fleury zum studium gesandt hatte[1]). Æthelwold ging aber weiter als Oswald, der am münster von Worcester die weltgeistlichen im besitz ihres eigentums gelassen hatte[2]). Schon im jahre 964 vertrieb er, vom könige unterstützt[3]), die weltgeistlichen von Winchester, Chertsey und Milton, bald darauf von Ely, Peterborough und Thorney. Er verbreitete nicht nur die benediktinerregel, sondern übersetzte sie auch ins Angelsächsische, und die zahlreichen noch erhaltenen handschriften zeugen von ihrem hohen ansehen. Nicht zufrieden damit, verfaßte er in anlehnung an die 'Capitula' des Benedikt von Aniane die 'Concordia Regularis', die weit mehr die einzelheiten des täglichen lebens berührt als die ältere benediktinerregel und die nun in allen englischen klöstern zur richtschnur wurde. Sie wurde auf der synode zu Winchester 969 allgemein angenommen[4]). Die einzelheiten der späteren schicksale der verschiedenen klöster hier zu verfolgen, würde zu weit führen. Jeder der zahlreichen, nur kurze zeit regierenden herrscher befolgte ihnen gegenüber andere grundsätze, und manches kloster, wie zb. Evesham, hatte um seinen landbesitz, ja um seine existenz auch später noch erbitterte kämpfe zu führen.

Æthelwold.

Es ist nun wichtig, klarzustellen, ob die bestrebungen zur benediktinerreform nur einen politisch-religiösen charakter trugen oder ob sie von kulturgeschichtlich-erziehlichem einfluß waren. Man darf letzteres bis zu einem gewissen grade bejahen. Wenn auch Æthelwold in seiner fanatischen austreibung der weltgeistlichen zu weit ging — nach Stubbs scheint Dunstan ebenso wie Oswald ein viel gemäßigteres verfahren eingeschlagen zu haben — so zogen nicht bloß die mönche vorteil daraus, sondern auch die allgemeine bildung und besonders der jugendunterricht, den die kanoniker sehr vernachlässigt zu haben scheinen.

Einfluß der reform.

Man wandte seine aufmerksamkeit wieder der instandhaltung und vermehrung der bücher zu; so soll Dunstan eine anzahl von büchern besessen haben. Auf dem ersten blatt eines manuskripts der Bodleiana (Auctarium F. IV 32) befindet sich ein bild des heilands und eines knieenden mönchs, und

Vermehrung der bücherschätze.

[1]) Chron. Mon. de Abingdon, I 344.
[2]) Vergl. Keller, Die literarischen bestrebungen v. Worcester.
[3]) Stubbs Memorials of S. Dunstan, XCIX.
[4]) Vergl. Stephens and Hunt, The English Church, I 354.

dieser mönch soll Dunstan vorstellen und von ihm selbst gemalt sein. Das werk enthält: 'Liber Euticis Grammatici de discernendis Conjugationibus'; griechische und lateinische auszüge aus der heiligen schrift, mondberechnungstafeln, ostertafeln, das erste buch von Ovids 'Ars Amandi' und eine angelsächsische homilie über die kreuzauffindung. Ein anderes manuskript (Hatton 30), 'St. Augustin über die apokalypse,' soll auf befehl Dunstans geschrieben worden sein. Ebenso stammt aus seiner zeit ein manuskript kanonischer vorschriften, teils irisch, teils latein abgefaßt [1]). In Glastonbury soll sich außerdem nach Wanley ein 'Medicinale Anglicum' befunden haben, das er mit dem von Cockayne abgedruckten 'Herbarium' identifizieren will [2]). In Winchester wurde ein Benedictionale für Ethelwold geschrieben, das mit zahlreichen miniaturen versehen ist. Ælfric, abt von Abingdon, vermachte seine bücher dem kloster [3]). Von Ælward, abt von Evesham, der unter könig Knut bischof von London war, wird erzählt, daß er aus dieser stadt teils theologische, teils grammatische bücher nach Evesham schickte, weil er diesen ort so geliebt [4]). Mannius, sein nachfolger in Evesham, schrieb mit eigener hand ein psalterium und missale und malte sie aus [4]). Aus Knuts zeit stammen auch ein in Peterborough geschriebenes sakramentarium und ein psalter, die dieser könig kaiser Konrad schenkte und die nach des kaisers tode wieder nach England zurückkamen. Diese werke zeigen den einfluß der karolingischen minuskel und danken jedenfalls ihr entstehen kontinentalem einfluß.

Biographische werke.

Auch wären aus jener zeit biographische werke zu erwähnen. Kaum war Dunstan tot (988), so wurde sein leben aufgezeichnet (um 1000). Etwa zehn jahre darauf entstand eine zweite biographie (B.) und eine dritte durch Osbern in der zweiten hälfte des 11. jahrhunderts [5]). Das leben des großen bischofs Wilfrid wurde von seinem schüler Eddius verfaßt; außerdem besitzen wir noch lebensbeschreibungen Æthelwolds

---

[1]) Memorials of S. Dunstan, CX.

[2]) Leechdoms etc. I, LXXVIII.

[3]) Chronicon Monasterii de Abingdon, I 417. *Testamentum Alfrici Archiepiscopi . . . he becwæþ into sancte Albane, and his bec ealle he cwæþ eac þyder in, . . .*

[4]) Chronicon Abbatiæ Evesham., 83, 87.

[5]) Memorials of S. Dunstan, XI.

und Oswalds und von der hand Abbos v. Fleury, der in Ramsey lehrte, eine Passio Sancti Edmundi regis et martyris. Wenn auch diese biographien nicht zu dem zweck geschrieben waren, der nachwelt geschichtliche und kulturgeschichtliche kenntnisse zu vermitteln, sondern um fromme neigung und bewunderung für diese heiligen männer zu erregen, ja sogar um ihrem schrein pilger zuzuführen, so müssen wir doch anerkennen, daß sie nicht nur die schilderung der wunder bringen, sondern die beste, ja — bei der dürftigkeit der angelsächsischen chronik — die einzige quelle sind, aus der wir belehrung über die erziehung und kultur der zeit schöpfen können. Die Sachsenchronik dagegen gibt uns die chronologie und in dieser hinsicht ist die von den mönchen an sie gewendete arbeit nicht zu unterschätzen. Sie liefert uns durch die eingestreuten gedichte der späteren periode einen hinweis, inwieweit beherrschung der heimischen sprache und verstechnik in den klöstern noch zu finden war. Allerdings schreibt Abegg [1]) nur fünf der gedichte der annalen mönchen, die anderen volkstümlichen dichtern zu, doch scheinen seine beweise nicht sehr überzeugend, und auch wenn seine annahme richtig wäre, hätten die mönche das verdienst der aufzeichnung.

Betonung der angelsächsischen sprache.

Das Angelsächsische nimmt gegen ende der sachsenzeit auch in der kirchlichen literatur einen breiteren raum ein als zuvor. Man befolgt wieder das prinzip könig Alfreds, den laien, denen lateinische werke nicht zugänglich waren, in der volkssprache bildung zu übermitteln. Besonders ist die große homilienliteratur zu nennen. Aus dem jahre 971 haben wir eine sammlung eines ungenannten verfassers, die 'Blickling Homilien', und der abt von Eynsham Ælfric verfaßte zwei homiliensammlungen, die jede für ein jahr berechnet sind, sowie eine sammlung angelsächsischer heiligenleben, in der auch ungefähr die reihe des kirchenjahres eingehalten ist. Im anfange des 11. jahrhunderts entstehen die homilien Wulfstans, bischofs von Worcester und erzbischofs von York, darunter das berühmte »Sermo ad Anglos quando Dani maxime persecuti sunt eos.« Meistens haben wir es zwar nicht mit originalwerken, sondern mit übersetzungen aus dem Lateinischen

[1]) Zur entwicklung der historischen dichtung bei den Angelsachsen (Quellen u. forschungen LXXIII) 26.

zu tun, sie zeugen aber doch von der geistigen regsamkeit der zeit. Ælfric schrieb außerdem eine lateinische grammatik und eine art lesebuch in dialogform, das *Colloquium* genannt, in dem der lateinische text mit fortlaufenden angelsächsischen glossen versehen ist, und auch von Abbo wurde für seine schüler in Ramsey eine abhandlung *De Grammaticalibus* verfaßt. Denn trotz der gelegentlichen verwendung des Angelsächsischen zu kirchlichen zwecken blieb doch das Lateinische die sprache, in der heiligenleben und klosterchroniken abgefaßt wurden, und man kann aus diesen werken schlüsse in bezug auf die vertrautheit mit dem Latein ziehen. Wenn Dunstans biograph B.[1]) von anno 1000 einen schwülstigen und verwickelten stil gebraucht, aus dem man oft nur schwer seine ansichten herausschälen kann, so schreibt doch schon Osbern im allgemeinen ein recht klares, schwungvolles Latein, obwohl er sich manchmal hinreißen läßt, seine sätze in anlehnung an bekannte schriftsteller etwas zu sehr herauszuputzen, was ihm von William of Malmesbury sehr übel vermerkt wird[2]). Das Latein Osberns ist um so bemerkenswerter, weil man von ihm kaum sagen kann, der einfluß der Normannenzeit hätte sich geltend gemacht. Die Abingdoner chronik, die aus dem 13. jahrhundert stammt, ist in viel schlechterem stil abgefaßt und trägt die spuren einer höchst mangelhaften kompilation.

Lateinischer stil.

Griechischer einfluß.

Das Latein mancher schriftsteller des 10. und 11. jahrhunderts krankt an der großen zahl von griechischen lehnwörtern. Stubbs schiebt dies hauptsächlich auf den gebrauch von griechischen glossaren, aus denen man nur eine ganz oberflächliche sprachkenntnis schöpfen konnte, die man aber jederzeit gern zur schau trug, auf den gebrauch von griechischen hymnen und den gelegentlichen besuch morgenländischer pilger[3]). Besonders finden sich griechische ausdrücke in den Dunstan-biographien, wo sie auch angewendet werden, wenn das lateinische wort genau so gut entspräche[4]). Aber auch die urkunden der zeit enthalten zahlreiche griechische wörter[5]).

---

[1]) Memorials of S. Dunstan, XIII. *It is marked by an inflated and involved style which is common to the writers of the age, wherever found.*

[2]) Vita S. Dunstani 251.

[3]) Memorials of S. Dunstan, CXXII.

[4]) l. c., 27. Z. B. *chyra dextra.*

[5]) Chronicon Monasterii de Abingdon. Urkunde des Eadmund anno

Musik.

Während wir in der sprache den einfluß griechischer kultur nachweisen können, so beruht vielleicht auf irischem einfluß die eingehende pflege der musik in den neuentstandenen klöstern. Von Dunstan wird ausdrücklich berichtet, daß er von der süße der irischen musik angelockt wurde. Er spielte die harfe nicht bloß in seiner zelle, sondern nahm sie auch mit sich, um andere zu erbauen. Ihm dankt auch die orgel ihre verbreitung in England, und William of Malmesbury schildert nach eigener anschauung die orgel, die jener dem kloster Malmesbury geschenkt hatte [1]. Die trope »Kyrie rex splendens«, die in Salisbury noch jetzt am Dunstanfest gesungen wird, wurde diesem heiligen zugeschrieben [2]. Vom heiligen Oswald wissen wir, daß er die musik liebte und eine schöne, weiche und hohe singstimme gehabt hat. In seiner biographie wird uns sehr ausführlich die beschreibung eines festgottesdienstes mit orgel- und vokalmusik gegeben.

Handarbeit.

Eigentümlich ist auch der späteren benediktinerzeit die vorliebe, mit der sich die hervorragenden geistlichen der handarbeit hingaben. In den geistlichen gesetzen könig Eadgars findet sich sogar die angabe, jeder priester solle handarbeit mit eifer lehren. Mehrfach wird erzählt, daß Dunstan ein guter schmied war. Sein schüler Æthelwold machte eine tafel aus gold und silber von so kunstvoller arbeit, daß sie auf 300 mark silber geschätzt wurde [3]. Ebenso wie Dunstan fertigte er zwei glocken, die neben denen seines meisters in Abingdon aufgehängt wurden [3]; von ihm stammt auch eine art glockenspiel, das zur ergötzung der gläubigen an hohen festtagen diente. Auch von Mannius, abt von Evesham unter Eduard dem bekenner, wird berichtet, daß er goldschmied und maler gewesen [4].

Baukunst.

Die neuerwachte energie im gründen von klöstern und kirchen kam auch der baukunst zustatten; besonders scheint der späteren angelsächsischen zeit ein kirchentypus anzugehören, der meist als normannisch aufgefaßt wird, derjenige, bei dem über der vierung ein turm sich erhob. In diesem stil war

---

944, I 106, z. B. *agonista*. Urkunde des Eadgar anno 952, I 177, z. B. *adelphus*. Urkunde des Eadwig anno 959, I 169, z. B. *plasma*.

[1]) Vita S. Dunstani, 257, 301.

[2]) Stubbs, l. c., CXIV.

[3]) Chronicon Monasterii de Abingdon, I 344, 345.

[4]) Chronicon Abbatiæ Evesham., 86.

zb. die kirche, die der heilige Oswald in Ramsey einweihte, erbaut; allerdings mußte der noch unvollendete turm wegen mangelhaften unterbaues sofort erneuert werden [1]). Dieser neubau gewährt uns einblick in die beschäftigung der mönche, weil es heißt, daß eine anzahl von jungen brüdern, während sie psalmen sangen, vom morgen bis zum abend den steinmetzen steine und mörtel zutrugen und dadurch das werk so förderten, daß es in kurzer frist neu eingeweiht werden konnte [2]).

nnere nrichungen.

Die inneren einrichtungen späterer benediktinerklöster werden uns in den chroniken von Evesham und Abingdon sehr genau geschildert. Die eingehenden darstellungen stammen zwar erst aus dem 13. jahrhundert, es wird jedoch ausdrücklich auf die alten gepflogenheiten der klöster hingewiesen, und so können wir annehmen, daß im 10. und 11. jahrhundert ungefähr dieselben gewohnheiten herrschten. Der regel gemäß mußte der abt im kloster leben. Ihm standen würdenträger zur seite, die aus den mönchen erwählt wurden. Jeder von ihnen bezog eigene einkünfte, meist von ländereien, gärten und weinbergen, die zum kloster gehörten, oder feststehende geld- oder naturalabgaben, die die bauern und die abhängigen kirchengemeinschaften zu leisten hatten. Von diesen einnahmen waren die verschiedenen ausgaben des amtes zu bestreiten. Dem kloster gehörte auch eine anzahl dienender brüder zu, über die der ökonom *(celerarius)* die aufsicht führte. Für die kleidung der mönche sorgte der kämmerling *(camerarius)*, für die wohltaten der almosenier *(eleemosinarius)*, dem von allem, was im kloster verbraucht wurde, der zehnte teil zustand und die nutznießung des klostergartens, um suppen für die armen liefern zu können. Die mönche mußten streng nach der benediktinerregel leben, sie hatten die vorschrift des schweigens zu den vorgeschriebenen stunden zu beobachten und durften ohne erlaubnis das kloster nicht verlassen [3]).

ziehung.

Trotz der unendlich genauen angaben über die klostergebarung, die sich durch viele seiten der beiden genannten chroniken hinziehen, hören wir über die jugenderziehung wenig. In der Eveshamer ist von zöglingen überhaupt nie die rede,

---

[1]) Vita S. Oswaldi, 434. — Chronicon Abbatiæ Rameseiensis, 85.

[2]) Chronicon Abb. Ram., 89, 90.

[3]) Chronicon Abbatiæ Evesham., 206 ff.; Chronicon Monasterii de Abingdon, II 237 ff., 299 ff.

aus der Abingdoner und aus angaben über die klöster Westbury und Glastonbury wissen wir, daß kinder im kloster aufnahme fanden, im Ramseyer chronicon heißt es sogar *infra sensum et annos*[1]). Der Abingdoner bericht ist deshalb wichtig, weil er zeigt, daß nicht nur alumnen, sondern auch söhne von vornehmen dort erzogen wurden[2]). Das 'Colloquium' Ælfrics berichtet uns gleichfalls einzelheiten über den klosterunterricht. In diesem sowie in der Abingdoner chronik wird der magister genannt, während sich in den andern schriftstücken der zeit dieses amt nicht erwähnt findet; vielleicht übernahm an manchem der kleineren klöster ein anderer würdenträger seine funktionen. Auch in Abingdon hatte der prior die oberaufsicht über die knaben innerhalb und außerhalb der lehrstunden. Die knaben mußten ihn im refektorium bedienen, er schlug sie bei tisch mit dem messergriff, wenn sie sich zu wenig bekreuzten oder zu viel lachten, er ließ sie knien, wenn sie beim mittagessen lärmten oder das getränk verschütteten[3]). Er ging durch die klassen, hörte den lektionen zu, versammelte die knaben um sich und schlug sie mit bewilligung des lehrers[4]).

Körperliche züchtigung.

Das schlagen war überhaupt ein haupterziehungsmittel in den klöstern der späteren epoche. Osbern berichtet, er wäre an einem morgen mit seinen kameraden vom magister bestellt worden, um seine schläge zu erhalten — das vergehen wird nicht genannt —, und der stock sei ihm nur erspart geblieben, da der dekan meinte, es zieme sich das schlagen an diesem morgen nicht, weil Dunstan am tage vorher ein großes wunder gewirkt[5]). Im Colloquium berichtet der schüler, daß die knaben

---

1) l. c., 112.

2) II 229. *Comes . . . Legecestriæ . . . cum adhuc puer esset, et apud Abbendonam nutriretur, regis Willelmi tempore . . .*

3) Chronicon Monasterii de Ab. II 361. *Quisquis priorum ad mensæ consistorium sederit, si pueri nimium signaverint, vel excusse riserint, vel aliter offenderint, ad se pueros vocabit, et ex transverso manus acutum manubrii cultelli sui ad vindictam deducet. Si pueri consuetudinaliter at prandium sonum fecerint, vel potum fuderint, veniam accipient, et pro voto prioris . . . jacebunt prostrati.*

4) l. c. II 356. *Soli priori licet in schola puerorum sedere, per scholam transire, lectionem audire, capitulum tenere, et eos cædere, excepta [accepta?] magistrorum admissione.*

5) 137. *Orto autem mane forte ad magistros intravimus, vapulaturi pro culpis quas commiseramus. Et ecce de transverso vir bonus Godricus furibundus*

mit den brüdern im schlafsaal schliefen. Zu den nocturnen wurde ein zeichen gegeben; wer dieses nicht hörte, wurde von dem magister mit dem stab hart geschlagen[1]). Auch sonst ist in diesem werk mehrfach von schlägen die rede. Sofort wenn die knaben zum magister kommen, um ihn um unterweisung zu bitten, fragt er sie, ob sie auch geschlagen werden wollten, worauf ihm die nicht sehr kindliche antwort wird: »Es ist besser, um der lehre willen geschlagen zu werden, als nichts zu wissen.« Und späterhin fragt der lehrer den knaben, ob er oder seine kameraden an diesem tage schon geschlagen worden seien. Diese verwendung des stockes als disziplinar- und unterrichtsmittel steht allerdings in direktem widerspruch zu manchen stellen bei Beda und anderen älteren schriftstellern, wo die güte der lehrmeister und äbte ausdrücklich erwähnt wird. Vielleicht war zu Ælfrics zeiten größere strenge notwendig geworden, da die mehrzahl der schüler nicht mehr aus eigenem antrieb das kloster aufsuchte. Kam es jedoch vor, daß knaben die harte strafe erlassen wurde, so wird dies ausdrücklich vermerkt, zb. in Ramsey, als einige knaben durch unvorsichtiges spielen einen sprung in einer glocke verursachen und es dem abt nur mit mühe gelingt, ihnen die von den brüdern zugedachten prügel zu ersparen.

Tageseinteilung.

Ælfrics Colloquium enthält auch die vollständige schilderung des tageslaufes eines klosterschülers. Nachdem die knaben geweckt sind, stehen sie vom lager auf, gehen in die kirche und singen mit den brüdern die nocturnen. Später singen sie die matinen, dann werden die psalmen gesungen und die erste messe gelesen. Um 9 uhr kommt die tagesmesse und um 12 uhr der mittagsgottesdienst, auf den die hauptmahlzeit folgt. Die knaben erhalten fleisch, grüne gemüse, getrocknete bohnen, eier, fische, käse, butter; wobei uns ausdrücklich berichtet wird, daß ihnen nicht all dies täglich vorgesetzt wird. Als getränk erhalten sie manchmal bier, sonst wasser. Merkwürdig ist, daß der schüler sagt, er sei nicht reich genug, um sich

---

irrupit ita clamitans: Vos hic homines ineptissimi crudelitatem in innocentiam evomitis, et dulcissimus pater noster D. suavitatem misericordiæ suæ in nos peccatores ostendit.

[1]) *Discipulus: Aliquando audio signum, et surgo; aliquando magister meus excitat me duriter cum virga.*

[2]) Chronicon Abb. Ram. 112, 113.

wein zu kaufen. Dies würde darauf schließen lassen, daß es den wohlhabenden zöglingen gestattet war, sich eine aufbesserung der klosterkost zu verschaffen. Übrigens meint der schüler auch, der wein wäre ein getränk nur für alte und weise leute. Nach dem essen schlafen die knaben, dann singen sie die nona und nach dem gottesdienst gehen sie zum schulmeister, um ihn zu bitten, er möge sie richtig Latein reden lehren. Ob nun daraus geschlossen werden kann, daß sie nur zu dieser zeit unterricht genossen, wie es Wright annimmt[1]), ist fraglich. Allerdings scheint für diese ansicht zu sprechen, daß es in der Abingdoner chronik heißt, der magister solle an jenen tagen, an denen der abt nach der kapitelversammlung die beichte hört, den knaben die lektionen *(capitulum)* nicht vorlesen[2]). Die kapitelversammlung fand nun nach der nona statt. Unter *capitulum* sind hier die abschnitte aus den kirchenvätern zu verstehen, die zu den kanonischen stunden vorgelesen wurden[3]). Am späteren nachmittag war noch das vesper- und dann das abendgebet. Von einer morgen- oder abendmahlzeit hören wir nichts, wahrscheinlich waren sie so einfach wie in Abingdon. Die dortige chronik berichtet uns nämlich, daß Eadgitha, die gemahlin Eadwards des Bekenners, einst das kloster besichtigte und schließlich auch ins refektorium kam. Dort saßen die knaben beim frühmahl, und man hatte ihnen nur trocken brot vorgesetzt. Auf ihre frage erfuhr die königin, daß sie auch sonst nichts besseres erhielten, und bat nun den könig, er möge sie gleichsam bei sich zu gaste laden und ihnen die mittel zur aufbesserung der kost zuwenden. Der könig stiftete zu diesem zweck die einkünfte aus dem ort Lunechenora[4]).

Pflichten des Precentor.

Außer dem prior und dem magister war vielleicht auch der precentor, der das amt eines klostersekretärs versah, an der jugendbildung beteiligt. Er hatte in Evesham für tinte,

---

[1]) Wright-Wülker, Ags. a. O. E. Vocabularies, I 89ff. . . . *the service of none about two o'clock. It appears not to have been till after this latter service that they were properly at liberty to attend to other business; and the boys, or younger members of the community, then went to school.*

[2]) Chronicon Mon. de Ab. II 347. *Si quis monachorum post capitulum cum abbate loquitur in confessione, magister puerorum non tenebit capitulum illo die.*

[3]) Ducange, Capitulum (3). *Brevis lectio, quae in divino officio loco lectionis legitur.*

[4]) Chronicon Mon. de Ab. I 460.

pergament, farben, siegel und alles, was zum einbinden der bücher nötig war, zu sorgen. Ob man außer den dokumenten und den totenlisten der brüder, die ausdrücklich erwähnt werden, noch etwas schrieb, ist unsicher, doch deuten die farben und die materialien zum binden darauf hin [1]). Augenscheinlich lag auch in Abingdon dem precentor die aufsicht über das schreiben der werke ob, denn es heißt, er solle diejenigen, die nachlässig schrieben, tadeln [2]). Ob das aber knaben oder erwachsene waren, wird nicht gesagt. In manchen manuskripten finden sich angaben, die vielleicht vom precentor eines klosters herrühren; zb. am rande einer handschrift von Alfreds Cura Pastoralis: »Willimot, schreib so oder besser«, und: »Schreib so oder besser, oder büße an deiner haut.« In einem anderen manuskript (Harl. 55): »Schreib so oder besser . . . sonst wirst du hängen, kind Ælfric [3]).« Aus diesen randbemerkungen geht hervor, daß die zöglinge im abschreiben von handschriften unterwiesen wurden.

nterricht in den prachen.

So viel uns das Colloquium auch über die erziehung sagt, so sehr läßt es uns über den eigentlichen unterricht im unklaren. Eines können wir allerdings im wörtlichsten sinn zwischen den zeilen lesen, da den knaben der lateinische text mit angelsächsischen interlinearglossen versehen wurde, um ihnen das verständnis der fremden sprache zu erleichtern. Daraus können wir entnehmen, daß die schüler zwei sprachen lesen und schreiben lernen mußten und zwar die muttersprache zuerst, sonst hätte diese art des unterrichtsbetriebs keinen zweck gehabt. Allerdings meint Cockayne, da das Oxforder manuskript ohne glossen ist, wären die angelsächsischen wörter nur in das cottonianische für den lehrer bestimmte exemplar eingetragen worden, gleichsam als »schlüssel« [4]). Doch auch diese ansicht setzt einen bilingualen unterricht voraus. Vereinzelt war der gebrauch doppelsprachiger texte keineswegs. Cockayne druckt einen text ab, der anscheinend zuerst englisch abgefaßt war und dann mit lateinisch-griechischen interlinear-

---

[1]) Chronicon Abbatiæ Eveshamiensis, 210.

[2]) l. c. II 372.

[3]) Cockayne, Leechdoms, etc. II, XXII. "*Willimot writ þus oððe bet*" . . . "*writ þus oððe bet oððe þine hyde forlet*" . . . "*writ þus oððe bet, ride aweg ælfnærþattafox, þu wilt swingan ælfric cild.*" Vergl. Abingdon II 372.

[4]) l. c. I, LVII, LVIII.

glossen versehen wurde. Die griechischen wörter sind mit denselben schriftzeichen geschrieben wie die lateinischen und kommen mit ihnen untermischt vor. Da ihr verständnis trotz des angelsächsischen textes schwierigkeiten machte, sind sie in einem manuskript, das ursprünglich S. Augustine in Canterbury angehört haben soll, noch mit lateinischen randglossen versehen [1]). Während aber das 'Colloquium' einen recht anziehenden kulturhistorisch wichtigen inhalt hat, sind die sätze oder besser wortgruppen dieser glossenhandschrift ohne inneren zusammenhang augenscheinlich nur zur erlernung der wörter angefertigt und nehmen auf den sinn nicht bedacht. Ein dritter Text, die Lurica, ist in gebetform abgefaßt und enthält im weiteren verlauf eine aufzählung aller körperteile. In diesen text sind nicht bloß griechische, sondern auch hebräische worte hineinverflochten. Die angelsächsischen glossen sind nach der ansicht des herausgebers später eingetragen worden [2]). Diese texte verhelfen uns zum verständnis der art, wie damals sprachunterricht erteilt wurde. Die vermischung von lateinischen, griechischen und hebräischen wörtern im selben übungsstück, ohne daß sie durch die schrift voneinander geschieden wurden, mußte zu dem mit fremdwörtern untermengten lateinstil führen, der den Angelsachsen so geläufig war.

Rechenunterricht.

Über den rechenunterricht hören wir einiges bei Osbern, doch kleidet er — wie ihm schon William of Malmesbury vorwirft — die schilderung des unterrichts in so dunkle worte [3]), daß über den betrieb der mathematik in Glastonbury aus der stelle wenig zu entnehmen ist. William of Malmesbury drückt sich kürzer und einfacher aus und sagt, Dunstan hätte als knabe arithmetik und verwandte disziplinen erlernt [4]). Auch Byrhtferth in Ramsey, den Abbo von Fleury unterrichtet hatte, war in der mathematik erfahren, denn er schrieb kom-

---

[1]) Leechdoms etc., I, LVIII.

[2]) l. c., I, LXVIII.

[3]) Vita S. Dunstani, 78. *Philosophorum scientias quas earum rerum sunt et quae aliter esse non possunt cognitionem veritatis vetustas esse deffinit, ut sunt magnitudines* . . .

[4]) Vita S. Dunstani, 251. *Cum de indole studiorum puerilium loqueretur, sensum secundi prologi de arithmetica pene totum induxit* . . . *Videtis, domini, quantos fumos excitavit, cum potuisset simpliciter dicere puerum arithmeticae et cognatis artibus invigilasse.*

mentare zu Bedas mathematischen schriften und einen komputus in lateinischer sprache mit englischer übersetzung[1]).

Hemmende einflüsse.

Die wirren um die wende des jahrtausends wurden den klöstern wieder sehr verhängnisvoll und, wenn auch einige von den Dänen verschont blieben, andere von Knut wieder aufgebaut wurden[2]), der aus politik oder frömmigkeit die geistlichkeit begünstigte, so war doch der zustand unter dem letzten sproß der alten sachsendynastie, Eadward, kein günstiger. William of Malmesbury berichtet, die klöster seien zu dessen zeit verödet gestanden[3]), obwohl sonst die frömmigkeit des königs gepriesen wird[4]).

---

[1]) Memorials of S. Dunstan XIX.

[2]) William of Malmesbury, G. R., col. 1159. *Monasteria per Angliam suis et patris excursionibus partim fœdata partim eruta, reparavit.*

[3]) Ibidem col. 1175. *Fuerunt tamen nonnulla quæ gloriam temporum deturparent: monasteria tunc monachis viduata . . .*

[4]) In bezug auf die abtei Worcester, die im 11. u. 12. jahrhundert einen bedeutenden aufschwung nahm, verweise ich, da es über den rahmen dieser arbeit hinausgeht, auf Keller, Die literarischen bestrebungen von Worcester.

Brünn. Margarete Rösler.

MERC. *ONSIEN* 'FACIES'.

īe als *i*-umlaut von urg. *eu* ist bekanntlich auf das Westsächsische beschränkt. Der merc. psalter (Hs. Vesp. A. 1) bietet in der regel *io (eo)*, nur einmal *ȝepieda* gen. pl.[1]), das wir wohl ruhig als schreibfehler betrachten dürfen, außerdem gelegentlich *fiede*, *fiedon ȝesie*, *ȝesieð ȝesiende* (siehe unten), dagegen aber durchgängig *onsien*[2]), das also als eine höchst verblüffende ausnahme dasteht[3]).

Ehe ich meine eigene meinung über diese eigentümliche tatsache ausspreche, muß ich ein paar worte äußern über eine andere erklärung von *onsien*, nämlich diejenige, die von Chadwick, Studies in Old English[4]) s. 181 (eigene paginierung s. 89) vorgetragen worden ist.

Ich zitiere Chadwick in extenso:

"Delabialisation of diphthongs. The confusion of *ĕo* and *ĕa* in nominal and verbal forms (other than those of the substantive verb) are comparatively rare[5]) (cf. Zeuner, pp. 23, 50 etc.). In pronominal forms, however, and in forms of the verb substantive *-ea-* regularly appears for *-eo-*, e. g., G. pl. *ðeara* (never **ðeora*): O. H. G. *dero* (cf. G. sg. *ðere*: O. H. G. *dera*); G. pl. *heara* (either from **hezǭ* or through the influence of *ðeara*; cf. G. D. sg. *hire*, D. sg. m. D. pl. *him*); 1 sg. *eam* (: W. Sax. *eom*); perhaps also pl. *earun*: O. N. *ero*. So also *-ie-* appears for *īu*, e. g. N. sg. f. *hie* (85, 11): W. Sax. *hio (heo)*; N. sg. f. *sie* (frequent) against *seo* (25, 10), W. Sax. *sio (seo)*, cf. *ðeos*; Conj. *sie*, *siem*, *sien* (frequent) against *sion* (60, 5), cf. *sio*, *seo*, *sion* in chart. 45 (Surrey). In all these cases delabialisation may be due to the fact that these words usually had a subordinate accent; this is further confirmed by Acc. G. sg. *onsiene* (G. *siuns*), where the delabialisation must be due to the chief

---

1) Zeuner, Die sprache des kent. Psalters Vesp. A. 1, Halle 1881, s. 50, Grimm, Glossar zum Vespasian-psalter und den Hymnen, Heidelberg 1906, s. 82.

2) Der nominativ fehlt, dat. sg. *onsiene* (31 mal), *onsien* (1 mal), akk. sg. *onsiene* (27 mal), akk. pl. *onsiene* (2 mal).

3) Vgl. Zeuner aao., der *ie* als *i*-umlautprodukt betrachtet.

4) Trans. Cambr. Philol. Soc. Vol. IV (1899).

5) Es handelt sich hier um den Vesp. Ps.

accent being on the first syllable. The delabialisation must of course have taken place before the *ĭo-* and *iu- (io)* diphthongs fell together."

Diese erklärung von *onsien* hat mich nicht überzeugt. Gegen sämtliche einzelheiten in dem Chadwickschen beweismaterial lassen sich einwände erheben. Was zunächst *earun* betrifft, so läßt es sich von nordh. *aron* usw. nicht leicht trennen, das doch ein ursprüngliches *ar* zur voraussetzung hat[1]. *eam* kann seinen diphthong aus dem 2 sg. *(eard)* und dem plural *(earon < arun)* bezogen haben, gerade wie nordh. *am* sein *a* dem 2. sg. *(art)* und dem plural *(aron)* zu verdanken scheint. Die von Chadwick besprochenen pronominalformen sind bis jetzt auch sonst wenig aufgeklärt; als beweismaterial für das postulierte lautgesetz fallen sie deshalb sicher nicht ins gewicht. Gar nichts beweisen die konjunktivformen *sie (siem), sien.* Hier sind dem *ī* (aus urgerm. *ī*; vgl. zb. altsächs. *sī*) die gewöhnlichen konjunktivänderungen angefügt; durch wiederholte anlehnung an die üblichen endungen des konjunktivs anderer verba können diese formen ihre zweisilbige aussprache behalten[2]. In gleicher weise erklären sich die nordh. konjunktivformen *see, sée* (vgl. Bülbring, Altengl. elementarb. § 454; Kolbe, Die konjugation der Lindisfarner evangelien 1912 s. 101). Dieser vorgang ist zu wohlbekannt und hat zu viele gegenstücke, als daß ich hier darauf des näheren einzugehen brauchte. Beispielsweise mögen hier noch nordh. präs. *onfoæð, onfoæs, onfoað* usw. (Bülbring Anglia Beibl. 9, 101), nordh. part. prät. *-hoen, -foen* (Kolbe, s. 38) erwähnt werden.

Kehren wir jetzt zu *onsien* zurück. Die lautgesetzliche form im mercischen war zuerst **onsīon* (< *an* + *siuni-* mit grammatischem wechsel zu *saihwan* < germ. **se(g)w-ni* = got. *siuns;* vgl. altn. *ásion, ásýn)*, woraus später *onsēon* (Ru[1] zweimal) entstand. Vgl. nordh. regelmäßig *onsīon* (Lindisf. Ev., Durh. Rit.).

In *onsien* war *īe* meines erachtens, wenigstens ursprünglich, kein diphthong, sondern zweisilbig[3]. Das im dialekt einstmals

---

[1]) Vgl. Kluge, PBB. 4, 388 ff., 571 ff.; 8, 339 ff.

[2]) Ru.[1] *siæ, syæ, się, sięn* enthalten die auch sonst in dieser glosse bezeugte konjunktivendung *-æ, -ę, -ę(n)* — vgl. Brown, The Language of the Rushworth Gloss. II, Göttingen 1892, s. 42 — und sind deshalb notwendig als zweisilbig aufzufassen.

[3]) Vgl. zweisilbiges *ēo* zb. in *gepēon* Beow. 25, *ēa* zb. in *frēa* Beow. 16, *hēan* Beow. 116, *ǣe* in *gǣd* Exodus 525b S. Sievers P. B. B. 10, 476;

übliche lautgesetzliche **onsīon* ist durch den einfluß anderer verbalabstrakta, die auf *-en* ausgingen, zu *onsien* geworden [1]). Diese form muß vor dem mercischen übergang *īo* > *ēo* entstanden sein, ist also beträchtlich älter als die überlieferung der psalterglosse.

Es erübrigt jetzt nachzusehen, welche substantiva das sbst. *onsīon* beeinflussen konnten, so daß daraus *onsīen* wurde.

Die einstmals produktive ableitung mit *-ni-* besitzt zwar im Altenglischen keine lebenskraft mehr, aber reste dieser bildungsart waren nachweislich in der sprache vorhanden. Wie viele solche wörter mit *-en* aus vokal + *-ni* es im dialekt des Vesp.-psalters gab, wissen wir selbstverständlich nicht; dazu ist das uns überlieferte sprachmaterial zu knapp [2]). Wir müssen statt dessen das ganze uns bekannte sprachmaterial heranziehen [3]).

1. Für starke verba war das suffix bekanntlich schon lange nicht mehr lebendig [4]). Vgl. Kluge, Nom. stammb. § 147, Wilmanns, D. Gr., II, s. 304. Über mutmaßliche reste solcher abstrakta, wo das suffix-*ni-* (nach mittelvokal) auch zur ableitung aus einem starken verbum gedient zu haben scheint, siehe Thiele, Die konsonantischen suffixe der abstrakta des Altenglischen, diss. Straßb. 1902, s. 79, 81 [5]).

2. Von den mit dem suffix-*ni-* gebildeten abstrakten zu verben der ersten schwachen klasse (got *-eins*) sind hier folgende reste zu verzeichnen [6]):

---

zahlreiche beispiele aus den ae. gedichten bei Richter, Chronol. Stud. zur ags. literatur. Halle 1910, s. 13f., 18 und passim.

[1]) Wie aus dem folgenden hervorgeht, sind m. e. vor allen dingen die verbalabstrakta, die mit dem urgerm. suffix *-ni-* gebildet waren, und denen ein verbum, womit sie sich ohne schwierigkeit assoziieren ließen, zur seite stand, als ein wichtiger faktor bei dieser umwandlung von *onsīon* zu *onsīen* in anschlag zu bringen. Ob andere abstrakta auf *-en* dabei eine rolle gespielt haben (wie zb. *lygen* 'lüge', *firen* 'frevel, sünde'), muß ich dahingestellt sein lassen.

[2]) Die hs. des Vesp. Ps. bietet nur *seten* f. 'propago', *stren* f. 'stratum, stratus' (aus **strēen*) und *wæcen* f. 'vigilia'.

[3]) Mit den schicksalen dieser *-ni*-stämme in anderen germanischen sprachen brauchen wir uns hier nicht zu beschäftigen. Ich verweise auf v. Bahder s. 87f., Erdmann, Arkiv f. nord. fil. 7, 75ff., Wilmanns, Gramm² 2, 307f.

[4]) Ein beispiel eines starken verbums + *ni* bietet uns *onsīen* selbst.

[5]) Für das folgende hat mir Thieles abhandlung wesentliche dienste geleistet. Auf einzelheiten, betreffs welcher ich seine meinung nicht teile, kann ich hier nicht näher eingehen.

[6]) Diese *īni*-stämme sind zum teil zu den *injô*-stämmen übergegangen,

beden 'Bähung'. Nicht ganz sicher [1]; variante *beding*. Vgl. Bosw.-Toll. s. 94. Thiele s. 76.

byȝen 'buying, purchase': *on hernumena byȝenum*, Thorpe Anc. Laws and Inst. II, s. 328, 11; *be leodan byȝene* 'vom verkaufen eines landsmannes', Liebermann, Gesetze der Angelsachsen (Index), *ȝebedbyȝen* dat. *ȝebedbiȝene* 'ankauf von gebeten, zahlung für beten' Liebermann VI atr. 1.— *bycȝen* bei Lye, Bosw.-T., Thiele usw. ist aus der altengl. lexikographie auszumerzen.

byrȝen 'begräbnis, grab' ist fem. *jô-* und neutr. *ja*-stamm. Siehe Bosw.-Toll. s. 138, Supplement, s. 114, Grein, Sprachschatz (2. aufl.) s. 81. Daß es ursprünglich *īni* stamm war, nimmt Kluge § 149, gewiß mit recht, an. Die formen *byrȝene* (dat. ack. sg.), *byrȝena* (gen. pl.), *byrȝenum* (dat. pl.) bei Bosw.-Toll und Grein können z. T. die ältere flexionsart widerspiegeln oder sind der *ō*-stammsflexion zuzuteilen.

eten- siehe unten.

**fyllen* in *monapfylene* (sic!) 'plenilunio' Hpt. gl. 525,63. Vgl. Thiele aao.

ȝīemen (*ȝӯmen, ȝēmen*) 'care, observation' (*beȝīemen* 'care, regard', *unȝīemen* 'carelessness') ist zu den *jō*-stämmen übergetreten, flektiert aber keineswegs immer mit *-nn-*, wie die beispiele bei Bosw.-Toll lehren. Daß es ursprünglich mit got. *gaumeins* gleich war, ist nicht zu bezweifeln. Vgl. Kluge aao.

hæften 'captivity' Chron. 1095 *(on hæftene)*. Genus und flexion nicht deutlich. Vgl. mnd. *hepte, hechte* f. 'haft, gefängnis', wohl gleich got. **hafteins*.

henȝen 'hanging, gibbet, gallows, cross, prison' ist wahrscheinlich ursprünglich *-injô*-stamm [2]. Vgl. Kluge § 150, Erdmann Arkiv f. nord. fil. 7, 85. Es flektiert auch mit einfachem *-n-* (siehe Bosw.-Toll). Wenn es, was nicht ausgeschlossen ist, ursprünglich ein *-īni*-stamm war, hat es dieselbe entwicklung als *byrȝen, ȝīemen* durchgemacht.

-leȝen in *onleȝen* f. 'onlaying, medical application', das überall mit einfachem *-n-* flektiert (siehe Bosw.-Toll.) entspricht sicher got. *-lageins* in *analageins* 'auflegung', *faúralageins*

---

aber nicht in dem maße, wie von mehreren forschern angenommen worden ist. Darüber weiter unten!

[1]) Bedaübersetzung: *mid bedenum.*

[2]) Vgl. altsächs. *henginnia.*

'vorlegung'. Hierher gehört wohl auch *smeaȝe leȝena* a. pl. 'syllogismos', Napier Old English Glosses, s. 109 (no. 4142) und anm., Thiele, s. 77.

mæsten 'mast-pasture, pasture for swine consisting of the fruit of forest trees' hat den gen. *mæstennes*, könnte aber ursprünglich ein *īni*-stamm sein.

myrȝen Metr. einl. 5. Es wäre wohl zu gewagt, in diesem worte ein got. **(ga)maúrgeins* zu *gamaúrgjan* zu erblicken? Vgl. Thiele, s. 77.

rǣden 'condition, stipulation', auch in zahlreichen ableitungen (Bosw.-Toll. s. 783, Kluge § 162, Sohrauer, Kleine beiträge zur altengl. grammatik. Diss., Berlin 1886, s. 41, Thiele, s. 120 f.), flektiert wie die *jô*-stämme, ist aber sicher mit got. *garaideins* 'anordnung, regel, richtschnur' zusammenzustellen. Vgl. v. Bahder, Die verbalabstrakta in den germ. sprachen, s. 87, Kluge § 149, Thiele s. 77.

resten- in der zusammensetzung *restendæȝ* 'a day of rest, Sabbath' (und in *restenȝēar* 'a year in which work is not done', falls dieses wort wirklich sicher bezeugt ist; vgl. Bergsten, A study on compound substantives in English, Uppsala 1911, s. 42 f.) dürfte auch hierher gehören[1]). Vgl. ahd. *restī* f. ruhe.

-scerwen in *ealuscerwen* Bosw. 769 'bierbescherung', *meoduscerwen* Andr. 1526 'metbescherung'. Siehe Bugge Tidsskrift f. Phil. og Pædag. 8, 293 ff., Sievers P. B. Beiträge 36, 410, Klæber Anglia Beibl. 22, 372 f.

scilden (ack. *scildenne, scildinne*) 'protection, tutela', Sweet OET. s. 103, 2073, Hessels Corp. Gl. s. 117. Der übergang zu den *jō* stämmen ist hier sicher bezeugt.

selen, sylen, sellen 'a gift, a giving, donation, grant, the habit of giving, liberality, munificence'. Dieses wort wird überall mit einfachem *-n-* flektiert. Die belege bei Bosw.-Toll. sind ziemlich zahlreich; es liegt deshalb kein grund vor, das wort als *jō*-stamm zu bezeichnen. Zusammensetzungen: *ælmesselen* f. 'almsgiving' (Bosw.-Toll. suppl.), *handselen* 'mancipatio' Wr.-Wülcker Voc. 449, 29, *monn-sylen* 'the wrongful selling

---

[1]) Bergsten aao. sucht *resten(dæȝ)* anders zu erklären. Er erwähnt dabei auch das von Sweet gebuchte *etenlǣs* 'pasture', das ich nirgendwo wieder finden kann. Wenn dies existiert, könnte *eten*- vielleicht als zu *ettan* 'to pasture land' gehörend (got. **ateins*) aufgefaßt werden.

of men into slavery' (Bosw.-Toll.). Auch von den zusammensetzungen sind nur formen mit einfachem *-n-* bezeugt.

seten 'set, shoot, branch, nursery, plantation, setting, putting' usw., *handseten* 'the setting of one's hand to a deed, signature', *blōdseten* 'a remedy to stop bleeding' (Bosw. Toll. Suppl.), *cwield-seten* 'a setting in of the evening, the first part of the neight, conticinium, galli cantus' (Bosw.-Toll. s. 181), *landseten* 'land in possession or occupation, an estate, occupation of land', *oemsetinne wiingeardes* 'amtes' Wr.-W. Voc. 5, 32, Hessels Corp. Gl. s. 16 (vgl. Sweet, Bosw.-Toll. s. v. *ymbseten*). Mit ausnahme des letzten wortes flektiert *seten* und seine zusammensetzungen stets mit einfachem *-n-*. — Vgl. got. *-sateins* in *af-, ga-, us-sateins.*

-spennen in *forspennen* 'incitement'. Nicht ganz sicher; siehe Napier O. E. Gl. s. 17 nr. 612 und anm., Thiele, s. 77.

streowen, auch *strēon*, *strēn* 'a couch, bed, a place where anything rests' zum verbum *strewian* usw. (got. *straujan*). Im Vesp. Ps. lautet der gen. sg. *strene* (einmal), der akk. sg. *strene* (dreimal).

tyhten 'incitement, inducement' flektiert mit *-nn-*; siehe Bosw.-Toll.

-wenden in *edwenden* 'reverse, alteration, end'. Flektierte formen fehlen, soweit man aus Bosw.-Toll. (nebst. supplement) und Grein ersehen kann. Vgl. got. *ga-, us-wandeins.*

þecen 'roof, cover' wird überall mit einfachem *-n-* flektiert. Wegen altsächs. *thecina*[1]) könnte ae. *þecen* anders gedeutet werden. Aber auch vorausgesetzt, daß *þecen* nicht zu den *-īni*-stämmen gehört — was doch sehr wahrscheinlich ist —, wurde es doch sicher mit dem verbum *þeccan* assoziiert und konnte deshalb als eine mit den anderen hier besprochenen substantiven analoge bildung empfunden werden. Vgl. ahd. *deckī.*

þigen 'partaking of food or drink; food or drink' wird überall mit einfachem *-n-* flektiert. — Vgl. ae. *þigung* 'eating or drinking'.

3. Von den abstrakten zu verben der zweiten schwachen klasse (got. *ōns*) sind im Altenglischen nur wenige und ziemlich unsichere spuren geblieben.

---

[1]) Wadstein, Kleinere alts. sprachdenkm. 1899. S. 108.

fulwon zu *fulwian* 'taufen' ist sehr unsicher; siehe Thiele s. 78.

hiwene 'discoloration' Lchdm. III 126, 8 ist auch sehr unsicher. — Vgl *hīwian* 'colour, change, transform'.

lufen f. 'freude, trost' Beow. 2886 ist variation zu *ēdelwyn* und darf deshalb nicht mit got. *lubains* f. 'hoffnung' identifiziert werden. Siehe Sievers B.B.B. 36, 427 f. Es gehört wohl zu *lufian* 'lieben'; vgl. Kluge, § 149. Unsicher ist *lufen* Dan. 73.

swīȝen 'silence'. Hom. Ælfr. ed. Thorpe II 5, 532, 4, Cf. *swīȝnes, swīȝunȝ*. Über das schw. verbum, das wohl ursprünglich zur dritten klasse gehörte (vgl. ahd. *swīgēn*), siehe Sievers Ags. Gr. § 416 a. 17. Vgl. auch Kolbe s. 92.

4. Abstrakta zu verben der dritten schwachen klasse (got.-*ains*):

hæfen 'having, property, possession', *landhæfen* 'property in land'; siehe Bosw.-Toll. — Vgl. altwestn. *hǫfn*, got. *habains* f. 'besitz'.

lifen, leofen 'that by which one lives', *andlifen, andleofen, andlyfen* 'living, food, sustenance, that by which food is procured', *bilifen, bileofen* 'food, provisions'. Das wort ist sicher fem., wie die vielen belege bei Bosw.-Toll. und suppl. beweisen. — Vgl. got. *libains* f. 'leben'.

sæȝen, seȝen (sæcȝen) 'a saying, statement, tradition, report, story' (ziemlich häufig), *ȝeseȝen, ȝesæȝen* 'a saying, telling, conversation, relation', *seo hālȝe ȝeseȝen*[1]) 'Holy Writ', *da ȝisaȝune* 'narrationem'[2]) Rushw. Luke 1, 1, *ealdȝeseȝen* 'alte sage', *sōpseȝen, sopsæȝen* 'a true statement, statements of the facts of a case'. Kgl. Kluge § 149, Falk Arkiv f. nord. fil. 4, 355. — Vgl. altwestn *sǫgn* 'sprechen, reden'.

swīȝen, siehe oben.

wæcen, wecen 'waking, watch', auch *wacen, -an, -on, -un* 'wakefulness, watch, arousing, incitement', *onwacan, onwaccan* 'awakening, arousing, incentive' (Bosw.-Toll.). In dem Vesp. Ps. findet sich der ack. pl. *wæcene* 'vigilias'.

Zu der flexion dieser substantiva, die auf urgerm. -*ni*-stämme zurückgehen, ist zu bemerken, daß einige in die klasse

---

[1]) Vgl. Swaen, ESt. 26, 131.

[2]) Vielleicht eine andere bildung; oder stammt das *a* aus den *a*-formen des verbums *secȝan*?

der *jō*-stämme übergetreten siud. Fast alle dieser als *jō*-stamme flektierten substantiva weisen aber daneben flektierte formen mit einfachem *-n-* auf; andere — und das sind die meisten — verdoppeln in den obliquen kasus niemals das *n*. Aber außerdem ist hervorzuheben, daß auch sie in der regel — ich kenne keine sicheren ausnahmen — im ack. sg. die endung *-e* haben, also nicht wie *i*-stämme flektieren, sondern wie *ō*-stämme [1]). Die alten *-īni, -ōni, -aini*-stämme sind also im Altenglischen zu der klasse der *ō-* bzw. *jō*-stämme übergetreten.

Nun ist daran zu erinnern, daß ws. *sīen, onsīen* usw. noch öfter den akk. sg. ohne endung hat. Das Nordhumbrische schwankt: akk. *onsīon* und *onsīone* [2]). Im Vesp. Ps. heißt der akkusativ aber immer (und zwar 27 mal) *onsīene*. Dagegen heißt von dem fem. *i*-stamm *tīd* der akkusativ immer (14 mal) *tīd*. Merc. *onsien* flektiert also stets nach der *ō*-deklination [3]).

Wie ist nun diese tatsache zu erklären? Es ist doch zu verwundern, daß gerade im Vesp. Ps., wo die *i*-stämme ihre ursprüngliche ae. flexion noch unverändert behalten, urg. **siuni-* im gegensatz zu den übrigen älteren altenglischen sprachdenkmälern durchgängig anders als urg. ** tīđi-* flektiert.

Die erklärung ist meiner meinung nach darin zu suchen, daß älteres merc. *onsīon* durch den einfluß der verbalabstrakta auf *-en* zu *onsīen* (mit zweisilbigem *īe*) verändert worden war. Das wort hatte somit die flexionsart der verbalsubstantiva auf *-en* angenommen.

Es ist möglich, daß die im mercischen psalter vorkommende form des infinitivs *ȝesēan, ȝesīan* die lautgesetzliche ist. Aber so ganz von der hand zu weisen ist die möglichkeit, daß diese form durch anlehnung an die infinitive auf *-an* einmal wieder zweisilbiges *ēa, īa* erhalten haben könnte, immerhin nicht [4]). In

---

[1]) Vgl. Sievers, PBB. 36, 428. Sievers hebt besonders *hæfen, sæȝen, wæcen* hervor.

[2]) Vgl. Sievers, Ags. Gr. § 269 a. 4, Cook Glossary s. 158. Das wort ist im Nordh. auch masc. u. neutr.; siehe Lindelöf, Beiträge zur kenntnis des altnorthumbrischen, Helsingfors 1893, s. 230. Cook setzt *onsīon* als »smn.« an, desgleichen Carpenter, Die deklination in der nordh. Evangelienübersetzung der Lindisf.-hs. Bonn 1910, § 388; wie der 21 mal vorkommende akk. sg. *onsīone* anders als feminini generis gedeutet werden kann, sieht man aber nicht ohne weiteres ein.

[3]) Vgl. Sievers aao.

[4]) Inwieweit im psalter zweisilbigkeit noch vorliegt, ist eine andere

ganz derselben weise ist das verbalsubst. *onsīon* (*i*-st.) durch anlehnung an die verbalabstrakta auf *-en* zu *onsīen* (mit zweisilbigem *īe*) geworden und hat dadurch die ō-stammsflexion dieser verbalabstrakta angenommen.

---

frage, die hier nicht in betracht kommt. — In bezug auf die kontraktionsdiphthonge in unserem denkmal ist auf Sievers, Zum angels. vokalismus, Leipzig 1900, s. 57 ff. hinzuweisen. In den formen *fiede*, *fiedon*, *ȝesie*, *ȝesied*, *ȝesiende*, die Sievers s. 59 nicht erklärt, möchte ich das nach dem *i* folgende *e* als zur endung gehörend (*ie* ist also zweisilbig) betrachten.

Uppsala. Erik Björkman.

THE PURPOSE OF ART AS CONCEIVED IN ENGLISH LITERARY CRITICISM OF THE SIXTEENTH AND SEVENTEENTH CENTURIES.

The intent of this paper is to sketch the varying concepts of the purpose of literary art during the rise of English classical criticism, that is in the period between the earliest English criticism — about the middle of the sixteenth century, — and the death of Dryden. The matter has been touched upon by Saintsbury in his *History of Criticism.* Gregory Smith's introduction to his *Elizabethan Critical Essays,* is more specific, but very incomplete.

To primitive man all literary art was inspiration. The idea reappears with apparent sincerity in earlier English criticism [1]) most naïvely and therefore most genuinely in Thomas Wilson's *The Art of Rhetoric,* one chapter of which [2]) bears the title, *Eloquence First Given by God, after Lost by Man, and Last Repaired by God Again.*

The Elizabethan age, though, was not troubled much by religious ideas. Upon most people Christianity sat lightly; and most of the writers were half pagan in spirit, and religious rather as formal conformists than as enthusiasts. In criticism, this spirit showed itself in the copious borrowing of ideas from Aristotle, and the treatment of all art in a manner purely secular.

---

[1]) Gregory Smith, *Elizabethan Critical Essays,* Oxford, 1904, p. xxiii. Citation from Lodge, *Defence of Poetry,* 1579. Mr. Smith's other examples are worthless through fallacy of definition. *Cf.* also Francis Meres's citation of Cicero, 1598 (*Ib.*, II 313). Also Wilson's *Art of Rhetoric*, Edited by J. Churton Collins, *Essays and Literary Fragments*, N. Y., Dutton, p. 3. Wilson's book was said to have been published in 1551, but the first known edition appeared in 1553 (Collins, p. 9).

[2]) Chapter reprinted by Collins, *l. c.*

Among the motives adduced to explain art, one of the most fundamental is the idea that Aristotle attached to the word *κάθαρσις*. Precisely what this idea was, is matter of dispute[1]). We can, however, get the sense approximately from the last words of this sentence, which Bosanquet has paraphrased from the *Poetics:* — "Tragedy is a representation [lit. imitation] of an action noble and complete in itself, and of appreciable magnitude, in language of special fascination, using different kinds of utterance in the different parts, given through performers and not by means of narration, and producing by (the stimulation of) pity and fear, the alleviating discharge of emotions of that nature."

The idea is echoed by Puttenham[2]). If a man feels great joy he may relieve himself in poetry: — "And many be the joys and consolations of the heart, but none greater than such as he may utter and discover by some convenient means: even as to suppress and hide a man's mirth, and not to have therein a partaker, or at least wise a witness, is no little grief and infelicity". Similarly, to express grief relieves

---

[1]) For a general discussion, see Bosanquet, *Aesthetic,* p. 64.

Max Nordau's explanation of the causes of art [*Degeneration*, Bk. III, Ch. III] explains psychologically a principle of practically the same nature: — "Activity of imitation (and the plastic arts are at bottom nothing but residuary traces of imitative movements) has consequently an immediate organic aim, *viz.,* the freeing of the nervous system from an excitation set up in it by some visual cause." Yet excitation, caused by internal organic state, may also give rise to "relaxing of the nerve-centers overcharged with motor impulsions, as in the dance, in outcries, song and music, and in part such as disburden the centers of ideation, like declamation, lyric and epic poetry".

* * * * * * * * * * * * * *

"Hence imitation is not the source of the arts, but one of the media of art; the real source of art is emotion. Artistic activity is not its own end, but is of direct utility to the artist; it satisfies the need of his organism to transform its emotions into movement. He creates the work of art, not for its own sake, but to free his nervous system from a tension. The expression, which has become a commonplace, is psycho-physiologically accurate, *viz.,* the artist writes, paints, sings, or dances the burden of some idea or feeling off his mind."

To this must be added a second end "the objective end of acting upon others", the impulse of sympathy, of creating sympathetic emotions in others. *Cf.* also p. 50, note 3.

[2]) *The Art of English Poesy* [1589] Bk. I. Gregory Smith, *op. cit.,* II 47, 49.

it, for it is "a piece of joy to be able to lament with ease, and freely to pour forth a man's inward sorrows and the griefs wherewith his mind is surcharged". Moreover, "this was a very necessary device of the poet and a fine, besides his poetry to play also the physician, and not only by applying a medicine to the ordinary sickness of mankind, but by making the very grief itself (in part) cure of the disease". Thus poetry is, says Puttenham [1]), a sort of medicine, homeopathic medicine, we should say, in which like cures like. Later, Milton [2]) repeats the same idea to prove Aristotle's dictum which he cites. Nature uses in this medicine "things of a melancholic hue and quality" against melancholy, and so on.

To return to Puttenham, though: This cheerful and rather humanly facetious critic not only specifies the expression of joy and grief as the function of poetry, but, like a good pedant, proceeds to classify the various occasions on which one may express these feelings. One may be publicly joyful for the peace of a country [Triumphal poetry], joyful for an honorable victory against a foreign enemy [Triumphal], joyful on the occasion of solemn feasts, coronations, instalments of honorary orders *[Encomia]*, weddings [Epithalamies] births — or anniversaries of the births — of princes' children *[Genethliaca]*, entertainments in court and similar affairs. Men may also be sorrowful, and poetic, on the occasion of: death of parents, friends, allies, or children; overthrows and discomforts in battle; the subversion of towns; the desolation of countries, the loss of goods and worldly promotions, honor and renown; and the torments of forlorn or ill-bestowed love. On all these occasions may a man cure the disorder by poetic expression. But the poet, is apparently an expensive doctor to be called in only in extreme cases [3]), for "Such of these griefs as might

---

[1]) *l. c.*

[2]) Preface to *Samson Agonistes* [1671] Spingarn, *Critical Essays of the Seventeenth Century*, Oxford, 1908, Vol. I 208.

[3]) *l. c.* This last is an anglicised version of the restrictions which the ancients put about the subject matter of art. According to the ancients a king should not appear in tragedy unless royally; for he, as a figure of state, has a dignity that demands action either nobler or worse than that characteristic of ordinary men. So his troubles must be royal troubles. In what appears to be the English adaptation of this, though it may be simply the invention of Puttenham, the lesser woes which are cured by the smaller, business adaptation of life are not dignified enough for art.

be refrained or helped by wisdom and the party's own good endeavor, the poet gave none order to sorrow them".

Later we find this doctrine of the *katharsis* appearing in distorted form in a French version, published in the year of the English restoration. In one of the essays of Corneille[1]) we read: — "La pitié d'un malheur où nous voyons tomber nos semblables nous porte à la crainte d'un pareil pour nous; cette crainte, au desir de l'éviter; et ce desir, à purger, modérer, rectifier, et même déraciner en nous la passion qui plonge à nos yeux dans ce malheur les personnes que nous plaignons, par cette raison commune, mais naturelle et indubitable, que pour éviter l'effet it faut retrancher la cause." *Racine* and *Rapin*[2]) held the same view. It is echoed almost without change by *Dryden*[3]).

Much more important than this idea of the Aristotelian *katharsis,* in the earlier English criticism, is the conception of art as didactic machinery, a sort of higher rhetoric, of little if any use in itself, but important as an engine for making clear and inculcating salutary truth. This inculcating involves two — sometimes distinct — operations, the pleasant presentation of principle on the one hand, and the upholding on the other of an ideal so beautiful that the reader instinctively follows it. In theoretical rhetoric these two functions may be kept separate; in the theories of the sixteenth and seventeenth centuries this is well nigh impossible. They are here treated together.

This didacticism was mainly classical rather than Puritan[4]). The Puritan attack was against "lying" art[5]) and against immoral art[6]).

---

[1]) *Discours des Trois Unités* [1660].

[2]) Spingarn, *Lit. Crit. in the Renaissance*, p. 75.

[3]) Preface to *Troilus and Cressida* [1679]. Ker, *Essays of John Dryden*, Oxford, 1900, Vol. I 209.

[4]) Spenser's theories concerning moral teaching were in all probability Puritan. But Sidney could not have been deeply affected by such influence.

[5]) Gregory Smith, *op. cit.*, xix—xxi.

[6]) *Cf.* Gosson's *School of Abuse.* 1579. Arber Reprint, pp. 41, 58, 65. Gosson professed to attack only the abuses of art, not the substance; but he considered the theatre so corrupt that a sober countenance, good friends and modesty at home would not all atone for the evil of a visit to it. Comedies he classed with dicing, card-playong and bowling alleys; and he repented abjectly for having himself written comedies before his reformation.

The earliest English advocate of a thoroughly and consistently didactic art was Philip Sidney. "But even in the most excellent determination of goodness", says Sidney, in his *Apology for Poetry*[1], "what philosopher's counsel can so readily direct a prince, as the feigned Cyrus in Xenophon, or a virtuous man in all fortunes, as Aeneas in Virgil?" Or again: — "The poet is indeed the right popular philosopher, whereof Esop's tales give good proof; whose pretty allegories, stealing under the formal tales of beasts, make many, more beastly than beasts, begin to hear the sound of virtue from these dumb speakers".

The whole of this famous *Apology* is also deeply infused with calm but burning adoration of ideal perfection, especially in the human character. As it is impossible to give the spirit of this in short excerpts, the reader will pardon the introduction of some more lengthy passages[2]: —

"Now therein [in the inciting to good action] of all sciences (I speak still of human, and according to the human conceits) is our poet the monarch. For he doth not only show the way, but giveth so sweet a prospect into the way, as will entice any man to enter into it. Nay, he doth, as if your journey should lie through a fair vineyard, at the first give you a cluster of grapes, that, full of that taste, you may long to pass further. He beginneth not with obscure definitions, which must blur the margent with interpretations, and load the memory with doubtfulness; but he cometh to you with words sent in delightful proportion, either accompanied with, or prepared for, the well enchanting skill of music; and with a tale forsooth he cometh unto you, with a tale which holdeth children from play, and old men from the chimney corner. And, pretending no more, doth intend the winning of the mind from wickedness to virtue; even as the child is often brought to take most wholesome things by hiding them in such other as have a pleasant taste; which, if one should begin to tell them the nature of aloes or rhubarb they should receive, would sooner take their physic at their ears than at their mouth. So it is in men (most of which are childish in the best things, till they be cradled in their graves); glad they

---

[1]) [1583, pub. 1595]. Gregory Smith, *op. cit.*, I 166—167. The *Apology for Poetry* was in a measure a reply to Gosson's *School of Abuse.*

[2]) *Ib.*, 172. Also 159, 167, 168, 180.

will be to hear the tales of Hercules, Achilles, Cyrus, and Aeneas; and hearing them, must needs hear the right description of wisdom, valor[1]), and justice; which, if they had been barely, that is to say philosophically set out, they would swear they be brought to school again."

Moreover the end of this instruction is character[2]):

"This purifying of wit, this enriching of memory, enabling of judgment, and enlarging of conceit, which commonly we call learning, under what name soever it come forth, or to what immediate end soever it be directed, the final end is to lead and draw us to as high a perfection as our degenerate souls, made worse by their clavey lodgings, can be capable of. This, according to the inclination of the man, bred many formed impressions. For some that thought this felicity principally to be gotten by knowledge, and no knowledge to be so high and heavenly as acquaintance with the stars, gave themselves to astronomy; others, persuading themselves to be demigods if they knew the causes of things, became natural and supernatural philosophers; some an admirable delight drew to music; and some the certainty of demonstration to the mathematics; but all, one and other, having this scope — to know, and by knowledge to lift up the mind from the dungeon of the body to the enjoying his own divine essence. But when by the balance of experience it was found that the astronomer looking to the stars might fall into a ditch, that the enquiring philosopher might be blind in himself, and the mathematician might draw forth a straight line with a crooked heart; then lo, did proof, the overruler of opinions, make manifest that all these are but serving sciences, which as they have each a private end in themselves, so yet are they all directed to the highest end of the mistress knowledge, by the Greeks called *Arkitecktonike*, which stands (as I think) in the knowledge of a man's self, in the ethic and politic consideration, with the end of well doing and not of well knowing only".

Among all these the poet is "moderator" and the first as the setter forth of goodness and inciter to good actions. Another interesting feature of the whole doctrine is the con-

[1]) The original reads *valure*, which might also have the sense of *value*.
[2]) *Ib.*, 160.

ception of idealism not merely as a vision of perfection, but as the setting forth of an idea[1]):

"The poet, disdaining to be tied to any such subjection [to nature] lifted up with the vigor of his own invention, doth grow in effect another nature, in making things either better than nature bringeth forth, or, quite anew, forms such as never were in nature, as the heroes, demigods, cyclops, chimeras, furies, and such like: so as he goeth hand in hand with nature, not inclosed within the narrow warrant of her gifts, but freely ranging only within the zodiac of his own wit.

Nature never set forth the earth in so rich tapestry as divers poets have done, neither with pleasant rivers, fruitful trees, sweet smelling flowers, nor whatsoever else may make the too much loved earth more lovely[2]). Her world is brazen, the poets only deliver a golden. But let those things alone and go to man, for whom as the other things are, so it seemeth in him her uttermost cunning is employed, and know whether she have brought forth so true a lover as Theagines, so constant a friend as Pilades, so valiant a man as Orlando, so right a prince as Xenophon's Cyrus, so excellent a man every way as Virgil's Aeneas; neither let this be jestingly conceived, because the works of the one be essential, the other, in imitation or fiction; for any understanding knoweth the skill of the artificer standeth in that idea or fore-conceit of the work, and not in the work itself. And that the poet hath that idea is manifest, by delivering them forth in such excellency as he hath imagined them. Which delivering forth also is not wholly imaginative, as we are wont to say by them that build castles in the air; but so far substantially it worketh, not only to make a Cyrus, which had been but a particular excellency, as nature might have done, but to bestow a Cyrus upon the world, to make many Cyruses, if they will learn aright why and how that maker made him."

A few years after this was written, and before it was published, the platitudinous Webbe wrote that the best kind of poetry should join "commodity" to delight. He quotes from Horace[3]): — "A poet, that he may be perfect, has need

---

[1]) *Ib.*, 156.

[2]) This passage is imitated closely by Addison in one of the Spectator papers. 418. June 30, 1712.

[3]) [1586]. Gregory Smith, *op. cit.*, I 295. Canons of Horace.

to have knowledge of that part of philosophy which informs the life to good manners. The other which pertains to natural things is less plausible, has fewer ornaments, and is not so profitable". And again, still quoting from Horace [1]): — "It is [not] only a point of wisdom to use many and choice elegant words, but to understand also and to set forth things which pertain to the happy end of man's life."

Always side by side with Webbe's ponderous treatise the historian will think of Puttenham's, as of the talk of a genial and humorous man after that of a bore. As Puttenham is more sweetly reasonable in temper, so he is, despite an occasional eccentricity, in theory. According to his theory the poet is to do good, but to do it, as it were, by stealth [2]). Poetry "inveigles the judgment of man, and carries his opinion this way and that, whithersoever the heart by impression of the ear shall be most affectionately bent and directed". He urges, however, that poetry shall be used for no base end [3]). Again [4]): — There is a fit subject matter of poetry "which to my intent is whatsoever witty and delicate conceit of man meet or worthy to be put in written verse *[sic]* for any necessary use of the present time, or good instruction of the posterity". Immediately after the pedantry of his age crops out, and he begins to classify the occasions for poetry. But note the width of his limits, and the comparatively minor rôle which the didactic purpose plays:

"But the chief and principal is the laud, honor, and glory of the immortal gods (I speak now in phrase of the gentiles): secondly the worthy gests [stories] of noble princes, the memorial and registry of all great fortunes, the praise of virtue and reproof of vice, the instruction of moral doctrines, the revealing of sciences natural and other profitable arts, the redress of boisterous and sturdy courages by persuasion, the consolation and repose of temperate minds: finally, the common solace of mankind in all his travails and cares of this transitory life; and in this last sort, being used for recreation only, may allowably bear matter not always of the gravest or of any great commodity or profit, but

[1]) *Ib.*, 301. Canons of Horace.

[2]) [1589]. *Ib.*, II 8.

[3]) *Ib.*, 24.

[4]) *Ib.*, 25.

rather in some sort vain, dissolute, or wanton, so it be not very scandalous and of evil example."

In the same year Nash[1]), in his characteristically racy — if vulgar — style, wrote:

"A man may bawl till his voice be hoarse, exhort with tears till his tongue ache and his eyes be dry, repeat that he would persuade till his staleness doth secretly call for a cloak bag, and yet move no more than if he had been all that while mute, if his speech be not seasoned with eloquence and adorned with elocution's assistance. Nothing is more odious to the auditor than the artless tongue of a tedious dolt, which dulls the delight of hearing and slackens the desire of remembering."

Also in the same year, a greater than either Puttenham or Nash was to throw the weight of his name on the side of didactic poetry. We are inclined sometimes to overlook the didactic morals of the *Fairy Queen* for the sake of its charms. But Spenser never forgot them, nor left any room for ambiguous interpretation. To Sir Walter Raleigh he wrote[2]), appending the letter to the poem: — "The general end therefore of all the book is to fashion a gentleman or noble person in virtuous and gentle discipline." The remainder of the letter will doubtless recur to the reader's mind, so need not be touched upon in detail here.

A few years after this distinctly momentous critical event, Sir John Harington[3]) touched upon the same matter, but conceived it in a decidedly more strenuous manner. He figured to himself an heroic poetry that "allureth them that of themselves would otherwise loathe them to take and swallow and digest the wholesome precepts of philosophy, and many times even of the true divinity." Again, in the same treatise, he comes to one of those rhetorical tricks which we may call the virtuous demagoguery of art: — "This doubtless is a point of great art, to draw a man with a continual thirst to read out the whole work, and toward the end of the book to close up the diverse matters briefly and cleanly."

---

[1]) *The Anatomy of Absurdity* [printed 1589]. *Ib.*, xxvii; I 334, 335.

[2]) Jan. 23, 1589. Old style chronology.

[3]) *A Preface, or Rather A Brief Apology of Poetry, and of the Author and Translator,* prefixed to his translation of *Orlando Furioso* [1591]. Gregory Smith, *op. cit.*, II 198, 217.

Francis Meres[1]) voiced the same didactic idea, but in the form of a quotation from Plutarch.

Later Bacon[2]), with his usual hard common sense, divided poetry into narrative that was what we should call scientifically historical or historically realistic; representative, or history treated in the present and made visible; and allusive or parabolical. The parabolical poetry is idealistic, and arises from man's dissatisfaction with life[3]). Bacon, though, rather more than suspects that this last form of art is primitive. It does well enough for suggesting subjects so subtle that they cannot be put scientifically. For this reason it was more useful in primitive days than now; for men were then less scientific. In fact Bacon is a realist, who somewhat reluctantly grants an idealistic art, as an useful concession to what he, with ill-concealed contempt, believes to be low instincts. Bacon, therefore, cannot in this one of the fundamentals, be called in any sense a classicist. Nor on the other hand does he represent artistic realism. His note is the scorn of a natural scientist for imaginative creations, and represents not a literary but an anti-literary school[4]).

Here we have a chronological gap, in which interest in the topic seems to have flagged. But in 1675, three quarters of a century later, it was still in vogue; for Edward Phillips, in his *Preface to Theatrum Poetarum* published in that year[5]), re-echoes the old sentiment, though in less racy language: — "Heroic poetry ought to be the result of all that can be contrived of profit, delight, or ornament, either from experience in human affairs or from the knowledge of all arts and sciences." But in the conclusion of the sentence we catch a new note; he continues: — "it being but requisite that the same work which sets forth the highest acts of kings

---

[1]) *Palladis Tamia* [1598]. *Ib.*, 309.

[2]) *Advancement of Learning*, Bk. II. [1605]. Spingarn, *Critical Essays*, I 6.

[3]) Spingarn, *Ib.*, xi.

[4]) In the nineteenth century we have this view developed with logical completeness in Peacock's essay, *The Four Ages of Poetry*, a work best known as the provoker of Shelley's *Defense of Poesy*, but worthy of a better fate, both as literature and as criticism.

[5]) [1675]. *Ib.*, II 268.

and heroes should be made fit to allure the inclinations of such like persons to a studious delight in reading of those things which they are desired to imitate."

This closing allusion to the acts of kings suggests an explanation of the gap[1]) in the history of this doctrine, and of its revival at this time. The explanation is purely conjectural; but the idea of a king in art as typifying the highest ideal and so spurring to imitation may well have come from Corneille. At this time the Puritan power had passed away, Dryden was in full sway as critic and poet laureate, and the literature — and especially the criticism — of England was thoroughly imbued with French classicism.

In Dryden we find the same didactic purpose[2]): — In the *Preface to Troilus and Cressida* he says[3]): — "To instruct delightfully is the general end of all poetry." He commends Horace as a better instructor than Juvenal[4]). Horace "gives the most various advice and most applicable to all occasions which can occur to us in the course of our lives — as including in his discourses not only all the rules of morality, but also of civil conversation." Again, he says[5]): — "The principal end of painting is to please, and the chief design of poetry is to instruct." (Cf. the following sentences.)

Originally a phase of didactic idealism, we have the famous matter of the morals of art. This problem knotty and insolvable enough by itself, was complicated by the Puritan attack. It was also complicated by the English sus-

[1]) Saintsbury attributes this gap in critical writing to the wars and the resultant disturbances. Wars are certainly not destructive to general literature, but may be to critical writing. For his evidence see *History of Criticism*, II 365. "Between the probable date of Jonson's *Timber* (1625—37) and the certain one of Dryden's *Essay of Dramatic Poesy* (1668) we have practically nothing substantive save the interesting prefatory matter to *Gondibert* (1650)."

[2]) Miss Wylie [*Studies in the Evolution of English Criticism*, Boston, 1903, 41] points out though that Dryden changed from his original idea of instruction as the purpose of art [Preface on *Trans. Works*, XII 279] to that of moral truth as the purpose [*Defense of An Essay of Dramatic Poesy*]. *Cf.* also Sir Richard Blackmore's *Preface to Prince Arthur* [1695]. Spingarn, *Critical Essays*, III 228.

[3]) [1679] Ker, *op. cit.*, I 209.

[4]) *Discourse Concerning the Original and Progress of Satire* [1693]. *Ib.* II 82.

[5]) *Parallel of Poetry and Painting* [1695]. *Ib.*, 128.

picion of Italian vices[1]). Setting aside, however, these complications as ethical rather than literary problems, we have in the purely literary part of the discussion the question, — How far can art present evil and make it attractive; or, in other words, if the central function of art is to teach virtue, how far can it go in exact imitation of an unvirtuous world?

In the hands of Lodge[2]) this idealistic moral purpose is a satirical purpose, and poetry is conceived as a scourge of abuses: — "A poet's wit can correct, yet not offend." Therefore, he says under the protection of fiction what he cannot say in direct language[3]).

In Sir Philip's *Apology* again we have the moral popping out with the persistence of that in an improving story for young gentlemen. The poet is a better moral teacher than the philosopher, because more moving[4]). And again[5]):

"These third [the 'right poets' are the third of three classes of versifiers who use imitation] be they which most properly do imitate to teach and delight, and to imitate borrow nothing of what is, hath been, or shall be: but range, only reined with learned discretion, into the divine consideration of what may be, and should be. These be they that, as the first and most noble sort, may justly be termed *vates,* so these are waited on in the excellentest languages and best understandings, with the fore described name of poets; for these indeed do merely make to imitate, and imitate both to delight and teach, and delight to move men to take that goodness in hand, which without delight they would fly as from a stranger; and teach, to make them know that goodness whereunto they are moved, which being the noblest scope to which ever any learning was directed, yet want there not idle tongues to bark at them." Comedy that merely stirs to laughter is bad. It should also teach[6]): — "The great fault even in that point of laughter, and forbidden plainly by Aristotle, is that they [scornful matters that stir only laughter] stir

---

[1]) Gregory Smith, *op. cit.*, xviii.

[2]) *Defense of Poetry* [1579]. *Ib.*, I 82.

[3]) This doctrine was later elaborated with the refinement of a degenerating criticism by Shaftsbury.

[4]) [1583—95]. Gregory Smith, *op. cit.*, I 171. *Cf.* also pp. 180, 186—87.

[5]) *Ib.*, p. 159.

[6]) *Ib.*, p. 200.

laughter in sinful things, which are rather execrable than ridiculous; or in miserable, which are rather to be pitied than scorned".

Evil may, however, be used as a foil to goodness[1]: — "In the actions of our life who seeth not the filthiness of evil wanteth a great foil to perceive the beauty of virtue." Yet more the presentation of evil teaches us its physiognomy so that in life we may know where to expect it. And yet this is not the only purpose, for as man instinctively hates the evil characters, he comes, by the recognition of his own traits to hate the evil in himself. It would be worth while to quote here some of that splendid mixture of naïve sense and Shakespearean humanity always characteristic of Sidney. But we must stick to our topic. In this treatment of evil and good, we have the culminating point of didactic idealism. The loftiness of its purpose, and the purity of its moral aspiration command as much admiration as do the kindred qualities in Milton[2], and are free from the controversial bitterness which sometimes disturbed the serenity of Milton. At the same time we cannot but carry away the conviction that an art built upon such principles, would appeal little to our modern taste. For example, Sidney says[3]: — "If the poet do his part aright, he will show you in Tantalus, Atreus, and such like, nothing that is not to be shunned; in Cyrus, Aeneas, Ulysses, each thing to be followed; where the historian, bound to tell things as things were, cannot be liberal (without he will be poetical) of a perfect pattern, but, as in Alexander or Scipio himself, show doings some to be liked, some to be misliked". Almost needless to say such "poets" are obsolete, except on the stage of melodrama, and we are now all what Sidney would call "historians".

Webbe[4] does not go so far, but yet considers that "In jesting it must be observed that it be not lascivious, or ribald-like, or slanderous; which precept holds generally in all sorts of writings". On the heels of this comes Puttenham[5],

---

[1]) *Ib.*, 177.

[2]) Note, however, the objection of Voltaire that Milton did not make his evil spirits repulsive, as in reality they would have been.

[3]) *Ib.*, p. 168.

[4]) *l. c.* [1586]. Gregory Smith, *op. cit.*, I 294. Canons of Horace.

[5]) *l. c.* [1589]. *Ib.*, II 25.

who believes that art may be used solely for recreation and "may allowably bear matter not always of the gravest or of any great commodity or profit, but rather in some sort vain, dissolute, or wanton, so it be not very scandalous and of evil example". Sir John Harington[1]), on the other hand, excuses — though somewhat grudgingly — looseness or scurrility if it be decorous. Meres[2]) quotes from Plutarch to the effect that when a poet puts evil into his work, he should always put a condemnation with it: but immediately after proceeds to a dictum, the liberality of which is most surprising for its date[3]): — "As we are delighted in the picture of a viper or a spider artificially enclosed within a precious jewel, so poets do delight us in the learned and cunning depainting of vices."

In the later period Milton[4]) is of opinion that the paths of honesty and a good life are really easy and pleasant, though they do not look so, and that literature should reveal them as they are. Sir William Davenant, in his preface to *Gondibert*[5]), declares that he chose a story of Christian persons because it more conduced to the teaching of virtue than a story of some other religion. In the same place he refers to virtue as a beauty. Cowley[6]) is more Puritan in his asceticism, though he admits: — "Neither would I here be misunderstood, as if I affected so much gravity as to be ashamed to be thought really in love."

Shortly after this came the views of Corneille. As Corneille's views generally passed into England and were freely

---

[1]) [1591]. *Ib.*, II 215.

[2]) *Palladis Tamia* [1598]. *Ib.*, II 310.

[3]) *Ib.*, 312.

[4]) *Reason of Church-Government Urged against Prelaty.* Bk. II [1641]. Spingarn, *Critical Essays*, I 197.

[5]) [1650]. *Ib.*, II 9. *Cf.* also Nordau's explanation of the *katharsis* of Aristotle *[l. c.]*. The moral idea according to his view is one that is recognized as pleasing because it is beneficial. And the pleasing discharge of emotion is beneficial: — "The representation of deserved misfortune awakens ideas of justice, a moral, agreeable idea; and even that of unmerited misfortune gives rise to pity, in itself a feeling of pain, though, in its quality of racial instinct, beneficial and therefore not only moral, but, in its final essence, agreeable."

[6]) Preface to Poems [1656] Spingarn, *Critical Essays*, II 85.

discussed there, they may be included here. Comedy — he follows Aristotle — is "la naïve peinture des vices et des vertus" [1]). But he adheres to the moral in his advocacy of a didactic purpose; and going further concedes to popular taste the reward of good and the punishment of evil: — "C'est cet intérêt qu'on aime à prendre pour les vertueux qui a obligé d'en venir à cette autre manière de finir le poëme dramatique par la punition des mauvaises actions et la récompense des bonnes, qui n'est pas un précepte de l'art, mais un usage que nous avons embrassé, dont chacun peut se départir à ses périls". Moreover the drama must have "sentiments", and these must be virtuous, or at least healthy and correct, that is, must reflect upon the topics in such manner as will please a healthy man and will not distort facts [2]). It remained for Wolseley [3]) to dissociate art from morals. In Rymer's criticism [4]), a little later, we have again the moral idea, but this time characterized by the sweet reasonableness of the classical moral ideal at its best: — "Rather may we ask here what unnatural crime Desdemona or her parents had committed, to bring this judgment down upon her; to wed a blackamoor, and innocent to be thus cruelly murdered by him. What instruction can we make out of this catastrophe? Or whither must our reflection lead us? Is not this to envenom and sour our spirits, to make us repine and grumble at Providence and the government of the world? If this be our end, what boots it to be virtuous?"

Finally we come to Dryden's views on the moral question, which, considering some of his own questionable acts, may be interesting. Eugenius, in the *Essay of Dramatic Poesy* [5]), says that some of the ancients erred by showing a "prosperous wickedness, and an unhappy piety". Elsewhere Dryden, speaking for himself, quotes Bossu [6]) to the effect

---

[1]) *Discours de l'Utilité et des Parties du Poëme Dramatique* [1660].

[2]) *Discours des Trois Unités* [1660].

[3]) *Preface to Rochester's "Valentinian"* [1685]. Spingarn, *Critical Essays*, lxxxv.

[4]) *Short View of Tragedy* [1693]. *Ib.*, II 252. *Cf.* also Jeremy Collier's *Immorality of the English Stage*. Mr. Spingarn notes that Collier followed, in the whole work, Rymer's method [*Ib.*, III 336, note].

[5]) [1668]. Ker, *op. cit.*, I 50.

[6]) *Preface to Troilus and Cressida* [1679]. *Ib.*, I 213; also *Parallel of Poetry and Painting* [1695]. *Ib.*, II 127.

that the first rule in writing an heroic poem is to find a moral. Again[1]): — "The poet is bound, and that *ex officio,* to give his reader some one precept of moral virtue, and to caution him against some one particular vice or folly". Yet again there should be nothing immoral, low, or filthy[2]). Again[3]), an heroic poem is "to form the mind to heroic virtue by example"; it "raises the soul, and hardens it to virtue"; it serves "to expel arrogance, and introduce compassion". His fables are chosen with reference in each case to the moral[4]).

Plainly we have here, both in France and in England, modern, or at least eighteenth century notes of precise self-confidence in criticism, distinctly different from the still mediæval, speculative Elizabethan criticism.

But not all sixteenth and seventeenth century criticism was imbued with moralizing didacticism. A whole literary society engaged in regenerating or improving one another, by means of sugar coated moral or social lessons, surreptitiously administered, is appalling to think of. But in criticism, no less than in the drama and in lyric poetry, we find the pure, joyful note of pleasure for happiness' sake. One of the earliest notes here again comes from Sir Philip Sidney. In his *Apology*[5]), poetry is "an art of imitation, . . . to speak metaphorically, a speaking picture; with this end, to teach and *delight*". The italics are mine.

Spenser[6]) gives evidence of the contemporary demand, for pleasure in art as an end in itself, but with a Puritan note of regret that it should be. But he accedes to popular demand, for there is "nothing esteemed of, that is not delightful and pleasing to common sense," that is the vulgar senses. Daniel[7]) also coupled with one of the purposes of poetry, *viz.* convenience for memory, delight as another such purpose.

At this point we have again a chronological gap, and

---

[1]) *Discourse Concerning the Original and Progress of Satire* [1693]. *Ib.*, II 104.

[2]) *Parallel of Poetry and Painting* [1695]. *Ib.*, 129.

[3]) *Dedication of the Aeneis* [1697]. *Ib.*, 154.

[4]) *Preface to the Fables* [1700]. *Ib.*, 250.

[5]) [1583—95]. Gregory Smith, *op. cit.*, I 158.

[6]) Letter to Raleigh [1589].

[7]) *A Defense of Rhyme* [1603?]. Gregory Smith, *op. cit.*, II 359.

our subject reopens after the Puritan effervescence and the appearance of Corneille and Dryden. Shadwell[1]), in 1671, gives evidence of a well recognized conception of pleasure as an end of art by recoiling from it: — "I must take leave to dissent from those who seem to insinuate that the ultimate end of a poet is to delight, without correction or instruction. Methinks a poet should never acknowledge this, for it makes him of as little use to mankind as a fiddler or dancing master, who delights the fancy only, without improving the judgment." This seems to be an early reaction against the doctrine of Corneille[2]), who somewhat inconsistently accepts the dictum implied, rather than expressed, by Aristotle, that pleasure is the sole end of poetry. Thomas Hobbes thinks that an heroic poem should not only profit but delight[3]). A little later, though, we find Thomas Rymer[4]), best known to us as the author of the famous attack on Shakespeare's art, coming out with characteristic boldness in favor of a frankly pleasure loving poetry. But even here there is still the older English note of "profit". There is more sugar coating than pill in Rymer's almost de-moral-ized art; but the pill is still there. He puts numbers to his *credo*, to be specific: —

"1. I believe the end of all poetry is to please.
2. Some sorts of poetry please without profiting.
3. I am confident whoever writes a tragedy cannot [only?] please but must also profit; 'tis the physic of the mind that he makes palatable."

Dryden also believes in delight[5]) as one of the primary

---

[1]) *Preface to the Humorists* [1671]. Spingarn, *Critical Essays*, II 153.

[2]) *Discours de l'Utilité et des Parties du Poëme Dramatique* [1660]. Four years before this Cowley [Preface to Poems. 1656. Spingarn, *Critical Essays*, lxxv; II 81] had boldly asserted that to communicate delight to others is the main end of poetry. But the statement occurs, casually, in a subordinate clause, and should not be given much weight, not even so much as Mr. Spingarn appears to give it.

[3]) Preface to his Translation of the *Odyssey*. *To the Reader Concerning the Virtues of an Heroic Poem* [1675]. Spingarn, *Critical Essays*, II 67.

[4]) *Tragedies of the Last Age Considered and Examined by the Practice of the Ancients and by the Common Sense of All Ages* [1678]. *Ib.*, 206.

[5]) *Author's Apology for Heroic Poetry and Poetic Licence* [1677]. Ker, *op. cit.*, I 179. *Discourse Concerning the Original and Progress of Satire* [1693]. *Ib.*, II 66, 81. *A Parallel of Poetry and Painting* [1695]. *Ib.*, 133.

ends of art; though a reference to his already quoted advocacy of the teaching and moral purpose will show that it was not, in his conception, the only one. Leading to the same end is the idea that the arousing of admiration is an end of art[1]), though here we may have also an element of idealism.

Closely akin to these views of the pleasure giving of art, though arising from an antithetical strain of pessimism, is the conception of art as a solace for the ills of life, a characterization of literature that recalls Huxley's characterization of some popular religion as an anesthetic against the woes of the world. This idea occurs in the work of Puttenham[2]). Puttenham was too jovial a man, however, to have taken this doctrine in any genuinely pessimistic way. Later the same view is echoed by Bacon[3]).

We may safely say, therefore, despite the scantiness of evidence, that in the period which we have under consideration the conception of moral, social, or political truth masquerading as art gradually disintegrated, while the conception of art for the spontaneous joy of it grew. Of the higher ethical seriousness which converts joy into a species of worship and formulates the phrase "Art for art's sake", we find practically none.

Side by side with the doctrines we have been considering we find at least two others which are at the same time clear enough and sufficiently prevalent in their own day to be considered in some sort canons of contemporary art. One is the very curious doctrine that poetry takes its form for the sake of aiding memory. With savages and the earliest literary audiences poetry seems chronologically to have preceded prose. This may perhaps be explained in part by the superiority of verse for memorizing. But it is a little strange to find such a doctrine appearing in the days of Elizabeth.

Here again the first appearance of the doctrine in English seems to be in the treatise of Sidney[4]), who maintains that

---

[1]) Dedication of *Examen Poeticum* [1693]. *Ib.*, 12. Also *Parallel of Poetry and Painting* [1695]. *Ib.*, II 138, where he speaks of the pleasure flowing from admiration.

[2]) [1589] Gregory Smith, *op. cit.*, II 25 and 33.

[3]) *Advancement of Learning*, II, iv [1605]. See Saintsbury, *History of Criticism*, II 194.

[4]) [1583—95] Gregory Smith, *op. cit.*, I 183.

verse exceeds prose for mnemonic purposes, since if a word be omitted in verse, the whole texture is destroyed and attention is called to the omission; besides which one word so leads to another in poetry that a man can make a confident guess of what is to follow. This is plainly proved, according to Sir Philip, by the fact that verses of Latin memorized in youth are still remembered in old age, and by the further fact that those rules of grammar, logic, mathematics, physics and the rest, which are especially to be remembered are put into verses. This view is echoed by Sir John Harington [1]) and by Daniel [2]).

The other of these doctrines, by which earlier English critics have attempted to explain why men should write poetry, is somewhat more vague. In fact it has remained vague as a theory after the passage of two centuries. The theory is that poetry is written for the purpose of civilizing men. Apparently the earliest specific note of this idea is in Wilson's treatise on rhetoric [3]): — "And therefore whereas men lived brutishly in open fields having neither house to shroud [cover] them in, nor attire to clothe their backs; nor yet any regard to seek their best avail [interest]; these appointed of God, called them together by utterance of speech; and persuaded with them what was good, what was bad, and what was gainful for mankind. And although at first the rude could hardly learn, and either for the strangeness of the thing would not gladly receive the offer or else for lack of knowledge could not perceive the goodness; yet being somewhat drawn and delighted with the pleasantness of reason and the sweetness of utterance, after a certain space, they became through nature and good advisement, of wild, sober; of cruel, gentle; of fools, wise; and of beasts, men. Such force hath the tongue, and such is the power of eloquence and reason that

---

[1]) [1591] *Ib.*, II 206.

[2]) [1603?] *Ib.*, 359. *Cf.* also on this point the theory attributed by Mr. Spingarn to Castelvetro [*Literary Criticism of the Renaissance*, p. 72]: — "Verse is added [to a play] not merely as a delightful accompaniment, but also in order that the actors may raise their voices without inconvenience and without loss of dignity." *Cf.* also Sir Richard Blackmore's *Preface to Prince Arthur* [1695]. Spingarn, *Critical Essays*, III 236.

[3]) *l. c.* [1551? Earliest known ed. 1553].

most men are forced, even to yield in that which most standeth against their will." The idea occurs again in Harington's *Brief Apology for Poetry*[1]. About the most gracefully worded expression of it though, is from Dryden[2]: — "In a word, he [Horace] labors to render us happy in relation to ourselves; agreeable and faithful to our friends; and discreet, serviceable, and well-bred, in relation to those with whom we are obliged to live, and to converse."

Of the purpose which to us to-day seems supreme in the writing of poetry there is only casual mention. It is refreshing, however, to run across it, especially in the charming words of Harington. It is the idea that the chief end of poetry may be simply a making pleasant of the dull or a revealing of beauty in the ugly or the indifferent. To Harington[3] one of the chief purposes of verse is "the pleasure and sweetness to the ear which makes the discourse pleasant unto us often time when the matter itself is harsh and unacceptable". "For my own part", he continues, "I was never yet so good a husbandman to take any delight to hear one of my ploughmen tell how an acre of wheat must be fallowed and twyfallowed, and how cold land should be burned, and how fruitful land must be well harrowed; but when I hear one read Virgil, where he saith,

> Saepe etiam steriles incendere profuit agros,
> Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis.
> Sive inde occultas vires et pabula terrae
> Pinguia concipiunt; sive illis omne per ignem
> Excoquitur vitium, atque exsudat inutilis humor, etc.,

and after,

> Multum adeo, rastris glebas qui frangit inertes,
> Vimineasque trahit crates juvat arva.

with many other lessons of homely husbandry, but delivered

---

[1]) Gregory Smith, *op. cit.*, II 197. *Cf.* also Sir Richard Blackmore, *l. c.*

[2]) *Discourse concerning the Original and Progress of Satire* [1693]. Ker, *op. cit.*, II 98.

[3]) [1591] Gregory Smith, *op. cit.*, II 206. Dryden has a similar passage, probably imitated, with a suitable quotation from the fourth Georgic. [*Discourse Concerning the Original and Progress of Satire* [1693]. Ker, *op. cit.*, II 107.

in so good verse that methinks all that while I could find in my heart to drive the plough".

This was truly the doctrine by which Shakespeare and his contemporaries lived, though they had not the self-conscious science to express it.

New Orleans. James Routh.

ZU DEN QUELLEN DER POETISCHEN EINLAGEN IN WALTER SCOTTS *REDGAUNTLET.*

Es ist bekannt, daß Walter Scott in viele seiner romane kleine gedichte und gesänge eingeschaltet hat. Auch im *Redgauntlet* finden sich solche einschübe. In meinen untersuchungen zu diesem roman[1]) ist bereits versucht worden, ihre quellen festzustellen. Als eine ergänzung dieses teiles meiner arbeit mögen folgende mitteilungen dienen, die ich erst nach einsicht einiger im Britischen museum befindlichen bücher machen kann.

1. Betrachten wir zunächst die stellen, zu denen Scott selbst die quelle im *Redgauntlet* angibt. Während Darsie sich im quäkerhause aufhält, hört er eines tages nicht weit von diesem folgendes lied, das seine bekanntschaft mit 'Wandering Willie' einleiten soll:

> "For all our men were very very merry,
> And all our men were drinking:
> There were two men of mine,
> Three men of thine,
> And three that belong'd to old Sir Thom o'Lyne;
> As they went to the ferry they were very very merry,
> And all our men were drinking." (Redg. s. 135)[2]).

In einer anmerkung zu diesem "lively old catch" sagt er:

"The original of this catch is to be found in Cowley's witty comedy of the Guardian, the first edition. It does not exist in the second and revised edition, called the Cutter of Coleman Street.

Captain Blade.	Ha, ha, boys, another catch.
	And all our men were very very merry,
	And all our men were drinking.
Cutter.	One man of mine.
Dogrel.	Two men of mine.
Blade.	Three men of mine.

[1]) *Untersuchungen zu 'Redgauntlet' von Walter Scott.* Diss. Kiel 1913. S. 62 ff.

[2]) Ich benutzte die "Border Edition", London 1908.

Cutter. And one man of mine.
Omnes. As we went by the way we were drunk, drunk, damnable drunk.
And all our men were very very merry, etc.

Such are the words, which are somewhat altered and amplified in the text." (Redg. s. 135).

Vergleicht man jedoch seine anmerkung mit dem wortlaut der quelle[1]):

"Captain Blade. Ha hei boys! another catch i' faith.
And all our men were very very merry
And all our men were drinking.
Cutter. One man o' mine.
Dogrel. Two men o' mine.
Blade. Three men of mine.
Cutter. And a man of mine.
Omnes. As we went by the way, were drunk, drunk, damnable drunk;
And all our men were very very merry", etc.,

so sieht man sofort, daß Scott selbst da, wo er vorgibt, zu zitieren, änderungen der vorlage vornimmt.

Ein vergleich der oben zitierten verse im roman mit denen von Cowley bestätigt tatsächlich Scotts eigene angabe, daß er seine quelle verändert und erweitert hat. Dies ist verständlich, da er den ursprünglichen wechselgesang in die form eines von mehreren personen gesungenen liedes umzusetzen hatte. — Die ersetzung von "drunk, drunk, damnable drunk" durch die wiederholung der zweiten zeile "and all our men were drinking" beruht wohl darauf, daß er die etwas drastische ausdrucksweise mildern wollte. Ein "Sir Thom o' Lyne" findet sich an dieser stelle bei Cowley nicht.

In einer späteren auflage des "Guardian", im "Cutter of Coleman Street", finden sich, wie auch Scott richtig betont, obige zeilen nicht mehr. Man liest dort (Abraham Cowley: "Cutter of Coleman Street", II 8; London 1663) nur:

"Cutter. A catch i' faith! Boy, go down, boy, go down,
And fill us t' other quart,
That we may drink the Colonel's health."

2. "Letter XII" (Redg. s. 174), in dem Darsie seinem freunde Alan seine begegnung mit "Green Mantle" schildert, beginnt folgendermaßen:

[1]) The complete works in verse and prose of Abraham Cowley, now for the first time collected and edited. Printed for private circulation 1881. "The Guardian" II 9.

"Tam Luter was their minstrel meet,
Gude Lord as he could lance,
He played sae chrill and sang sae sweet,
Till Towsie took a trance.
Auld Lightfoot there he did forleet,
And counterfeited France;
He used himself as man discreet,
And took up Morrice danse
Sae loud,
At Christ's Kirk on the Green that day."

Scott unterschreibt diese zeilen mit "King James I.". Die verse finden sich auch wirklich unter den gedichten von James I. wieder, und zwar gehören sie, wie schon der letzte vers vermuten läßt, zu dem ihm — wohl mit unrecht — zugeschriebenen "Chrysts-Kirk of the Grene". Es hat im ganzen zweiundzwanzig strophen, die von Walter Scott angeführte ist die fünfte. Wahrscheinlich lernte es unser dichter erst aus zweiter hand, durch Ramsay kennen (The Ever Green I s. 4, Glasgow 1875), dessen gedichtsammlungen *The Ever Green* und *Tea-Table Miscellanies* zu unsers dichters zeiten sehr volkstümlich waren. Der wortlaut der fünften strophe ist dort folgender:

"Thom Lutar was thair Menstral meit,
O Lord! as he could lanss:
He playt sae shill, and sang sae sweet,
Quhyle Towsie tuke a Transs.
Auld Lightfute thair he did forleit,
And counterfitted Franss;
He us'd himself as Man discreit,
And up tuke Moreis Danns,
Full loud, at Chryst-Kirk of the Grene that Day."

Vergleichen wir beide fassungen, so ergibt sich, daß Scott die orthographie normalisierte und alte und dialektische wörter durch moderne ersetzte *(full = sae, quhyle = till)*. Gebräuchlichere schottische wörter dagegen, die auch dem englischen publikum verständlich waren *(sae, auld, Kirk)*, behielt er bei.

"Chrysts-Kirk of the Grene" findet sich auch in "The Poems of Allan Ramsay" (I s. 178), und Scott kannte Ramsays gedichtsammlungen schon seit seiner frühesten jugend (s. »Untersuchungen zu Redg.« s. 62).

3. Eine andere stelle im *Redgauntlet* (s. 315):

"God bless the King! — God bless the Faith's defender!
God bless — No harm in blessing — the Pretender.
Who that Pretender is, and who that King, —
God bless us all! — is quite another thing"

entspricht, wie Scott selbst sagt, "Dr. Byrom's celebrated lines". Sie finden sich bei J. Byrom („Misc. Poems" I 342, Manchester 1773):

> "God bless the King, I mean the Faith's Defender;
> God bless — no harm in blessing — the Pretender;
> But who Pretender is, or who is King,
> God bless us all — that's quite another thing."

Wieder sehen wir, daß Scotts fassung in kleinigkeiten von der vorlage abweicht.

4. Auch für einige andere poetische einlagen, zu denen sich unser dichter nicht äußert, glaube ich, die quellen gefunden zu haben. — In dem wechselgesange zwischen dem alten Fiedler 'Wandering Willie' und dem von seinem onkel gefangen gehaltenen Darsie sucht ersterer seinen jungen freund mit den worten zu trösten:

> "There's my thumb I'll ne'er beguile thee" (Redg. 342).

Dieser vers findet sich bei Ramsay, Tea-Table Misc. I 72. Das gedicht ist betitelt:

> "There's my thumb I'll ne'er beguile thee,"

was also vollkommen mit dem verse in *Redgauntlet* übereinstimmt. Es hat drei strophen, von denen die ersten beiden mit den ganz ähnlichen zeilen schließen:

> Strophe I: "There's my thumb 'twill ne'er beguile ye,"
> Strophe II: "There's my thumb I'll ne'er beguile thee,"

Die letzte hat in der mitte:

> "And gi'e my thumb I'll ne'er beguile thee"

und endet mit:

> "O say yes, and I'll ne'er beguile thee."

Des besseren verständnisses halber lasse ich das ganze gedicht folgen:

> I "My sweetest May, let love incline thee,
> T'accept a heart which he designs thee;
> And, as your constant slave, regard it,
> Syne for its faithfulness reward it.
> 'Tis proof a-shot to birth or money,
> But yields to what is sweet and bonny.
> Receive it then with a kiss and a smily,
> There's my thumb 'twill ne'er beguile ye.
>
> II How tempting sweet these lips of thine are,
> Thy bosom white, and legs sae fine are,
> That, when in pools I see thee clean 'em,
> They cany away my heart between 'em.
> I wish, and I wish, while it gaes duntin,
> O gin I had thee on a mountain,

Though kith and kin and a' shou'd revile thee,
There's my thumb I'll ne'er beguile thee.
III Alane through flow'ry tows I lander,
Tenting my flocks left they shou'd wander,
Gin thou'll gae alang, I'll dawt thee gaylie,
And gi'e my thumb I'll ne'er beguile thee.
O my dear lassie, it is but daffin,
To had thy wooer up ay niff- naffin.
That na, na, na, I hate it most vilely,
O say yes, and I'll ne'er beguile thee."

Wie "Chrysts-Kirk of the Grene", findet sich auch dieses gedicht unter den "Poems of Allan Ramsay" (ii 184, Paisley 1877).

5. Der eben erwähnte wechselgesang wird späterhin fortgesetzt durch die ermutigenden verse von 'Wandering Willie':

"Leave thee — leave thee, lad —
I'll never leave thee;
The stars shall gae withershins
Ere I will leave thee" (Redg. 344).

Sie finden sich ebenfalls in Allan Ramsays *Tea-Table Misc.* (I 55 ff. Glasgow 1876), und zwar kehren sie wieder als eine art refrain in einem poetischen dialoge zwischen "Jonny" und "Nelly", der vom dichter "I'll never leave thee" genannt wird. Die verse wiederholen sich jedesmal am ende von Jonnys rede. Das ganze gedicht besteht aus fünf strophen, von denen die strophen I, III und V von Jonny gesprochen werden. Die fraglichen schlußverse lauten:

Strophe I: "Leave thee, leave thee,
I'll never leave thee;
Gang the warld as it will,
Dearest, believe me."
Strophe III: Genau wie strophe I.
Strophe V: "Leave thee, leave thee,
I'll never leave thee;
The stars shall gang withershins,
Ere I deceive thee."

Die schlußverse von strophe V kommen unsern versen im *Redgauntlet* am nächsten; man kann sie deshalb als quelle annehmen.

6) Nanty Ewart, der führer der schmugglerbrigg, singt die verse (Redg. 424):

"Let's drink — let's drink — while life we have;
We'll find but cold drinking, cold drinking in the grave."

Fast genau dieselben worte spricht der schon anfangs erwähnte Cutter in A. Cowleys "Guardian" (II 9):

"Let's drink, let's drink, whilst life we have:
You'll finde but cold drinking, cold drinking in the grave."

In einer jüngeren auflage des "Guardian", betitelt "Cutter of Coleman Street" (II 8, London 1663) finden sich diese zeilen in ganz ähnlicher fassung:

"Let's drink, let's drink, whilst breath we have;
You'l find but cold, but cold drinking in the grave."

Die abweichungen der zitierten stellen von Cowley erklären sich wohl daraus, daß sie in der ersten auflage gesprochen, in der zweiten aber, wie ausdrücklich im text vermerkt ist, gesungen wurden.

7. Zwei andere lustige seeleute derselben schmugglerbrigg singen die »alte ballade« (Redg. 455):

"A lovely lass to a friar came,
To confession a-morning early; —
'In what, my dear, are you to blame?
Come tell me most sincerely.'
'Alas! my fault I dare not name —
But my lad he loved me dearly.'"

Quelle für diese verse ist wiederum Ramsays *Tea-Table Misc.* (I 39). Dort findet sich ein ganz ähnliches gedicht "The fair penitent", das folgendermaßen lautet:

"A lovely lass to a friar came
To confess in a morning early,
In what, my dear, art thou to blame?
Come own it all sincerely.
I 've done, Sir, what I dare not name,
With a lad that loves me dearly."

Zu den verschiedenheiten zwischen diesen beiden gedichten ist zu bemerken, daß Scott hier wieder den allzu deutlichen wortlaut seiner quelle dezenter gestaltete. Sollte die änderung von "confess in" zu "confession" sich vielleicht dadurch erklären, daß Scott das gedicht nicht durch lesen, sondern durch vortrag kennen gelernt hat?

Bei den angeführten versen von Scott kann man sehen, daß er nie wörtlich seiner quelle folgte; auch da, wo er sie selbst anführt, finden sich stets geringe abweichungen. Dies stützt zweifellos die in meinen *Untersuchungen zu Redgauntlet* (s. 62 ff.) erwähnte vermutung, daß unserm dichter selten bei derartigen poetischen einschüben die quellen selbst vorlagen, sondern daß er die betreffenden gedichte aus dem gedächtnisse wiedergab. Daß Scott dialektische ausdrücke durch schriftsprachliche formen er-

setzte, mag darauf beruhen, daß ihm die ersteren weniger geläufig waren und dafür weniger fest in seinem gedächtnis hafteten. Auch mag er sie ebenso wie veraltete ausdrücke aus gründen besserer verständlichkeit ausgemerzt haben.

Die übersicht der poetischen quellenwerke zu *Redgauntlet,* die ich l. c. s. 72 ff. gegeben habe, wäre also durch die drei folgenden werke zu ergänzen:

James I. sub Thomson: James's works, with his last corrections and improvements. With an account of his life and writings. 2 vols. London 1762 (Cat. s. 195).

Allan Ramsay: *Evergreen,* being a collection of Scots Poems wrote by the ingenious before 1600. 2 vols. Edinb. 1724 (Cat. s. 170).

Allan Ramsay: *Tea-Table Miscellanies,* a collection of choice songs, Scots and English. 4 vols. Edinb. 1762 (Cat. s. 171).

Diese drei werke finden sich im katalog von Scotts bibliothek zu Abbotsford erwähnt, dagegen nicht John Byroms *Miscellaneous Poems.* Vielleicht entlieh sie Scott der "Advocates' Library" zu Edinburgh, die aber leider aufzeichnungen über entleihungen aus der bibliothek erst seit 1823 macht.

Kiel. Felix Knothe.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHGESCHICHTE.

Karl Luick, *Historische grammatik der englischen sprache.* Erster band: einleitung, lautgeschichte. Erste lieferung: 144 ss. Leipzig, C. H. Tauchnitz, 1914.

Eine streng wissenschaftliche historische grammatik der gesamten englischen sprache ist noch nicht vorhanden. Wir haben bisher nur einerseits teilgrammatiken, andrerseits gesamtdarstellungen, die sich mit schematischen querschnitten begnügen. Sweets *New English Grammar* ist noch immer brauchbar, aber nicht eingehend genug.

Die nunmehr erschienene erste lieferung von Luicks grammatik läßt uns ein werk erhoffen, das in straffer zusammenfassung den höchsten grammatischen anforderungen genüge leisten wird. Was bereits an dem anfang des werkes besonders sympathisch hervortritt, ist das bestreben, eine wirkliche geschichte der sprache, einen nachweis der charakteristischen wandlungen zu liefern, nicht nur eine abhandlung des systems nach altem schema, — eine 'erzählung' mit möglichstem nachweis der ursachen des geschehens, keine 'regelsammlung'. L. will den standpunkt der forschung wiedergeben und auch abweichende ansichten verzeichnen. Doch verzichten die literaturangaben mit recht auf absolute vollständigkeit und treffen eine besonnene auswahl. Mit rücksicht auf den studierenden ist das wichtige auch im druck hervorgehoben.

Den hauptteil der vorliegenden lieferung bildet die einleitung. Sie bringt nach methodologischer einführung (begriffsbestimmungen) und allgemeinen literaturangaben (stand der forschung) zunächst die grundzüge der äußeren geschichte des Englischen. Für die neuenglische zeit hätten diese auf politisch-historischer basis vielleicht etwas ausführlich sein und es hätten hier oder im

nächsten abschnitt auch mischdialekte wie das Pidgin-English berührt werden können. — Zu § 6: daß die Jüten (Euten) von den skandinavischen Jüten **nicht** zu scheiden sind, glaube ich in den verhandlungen der 49. philologenversammlung zu Basel 1907, s. 139 gezeigt zu haben, vgl. auch Björkman Engl. stud. 39, 356ff. — § 12. Zur geschichte der skandinavischen invasion wäre auch Björkmans schöne zusammenfassung Scand. Loan words, s. 263ff. zu erwähnen.

Es folgt (3) die zeitliche und örtliche gliederung mit trefflicher übersicht über die alt- und mittelenglischen dialekte und ihre quellen. Für die ne. dialekte dürfen wir hier wohl noch näheres von der einzeldarstellung erwarten. Zu den dialekten vgl. auch den überblick von Skeat, English Dialects from the 8th century to the present day, Cambridge Manuals of Science and Literature 1912. — § 24 (und 117 An. 1): Daß die glosse Rushworth 1 gegenüber der des (westlichen) Vespasian-Psalters ostmercisch sei, ist mir nicht wahrscheinlich, auch wenn aus der in der Hs. angegebenen entstehung in Harewood (West Riding von Yorks.) kein sprachlicher schluß zu ziehen wäre. Der wortschatz[1]) paßt gut zu einem westlich des Humber gelegenen übergangsgebiet zwischen Mercien und Nordhumberland, dazu auch manches flexivische (25 Inf. auf *-a* neben 94 auf *-an*). Auffallend sind allerdings die vielen *ǣ* für wg. *ā* (nach Brown § 43 154 *ǣ* neben 233 *ē*). Sie sind zu zahlreich, um nur wests. entlehnungen zu sein wie etwa *hӯran*; sie könnten, wie L. § 117 anm. annimmt, darauf deuten, daß der glossator aus dem östlichen *ǣ*-gebiet (an das wohl Orm grenzte) stammte, denn daß *ǣ* bis in das West-Riding von Yorks. reichte, ist allerdings nach allen anderen ermittlungen nicht wahrscheinlich. Aber diese *ǣ* allein berechtigen uns schwerlich, den dialekt von Ru$_1$ als ostmercisch zu bezeichnen. L. selbst sagt § 32, es sei nicht sicher erwiesen, daß das ostmercische Ormulum eine unmittelbare fortsetzung von Ru$_1$ sei. Ru$_1$ 'hebt sich von den sicher nordhumbrischen texten ab' vor allem deshalb, weil es südlicher ist als diese, dagegen nördlicher als der Vesp.-psalter. — § 21. Der Junius-Psalter ist auch als umschrift einer anglischen vorlage (§ 25) zu erwähnen.

Der folgende (4.) abschnitt der einleitung Schichten des

---

[1]) Als gemeinsam in Ru$_1$. und Vesp. fällt für 'ecce' das spezifisch mercische *sehde*, *sihde*, in Ru$_1$ und dem Nordh. *he(o)nu* auf, vgl. Angl. Forsch. 17, 40, Miller EETS. 95, s. XXXII.

englischen wortschatzes gibt einen überblick über die lehnwörter, wobei namentlich die behandlung der französischen und der jüngeren lateinischen schicht zu beachten ist; glücklich ist auch die scheidung zweier hauptschichten im heutigen englischen wortschatz (§ 51). — § 46. Wenn man *gate* als 'torweg' mit 'tor' assoziiert, muß man außer an. *gata* auch ae. plur. *ȝatu* heranziehen. — § 50. Das fremdwort *zeitgeist* bei Wells, New Macchiavelli[1], das ich den deutschen entlehnungen hinzufüge, ist von interesse als zeichen neuesten deutschen einflusses.

Der letzte (5.) teil der einleitung behandelt anschaulich und übersichtlich schrift und schreibung auf der ganzen linie. —

Von dem ersten hauptteil des gesamtwerks, der lautlehre, bietet L's. 1. lieferung die entwicklung der Sonanten von den idg. und wg. grundlagen (mit trefflicher übersicht über den ablaut) herab über die westgermanischen und englisch-nordischen wandlungen bis zu den ältesten englischen (wesentlich englisch-friesischen), zuletzt die brechung. Es seien dazu folgende einzelheiten angemerkt:

§ 105. Als englisch-nordische übereinstimmung möchte ich auch die gemeinsame tendenz zu guttural-umlauten ansehen (mit der die brechung wesensverwandt ist), wenn auch diese tendenz im Englischen erst lange nach der auswanderung zutage tritt, vgl. Siels PG.[2] I 1157, Joh. Schmidt Idg. vokalismus II 388 ff. — § 110 anm 3. *o* vor Nasalen ist nicht mit Heuser als anglisch von sächsisch *a* zu scheiden, es greift noch im Mittelenglischen auf sächsisches gebiet, vielleicht durch die obere Themse begrenzt, vgl. GRM. 2, 126. — § 111 anm. 2 l. Bülbring § 192 anm. — § 122. Die entwicklung von wg. *ai* > *ā* faßt L. doch wohl unnötig kompliziert auf. *ai* kann ohne große umwege (etwa über *aə*) zu *ā* geworden sein, indem *a* durch dissimilationswirkung vor der aufhellung bewahrt blieb; mit dissimilation operiert ja L. selbst. — § 125. Die darstellung der entwicklung des *iu* kann ohne vergleich mit § 191 (2. lieferung) irre führen. — § 140. Mit recht erklärt L. das brechungs-*ea* von *æ*, nicht *a* aus.

Posen. Richard Jordan.

---

[1]) Tauchn. I 88 with his hair a little stirred by a zeitgeist that made for change.

L o r e n z M o r s b a c h, *Grammatisches und psychologisches geschlecht im Englischen*. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1913. 40 ss. M. 1,—.

Der verfasser sucht auf grund des Englischen zu zeigen, daß ein grammatisches genus auf rein psychologischer grundlage ohne formale stützen entstehen kann. Er glaubt nun, daß auch in anderen sprachen das psychologische geschlecht das primäre sei und das grammatische geschlecht erst sekundär sich eingestellt habe, worin ich ihm vollkommen beistimme. In den einzelnen sprachen, in denen das grammatische genus noch vorhanden ist, zeigt sich das noch ganz deutlich. Auf beispiele im Griechischen, Lateinischen und Deutschen brauche ich wohl nicht erst zu verweisen. Im gegensatz zu diesen sprachen ist im heutigen Englisch sowohl in der schriftsprache wie in den mundarten ein psychologisches geschlecht bewahrt worden, obwohl im Mittelenglischen die kennzeichen des grammatischen geschlechtes nach und nach geschwunden sind. Der anfang dieses schwundes fällt schon in das ende der ae. zeit. Die ursachen können verschieden gewesen sein, wobei ich die akzentwirkungen je nach der zeit nicht so gering bewerten möchte, wie es Morsbach tut. Im Altenglischen sind sie ja gewiß nicht so stark aufgetreten, aber im Mittelenglischen sind sie wohl eine der ersten ursachen des zerfalles der deklination und konjugation gewesen. Die folgen der akzentwirkungen stellen sich im allgemeinen ganz mechanisch ein und können nur durch psychologische einwirkungen aufgehoben werden. Nachdem zb. die substantiva der form nach gleich geworden waren, konnte das grammatische geschlecht verloren gehen, wenn es nicht durch den bedeutungsinhalt des hauptwortes bewahrt blieb; zb. *man, wife, woman*. Aber auch in diesem falle kann *woman* zum neutrum werden, wie ne. mundarten zeigen. Morsbach sucht nun die möglichkeiten aufzudecken, die im Englischen nach verlust des grammatischen geschlechtes ein neues und zwar psychologisches geschlecht schufen. Das ist der eigentliche hauptteil des büchleins, der sehr gut gelungen ist. Es ist nur schade, daß der verfasser die ne. mundarten nicht im größeren umfange herangezogen hat. Bevor aber an eine klarlegung des geschlechtes in allen mundarten oder in größeren gebieten gedacht werden kann, muß wohl die lautliche entwicklung der personalpronomina sicher sein, wofür sehr vieles aus Ellis' OEEP. V zu holen ist, was der verfasser leider vernachlässigt zu haben scheint. Soweit letztere für große

dialektgebiete im allgemeinen feststeht, stimmt Morlachs »Masculinentendenz« für alle mundarten nicht, wie er selbst zugeben muß.

Als ganzes genommen ist das büchlein sehr geistreich geschrieben.

Prag. J. Mařik.

Oskar Nusser, *Geschichte der disjunktivkonstruktionen im Englischen.* (Anglistische forschungen hrsg. von Joh. Hoops, heft 37.) Heidelberg, Winter. 1913. XVI + 196 ss. 8°. Pr. M. 5,40.

Ein äußerst verwickeltes und mühevolles problem hat der verfasser der vorliegenden arbeit mit frischem mut und unverzagter energie in angriff genommen und zu ende geführt. Ein mit großer gründlichkeit gesammeltes und bearbeitetes material, das die gesamte englische sprachentwicklung umspannt, hat es ihm ermöglicht, reichliche und zuverlässige ergebnisse zu erringen, die der forschung mehrfach zum nutzen gereichen werden. Aber die arbeit zeugt nicht nur von fleiß und gründlichkeit des sammelns, sondern auch von scharfsinn und urteilskraft, ebenso wie von einer gründlichen verwertung der einschlägigen wissenschaftlichen literatur.

Ein referat der detailreichen abhandlung würde wahrscheinlich zu viel raum in anspruch nehmen; statt dessen ziehe ich vor, mich mit einer kurzen inhaltsübersicht zu begnügen. Die darstellung, die, wie gesagt, alle perioden der englischen sprache gleich berücksichtigt und der geschichte und den erklärungen der verschiedenen erscheinungen energisch nachgeht, zerfällt in drei hauptteile: 1. die positive disjunktion: die positiv-disjunktive beiordnung durch einfache konjunktion, die positiv-disjunktive wechselbeziehung; 2. die negative disjunktion: die negative rückbeziehung, die negative wechselbeziehung; 3. die disjunktive frage und die konzessive disjunktion.

Interessant und wertvoll sind ua. die ausführungen über die me. formen *oþer, or* 'oder', ihre beziehungen zu ae. *oððe*[1]) und ihre entwicklungen in den verschiedenen me. dialekten. Hervorgehoben sei auch der abschnitt über die pronomina *ō(w)ðer* und *ōðer* »der eine oder andere von zweien«, von welchen letzteres nicht aus **ōhwæðer* entstanden ist, wie man öfter angenommen hat, sondern mit ae. *ōðer* (as. *ōđar*, an. *annar-*) identisch ist.

---

[1]) Arms *oþþr*, das nur vor vokal erscheint, möchte ich als eine verschleifungsform auffassen.

Die abhandlung wird das verständnis der disjunktiv-konstruktionen und ihrer entstehungsgeschichte dem studierenden der englischen sprache entschieden erleichtern. Ich stelle mir vor, daß es immer empfehlenswert wäre, bei dem studium englischer denkmäler aus verschiedenen zeiten das buch zur hand zu haben und fleißig zu rate zu ziehen. Über mehr als einen dunklen punkt würde dann der Anglist darin aufklärung finden.

Upsala. Erik Björkman.

John Manning Booker, *The French "inchoative" Suffix -iss and the French -ir Conjugation in Middle English.* Heidelberger dissertation. 1912. L + 110 ss. 8°.

Der zweck des vorliegenden schriftchens ist ein zweifacher: den ursprung der englischen formen *-ish (-isch, -ich)* und *-is (-iss)* des frz. suffixes *-iss* der "inchoativen" verba festzustellen und den umfang der analogischen störungen unter den englischen abkömmlingen der frz. *ir*-konjugation genauer zu präzisieren.

Von diesen beiden zwecken ist wenigstens der erste in befriedigender weise erreicht; und darin liegt, meiner meinung nach, der hauptwert der arbeit.

Das französische suffix wird in Frankreich immer oder so gut wie immer *-is(s)* geschrieben, in England aber kommen sowohl schreibungen mit *-iss* als mit *-isch* vor; im Neuenglischen ist bekanntlich die *-iš*-form — mit einer einzigen ausnahme, nämlich ne. *rejoice* — die allein herrschende.

Die frage nach dem ursprung der *-iš*-form und ihrem verhältnis zu dem frz. *-iss*-suffix hatte man schon vor dem erscheinen der Bookerschen arbeit versucht ins klare zu bringen: ten Brink und Behrens haben die ansicht ausgesprochen, daß der laut *š* auch im Altfrz. existiert haben muß, obgleich er sich hier vielfach unter der schreibung *ss* versteckt. In England hat sich nach ten Brink die schreibung, von *ss* ausgehend, allmählich das zeichen *sch, sh* angeeignet; nach Behrens begegnet in den älteren englischen texten stets die schreibung *ss, s* und erst in jüngeren hss. die schreibung *sch* usw.: beide müssen aber *š* oder eine vorstufe des ne. lautes bedeuten; ausgeschlossen ist jedenfalls die annahme, daß frz. *ss* zu engl. *š* geworden sein könnte, da in diesem falle auch andere französische *ss* dieselbe entwicklung zu ne. *š* hätten durchmachen müssen. Wie wir sehen werden, waren ten Brink und Behrens auf dem richtigen wege; dagegen stellt sich die theorie Heusers

(Anglia 31), wonach das frz. suffix durch die zwischenstufe *sz* (= *sts*), ausgedrückt durch die schreibung *ss*, zu *š* geworden ist, als hinfällig heraus.

Der springende punkt in der beweisführung Bookers ist die von ihm nachgewiesene tatsache, daß die englischen schreibungen mit *ss* in unserem suffix keineswegs die älteren sind: *ss* und *sch* vertreten keine aufeinanderfolgenden stufen in der entwicklung der sprache oder der schreibergewohnheiten, sondern sind lediglich verschiedenen englischen dialekten zuzuschreiben. Eine untersuchung der mittelenglischen denkmäler vor 1400, die B. auf diese frage hin vorgenommen hat — ausgeschlossen wurden die werke Chaucers und Wyclifs und die im Londoner dialekt geschriebenen urkunden —, hat zu dem ergebnis geführt, daß das suffix in gewissen bezirken oder "zonen" *-iss*, in anderen *-is(c)h* geschrieben wurde, während in grenzgebieten beide schreibungen vorkommen.

Zu den "*-iss*-zonen" zählt B. den eigentlichen norden, Kent und Gloucestershire, zu den "*-is(c)h*-zonen" den sächsischen süden und das mittelland. "Grenzzonen" sind die kentische grenze, der südliche norden und das nördliche mittelland.

Danach sucht verfasser den lautwert der schreibung *-iss* festzustellen, wobei ihm drei beweismittel zur verfügung stehen: 1. die reime, 2. ein vergleich zwischen den schreibungen des suffixes und denen des ae. suffixes *-isc* (me. *isch*), 3. die aussprache des suffixes in den neuenglischen dialekten verglichen mit derjenigen des aus dem ae. *-isc* stammenden. Am deutlichsten liegen die verhältnisse im eigentlichen norden. Hier weisen die reime auf die aussprache *-is* hin, und derselbe lautwert läßt sich auch für das ae. suffix nachweisen. In den modernen dialekten des nordens sind die me. verhältnisse bis auf ein paar reste — die allerdings nicht ohne gewicht sind — verwischt. Schwieriger sind die anderen "zonen" zu beurteilen; soviel ist aber sicher, das frz. suffix wird überall in derselben weise wie das englische (< ae. *-isc*) geschrieben.

Aus seinem material zieht der verfasser den schluß: we may conclude, then, that wherever it occurs, the writing *-iss, is* for the Fr. suffix (and the writing *ss* for Ags. *sc* in both suffix and stem positions) represents the hard *s*-sound. So ganz sicher ist aber dieser schluß nicht in betreff aller einzelheiten; vor allen dingen muß ich bezweifeln, daß das *ss* im Ayenbite immer "hartes *s*"

bezeichnet, wie der verfasser zögernd annimmt[1]). Schreibungen wie *nesssse* 153, 19 (ae. *hnesce*), *vissse* 61, 12 (ae. *fisc*), *esssse* 'ashes' deuten darauf hin, daß der schreiber mit *ss* einen anderen laut bezeichnen will als mit dem einfachen *s*; wenn dieser laut — der nur *š* sein kann — lang ist, wird ja sogar vierfaches *s* geschrieben. Dagegen kommen solche ungeheuerliche schreibungen niemals vor, wo langes "hartes *s*" vorliegt (zb. *messe, blessen, blisse, asse, noblesse, -nesse*). Wenn *ss* "hartes *s*" bedeutete, dann hätten wir es auch in wörtern wie *ston, spade* usw. zu erwarten. Im anlaut vor vokal und in der verbindung *sw-* steht bekanntlich nur *z*, das stimmhaftes *s* bedeutet; die von Booker (s. 44) angeführten schreibungen *ssed* 'seed', *sseddest, sslaȝt* sind sicher schreibfehler wie die schreibungen *senne* 170, 15, *set* 260, 31[2]). Wenn *ss* stimmloses *s* bezeichnete, dann hätten wir es auch im anlaut französischer wörter wie *sacrefice, seconde, sobre*[3]) zu erwarten. Der umstand, daß im anlaut in wörtern wie *ssep* 'sheep', *ssine* 'shine' immer *ss* geschrieben wird, dagegen *ss* für stimmloses *s* nur, wenn es lang ist, spricht auch für meine auffassung. Die orthographie des Ayenbite ist also insofern unpraktisch, als sie für den laut *š* und für langes stimmloses *s* dasselbe zeichen *(ss)* verwendet; dadurch wird *ss* in *norissi* an und für sich zweideutig. In frz. wörtern wird für stimmloses *s* vereinzelt *c* geschrieben (zb. *grece* neben *grese, nice, paci* < afrz. *passer*): das vereinzelte *norici* 9, 15 ist wohl aber schreibfehler, da sonst *norissi*, das ich mit *š* lesen möchte, geschrieben wird. Jedenfalls reicht diese schreibung (und das einmalige *norrisi*, Booker s. 51) nicht aus, um uns die aussprache von *ss* in *norissi, florisseþ* usw. anzuzeigen, und es bleibt deshalb unsicher, ob Kent wirklich als eine "*iss*-zone", zu betrachten ist. Daß die übrigen mittelkentischen denkmäler für ae. *sc* überall eher den laut *š* als *s* haben, geht, glaube ich, aus dem material bei Booker s. 43—46 ziemlich sicher hervor.

Nachdem der verfasser, wie ich glaube, mit recht hervorgehoben hat, daß der unterschied zwischen *-iss* und *-ish* in den betreffenden verben im großen und ganzen nicht ein chronologischer,

---

[1]) "Though not conclusive, the evidence also indicates the hard *s*-sound for this writing *(ss)* in Kent and in Gloucestershire and in the Kentish border-zone and the North-Midland border-zone known as the N.-W. Midland." (S. 51).

[2]) Vgl. Dolle, Graphische und lautliche untersuchung von Dan Michels 'Ayenbite of Inwyt', Bonn 1912, s. 110.

[3]) Dolle s. 118.

sondern ein dialektischer ist, und daß überall, wo das ae. suffix *-isc* als *-is(s)* erscheint, auch die verba *-iss* aufweisen, geht er zu der frage nach dem französischen substrat (origin of the English forms of the French inchoative suffix) über. Er kommt dabei, nachdem er die verschiedenen möglichkeiten geprüft hat, zu dem ergebnis, daß die theorie von ten Brink und Behrens, daß der laut *š* auch im altfrz. existiert haben muß, das richtige getroffen hat. Es ist wahr, daß nur wenige schreibungen in den normannischen und pikardischen denkmälern das vorhandensein des *š*-lautes bezeugen können, aber die moderne aussprache des suffixes in pikardischen und ostnormannischen dialekten sprechen mit ziemlicher sicherheit dafür, daß in diesem gebiet dieser laut in der altfranzösischen periode vorhanden war. Aus diesem gebiet ist das suffix *-iš* (oder seine vorstufe *-isš*) nach England gekommen, wo es mit dem aus ae. *-isc* stammenden suffix *-iš* zusammenfiel und seine schicksale teilte, dh. der neue *š*-laut entwickelte sich genau so, wie sich das einheimische *š* unter denselben bedingungen entwickelte.

Ehe ich dieses kapitel verlasse, möchte ich die frage aufwerfen, ob nicht das problem hätte anders gestellt werden können. Die "zonen", in welchen ae. *-sč* oder *-isč* mit *-s(s)*, *-is(s)* wiedergegeben werden, scheiden ja eigentlich aus, da in ihnen im frz. suffix nur *s(s)* zu erwarten ist; ja im Ayenbite kommt sogar kein zeichen *sch, sh* vor, und wir wissen nicht einmal sicher, was für einen lautwert das *ss* zb. in *punissi* besitzt. Ausschlaggebend sind eigentlich nur die "*iš*-zonen", und wenn hier in älteren zeiten wie noch im heutigen Englisch nur *isch* in den betreffenden verben vorkommt, so ist das schon eine sehr wichtige tatsache, die allein genügt, um zu beweisen, daß das frz. suffix mit der form *iš (isš)* nach England gekommen sein muß. Daß dieses *iš* in gegenden, wo einheimisches *iš* zu *is* wurde, dieselbe entwicklung durchmacht, ist nicht zu verwundern. Eine eingehende Untersuchung derjenigen denkmäler aus dem 14. und 15. jahrhundert, in welchen ae. *isč* als *iš* bleibt (zb. Chaucer), würde sicher unser problem viel mehr fördern als zb. eine diskussion der schreibungen im Ayenbite. Wie der verfasser s. 71 f. mitteilt, kommt auch in den *iš*-zonen (wenigstens in e i n e m, nämlich bei Chaucer) *-isen* (zb. *chericen, chevicen, accomplicen)* neben *-ischen* vor. Diese formen hält der verfasser für entlehnung aus einer "*iss*-zone." Das kommt mir nun nichts weniger als wahrscheinlich vor. Es ist ja eine wohlbekannte tatsache, daß die englische sprache, besonders die literatursprache,

zu Chaucers zeit, sich zahlreiche kontinentale französische (zunächst zentralfranzösische) züge angeeignet hatte, und es ist doch wahrscheinlicher, daß, wie ten Brink vermutet (Chaucer § 112), hier die jüngere französische gestaltung des lautes eingewirkt hat, dh. daß diese formen auf eine spätere entwicklungsstufe und einen anderen dialekt des Französischen zurückzuführen sind. Bezeichnend ist ja übrigens, daß in diesen fällen *-icen,* nicht **-issen,* wie zu erwarten wäre, wenn die formen aus einer "*iss*-zone" stammten, geschrieben wird. Dagegen erklärt sich *-ic-* leicht als eine direkte entlehnung aus frz. *-iss-*. Wenn meine vermutung richtig ist, hat es also zu Chaucers zeit nicht nur dialektische, sondern chronologische schichten innerhalb des suffixes gegeben [1]). Dagegen dürfte der verfasser, wie schon hervorgehoben, in bezug auf die vor-Chaucersche periode recht haben. — Ganz unfruchtbar und ohne praktischen wert ist die frage, ob nicht *-iss-* in den "*iss*-zonen" gelegentlich auf frz. *-iss-* zurückgehen kann. Diese möglichkeit läßt sich zwar nicht ganz von der hand weisen, aber mir kommt es unbedingt als methodischer vor, *-iss* in solchen "zonen" überall auf *-iš* zurückzuführen, solange die "*iš*-zonen" älterer zeit keine sicheren *-iss*-formen aufweisen.

Der zweite hauptteil der arbeit behandelt die geschichte der frz. *ir*-konjugation im Mittelenglischen. Er enthält manches beachtenswerte, ist aber im vergleich mit dem ersten teil von untergeordneter bedeutung.

Interessant ist auch die zusammenstellung der anderen fälle, in welchen frz. *is* im Englischen als *iš* erscheint (s. 64 ff.) [2]). Die beurteilung dieses abschnittes, der mir doch auch unsicheres zu bieten scheint, muß den romanisten überlassen werden.

Der gegenstand der arbeit gibt dem verfasser öfter anlaß, sich mit der entwicklung von ae. *sc* im Mittelenglischen zu beschäftigen. Ich glaube nicht, daß er hier in allen punkten das richtige getroffen hat [3]), das hindert mich aber nicht, seine resultate in bezug auf das hauptthema als richtig zu betrachten.

---

[1]) Wahrscheinlich ist ne. *rejoice* eine solche spätere entlehnung.

[2]) Zb. *ambush, lash, gash, slash, brush, crush, cushion, cash, anguish, frush, rush, quash.*

[3]) Es fällt auf, daß der verfasser die ausführungen Horns, Beitr. zur gesch. der engl. gutturallaute s. 17—28, denen ich freilich nicht in allen punkten unbedingt beipflichten kann, nicht berücksichtigt zu haben scheint. Auch

Einige einzelbemerkungen mögen hier platz finden.

Ich vermisse eine diskussion der älteren formen von *parish* (zb. *parossche*; vgl. *paroschian* 'one of the community of a parish' A. R.), die für unsere frage vielleicht nicht ohne belang sind; auch *marisch* (afrz. *mareis*) 'marsch, marschboden' hätte vielleicht eine erwähnung verdient.

Den reim *perice* (perish): *wyse* in schottischen legenden (Horn s. 23) hat der verfasser, soweit ich sehen kann, nicht beachtet.

S. 36 Anm. 2. Ist me. *scheltroun* 'a line of soldiers' wirklich französischen ursprungs?

S. 37. Auf die vereinzelte schreibung *Ennglisс* bei Orrm hätte ich doch kein gewicht gelegt. Auch bei ihm finden sich schreibfehler.

S. 62. Formen wie *glorie, memorie* brauchen nicht spezifisch normannischen oder pikardischen ursprungs zu sein, da sie auch sonst im Altfrz. vorkommen (altfrz. *glǭrie, memǭrie,* die späte Lehnwörter sind); vgl. Schwan-Behrens, Gramm. des Altfrz. § 201, anm.

Erschöpft wird unser thema erst, wenn der verfasser das ganze noch ausstehende mittelenglische material (vor allem Chaucer und Wyclif) in den bereich seiner untersuchungen, wie er in der einleitung verspricht, gezogen hat.

Zuletzt sei auf die reichhaltige bibliographie, die der verfasser seiner darstellung vorangehen läßt, und die er nachher in vervollständigter form als ein besonderes buch veröffentlicht hat[1]), aufmerksam gemacht.

Uppsala. Erik Björkman.

GERMANISCHES HELDENZEITALTER.

H. Munro Chadwick, *The Heroic Age.* Cambridge, University Press, 1912. Pp. xi + 474. Pr. 12 s. net.

The increasing specialization of today, necessary as it doubtless is, produces often rather distressing results. It is hardly possible now for a critic to range, as Lachmann did seventy years ago, over Biblical, Classical and Teutonic philology. We

---

sonst hat der verfasser die einschlägige literatur (zb. Börner, Die sprache Rob. Mannings s. 285 ff.) unbeachtet gelassen.

[1]) *A Middle English Bibliography: dates, dialects, and sources of the XII, XIII, and XIV century Monuments and Manuscripts exclusive of the Works of Wyclif, Gower, and Chaucer, and the documents in the London dialect.* Heidelberg, Winter, 1912.

ought therefore to be peculiarly grateful for a scholar who is able to consider his subject from as many sides as Professor Chadwick. It is indeed by the man who is a specialist in two or more allied branches of learning that the most useful results can now be obtained. And Professor Chadwick is not merely a specialist in Old English philology, or even in Germanic philology generally. Half of his book is devoted to a consideration of the Heroic Age of Greece; and this is illustrated by researches going as far afield as to the heroic poetry of the Serbs.

The results of such a study must be peculiarly valuable: even more perhaps to the Classical than to the Germanic scholar. For students of the old Germanic epic have in the past made some use of their knowledge of the Greek Heroic Age, and have often made too much use of classical mythology generally. But little has been done to utilise the Germanic as an illustration of the Greek heroic tradition, and this is more particularly the achievement of Professor Chadwick. For, although in point of chronology the Germanic Heroic Age did not close till some two thousand years after the Greek, nevertheless from the standpoint of culture and development its documents are in many respects more primitive. Above all, it came very early into contact with a civilisation possessed of written records, able and willing to note many things invaluable to students of epic society. It is the absence of such contemporary comment by races in a more advanced stage of culture which leaves us in great doubt as to many important features of the Homeric period.

Exactly how far Professor Chadwick has been able to advance the study of the Greek Heroic Age by those comparisons which he has drawn with such remarkable erudition and insight, the present reviewer is not competent to say. Indeed, so wide is Professor Chadwick's learning, that his book will have to wait long before it will find a critic who is able to pronounce judgement on it as a whole.

But on certain points connected with the Germanic section of his study, Professor Chadwick's conclusions may be challenged. This is the case with the reasons he gives for regarding *Beowulf* as in the main a product of heathen times.

Professor Chadwick is probably right in disputing those arguments which have been drawn by German scholars from the metre of *Beowulf*. For, whilst it is no doubt true that the metre

of *Beowulf in its present form,* does not permit of our attributing the poem to the age when final *u* and ante-vocalic *h* still survived, the fact remains that it is very difficult to date this age precisely, and that all such arguments are invalidated if we admit that the poem has undergone verbal alteration in course of transmission. Assuming substitution of one phrase for another to have been made *metri gratia,* it follows that arguments drawn from the *present* form of the poem have little weight in determining its original date. And, as Professor Chadwick points out, the principle of such substitutions seems to be absolutely necessary, unless we are prepared to deny that any old poems or even verses survived the period of apocope.

Granting *tō wīdan feore* unmetrical in a second half-line, when put back into its ancient form, before the period when the *h* of **feorha* was lost, it does not follow that the occurrence of this phrase in *Beowulf* proves that *Beowulf* as a whole cannot have been written before that period. The phrase may have run originally *wīdan feorhu* and the form *tō wīdan feore* may have been substituted afterwards.

All this Professor Chadwick is no doubt right in urging. But he is not so fortunate when he strives himself to construct a date for *Beowulf,* on grounds of archæology, and especially by a consideration of the funeral customs portrayed. The accuracy of the descriptions of these funeral ceremonies, and particularly of the rites of cremation, can, Professor Chadwick urges, be proved from archæological and contemporary literary evidence, especially from the record of the funeral of Attila, as given by Jordanes. Such accounts as that of Beowulf's funeral must then, he argues, "have been composed within living memory of a time when ceremonies of this kind were still actually in use". And as cremation seems to have died out in England some time before the adoption of Christianity, this would necessitate a very early date for *Beowulf*: "not later than the third or fourth decade of the seventh century". This argument has been used by Professor Chadwick before. It is coming to be as widely accepted in England [1]) as the argument from metre has been in Germany. Yet it needs careful investigation.

---

[1]) See, for example, Miss Clarke's *Sidelights on Teutonic History,* pp. 8—9; or Prof. Mawer in the *Modern Language Review*, VIII 208.

Is the account of Beowulf's funeral archæologically as exact as Professor Chadwick assumes? An eminent archæologist, the late Knut Stjerna, has drawn attention to an essential feature. The pyre is hung with arms, which are *burnt* with the hero: then a second supply of unburnt treasures is *buried* with the cremated bones [1]).

Now this is exactly what we might espect from a later writer describing a cremation from tradition. He would know that in heathen times bodies were burnt, and treasure was buried: and he has combined in the account of one burial two distinct methods. Stjerna supposes that two old lays have been combined, according to one of which the treasure was burnt, whilst according to the other it was buried. I doubt if we can go as far as this. But surely the fact that archæological specialists find the account of Beowulf's funeral so inexact that they have to assume a confused and composite source, tends to invalidate Professor Chadwick's argument somewhat seriously.

And the parallel with the funeral of Attila is by no means a close one — in fact there is only one common feature, and that with a remarkable difference. Attila's men rode round the body of their lord lamenting him, *before he was buried.* Beowulf's men ride and utter their lament round (not the body, but) the grave-mound of their lord, ten days *after the cremation.*

Surely everything points rather to a traditional handling of the subject. And such tradition may have been long lived. The old heathen poems would survive into Christian times, and from them and other later poems, modelled upon them, a general knowledge of the customs of cremation might, in spite of any disapproval of the Church, survive through many generations of Christianity. We are apt to draw too emphatic a line of demarcation. The Gothic chieftains who took part in the funeral of Attila were themselves Christians, the historian who has recorded it was a Christian priest: and Saxo Grammaticus, churchman as he was, has preserved accounts of cremation far more frankly heathen

---

[1]) Of course articles, and sometimes valuable ones, which have clearly not been through the fire, are found with cremation burials. But in *Beowulf* a supply of helmets, byrnies and shields is burnt: and a treasure of jewels is afterwards buried, both obviously on a large scale. It would be interesting to have an express archæological opinion on Stjerna's dictum that this calls for explanation.

than anything in *Beowulf.* So I cannot see that the descriptions of cremations in *Beowulf* need necessarily have been written by a heathen: they may just as well be the work of a Christian poet, writing, of course, under the influence of older heathen lays. For the influence of literary convention is strong: the Church, for example, disapproved of the song over the dead: yet the Christian poet of the *Dream of the Rood* makes the disciples sing the *sorhlēođ* over their Master.

On minor points a few cavils might be raised. Hnæf is not in *Beowulf* "represented as a vassal of Healfdene" (p. 2): this is only the conjecture of Grundtvig. It is hardly the case that "compound names containing *wīd-* or *-sīþ (-sinþ-)* are used in other Teutonic languages; but the latter apparently does not occur in England, while the former is extremely rare", for the name *Uidsith* occurs in the *Liber Vitae*, and *Eadsiđ* in a charter. The Gensimund mentioned by Cassiodorus as *toto orbe cantabilis* was hardly a "Gothic king" (p. 62): and it is perilous to identify him with the Gesimund mentioned by Jordanes. Thrytho (p. 126) is a doubtful form.

But there is remarkably little in the book to which the most captious could take exception, and this although Professor Chadwick goes over some of the most disputed ground in Germanic and Classical philology. His book is one which reflects high credit upon English scholarship. R. W. Chambers.

Clarke (M. G.), *Sidelights on Teutonic History during the migration period.* Cambridge, University Press, 1911. (Girton College Studies. iii.) Pp. xiv + 283. Pr. 3 s. net.

The puzzled student, wanting information upon those epic traditions which form the subject either of the main stories or of the episodes of Old English heroic poetry, will be grateful for Miss Clarke's book. It brings together in a cheap and handy form a large amount of information which up to now has not been easily accessible, at any rate in English. The book is presumably Miss Clarke's first, and she is to be congratulated on having produced at the outset of her career so genuinely useful a work.

But it must be confessed that the book might easily have been more useful. The absence of an index greatly diminishes its value for reference, and this defect is not isolated, but charac-

teristic of the work as a whole. It has been hastily put together and insufficiently revised.

There are a large number of quite obvious errors, which it is to be hoped will be removed in a second issue. Theudobert (in the *Gesta Francorum*) recovers the booty from the Scandinavian plunderers and restores it to the country which had been pillaged: "*praedan tulit, et in terram suam restituit*". This is translated "and [he] having recovered all the booty departed with it to his own country" (p. 44).

Snorri tells the story of Hethin and Hogni in order to illustrate the phrases *Hjađninga-veđr*, etc.: *Orrosta er kollud Hjađninga-veđr eđa él, ok vápn Hjađninga eldr eđa vendir*, i. e. "A battle is called the gale or storm of the Hjađningar, and weapons the fire or wands of the Hjađningar." This Miss Clarke renders: "There was a battle called the storm or shower of the Hjađningar, and the weapons of the Hjađningar were firebrands or staves" (p. 191). And errors of this kind are by no means infrequent. *Halgoland* is mistranslated *Heligoland* (p. 149) with results which are absurd: *Widia* is confused with *Wada* (p. 190).

Typographically the book shows signs of haste. There are many misprints, and, impossible as it is to be consistent in the spelling of Germanic names, there is less consistency than might fairly be demanded. The Anglo Saxon ƿ (*wēn*) is sometimes rendered *w*, sometimes *v*; the digraph *æ* is sometimes given as *a*, sometimes as *ae* (spellings which are now recognised as out of date) but never in the form historically correct and now universally used, *æ*. It is indeed remarkable that a book issued from the Cambridge Press should print Anglo Saxon verse in this clumsy way, writing (*Beowulf*, l. 1198):

hordmâththum haeletha, syththan Hâma aetwaeg (p. 232)

in place of

hordmâđđum hæleþa, syþđan Hâma ætwæg.

Miss Clarke's version of the sagas is sometimes too naive. Thus in the *Rolfs saga* Vifil warns the king's sons (whom he is concealing from their foes) that when they hear him call the names of his dogs, Hopp and Ho, they must take this as a warning to themselves that they are being sought for, and flee to their place of shelter. This Miss Clarke renders: "Vifill only succeeded in saving their lives by disguising them as his two dogs, Hopp and Ho" (p. 64). Again the story of how Hogni received

the news that his wife had been cruelly murdered, and his daughter carried off by Hethin, his bosom friend, is oddly narrated: "When Hǫgni came home he was told that Heđin had . . . killed his wife by rolling the ship over her. Hǫgni was very angry . . ." (p. 196).

Finally Miss Clarke is hardly sufficiently respectful in her treatment of Dr. Olrik. Some of Olrik's conclusions we may not agree with, but it is not to be said of anything that he has written that "it is impossible to attach value to it" (p. 102). It is wrong to speak of the reconstruction of the *Hrēđric* story, given in the *Danmarks Heltedigtning*. as "an airy erection of hypotheses which Dr. Olrik has built" (p. 101) upon a passage in the *Bjarkamál*. Our debt to Olrik is great, but this particular hypothesis is not his, but is due to Sarrazin (*Engl. Stud.* xxiv, 145) as, of course, Olrik points out. Olrik's achievement was to state the case with a brilliance of style and a clearness of demonstration which to the present reviewer is absolutely convincing.

But indeed Miss Clarke's criticism of Olrik seems to involve serious misunderstanding of his argument. He does not regard "the character of Unferth and his rôle in *Beowulf* as having a purely allegorical significance" (p. 102). What Olrik said, was that Unferth is a fictitious character, and he quoted his name as a proof of this. But this does not make him allegorical. Squire Allworthy or Mrs. Malaprop are obviously fictitious, but the fact that their names are chosen in order to denote their character or actions does not make them allegorical.

Yet in spite of all its crudities, Miss Clarke has produced a book which will prove very useful as an introduction to the stories of the Germanic Heroic Age.

R. W. Chambers.

MISCELLEN.

THE HISTORY OF THE ENGLISH GERUND (vol. 45, 351 foll.).

I do not propose to deal at length and at large with Prof. G. O. Curme's discursive article on this subject, but I wish to point out a few vital errors and misconceptions which invalidate the very grounds of some of his conclusions and must cause us to withhold assent to these conclusions until he has produced sounder evidence than he has been able to offer in this article.

As a basis for his history of 'the use of abverbial modifiers with the gerund' he gives the following passage from the Anglo-Saxon translation of Bede's Ecclesiastical History (II, ii 102)[1]: *þæt ge þa þenunge fulwihte, þurh þa we beoð Gode to bearnum acende, æfter þeawe þære halgan Romaniscan cyricean and þære apostolican gefyllen.* Prof. Curme takes *fulwihte* as an adverbial modifier of *þenunge.* If he will refer to the Latin text he will find that *þa þenunge fulwihte* renders 'ministerium baptizandi', and if he will consult the variant readings he will find that other Mss. have *fulwihtes,* an alternation which occurs not seldom elsewhere (e. g. III, iii 158 *onfeng fulwihte bæþes* | *onfeng fulwihtes baðe*; III, vii 168 *mid fullwihte bæþe* | *mid fullwihtes baðe*), one group of Mss. preserving the genitive of the older feminine i-declension, the other favouring that of the neuter o-declension, of *fulwiht.* It may be noted in passing that where the translator does not avoid a direct translation of the gerund — which he appears to be frequently glad to do — he often renders it, if in the genitive, by the datival infinitive, if in other cases, by an abstract noun; thus: I, xxvi 62 'praedicandi . . . licentiam' *lefnesse . . . to læranne;* II, ii 99

[1]) My references are to Miller's edition, though I sometimes quote from Schipper's text.

'communemen euangelizandi . . . laborem' *gemæne gewin . . . godcunde lare to læranne;* I, xxv 60 'praedicando' *þurh eowre lare;* II, xii 132 'ad debellandum Aedilfridum, *to gewinne wið Æþelfrid.* In the present passage, however, we have the genitive represented by an abstract noun.

Again, as his basis for the history of 'the use of an accusative after the gerund', Prof. Curme chooses a specimen from the least reliable of all classes of documents for syntactical purposes, the gloss translation. The Lindisfarne glossator of Luke vii 45 sets over 'non cessavit osculari' *ne blann cossetunges,* which is good syntax enough; the 'pedes meos' which follows is glossed by the anomalous collocation *foeta mine.* To take this as a strict syntactical sequence is to make an assumption which is entirely unwarranted. Prof. Curme then gives *þe Hælend to heom spæc swiðe ilome on monige bigspellum, heoræ mod to trymynge* from Twelfth-Century Homilies p. 18. Here we have no true gerund, but a datival infinitive with the perverted ending characteristic of the early-ME. period. (On p. 380 of the article we read that it is 'unhistoric and unscientific' in the writer's opinion to say that such a form is 'a corrupted infinitive' — evidently a piece of special pleading.) His next example under this head is *on etinge to michel on estmetes* (Old English Homilies, series II, p. 55), where *to michel* must, in the absence of indisputable contemporary evidence of an objective construction, be regarded as abverbial. Again, the object may be an infinitive, and as an instance is given *on yfele þauunge þæt yfel to donne* (Twelfth-Century Homilies p. 136); but why assume a transitive meaning for *þauunge*, and why not accept *to donne* at its face value as an adverbial infinitive?

Prof. Curme makes a great deal of two anomalous forms occurring in close juxtaposition in Bede IV, iii 264, viz., *becrædinge* and *becrædon;* but reference to the various readings duly recorded by Miller and Schipper will convince the unbiassed student that, at all events, they are not sufficiently well authenticated for us to make of them a foundation for a syntactical theory. The passages are: — (1) *se biscop ana in þære cirican oððo in becrædinge oððo in gebedum geornful wæs;* one Ms. has *on boca rædinge,* another has *bec* altered to *boca*; (2) *ðonne heo inne heora leornunge and heora becrædon beeodon*; the other Mss. read *hi . . .*

bec ræddon and beeodon (with insignificant variants in the terminations).

Prof. Curme devotes some pages to remarks on uses of the infinitive. I do not concern myself with these because I do not share his views as to the points of contact which he endeavours to make out. But I will venture to call attention to a matter of linguistic scholarship involved in one of his arguments. He quotes *on fasten and on wacchen* from Vices and Virtues p. 33 to exemplify the use of an infinitive governed by a preposition, not recognizing in *fæsten* and *wacchen* the A. S. nouns *fæsten* 'fasting' and *wæcen* 'watching', the former of which occurs also on p. 139 of this work as quoted by him on the same page of his article. (The infinitive in *on đine awne wille to leten*, coordinated with the above phrases, is a different matter, and is parallel, as he points out, to *for unriht to healden* and the like.)

Oxford, February 1914. C. T. Onions.

ZUR HUCHOWN-FRAGE.

Der letzte, der über diese frage gehandelt hat, ist, soviel ich weiß, H. N. MacCracken (Publ. Mod. Langu. Ass. 25, 507 ff.; 1910). Er hält (s. 520) *The pistill of swete Susan* für Huchowns werk: "it is scarcely likely that two poems with this title would have been written, and therefore there is little reason for doubting that Andrew of Wyntoun meant this poem". Darin wird ihm wohl jedermann recht geben; sämtliche forscher, die sich über diese frage ausgesprochen haben, scheinen auch derselben ansicht zu sein.

Das ist eigentlich der einzige feste punkt im ganzen problem. Wenn also das alliterierende gedicht *Morte Arthure* vom dichter der *Susanna* nicht sein kann, so muß es das werk eines anderen sein. Die gründe, die Trautmann (Anglia 1, 131 ff.) bewogen, *Morte Arthure* als Huchowns werk zu betrachten, haben sich als wenig überzeugend herausgestellt, und ziemlich schwerwiegende gründe sind (ua. von MacCracken) gegen Trautmanns ansicht vorgebracht worden.

Wenn ich nichts übersehen habe, ist aber niemand auf eine tatsache aufmerksam geworden, die allein ausreicht, um zu beweisen, daß der *Morte Arthure* nicht vom dichter der *Susanna* (dh. Huchown) sein kann. Jedenfalls sagt MacCracken kein wort darüber.

Wie *Luick* (Anglia 11, 587 ff.) überzeugend dargetan hat, wurde das end-*e* vom verfasser des *Morte Arthure* (wenigstens im versausgang) noch ausgesprochen. Zu demselben ergebnis ist *Mennicken* (Bonner beiträge 5, 36 ff.) gekommen[1]).

Wer sich über die Huchown-frage äußert, der sollte doch nachsehen, wie sich der dichter der *Susanna* in bezug auf das end-*e* verhält. Dann braucht man nur Kösters abhandlung (Quellen und forschungen 76) nachzuschlagen, um zu finden, daß das end-*e* hier stumm ist (Köster, s. 56). Reime wie *hyng* (inf.): *spryng* (inf.) : *wederlyng, mete* (inf.) : *fete* (ae. *fēt*), *lees* (ae. *lēosan*) : *knes : tres* müssen doch als beweisend gelten. Es läßt sich gewiß nicht annehmen, daß ein dichter, der in einem gedicht im versausgang des end-*e* überall aussprach, ein gedicht geschrieben hat, in welchem das -*e* in derselben stellung stumm war. Huchown kann also, wenn er die *Susanna* gedichtet hat, nicht der verfasser vom *Morte Arthure* sein.

Upsala. Erik Björkman.

NOTE ON *PATIENCE*. — CORRECTION (vol. 47, 317).

I regret that in the last paragraph of my note I made a statement entirely misrepresenting Prof. Ekwall's view of *on helde* in line 185. It may not, however, be entirely without interest to have shown that the same explanation (viz. taking *helde* as a noun) occurred to each of us independently. I note that Prof. Gollancz in his recent edition recognizes this interpretation in a note on the passage, but seems to prefer the other view (*onhelde* as a verb), which he gives in the glossary.

Oxford, February 1914. C. T. Onions.

DER 16. ALLGEMEINE DEUTSCHE NEUPHILOLOGENTAG IN BREMEN VOM 1—4. JUNI 1914.

Nach einer vorversammlung der delegierten der vereine, vortragenden, hochschulprofessoren und vorstandsmitglieder, in der geschäftliche angelegenheiten beraten wurden, sowie einem empfangs- und begrüßungsabend, auf dem englische volkslieder, rezitationen und früh-neuenglische madrigale zum vortrag kamen, wurde der 16. Neuphilologentag am morgen des 2. Juni durch

[1]) Vgl. dazu Luick, Anglia beibl. 12, 46 ff.

den vorsitzenden des Bremer Neuphilologenvereins, herrn prof. dr. Gärtner, eröffnet. Einleitend begrüßte prof. Gärtner die von auswärts eingetroffenen gäste, den vertreter des Bremer senats, herrn senator dr. Oelrichs, und die vertreter der regierungen und körperschaften. Herrn geh. rat prof. dr. Johannes Hoops-Heidelberg, dem ehrenvorsitzenden der tagung, dankte er für seine bereitwillige und fleißige mitarbeit an den vorbereitungen für den kongreß und sprach seine genugtuung darüber aus, daß geh. rat Hoops den ruf nach Wien nicht angenommen habe. Sodann dankte er allen, die vorbereitende arbeiten übernommen, vorträge zugesagt und für die festschrift[1]) beiträge geliefert hatten. Nach kurzen worten über die wichtigkeit des unterrichts in den neueren sprachen und seine bedeutung für die völkerverständigung gedachte der vorsitzende noch der seit dem letzten Neuphilologentage (pfingsten 1912 in Frankfurt a. M.) verstorbenen mitglieder des verbandes.

Es folgte die begrüßungsansprache des herrn senator dr. Oelrichs, der besonders darauf hinwies, daß in Bremen beide fremdsprachen auch auf dem gymnasium obligatorisch gelehrt würden, und daran schloß sich der einleitende vortrag des ehrenvorsitzenden geh. rat Hoops, der selbst Bremer von geburt ist, über *Bremens' anteil an der neuphilologischen forschung.* In Bremen ist in erster linie das studium Englands betrieben worden, was sich wohl aus den handelsbeziehungen der hansestadt mit der größten seemacht der welt erklärt. Wichtig für die verbreitung unserer kenntnisse über England waren die reisebilder J. G. Kohls (1843—44), der uns in anmutigen schilderungen mit England, Schottland, Irland und Wales näher bekannt machte. Von meistern der wissenschaft ist an erster stelle Nikolaus Delius (1813—88) zu nennen, der begründer der englischen philologie in Deutsch-

---

[1]) Der inhalt der Bremer festschrift ist folgender: Johannes Hoops (Heidelberg), Swinburnes *Tale of Balen* und Malorys *Morthe d'Arthur*; Heinrich Spies (Greifswald), Posies, ein beitrag zur englischen volkskunde; Hermann Maas (Bremen), Zwei spätmittelenglische texte der Bremer stadtbibliothek; Carl Scriba (Bremen), Whitman und Emerson; W. E. Otto (Bremen), Bildungswerte und erziehungsprobleme der Vereinigten Staaten; Hermann Tardel (Bremen), Das motiv des gedichtes »Botenart« von Anastasius Grün; Eduard Wechssler (Marburg), Über den witz (das witzwort, le mot pour rire) aus anlaß Molières; Ernst Schütte (Bremen), Zum epitheton bei Jean-Jacq. Rousseau; Hermann Vogel (Bremen), Gedichte von Paul Verlaine, in deutscher umdichtung.

land, der mit seiner 7-bändigen Shakespeare-ausgabe, der ersten philologisch bedeutenden gesamtausgabe von Shakespeares werken in Deutschland, den grund zu einer wissenschaftlichen Shakespeare-forschung in unserem vaterlande legte. Nach Delius hat Furnivall eine englische volksausgabe veranstaltet. Ferner sind Otto Gildemeister (1823—1902), der hervorragende übersetzer Byrons, einer anzahl dramen Shakespeares, sowie der werke Dantes und Ariosts, und Hertzberg (1813—1879), der eine wohlgelungene Chaucer-übersetzung lieferte und außerdem Tennyson und 8 stücke Shakespeares übertrug, zu nennen. Heinrich Menke übersetzte *Lalla Rookh* und andere gedichte Thomas Moores, Willatzen vermittelte dichtungen aus den nordischen sprachen. Durch kritische aufsätze, vor allem aber durch seine übersetzung Burns' und einer auswahl aus Robert Browning erwarb sich Edmund Ruete (gest. 1910) einen geachteten namen. Auf dem gebiet der ästhetischen kritik ist Heinrich Bulthaupt (1849—1905), der verfasser der *Dramaturgie des schauspiels* und der *Dramaturgie der oper*, an erster stelle zu nennen. Bulthaupt war ein belebender mittelpunkt des geistigen lebens in Bremen während der letzten zwei jahrzehnte des vorigen jahrhunderts. In der erschließung der englischen literatur durch die genannten männer ist Bremens hauptanteil an der neuphilologischen forschung zu suchen. Auf rein sprachlichem gebiet kann es nicht so bedeutende leistungen aufweisen. Hier ist besonders Wilhelm Sattlers (1827—1908) zu gedenken, der viele beiträge für die »Englischen studien« lieferte und dessen *Deutsch-englisches sachwörterbuch* wissenschaftlich immer noch brauchbar ist, wenn es auch nicht in allen einzelheiten auf der höhe der modernen forschung steht.

An diesen vortrag schlossen sich die begrüßungsansprachen der vertreter der bremischen senatskommission für das unterrichtswesen (schulrat Bohm), des bayrischen kultusministeriums (regierungsrat dr. Bock), der französischen regierung (Louis Weill), Großbritanniens (Irving), der österreichischen regierung (prof. Luick), Rußlands (prof. Braun), Hollands (prof. Kern) und Serbiens (dr. Triwunatz). Fast alle redner wiesen auf die große bedeutung hin, die der neusprachliche unterricht für die annäherung der völker und die anbahnung eines besseren verständnisses für einander habe. In Österreich hat die methode des unterrichts viele wandlungen in den letzten jahren durchgemacht. Das schulwesen ist neu organisiert worden. Früher

wurden entweder nur die alten oder nur die neuen sprachen gelehrt, jetzt bestehen schultypen, die beides miteinander verbinden. Für die ausbildung der lehramtskandidaten sind neue bestimmungen getroffen worden. Eine ganze reihe der erfolgten wandlungen sind dabei dem einfluß der deutschen neuphilologentage zu verdanken. Der vertreter Rußlands überbrachte eine einladung für den zweiten russischen neuphilologentag in Petersburg vom 10.—16. Januar 1916 (der erste war in Moskau), und der serbische vertreter stellte die baldige gründung eines serbischen neuphilologenvereins in aussicht, die während der letzten zwei jahre infolge der politischen unruhen noch nicht habe stattfinden können. — Für eine reihe von körperschaften sprachen dann prof. Nordenholz (Bremer philologenverein), prof. Braun (Columbia universität in New York und Carnegie-friedensstiftung), prof. Simonnot (neuphilologen Frankreichs) und prof. Hausknecht (universität Lausanne). Die neuphilologenverbände Deutschlands und Frankreichs sind 1904 in Köln zum erstenmal miteinander in berührung getreten; seitdem sind die beziehungen ständig engere geworden.

Die den begrüßungsansprachen folgende erste allgemeine sitzung begann mit einem vortrag von herrn Cloudesley Brereton, M. A. Cant., Divisional Inspector of the London County Council über *English Education and its problems in 1914*. Das englische schulwesen ist auf dem besten wege, von einem lokalen partikularismus, den Brereton zunächst schilderte, zu nationalen bildungsanstalten zu kommen. 1903 ist eine große vereinheitlichung vorgenommen worden. Das interesse an erziehungsfragen ist jetzt größer als vorher. Allgemein geht das streben dahin, nicht zu sehr zu spezialisieren und den unterricht in nähere beziehung zum modernen leben zu bringen. Auch wird eine engere fühlungnahme mit der geschäftswelt gesucht. Für Brereton ist Kerschensteiner der mann, dessen name in erziehungsfragen den besten klang auf der ganzen welt hat. Die philosophie Rudolf Euckens und Henri Bergsons trägt in England dazu bei, eine weitverbreitete mechanistische weltanschauung zu überwinden.

Henri Lichtenberger, professor der germanistik an der Sorbonne in Paris, sprach in seinem vortrag über *L'enseignement de l'allemand dans les universités françaises* zunächst von dem immer fühlbarer werdenden gegensatz zwischen der ausbildung, die die universität gibt, und der späteren schulpraxis. Die wissenschaft Frankreichs hat gute fortschritte gemacht, der mittelschulunterricht

aber nicht in dem maße. Es fehlt die rucksichtnahme des universitätsunterrichts auf die praxis und vielleicht umgekehrt. Der mittelschullehrer kann aus dem auf der hochschule gelernten keinen nutzen ziehen. Die wissenschaftlichen arbeiten der studenten sind gut und vorzüglich, damit ist man vollkommen zufrieden. Was im besonderen das Deutsche angeht, so ist an die stelle des literarisch-ästhetischen interesses fur die deutsche literatur immer mehr ein rein philologisches getreten. Der frühere abscheu gegenüber den eigentlichen germanistischen studien kann daher heute als überwunden gelten. Trotzdem steht das studium der geschichte der deutschen literatur seit dem 17. jahrhundert noch immer im vordergrund des interesses. Seit 1902 erscheinen auch arbeiten über probleme aus der deutschen kultur- und allgemeinen geschichte; besonders sind es die religiösen fragen Deutschlands, welche die Franzosen eifrig studieren. Der redner glaubte versichern zu dürfen, daß aus den französischen arbeiten über Deutschland kein übelwollen gegen die deutsche nation spräche, sondern daß sie versuche objektiver beurteilung wären. Das recht der kritik müsse man natürlich für sich in anspruch nehmen. Auch der französische lehrkörper unterrichte mit aufrichtiger sachlichkeit und nicht in irgend einem feindlichen sinne.

Den letzten vortrag der ersten vormittagssitzung hielt herr universitätsprofessor dr. M. Deutschbein (Halle) über *Shakespeare und die renaissance.* Zweifellos gehört Shakespeare zur renaissance. Für viele ist er das höchste, was die renaissance überhaupt hervorgebracht hat. Aber ist er der höchste ausdruck der renaissancekultur? Nein, die besten werke Shakespeares, vor allem seine tragödien, sind aus der opposition gegen die renaissance entstanden. Shakespeare ist zugleich der vollender und überwinder der renaissance. Deutschbein schilderte dann kurz die geistige kultur Englands im 16. jahrhundert. Sie zeichnet sich aus durch einen ausgesprochenen wirklichkeitssinn. Alle geistigen erscheinungen zeigen ein stark entwickeltes gefühl für die positive, konkrete tatsache. 'Nature' ist das stichwort, das die gesamte wirklichkeit umfaßt. Es gibt keine jenseitigkeit, keine übernatürlichen kräfte. Die grundstimmung ist nicht demut, sondern optimismus. Die aufgabe dieser zeit ist die eroberung der wirklichkeit, der objektiven welt. Daher die entdeckungsreisen, der empirismus, die induktive methode Bacons. Das ethische und moralische leben wird von der theologie losgelöst. Das studium des menschen, seiner psyche,

seiner geberden, seiner sprache wird das lieblingsstudium des 16. jahrhunderts. Oft nehmen die untersuchungen einen wissenschaftlichen charakter an. Die genaue menschenbeobachtung ist auch für das drama von unschätzbarem wert gewesen. Dazu kommen die anregungen aus den literaturen der anderen nationen, der Römer und Griechen, die den Engländern durch eine beispiellose übersetzungstätigkeit zugänglich gemacht wurden. Die wissenschaft ist nicht selbstzweck bei Bacon. Ihre ergebnisse müssen für die menschheit nutzbar gemacht werden können. Das studium der antike dient ebenfalls realen zwecken; selbst die kriegskunst der alten sucht man praktisch zu verwerten. Die folge des aktivitätsbedürfnisses und des gesteigerten lebensgefühls der zeit sind ein ungeheurer wirtschaftlicher aufschwung, die entstehung des kapitalismus und ein gewaltiger bildungsfortschritt. Für die literatur ist wichtig, daß jeder einzelne sich seiner kräfte stärker bewußt wird. Religion, sitte, gewissen sind erstorben, ruhm ist das einzig erstrebenswerte. Beispiele für das streben nach macht sind bei Marlowe Tamerlan, Faust und der Jude von Malta. — Im banne der renaissance steht auch zunächst Shakespeare. *Richard III.* ist eine verbindung von Marlowe (leidenschaft und macht) und Macchiavelli (klugheit und schlauheit); der dramatische stil ist den Senecadramen entlehnt. In *Romeo und Julia* finden wir den der renaissance eigentümlichen schönheitskultus wieder. Um die jahrhundertwende aber tritt ein wandel ein. Shakespeare bricht mit der renaissance und sieht in der schönheit nicht mehr das letzte ziel der kunst. Seine stellung zur antike, in der er nie die höchste und letzte form gesehen hat, wird eine feindselige. Die ganze schwäche des griechentums legt Shakespeare in »Troilus und Cressida« dar. Als einen der größten mängel der renaissance erkennt er die unterschätzung aller ethischen werte. Der renaissance hat Brutus meist als verräter gegolten, nicht so bei Shakespeare. Bis 1599 ist Shakespeares philosophie ein ausgesprochener monismus. Der dichter kennt nur eine 'nature', und alle individuen sind teile eines ganzen. Die überzeugung, daß alles geschehen sinn und zweck hat, führt ihn zur optimistischen weltanschauung. Der mensch muß das notwendige tun und aus ihm eine tugend machen. Natürlich handeln bedeutet dabei nichts anderes als vernünftig handeln. Um die wende des jahrhunderts erkennt Shakespeare, daß eine harmonie zwischen individuum und welt nicht immer zu erreichen ist. So wird ihm das sein zum chaos und der bisherige

monismus zum dualismus zwischen freiheit und notwendigkeit, zwischen sittlichem wollen und zweckmäßiger 'nature'. Die erkenntnis eines sinnlosen waltens in der natur macht ihn zum pessimisten. Aus dieser stimmung ist *Hamlet* hervorgegangen, der von der immanenz zur transzendenz übergeht und die formung unserer zwecke durch eine gottheit anerkennt. In den folgenden tragödien ringt Shakespeare nach einer neuen weltanschauung. Prospero im *Sturm* gibt uns das neue lebensbekenntnis. Als pfeiler jeder persönlichen und allgemeinen kultur gelten für Shakespeare fortan der eigene sittliche wille und die warme sympathie für die mitmenschen. —

Die nachmittagssitzung des 2. Juni leitete herr universitätsprofessor dr. Luick aus Wien. Es sprach zunächst herr prof. dr. O. Jespersen (Kopenhagen) über *Die energetik der sprache.* Er meinte, daß die sprache häufig noch viel zu wenig vom gesichtspunkt ihrer stetigen entwicklung betrachtet würde. Die sprache ist etwas werdendes und sich stets wandelndes. Das einzelne wort ist eine sitte, eine soziale gewohnheit, die man mit dem hutabnehmen vergleichen kann. Haben sich nun die sprachen im lauf ihrer entwicklung dem ideal immer mehr genähert, oder sollen wir etwas dazu tun, damit das ideal erreicht werde? Manche sehen keine aufwärtsentwicklung in den veränderungen der sprache; Streitberg zb. findet nur verfall und kein neues leben. Andere wieder sagen, daß nicht alles fortschritt in der sprachentwicklung sei. Jespersen unterscheidet zwei verschiedene arten des sprachwandels, die analyse und synthese. Beide wechseln miteinander ab, zb. in der entwicklungsreihe: *scribam* > *scribere habeo* > *écrirai* > *je vais écrire.* Es ist eine gefährliche halbheit zu sagen, daß das richtig ist, was tatsächlich gesprochen wird. Das richtigste ist das, was am leichtesten gegeben werden kann, und was am besten verstanden wird. Man muß nicht ganz bestimmte sprachformen verlangen; das tut nur der pedant, während der energetiker mehrere formen zuläßt. Unter diesem gesichtspunkt müssen auch die fremdwörter beurteilt werden. Man soll sie unabhängig vom lande ihrer herkunft werten und sie nicht von vornherein deshalb verurteilen, weil sie fremdwörter sind. Der energetiker muß sich gegen die unnötige belastung durch die deutsche frakturschrift aussprechen. Er muß bestrebt sein, die sprache durch neue wörter zu bereichern (Hapag etc.). Ferner fordert die energetik eine künstliche internationale hilfs-

sprache, die bedauerlicherweise gerade unter den philologen bisher nur wenig anhänger gefunden hat. Jespersen spricht sich für die weltsprache Ido aus, die wissenschaftlichen ansprüchen genüge, und durch deren studium seine eigenen sprachkenntnisse in manchen punkten erweitert worden wären; sie sei daher jedem neuphilologen zu empfehlen.

Herr prof. dr. Max Förster (Leipzig) hob in seinem vortrag *Prinzipielles zur aussprache von eigennamen im Englischen* hervor, daß bei dem großen schwanken in der aussprache englischer eigennamen ein historisch-kritisches wörterbuch derselben notwendig sei. Um die aussprache festzustellen, sei erste bedingung, genau zu beobachten, wie in England selbst gesprochen werde. Jeder beobachter möge die ergebnisse dieses studiums notieren und an eine zentralstelle einschicken. Wichtig dabei sei, daß möglichst leute aus allen sozialen klassen und allen gegenden Englands, am besten phonetisch geschulte, gefragt würden. Es empfiehlt sich nicht, die gewährsmänner direkt zu fragen, denn sonst sind sie von vornherein beeinflußt. Das beste, was bisher auf dem in rede stehenden gebiete geleistet worden ist, sind die arbeiten von Arnold Schröer. Außer der genauen beobachtung sind weitere mittel zur entscheidung über die aussprache das vorkommen der namen im verse, das herbeiziehen graphischer varianten (besonders im Mittelenglischen), sowie die lautgeschichte und etymologie. Aufgabe des wörterbuchs wird es sein, möglichst eine aussprache für die richtigste zu erklären. Redner stellt den antrag, eine kommission zu wählen, welche die bearbeitung des eingesandten beobachtungsmaterials in die hand nehme, und bittet alle anwesenden, tüchtig mitzuarbeiten. — In der sich anschließenden diskussion drückt Brereton (London) sein bedenken gegen den vorschlag Försters aus. Die namen ändern sich sehr schnell in England. Vor allem sind es die gepäckträger, die immer neue variationen unters volk bringen. Für die aussprache englischer eigennamen gäbe es nur eine goldene regel, nämlich die, so auszusprechen, wie man wolle (heiterkeit). Schröer (Köln) wendet sich dagegen, daß das wörterbuch über die aussprache entscheiden solle; hauptsache sei, festzustellen "how one does speak" und nicht "how one ought to speak". Morsbach (Göttingen) ist der ansicht Breretons und erklärt sich gegen die kommission und zentrale. Darauf macht Wendt (Hamburg) einen vermittlungsvorschlag und empfiehlt, alle gemachten beobachtungen an Schröer

als zentralstelle einzuschicken. Wendts antrag wird angenommen. Danach sind also während der nächsten zwei jahre alle beobachtungen über die aussprache der englischen eigennamen an prof. Schröer (handelshochschule Köln) einzusenden.

Herr prof. dr. Strohmeyer behandelt *Die stilistische vorbildung für die freien arbeiten im Französischen.* Er schlägt vier verschiedene stufen zur vorbildung für die freien arbeiten im Französischen vor. Zuerst muß der schüler schon von der untersten stufe ab immer wieder auf das grundgesetz der französischen sprache aufmerksam gemacht werden, daß die hauptsache stets am ende des satzes steht. Darnach hat sich die wortstellung, besonders in antworten, zu richten. Die zweite stufe ist die der umformung gelesener stücke (umstellung, andere zeiten, andere personen, freie wiedergabe usw.). Sehr bildend ist drittens die aufgabe, aus verwickeltem Französisch klares und richtiges Französisch zu machen. Die temporalen und kausalen nebensätze und die vielen deutschen *daß*-sätze müssen dem schüler fürs Französische abgewöhnt werden. Viertens hat der schüler darauf zu achten, inwieweit eine bildliche ausdrucksweise wörtlich in der fremdsprache wiedergegeben werden kann. Die themen der freien arbeiten sollen auch stufenweise fortschreiten (thèmes de transformation, d'imitation, de réproduction, d'imagination et d'invention). —

Der morgen des zweiten kongreßtages, während dessen herr oberrealschuldirektor prof. dr. C. Dietz (Bremen) die verhandlungen leitete, brachte die große auseinandersetzung über das problem des verhältnisses von universität und schule. Zwei hochschulprofessoren (je ein vertreter der anglistik und romanistik) und ein schulmann sprachen zu diesem thema. Die sitzung begann mit dem vortrag von herrn geh. regierungsrat prof. dr. Morsbach (Göttingen) über *Universität und schule, mit besonderer berücksichtigung der englischen philologie.* Morsbach stellte die forderung auf, daß die universität in erster linie zu wissenschaftlichen persönlichkeiten und nicht zu oberlehrern zu erziehen habe. Auf der hochschule dürfen nicht die ziele der schule maßgebend sein für die behandlung sprachlicher und literarischer probleme, sondern allein deren wissenschaftliche bedeutung und schwierigkeiten. Keine periode ist gegenüber einer anderen zu vernachlässigen. Nicht die summe des wissens, nicht die intelligenz machen den akademiker aus, sondern die fähigkeit, eigene wege

zu gehen und selbst zu forschen. Besonders schädlich für den universitätsunterricht ist einmal die tatsache, daß das studium der philologie so viel ohne innere neigung getrieben wird, und daß zweitens die studenten nicht eine gleichmäßige vorbildung auf der schule erhalten haben. Dabei ist es mit der verschiedenheit der kenntnisse in den neueren sprachen noch nicht so schlimm, als mit dem fehlen der humanistischen bildung. Die antiken schriftsteller müssen im original gelesen werden können. — Die aufgabe der systematischen vorlesungen ist es, in die großen zusammenhängenden probleme einzuführen. Die literatur ist nicht von der geschichte zu trennen und die kunst nicht nach subjektiven moralischen anschauungen zu beurteilen. Englische kultur- und kolonisationsgeschichte sollen nicht vergessen werden. Die phonetik und metrik müssen stets mit der sprach- und kulturgeschichte engste fühlung behalten. Für die syntax ist ein verständnis nur auf dem grund historischer entwicklung und der psychologie möglich. Nur die breiteste grundlage kann vor einseitigkeit schützen. Die eigentliche wissenschaftliche erziehung erhält der student im seminar, das die kunst der interpretation zu vermitteln und außerdem fragen der kulturgeschichte, der kunst und ästhetik, der religion, volkskunde und rechtsgeschichte zu behandeln hat. Erklärungen sollen nicht in der fremdsprache gegeben werden. Jeder neuphilologe sollte in der ersten hälfte seines studiums mindestens ein semester im ausland verbringen und außerdem nur eine fremde sprache studieren. Wie den altphilologen in Rom und Athen deutsche institute zur fortbildung zur verfügung stehen, so sollten auch staatliche zentralen zur förderung der neuphilologen in London und Paris ins leben gerufen werden. Morsbach schloß mit der bemerkung, daß nicht die methode, sondern die wissenschaftliche und menschliche persönlichkeit des lehrers den unterricht ausmachen.

An stelle des erkrankten prof. dr. H. Schneegans (Bonn) sprach herr prof. dr. Voretzsch (Halle) für die romanisten über das thema *Die romanische philologie und das studium des Französischen*[1]). Voretzsch ging von den beiden voraussetzungen aus, daß erstens die universitätslehrer nicht ausschließlich und in erster linie dazu bestimmt seien, für die einzelnen berufe vor-

[1]) Seitdem gedruckt erschienen im verlag von M. Niemeyer, Halle a. S., 33 ss. 8°.

zubilden, und nur das zu bieten, was für die ausübung dieses berufes notwendig sei, daß es zweitens aber wunsch und aufrichtiges streben der dozenten sei, den künftigen lehrern a u c h das zu bieten, was sie für den beruf brauchen. An der vorbildung der abiturienten, die von milde gerechnet vier verschiedenartigen lehranstalten mit verschiedener bewertung des Französischen kämen, hatte Voretzsch, ohne unterschied der schulgattung, viel an der aussprache und grammatik des Französischen auszusetzen. Diesen muß die schule mehr aufmerksamkeit widmen, denn eine wiederholung des schulpensums liegt außerhalb der aufgabe der universität. Ferner ist eine bessere kenntnis des Lateinischen notwendig, wohingegen wir auf das Griechische schon längst haben verzichten müssen. Der abiturient soll nicht nur Cäsar, sondern auch Virgil, Seneca und Horaz gelesen haben, die für das wissenschaftliche studium des Französischen und für das verständnis der modernen französischen literatur unentbehrlich sind. In einer kurzen zeit kann man das latein nicht nachlernen, sonst kommen fehler vor wie die bildung des femininums *ida* zum pronomen *idem* (heiterkeit). Besonders ist zu fordern, daß genügende lateinkenntnisse schon bei beginn des studiums und nicht erst im staatsexamen nachgewiesen werden, denn sie sind eine v o r b e d i n g u n g für das studium der romanischen philologie. Auch das mangelhafte Deutsch [1]) und die unglaublichen kenntnisse in geschichte lassen beim angehenden studenten viel zu wünschen übrig. Man kann jetzt ernstlich den vorschlag machen, lektoren für deutsche sprache an den universitäten anzustellen. Für das weite gebiet der romanischen sprachen (Provenzalisch, Italienisch usw. wird an den universitäten mehr getrieben als Holländisch, Dänisch, Altisländisch usw. zusammengenommen) ist die zahl der dozenten nicht ausreichend. Die romanistik bedarf eher einer zweiten professur als die anglistik. Vieles aber, was professor und lektor nicht geben können, muß sich der student selbst erarbeiten. Bedauerlicherweise hat sich gezeigt, daß der student nur ungern das wörterbuch zu rate zieht. Das ist eine folge des krebsschadens der vielen spezialwörterbücher in der schule, die ganz ausgeschlossen werden sollten (beifall). Ein auslandsaufenthalt v o r dem staatsexamen sollte für die studenten der neueren philo-

---

[1]) Vgl. Ernst Bernheim, Die ungenügende ausdrucksfähigkeit der studierenden usw., Leipzig 1912.

logie obligatorisch gemacht werden, nicht nur zur erweiterung der sprachkenntnisse, sondern vor allem zur gewinnung einer lebendigen anschauung über das fremde land und volk. Für die unterstufe sollten mindestens drei, für die oberstufe mindestens fünf monate auslandsaufenthalt verlangt werden, wie es in Württemberg schon der fall ist. Die allgemeine prüfung im staatsexamen darf nicht zu stark gewertet werden, die fachprüfungen müssen immer das ausschlaggebende bleiben. Die wissenschaftlichen staatsexamenarbeiten sollen nicht (wie es Voretzsch früher selbst für richtig hielt) in der fremden sprache abgefaßt werden, da dieses einmal eine mehrbelastung gegenüber germanisten, historikern usw. bedeutet und zweitens das interesse von der sachlichen arbeit abgelenkt wird Auch ist der formale gewinn zu bezweifeln und ferner in rücksicht zu ziehen, daß trotz gegenteiliger versicherung des kandidaten das Französische nicht immer sein eigenes ist. Um so größerer wert ist dagegen auf die klausurarbeiten zu legen. In der prüfung für unterstufe sollte man auch bekanntschaft mit der entwicklung der neufranzösischen schriftsprache fordern und stets die neuere literatur mit der Renaissance und nicht mit Malherbe beginnen. Voretzsch schloß mit dem ausdruck der überzeugung, daß wissenschaft und praxis sich nicht feindlich gegenüberstehen, sondern einander durchdringen.

An dritter stelle sprach herr oberrealschuldirektor dr. K. Wehrmann (Bochum) über *Die ausbildung der lehrer der neueren sprachen.* Der redner betonte einleitend gegenüber ausführungen von Morsbach, daß die große mehrzahl der lehrer mit dem herzen beim unterricht sind. Er sprach sich dann gegen sogenannte oberlehrerfakultäten aus, in denen besonders oberlehrer vorzubilden wären, und forderte, daß wissenschaftliches denken und forschen auch den oberlehrern in fleisch und blut übergehen solle. Es ist eine betrübende tatsache, daß in der neueren philologie eine so große kluft zwischen dem wissenschaftlichen studium und dem späteren praktischen unterricht besteht, wie sonst in keiner wissenschaft. Die universitätsdozenten sollten daher mehr berücksichtigen, daß sie vor allem oberlehrer auszubilden haben. Schulmänner der praxis könnten sehr gut an den universitäten vorlesungen über den schulunterricht halten. Für das Deutsche fordert Wehrmann nicht lektoren (wie Voretzsch), sondern professoren, in denen der alte professor eloquentiae wieder aufwachen möge. Den oberlehrern bleibt zu wenig zeit, sich wissenschaftlich weiter zu bilden,

da zu viele vorschriften in bezug auf den lehrplan bestehen. Durch die herrschaft der lehrpläne ist die korrektheit heute so groß geworden, daß man wünscht, sie möchte wieder eingeschränkt werden. Eine weitere nachteilige folge der lehrpläne ist die ungeheure produktion von lehrbüchern gewesen. Der oberlehrer braucht mehr freiheit, besonders in den oberen klassen. Beurlaubungen für seine weitere ausbildung (möglichst auf die dauer von einem jahre) sind sehr zu begrüßen. Wenn die alte grammatistische methode noch so sehr das feld behauptet, so liegt das daran, daß der neue oberlehrer geneigt ist, es stets genau so zu machen, wie er es selbst einst als schüler gesehen und miterlebt hat. Erfreulich ist die tatsache, daß der trieb, sich mit philosophie zu beschäftigen, stärker geworden ist. Ohne sie müssen die großen schriftsteller unverständlich bleiben. Wenn bei den abiturienten die grammatik nicht so fest sitzt wie das früher vielleicht der fall war, so wiegen andere leistungen diesen mangel mehr als genügend auf. Es hat daher keinen sinn, von einem rückgang der schule zu sprechen; so etwas läßt sich nicht statistisch nachweisen.

Zu beginn der diskussion wies der vorsitzende, direktor prof. dr. Dietz, darauf hin, daß eine neue preußische prüfungsordnung für das höhere lehramt ausgearbeitet würde, und bat, mit rücksicht auf diese zu diskutieren und weiter abliegende fragen nicht aufzugreifen. Im folgenden sei kurz der hauptinhalt der sehr angeregten, teilweise stürmisch verlaufenen diskussionsreden angeführt. Deutschbein (Halle): Die historische auffassung allein reicht nicht aus, um eine sache wissenschaftlich zu durchdringen. Neben sie muß die prinzipielle treten, die nach den immanenten logischen gesetzen forscht. — Wendt (Hamburg) fordert lehrstühle für pädagogik und behauptet, daß es an zeit fehlt, die alten sprachen in genügendem umfang zu treiben. — Klinghardt verteidigt die realabiturienten gegenüber den unbedingten humanisten. — Walter (Frankfurt a. M.): In den oberen klassen soll fremdsprachlich interpretiert werden. Wie Voretzsch sind alle schullehrer unzufrieden mit dem, was die schule erreicht. Auf der oberstufe (abschluß obersekunda) müsse eine teilung eintreten in eine sprachliche und mathematische abteilung. Der lehrer soll nur eine fremde sprache unterrichten. — Breul (Cambridge) lädt zunächst zu den ferienkursen in Cambridge ein. Über ein schon lange von ihm geplantes institut in London vgl. man Contemporary

Review, Mai 1911. In den englischen public schools ist die teilung auf der oberstufe durchgeführt und hat sich bisher gut bewährt. — Brereton (London): Zwei hauptschwierigkeiten bestehen heute für das erziehungswesen, erstens das problem der teilung auf der oberstufe der schule und zweitens das der spezialisierung auf der universität. — Stengel (Greifswald): Die historische methode darf nicht ganz beiseite gelassen werden. Der gymnasialabiturient muß auch merken, daß er lücken hat. — Höfer (Wiesbaden): Die mangelhafte vorbildung der angehenden studenten hat oft ihren grund darin, daß abiturienten studieren, denen die lehrer abgeraten haben. Man vermißt heute zu sehr die kenntnis der kulturellen verhältnisse des fremden landes. Die unterstufe im staatsexamen möge abgeschafft werden. — Dörr (Frankfurt): Die spezialwörterbücher müssen verschwinden. Shakespeare kann man auch dem deutschen lehrer überlassen. — Varnhagen (Erlangen) widerlegt die behauptung Wendts, daß die universitätsprofessoren sich nur mit der zeit vor 1250 beschäftigen. — Simonnot (Paris): In Frankreich ist auf der oberstufe spezialisierung zugelassen. Der französische professor unterrichtet auch nur in einer sprache; er darf nicht mehr als 25 schüler haben. — Nach einem schlußwort der drei referenten wurde beschlossen, den preußischen kultusminister zu ersuchen, den neuphilologenverband in den entwurf zu der geplanten neuen prüfungsordnung für das höhere lehramt zwecks vorheriger meinungsäußerung einsicht nehmen zu lassen. —

Die nachmittagssitzung, in der herr geh. regierungsrat prof. dr. Stimming (Göttingen) den vorsitz führte, wurde durch einen vortrag von geh. hofrat prof. dr. H. Varnhagen (Erlangen) über *Oskar Wilde und die schule* eingeleitet. Karl Hagemann sagt in seinem buche über Wilde (1904), daß man seit dem 30. April 1895 (dem tag, wo Wilde ins gefängnis kam) in England nicht mehr von Wilde spräche. Heute ist ein vollständiger umschwung eingetreten. 1908 erschien eine prachtausgabe der werke Wildes, die bald vergriffen war. Eine ganze reihe englischer schriften sind seither in England über den dichter erschienen und mehrere davon wiederholt aufgelegt worden. Seit einigen jahren werden auch die dramen Wildes, und zwar mit gutem erfolg, wieder aufgeführt; selbst *The Picture of Dorian Gray* ist dramatisiert und erfolgreich gegeben worden. Wilde ist jetzt nahezu vollständig ins Deutsche übersetzt worden und gegenwärtig

überhaupt in ganz Europa einer der gelesensten und meist aufgeführten autoren. Daß Wilde vielfach überschätzt wird, ist für Varnhagen unzweifelhaft. Es setzt auch schon eine reaktion gegen die überschätzung ein, wie zb. eine arbeit Richard M. Meyers beweist, die Wilde nicht als dauerwert in der literatur, sondern nur als übergangserscheinung gelten lassen will. Was die verwendbarkeit Wildes im schulunterricht angeht, so sind sämtliche dramen, gedichte und *The Picture of Dorian Gray* auszuschließen, wie redner an den einzelnen werken nachweist. Es bleiben nur die entzückenden märchen (besonders für mädchenschulen geeignet) und schließlich ausgewählte abschnitte aus den essays.

Hierauf entwarf herr privatdozent dr. Friedmann (Leipzig) ein bild der *Französischen literatur des 20. jahrhunderts.* Nach der klassischen zeit stellt der künstler der romantik nicht mehr das individuelle erleben, sondern die objektive außenwelt dar. Für Th. Gautier und seine schule, die parnassiens, ist die form die hauptsache. Demgegenüber verkörpert Victor Hugo eine subjektivistische richtung: seine persönlichkeit ist der spiegel, in dem er das all betrachtet. Von ihm haben die modernsten die stellung des ichs zur außenwelt gelernt. Hugo ist von der allmacht der sprache überzeugt, Verlaine jedoch meint, daß worte nur andeuten und nicht alles ausdrücken können; »nous voulons la nuance encore.« Mit dieser grundtendenz wird die moderne kunst aus einer malerischen zu einer musikalischen. Wichtige änderungen sind die einführung des subjektiven realismus in den inhalt der dichtung und die darstellung des abstrakten durch bilder und symbole. Auf metrischem gebiete wird der Alexandriner allmählich aufgelöst und durch den vers libre ersetzt. Die neue kunst bringt zugleich eine neue auffassung vom leben (Bergson) und vom menschen (Nietzsche) zum ausdruck; philosophie und kunst (Gobineau) werden als verschiedene ausdrucksformen des gleichen geistigen inhalts erkannt. Der typische repräsentant der intuitivistischen richtung, dessen kunst die philosophie reflektiert, ist Henri de Regnier. Er verkörpert einen hohen optimismus, eine philosophie der freude in kraft und schmerz. Eine optimistische weltanschauung finden wir auch bei Verhaeren, der das höchste glück in der tätigkeit sieht. Zum schluß beschäftigt sich der redner noch mit verschiedenen vertretern des romans und anderer richtungen (Barrès, Maeterlinck usw.).

Nach dem vortrag wies der vorsitzende der versammlung,

herr prof. dr. Gärtner, auf die neu gegründete Paulsen-stiftung und die jubiläumsstiftung für erziehung und unterricht in Berlin hin. Er verlangte eine vermehrung der fortbildungsmöglichkeiten, begrüßte die preußische neueinrichtung der studiensemester und empfahl den verschiedenen vereinen des verbandes, alle derartigen institute und einrichtungen nach möglichkeit zu unterstützen. Von einem beschluß wurde vorläufig abgesehen.

Am gleichen Nachmittag fanden an anderer stelle noch zwei weitere vorträge statt. Nach kurzen einleitenden worten von herrn prof. dr. Spies (Greifswald) verbreitete sich der bekannte lecturer für phonetik am University College zu London, dr. Daniel Jones, über *The Importance of Intonation in the Pronunciation of English and French.* Unter intonation sind die variationen in der höhe der stimmlage zu verstehen. Jede sprache hat eine individuelle tonlage; ferner werden durch verschieden hohe aussprache die wörter in ihrer bedeutung beeinflußt. »Good morning« bekommt eine ganz andere intonation beim begrüßen als beim abschiednehmen. Je höflicher man sein will, desto mehr wird man die steigende intonation anwenden müssen. Fürs Französische vgl. die »Französischen intonationsübungen« von H. Klinghardt und M. de Fourmestraux (Verlag Otto Schulze in Cöthen). Der redner bespricht dann verschiedene einzelfälle, in denen die Deutschen das Englische häufig falsch intonieren. Praktisch dargestellt wird die intonation am besten durch kurven oder durch notenschrift. Vermittelst dieser kann sich der fremde leicht die korrekte sprachmelodie der zu erlernenden mundart aneignen.

Im anschluß an diesen vortrag führte herr dr. Krug (Berlin) (an stelle des verhinderten herrn dr. Doegen) den unterrichtssprechapparat »grammophon« vor und wies auf die große bedeutung der sprechmaschine für die schulung des gehörs beim schüler und die erlernung einer richtigen sprachmelodie hin. Die sprechmaschine bietet die musterhafte nationale intonation der fremden sprache, die nicht jedem deutschen lehrer der neueren sprachen eigen sein kann. —

Die letzte sitzung der tagung am morgen des 4. Juni berührte mit ihrem ersten vortrag, den herr oberlehrer dr. M. Weyrauch (Elberfeld) über *Den unterricht in den neueren sprachen und die sprachwissenschaft* hielt, noch einmal das verhältnis von universität und schule. Wenn der redner vertiefung des unterrichts in psychologisch-historischem oder biogenetischem oder

sprachwissenschaftlichem sinne fordert, so heißt das nicht, daß wir auf unseren schulen historische grammatik lehren, sondern daß wir den schülern stets zeigen sollen, daß und wie die sprache etwas werdendes und nicht etwas gemachtes ist. Viele sprachhistorischen dinge lassen sich an bekanntes anknüpfen, erleichtern damit das erlernen des neuen und haben eine größere korrektheit zur folge. So kann man zb. in Norddeutschland in bezug auf das Englische an das Niederdeutsche anknüpfen. Mit rücksicht auf das fassungsvermögen der schüler muß natürlich alles hypothetische beiseite gelassen werden. Die sprachwissenschaft soll nicht um ihrer selbst willen, sondern um unserer wissenschaft, unseres schulzieles willen getrieben werden. Ein dankbares gebiet sind ferner die verheerenden wirkungen der analogiebildung, die man dem schüler nicht vorenthalten solle (hier nach Morfschem rezept vom linguistischen denken verfahren! Vgl. Morfs vortrag auf dem 15. neuphilologentag; Engl. stud. 46, s. 171 f.). Nicht nur auf dem bisher freigegebenen gebiet der etymologie, sondern auch in der laut-, wort-, form- und satzlehre soll die sprachwissenschaft zu wort kommen, und zwar in allen vollanstalten von der untersten stufe ab, wenn zunächst auch nur in bescheidenem maße. Die verwirklichung dieses gedankens ist ein neuer weg zu dem alten ziel der schule, nämlich die urteilsfähigkeit des heranwachsenden geschlechts zu fördern. — Diskussion. Prof. Braun (St. Petersburg) stützt die ausführungen des vorredners. Die tatsachen der fremden sprache müssen in gegensatz zu denen der eigenen gebracht werden. Ein außerordentlich nutzbringendes gebiet sind die lehnwörter. — Wendt (Hamburg): Die Behandlung sprachwissenschaftlicher dinge in der schule bringt die gefahr mit sich, daß der alten grammatistischen methode ein hintertürchen geöffnet wird. Der unterricht soll gar keinen wissenschaftlichen charakter haben. Wir wollen nur in das leben der sprache einführen und die jungens zunächst einmal sprechen lehren. — Stengel (Greifswald) schließt sich Wendt an. Es kommen viele dinge in die schule hinein, die der lehrer selbst noch nicht recht verdaut hat. Das sprachwissenschaftliche muß zukost sein, besonders für die besseren schüler. Viel fruchtbarer kann noch das verhältnis von sprache und schrift gemacht werden.

Den letzten vortrag hielt herr oberlehrer dr. Th. Zeiger aus Frankfurt a. M. über den *Stand der bestrebungen zur vereinfachung und vereinheitlichung der grammatischen bezeichnungen.* Die lateini-

schen fachausdrücke für grammatische erscheinungen, welche die altphilologen gern verteidigen, können nicht als vereinheitlichung angesehen werden. Die muttersprache muß zum vorbild gemacht werden. In der »Zeitschrift für den deutschen unterricht« (28, heft 6, s. 417 ff.) hat herr direktor Bojunga aus Frankfurt a. M. im auftrag eines auf anregung von mitgliedern des germanistenverbandes, des neuphilologenverbandes und des Deutschen sprachvereins eingesetzten ausschusses vorschläge für »Einheitliche deutsche fachwörter zur sprachlehre« unterbreitet. Dieser aufsatz möge als grundlage für die weiteren auseinandersetzungen gelten. — Findeis (Wien) äußert bedenken gegen manche vorschläge Bojungas (nennform, stimmtonwechsel). Nicht die verdeutschung, sondern die vereinheitlichung des Deutschen, Französischen und Englischen ist die hauptsache. Redner schlägt für die weiteren diskussionen die Germanisch-romanische monatsschrift vor und bittet um derartige beschleunigung der vorbereitungsarbeiten, daß auf dem nächsten neuphilologentag abgestimmt werden kann. — Dr. Zeiger fordert in seinem schlußwort alle ortsvereine auf, tüchtig mitzuarbeiten. Der große philologentag und die germanisten müssen noch gewonnen geworden. Das entscheidende wort werden immer die germanisten sprechen.

Im anschluß an Weyrauchs vortrag wird folgende these angenommen: »Der 16. allgem. neuphilologentag erkennt als durchaus berechtigt die forderung an, den unterricht in den neueren fremdsprachen im hinblick auf das letzte ziel der höheren lehranstalten in sprachwissenschaftlichem geiste zu vertiefen, so weit es der schulmäßige betrieb zuläßt. Er würde es begrüßen, wenn die hohen vorgesetzten behörden und die verleger der neusprachlichen lehrbücher ihr rechnung tragen wollten.«

Der nächste neuphilologentag wird pfingsten 1916 in Halle stattfinden. Prof. Regel (Halle) überbringt im namen des dortigen neuphilologenvereins in humorvollen englischen knittelversen die einladung.

Prof. Roßmann (Biebrich a. Rh.) berichtet über die während des neuphilologentages stattgehabten sitzungen des Bureau international de renseignements, das auskunft gibt über studienreisen, pensionen empfiehlt für schüler und erwachsene usw. Geplant sind zentralstellen im ausland unter dem schutz der regierungen. Die mitglieder sollen von jetzt ab einen beitrag von 1 M. zahlen. Auskünfte kosten ebenfalls 1 M.

Prof. Gärtner berichtet über die delegiertenversammlung am pfingstmontag-nachmittag. Dem Verein für neuere philologie zu Leipzig ist das eigentumsrecht über die neuphilologische zentralbibliothek bedingungslos übertragen worden. Abgelehnt ist der antrag von prof. Kühn (Wiesbaden), wonach der neuphilologenverband in zukunft auf alle zuwendungen von seiten der städte, in denen die tagungen des verbandes abgehalten werden, verzichten sollte. Der entwurf zu den neuen und nicht in wesentlichen punkten geänderten satzungen wird von der allgemeinen versammlung einstimmig angenommen. — Darauf wird der 16. neuphilologentag geschlossen; der senior der mitglieder des neuphilologenverbandes, herr geheimrat Stengel (Greifswald), widmet den vorbereitern der tagung und dem vorstand noch einige herzliche worte des dankes. — —

Während des kongresses fand in der Bremer stadtbibliothek eine ausstellung von interessanten handschriften und drucken aus dem besitz der stadtbibliothek, sowie einer reichhaltigen Byron-sammlung des herrn dr. Intze, lektors an der universität Birmingham, statt. Außerdem hatte herr verlagsbuchhändler Franz Quelle (Bremen) im kaisersaal des künstlervereins eine ausstellung neusprachlicher lehrmittel (schulausgaben, karten, anschauungsbilder usw.) veranstaltet.

Zu erwähnen bleibt schließlich noch, daß die arbeitsreichen stunden der tagung in frohen festen eine willkommene ergänzung fanden. Zugleich boten diese den teilnehmern an der tagung gelegenheit, persönlich miteinander in berührung zu kommen, worin ja ebenfalls ein hauptwert solcher wissenschaftlicher kongresse zu suchen ist. Außer dem schon erwähnten begrüßungsabend ist ein festmahl im großen saal des künstlervereins zu nennen, bei dem Göttinger studenten das mittelenglische Towneley-spiel vom schafdieb Mac in deutscher übersetzung von prof. Holthausen in Kiel zur aufführung brachten. Ferner hatte der senat Bremens zu einem ratskellerfest eingeladen, das einen glänzenden verlauf nahm, und der Norddeutsche Lloyd veranstaltete in bekannter freigebiger und liebenswürdiger weise für die kongreßteilnehmer eine leider etwas verregnete fahrt von Bremen nach Bremerhaven mit anschließendem prächtigen festmahl in der Bremerhavener Lloydhalle und besichtigung der hafen- und Lloyd-anlagen. Der abend des 4. Juni führte die teilnehmer noch einmal zu einem geselligen

beisammensein in dem hübschen neubau des parkhauses am bürgerpark zusammen. Daran schloß sich ein kommers des Weimarer kartellverbandes und seiner freunde, womit die heurige tagung ihren wohlgelungenen abschluß fand.

Mannheim. Friedrich Depken.

DER PREIS DER *TIMES*.

Nachdem der preis der einzelnen nummer der *Times* am 5. Mai v. J. von 3 d. auf 2 d. herabgesetzt worden war, ist jetzt eine weitere ermäßigung des preises erfolgt: die *Times* ist ein Penny-paper geworden! Der preis des blattes hat seit der gründung mannigfache wandlungen erfahren. Ursprünglich wurde es für $2^1/_2$ d. verkauft. Später stellte sich der preis der *Times* folgendermaßen:

Seit dem	1. Juli 1796	. . . .	$4^1/_2$ Pence,
» »	1. Januar 1799	. . .	6 »
» »	22. Mai 1809	. . . .	$6^1/_2$ »
» »	1. September 1815	. .	7 »
» »	15. September 1836	. .	5 »
» »	1. Juli 1855	. . . .	4 »
» »	1. Oktober 1861	. . .	3 »
» »	5. Mai 1913	. . . .	2 »
» »	16. März 1914	. . . .	1 Penny.

Während der preis also vor einem jahrhundert, 1815, den höchsten stand von 7 d. erreichte, ist er heute, 1914, auf den tiefsten stand von 1 d. herabgesunken. Hoops.

ANKÜNDIGUNG VON ARBEITEN.

Nur arbeiten, deren fertigstellung gesichert ist, sollten hier angekündigt werden. Um einsendung der fertigen arbeiten wird gebeten.

I. Sprachgeschichte.

1. *Kontaktassimilationen von konsonanten im Mittelenglischen.* Von dr. Fritz Karpf in Bruck a. Mur, Steiermark.

2. *Zur geschichte des grammatischen geschlechts im Mittelenglischen vor dem völligen erloschen des aus dem Altenglischen ererbten zustandes.* Von Nikolaus von Glahn. Heidelberger dissert.

3. *Die betonung der nominalkomposita im Neuenglischen.* Marburger dissert.

II. Literaturgeschichte.

4. *Zur frage der verfasserschaft von 'Piers the Plowman'.* Marburger dissert.

5. *Oriental Influences in the English Literature of the Ninecteenth Century.* By Maria de Meester. Heidelberger dissert.

6. *Lamb. Eine historisch-ästhetische studie.* Marburger dissert.

7. *Ibsens bedeutung für das englische drama.* Marburger dissert.

8. *J. M. Synge.* Marburger dissert.

9. *Galsworthy als sozialkritiker.* Marburger dissert.

10. *J. W. Riley.* Marburger dissert.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Für das fach der englischen sprache und literatur habilitierte sich in Greifswald dr. phil. Charles Macpherson, lektor der englischen sprache daselbst, mit einer antrittsvorlesung über »Modernste richtungen in der englischen literatur«.

Dr. Bernhard Fehr, professor an der städtischen handelshochschule zu St. Gallen und privatdozent an der universität Zürich, wurde auf das neu errichtete ordinariat für englische sprache und literatur an der technischen hochschule in Dresden berufen und wird dem ruf zum herbst folge leisten.

Am 19. Mai 1914 starb zu Cambridge der bekannte Shakespeare-herausgeber dr. William Aldis Wright, Vice-Master von Trinity College, im 83. lebensjahr. Er war am 1. August 1831 zu Beccles in Suffolk geboren.

Am gleichen tage wie Wright starb in London professor John Wesley Hales im alter von 77 jahren. Er wurde zu Ashby-de-la-Zouch am 5. Oktober 1836 geboren, studierte in Cambridge und war von 1882—1903 professor der englischen literatur am King's College, London. Er hat eine reihe von artikeln für das Dictionary of National Biography geschrieben und war der herausgeber der bei Bell & Sons erschienenen Handbooks of English Literature.

THE AUTHOR OF "HAVELOK THE DANE".

The purpose of this paper is less ambitious than the title may seem to indicate. I have no name to suggest as that of the author of the Middle English metrical romance *Havelok*, and I have no doubt that the author, as a name, will forever remain unknown. Whether he was monk or minstrel or something else we may guess but cannot know. Indeed the problem with which I am immediately concerned involves only the relations to one another of the versions of the tale. However, in working with this problem the attitude which I have felt obliged to take has suggested the possibility of saying something about an author for the English romance. Moreover, the fact that something might be said about an author gained interest because it seemed to be related to a pretty general change in attitude toward certain portions of mediæval literature. The change of which I speak tends to make us think of even the more popular romances as the product of impulses like those which produced strictly literary works, such as Chaucer's *Troilus and Cressida* or Shakespeare's *King Lear*, rather than as closely analogous in origin to ballad or folk-tale, that is, as possessing no author at all [1]).

[1]) The apparent impossibility of knowing anything about the authors of medieval romances has often caused a vague dissatisfaction in their readers. It is not so much that their names and the events of their lives are beyond reach, as that one finds it difficult even to guess at the spirit and method with which they wrote. It often seems that the work represents many persons, and that it is not possible to pick out one of them and say something definite about him. On the other hand, there is sometimes a feeling that it would mean little to know the author of this or that romance. If every incident is conventional, if the phraseology is stereotyped, and if the arrangement of material is commonplace, it matters little who wrote the romance for the reason that any one might have done so. This feeling, combined with the

Most important in this connection is the work of Bédier in attempting to restate the relations of the so called French epic poetry to history. He has tried to show that the great cycle of epic tales — the *Song of Roland* and others — centering about Charlemagne are not the product of evolution through centuries of oral tradition but are as clearly creations as are later works with names of authors attached. It seems to me that the question may likewise be asked if we have not made the same mistake (if mistake it be) in connection with the romances apparently dealing with English pre-Conquest history.

There are four important romances of this class, all dating within or near the thirteenth century. As in the case of the Charlemagne romances, the historical background seems to be several centuries older than the romances. Either evidently or probably they are connected with the period of Danish occupation of England prior to the Norman Conquest. They have always been recognized as having a peculiarly national interest, and versions appeared in changing dress — sometimes in chronicles — down to the age of Elizabeth. There was a tendency then, and perhaps there is a tendency yet, to insist a good deal on the historical motives and atmosphere of these stories. Taking into account the accepted explanation of analogous French material, one naturally supposed them to be the product of a similar evolution from saga by means of oral tradition. There was this further justification that the romances were popular — not literary (i. e., not sophisticated) in character — and that there were folklore motives present. What

difficulty or impossibility of getting at the truth, has led to a tendency to dismiss the author from consideration, to regard the romance as the product of growth, to give the credit (if credit there be) to the transmitter, whose number if not name is legion. If a story is found in various redactions which show great differences, elaborate diagrams are made to represent their relationship, and these diagrams depend, ordinarily, on the assumption of growth, of gradual and perhaps unconscious modification. Some of these guesses are, no doubt, strictly accurate. But the assumption on which they are based often creates in the student an attitude toward the romances which is fundamentally wrong. He is likely to seek in every story a kernel which may be discovered in history or in some conventional motive, and then trace its gradual development from popular and simple to more courtly and elaborate versions. No doubt this process has taken place, perhaps frequently, but it is not a necessary or universal process.

may be regarded as a summary of scholarly opinion on these romances is the statement in the *Cambridge History of English Literature*[1]) by Professor Atkins, who says: "In *Havelok* and *Horn,* in *Guy of Warwick* and *Beves of Hamtoun* there exists primarily the viking atmosphere of tenth century England, though the sagas have acquired through alien handling, a certain Crusade coloring. — In them may be perceived — an undeveloped chivalry, as well as reminiscences of Old English life and thought. The code of chivalry is as yet unformulated. In *Havelok* we have the simple ideal of righting the wrong."

My own opinion is that in these romances, with the possible exception of *King Horn,* there is not "primarily the viking atmosphere of tenth century England." It is true that names and perhaps geography sometimes are historical just as names and geography and something more in the *Song of Roland* are historical, but the earlier atmosphere is not there. The popular tone, which Professor Atkins seems to regard as primitive and Anglo-Saxon, may easily be accounted for by the circumstances of the production of these "matter of England" romances. They belong among the earliest English romances, and were recited in days when courtly and critical audiences were unwilling that English speech should usurp the place of French. Consequently, their audiences were humble, and the minstrels using English metrical stories, as well as persons preparing material for these minstrels, were of the lower classes. It would be surprising if the elaborate chivalry of contemporary French romances were present. However, I wish at this time to discuss only one of these historical romances — the one which the popular evolution hypothesis seems least to explain. I believe that a careful study of the various versions of the Havelok-tale will make it seem very improbable that *Havelok the Dane,* the English version and the one which is most clearly popular and "primitive", is derived from popular tradition, unless very remotely.

The romance *Havelok the Dane* stimulates curiosity about its author because it is not by any means a mere accumulation of stereotyped material, and because there is an unusually

[1]) Vol. I, pp. 337 ff.

large number of expressions indicating the attitude of an author toward the material of the story. One feels distinctly that there is an author. Yet the studies of the romance tend in this as in other cases to eliminate the author, to make it the product of gradual growth. One assumes a saga-kernel among Britons or among Danes. This kernel has grown into a rounded story — some say at the hands of the French, others say of the English. There is entire lack of uniformity of opinion about the matter. One says that the English romance is certainly a translation from the French; others maintain that it is the product of English tradition and has not been materially influenced by the French. It would take many pages to summarize clearly the various opinions of the story which have been defended[1]).

It is not my intention to go into the question of the origin of the Havelok story, or to try to decide the question as to whether *Havelok the Dane* does or does not go back to a French original. However, it does seem to me to be possible, with the aid of certain evidence which has been overlooked or insufficiently treated, to guess pretty accurately at the original which the English romance had, and, by observing the changes made, to get a glimpse of an English maker of romance in his workshop. The position which I hold is not new. It is that from the French versions of the story and the English version known as the "Lambeth interpolation" we are able to recreate substantially the original of the English romance[2]). I do not pretent to say whether this original was in English or in French, nor do I regard the question of considerable importance. Whether in the French language or not, it shows very little of the characteristic French atmosphere or method. On the other hand, it seems to me absolutely useless, in view of the French versions actually in existence, to deny the possibility or probability that the source of the *Havelok* was French.

---

[1]) Bibliographies may be found in Holthausen's edition of *Havelok* (London, New York and Heidelberg, 1902); in Skeat's edition (Oxford, 1902); and in Heyman's *Studies on the Havelok-Tale* (Upsala, 1903). The most important recent study is contained in Deutschbein's *Studien zur sagengeschichte Englands.*

[2]) Deutschbein, op. cit., p. 159, suggests that the *Lai* may have been the original. Apparently no one else holds this opinion.

As is now generally conceded, there are four versions of the Havelok-story which contain original features. The oldest seems to be the account in Geoffrey Gaimar's *Estorie des Engleis*, of about 1148[1]. The *Lai d'Haveloc le Danois*, which very much resembles the Gaimar story, dates probably from about 1170[2]. The date usually accepted for the English *Havelok the Dane* is about 1300[3]. A brief version of the story is also contained in an interpolation, probably not later than 1400, found in the Lambeth MS. of the *Chronicle* of Robert of Brunne[4]. This version closely resembles the two French redactions, particularly Gaimar's, but contains some independent features. It has been shown by Kupferschmidt[5] that the *Lai* and the *Estorie* are both probably based on a French version in rhymed couplets, and E. K. Putnam[6] traces the interpolation to the same source. The English version, however, is so different from any of the others that its connection, it is supposed, must be traced through descent from the unknown and perhaps remote source of the lost French rhymed couplet version.

It can scarcely be said that there is entire agreement as to whether the French or the English version best represents the original. The feeling that *Havelok the Dane*, with its popular character, must be more primitive has influenced more than one student. Even Putnam, after presenting almost decisive evidence to the contrary, hesitates to accept an obvious conclusion. When the points suggested by Putnam and others are considered in connection with the additional evidence presented in this paper, I think there can be no serious doubt that the English version is much farther removed than the French from the original[7].

---

1) G. Paris, p. 273 of *La Littérature française au Moyen Age* (Paris, 1905).

2) G. Paris, op. cit., p. 274.

3) Cf. Hales, *Athenaeum*, Feb. 23, 1809; Holthausen, p. X; Skeat, pp. xxiv f.; Deutschbein, pp. 159 ff., thinks the date somewhat earlier. Greg, *Mod. Lang. Quarterly*, vol. V, pp. 154 ff., also questions the reliability of the accepted dating. The possible range, however, is not great.

4) Cf. Skeat, EETS. ed., p. xi, note 1.

5) *Rom. Studien*, vol. IV, pp. 411 ff.

6) *Pub. Mod. Lang. Asso.*, vol. XV, p. 10.

7) Many students (e. g. the editors) have not fully committed themselves on this point. Schofield (*History of English Literature from the Norman*

By no means of decisive importance, but not for that reason to be disregarded, is the obvious evidence of political setting. In both versions the story centers about Lincoln and Grimsby. In both versions the Denmark setting is vague, no town in Denmark being named. But while the England of the English version is one country under its sovereign, in the French version England is broken up into small kingdoms. Instead of Aþelwold, king of England, Ekenbright, king of Norfolk, is the father of the heroine. The chief villain (Godrich in the English, Edelsie in the French) instead of being a vassal is an independent king of Lindsey and Lincoln. It is perfectly clear that the French version represents the earlier political condition of England, and probably in this respect represents the earlier form of the story, since no motive appears for a change in the reverse direction.

Besides this, in all versions the hero of the story is a Dane who becomes an English sovereign, and there seems no reason to deny the accepted view that the *Havelok* is fundamentally a story of the English Danes. If so, it is natural to suppose that the version which emphasizes the Danish elements is nearer the original. This version is the French[1]), in which both hero and heroine are Danish, the good king (Ekenbright) is a Dane who has possessions in Denmark as well as in England, and it is expressly stated that the wicked king is a Breton (Briton). In the English version, on the contrary, both the heroine and the good king her father, as well as the villain, are English. There seem here to be traces in the French version of racial feeling which are entirely absent from the English *Havelok*.

Conquest to Chaucer, p. 268) cautiously states that "it is not safe to assume that the [English poem], rather than the French poems, represents best the original narrative either in substance or in style." Harald E. Heyman, *Studies on the Havelok-Tale*, claims to prove "that the version represented by the English lay is closer to the original tale, or to tradition, than any of the other versions preserved," for the reason that several "passages" occur in the English romance of which each "is found only in one of the three other versions respectively" (pp. 147 f.). This of course only proves that none of the other versions is the source of the *Havelok*. The same reasoning would make every version nearest the "original".

[1]) For convenience I shall call the story told in Gaimar, The *Lai*, and the interpolation the "French version".

These points may be acknowledged by one who regards the English version as most nearly representing the original, since he can find a motive for the elimination of these primitive elements by popular English tradition which French redactors would not have. But the fact which makes the relation of the versions perfectly certain is that the English version is honeycombed with inconsistencies and difficulties which point directly to the French version for explanation. It is on these inconsistencies that my argument for a close dependence of the English version upon a version very similar to the French version chiefly depends, and it is necessary to examine these inconsistencies in detail. A few of these have been suggested in Putnam's study of the interpolation [1]), but some of them, so far as my knowledge extends, have not been pointed out.

1. The striking parallelism of the Goldeboru and Havelok stories in the early part of the romance clearly represents a modification of the original. In both cases a dying king summons his barons to council, and on their advice gives the care of kingdom and heir over into the hands of a trusted lord who is to be regent and guardian until the young child shall be of age to rule. In both cases the regent thus selected swears loyalty upon "messe-gere". In both cases the oath is broken, and the heir to the throne cruelly mistreated. In both cases the heir withdraws from the kingdom, but later returns, overcomes the regent in battle, and puts him to death. The parallelism stated in the last sentence no doubt belonged, in part, to the original story, but the parallelism stated in the sentences which precede — extending even to phraseology — we should guess to be the work of the English redactor, even if we did not have the decisive evidence of its absence from the French versions. In them the hero is expelled from Denmark because a foreign enemy slays his father and seizes the kingdom, as regularly occurs in the *exile-and-return* group of stories, to which *Havelok* seems to belong. Sufficient motive for the duplication is found in the natural desire to extend the story, and the suggestion might have been gained from other romances, since duplication of incident is a conventional device of medieval romance.

---

[1]) Pp. 13f.

2. In the English romance the boy Havelok, when at Lincoln, remembers perfectly his past history and his true rank. In the French versions he has forgotten his past, and thinks of himself as none other than he appears. He learns of his early history only after his return to Grimsby with his wife. It is certain that the original of the English version corresponded with the French.

(a) As Putnam states, it is "hard to reconcile" Havelok's consciousness of his rank "with his inaction and indifference" [1]).

(b) Havelok allows Goldeboru to remain in ignorance of his rank for no apparent reason, although the two are on the most confidential terms, and the concealment is a source of pain to the princess.

(c) He rehearses his story in detail to his foster brothers, who must have known it well, at the point where, in the French version, the story is told to him. (*Hav.* 1400 ff.; Gaimar, 377 ff.; *Lai,* 591 ff.).

(d) Havelok's speech to the king declining Goldeboru for wife (1136 ff.) seems the sincere statement of one who believes himself of low rank.

> "Nay," quoth Hauelok, "bi my lif!
> Hwat sholde ich with wiue do?
> I ne may hire fede, ne cloþe, ne sho.
> Hwider sholde ich wimman bringe?
> I ne naue none kinnes þinge.
> I ne haue hus, y ne haue cote,
> I ne haue stikke, y ne haue sprote,
> I ne haue neyþer bred ne sowel,
> Ne cloth, but of an old whit couel.
> Þis cloþes, þat ich onne haue,
> Aren þe kokes, and ich his knaue."

(e) Grim's children call Hauelok "lord" when he returns to Grimsby (1213), yet Goldeboru fails to suspect anything.

[1]) Panzer in the *Hilde-Gudrun* and Deutschbein both regard the *Havelok* as connected with the *Goldener-märchen*, in which the hero is conscious of his birth, as a rule. If the *Goldener-märchen* is really the original of the Havelok-tale, the English romance in this one respect would be nearer the original. However, the possible absorption of motives from the *Goldener-märchen* is all that can really be granted. The resemblances are not great enough to prove even this; and even if they proved actual descent, a reversion toward the original story in the English would not be remarkable.

(f) When Havelok dreamed that his arms were so long that he could embrace all Denmark, and that all England was enclosed in his hand, it seems impossible that one who knew that he was the heir to Denmark should have been so much at a loss as to say,

"Deus! lemman, hwat may þis be?" (1312).

But Goldeboru, who had previously been visited by an angel, gave the correct interpretation. Evidently it is the French version which gives the clew to the situation, for in it the heroine, through a dream, learns something about the hero's birth before the hero hears his story told at Grimsby[1]). A possible motive for the change made by the English author is the statement of the *Lai,* which is also found in the English romance, that Havelok was seven years old at the time of his exile, which seems too great an age for entire forgetfulness.

3. The story centers about Lincoln in a way which seems unnatural to the political background of the English *Havelok.* Apparently the castle and permanent residence of Earl Godrich, when regent, is in Lincoln (883 f.). On the other hand, Aþelwold apparently resides in Winchester, and this is Goldeboru's home until she is removed to Dover at Godrich's orders. London is mentioned only at the end of the romance, when Havelok is crowned there (2943). It seems improbable that a regent of all England would reside in Lincoln. However, this situation fits very well into the political geography of the French version, in which Edelsie rules only a small kingdom near Grimsby. The distinction between Winchester, the residence of Aþelwold, and Lincoln, the residence of Godrich, reminds one of the French version, in which there are two kings, one of Norfolk and one of Lincoln and Lindsey.

4. The doubling of incidents referred to in (1) has led the author of the English *Havelok* to make Grim play a cruel and unnatural part. Grim agrees to Godard's command to slay Havelok, and is on the point of doing so when he learns of Havelok's identity. This is inconsistent with the fidelity and generosity which Grim later displays, and would indicate

[1]) The dream, both in Gaimar and in the *Lai*, is necessary for the story because through it Argentille is persuaded to urge Havelok to return to Grimsby, the first step toward obtaining Denmark.

that the English redactor had not clearly conceived the character.

5. When Havelok arrives in Denmark, he is invited by Ubbe to dine with him. The narrative says that though he was very much afraid to eat with the Danish earl, because of his wife, he did not dare refuse (1668 ff.). Yet it does not appear that his visit to Ubbe led to the fight which followed. Evidently there is a reminiscence of the situation in the French version, in which the visit to the earl paid by Havelok and his wife is the direct cause of the struggle which follows, because six of Ubbe's followers see Argentille[1] at table and pursue the party in order to gain possession of her (Gaimar, 533 ff.; *Lai*, 687 ff.).

6. There is something mysterious and unsatisfactory about the sixty lads who attack the inn. Even the motive remains unexplained. The fight is a working over of the incident of the French version, in line with the author's popularization of the story and exaggeration of the powers of the hero.

Of these inconsistencies, the second is the most important, and it alone points clearly to a close relation between English and French versions, and when all are taken together, there can be no doubt about it. But what reason is there to deny that the changes which appear are the result of many smaller changes, that the story, in the course of a century or two of tradition, should be thus changed, and yet show evidence of its source? Of course, there is no way to prove that this has not been the precise process. But there are three reasons which lead me to believe that the important changes came about, not through tradition, but through the work of one man.

1. Popular tradition of sufficient extent to modify the story as much as has been done would have discovered most of the inconsistencies and corrected them, and would probably have distorted the geography[2].

2. The changes which have been made are not of the

[1]) This is the name of Havelok's wife in the French version.

[2]) Heyman, after remarking that the texts extend over a space of two centuries, mentions the unusual conformity of geography in the versions, which he says would probably "not have been so great, had not the tradition lived and been current just in the territories mentioned" (p. 63). This, however, would not account for the unusual conservatism in other respects.

stock popular type; the conventional incidents and motives which popular tradition would almost certainly have introduced do not appear. In contrast to the difference between the French and the English *Havelok* might be considered the difference between *King Horn* and *Horn Childe*, a difference at least largely due to popular tradition.

3. The English *Havelok* has a unity of tone and method which are the uniformity not of conventionality, but of a consistent mental and moral attitude — an attitude shown in the working over of the incidents, in the moral tone, and in the comments of the author. This last point is so important that it needs further discussion.

The favor which *Havelok* has met among modern readers is owing largely to its homely and popular elements. It seems to introduce us to the atmosphere of humble life of medieval England. There is no other English romance which does this to an equal extent, and there are scarcely any which do so at all. Now it is noteworthy that while the French version is far from courtly it has few or none of these homely elements which create the special interest of the English romance. Consequently, they are the work of later hands. It is not possible to summarize the changes sufficiently well to show the difference as well as a consecutive reading of the various versions would do it, but a few of the most obvious may be pointed out.

This quality of homeliness is very well shown in the additions which the English redactor has made to the story. (1) The account of the rescue of Havelok by Grim, which is wholly an addition, is especially full of homely detail. This is particularly true of the scene in the cottage in which Grim, his wife Leue, and Havelok are the actors (555 ff.), and of the account of the preparation of the boat for the flight (699 ff.). (2) Likewise the account of the games at Lincoln, in which Havelok shows his superior physical prowess, one of the best scenes for atmosphere, contains detail and spirit which point directly to first-hand observation and intimate acquaintance (979 ff.). (3) The fight at the inn of Bernard Brun, which is substituted for the fight at the minster of the French version, is so different from the original that it may be regarded as an addition. It is distinctly more popular. A "dor-tre" instead of an axe is the weapon, and the whole account of the fight shows the popular

love of the brute strength which is able to break heads (1766 ff.). (4) At the end of the romance the daughters of Grim are married — one to the Earl of Chester, and the other to the Earl of Lincoln. — There is no significant detail connected with them, but the care in suitably rewarding the humbler persons of the story is an element of its popularization.

Much more striking than the additions is the evidence of the alterations. Indeed, there are many small additions connected with the alterations. It is not possible to present this material in detail, as it would involve quoting a large part of both versions. Suffice it to say, in general, that nearly all show close observation of and sympathy with the life of the humble Englishmen. The author particularly delights in expanding any notices of the manual work of his characters. Already I have mentioned the detailed account of Grim's work in preparing to escape from Denmark. Later the English version devotes about forty-five lines (739—784) to a detailed description of Grim's manner of life in England, where the *Lai* in the corresponding portion has six (135 ff.) and Gaimar thirteen (443 ff.). Havelok's experiences in Lincoln as a laborer occupy two hundred lines (863 ff.) while the *Lai* relates the same in thirty-two lines (241 ff.) and Gaimar in fifty-six lines (105 ff.). At this point there is considerable detail in Gaimar and the *Lai* tending to show that Haveloc possessed the knightly quality of generosity. The English version emphasizes rather his kindness to children, his good nature, and his modesty. Another example of expansion in the direction of homely detail is the account of the preparation of Havelok's clothing when he is to go to Lincoln. The only reference to this in the other redactions is in the *Lai*.

> Quant li prodoms lout enseigne,
> Et de draps apparaille,
> De lui le fist partie a peine. (185 ff.)

The English version has the following interesting detail:

> He tok þe sheres of þe nayl,
> And made him a couel of þe sayl,
> And Hauelok dide it sone on;
> Hauede (he) neyþer hosen ne shon,
> Ne none kinnes oþer wede;
> To Lincolne barfot he yede. (857 ff.)

It is also worth while to take account of another typical expansion. In the account of the forced marriage of Havelok with Goldeboru (Argentille), only the English version gives the dialogue of the different characters, showing the spirit in which they acted (1103 ff.). The speech of Havelok, to which reference has already been made, is particularly important for character, and seems true to life, if we think of Havelok as unconscious of his high birth. In this connection it may be mentioned that we have here and there (117 ff., 790 ff., 1073 ff., 1181 ff.) bits of soliloquy which throw no little light on states of mind, and are an important contribution to the realism of the romance. These examples of alteration are thoroughly typical, and the reader may, if he desires, extend the study by looking up the references given in the foot-note below [1]).

An expansion of a different kind is found in the *dramatis personae* of the English as compared with the French version. Reference has already been made to the interest in the daughters of Grim — Gunnild and Leuive. These correspond to Kelloc of the French redactions, who is introduced for the sake of the information she gives. The sons of Grim are in the English version deemed worthy of names, and play some part in the story, while they are almost insignificant in the French version. Their names — Robert þe Rede, William Wendut, and Huwe Rauen, have certainly a homely flavor. The same remark applies to Bernard Brun, who keeps the Denmark inn where Havelok was attacked, Griffin Galle, the leader of the sixty who make the attack, and Bertram the Cook, Havelok's master at Lincoln. Rarely indeed are such names to be found in English romance, and it is certain that

---

[1]) *Lai* 135 ff., *Havelok* 739 ff. In the English romance Havelok's work at Grimsby is related with enthusiasm; the *Lai* (this part of the story does not appear in Gaimar) only says that he was "forz et vertuous" (155). *Lai* 670 ff., not in Gaimar, *Hav.* 1682 ff.; *Lai* 925 ff., Gaimar 735 ff., *Hav.* 2312 ff.; *Lai* 961 ff., Gaimar 740 ff., *Hav.* 2430 ff.; *Lai* 1091 ff., Gaimar 809 ff., *Hav.* 2700 ff. The last two references are to the accounts of the death of the two villains. In the French version, one is killed in battle, and the other, although conquered, dies a natural death within fifteen days. In the English version both are tortured and put to death legally. The details of the torture show that the author had small pity for traitors.

the man who added the realistic detail of common life is the one who contributed these names to the romance [1]).

The homely character of the *Havelok,* which even the names show, results, too, in the introduction of a number of stage articles which are not frequently found elsewhere. The less usual things are the "poke, ful and blac", in which Grim bore Havelok home to his wife; the "gret ston" in the "cleue" of Grim against which Havelok cracked his head when Dame Leue cast him down; the "fayre firrene wowe" (1077) which separated the bower of Havelok and Goldeboru from that of their host in the castle of Ubbe. There is a bit of realism in the scene where Ubbe goes to see what the light in Havelok's bower means.

He stod, and totede in at a bord (2106).

As a bit of picturesque realism may be quoted also the lines telling what the light revealed after Havelok's fight at the inn.

On þe morwen, hwan it was day,
Ilc on other wirwed lay,
Als it were dogges þat were henget,
And summe laye in dikes slenget,
And summe in gripes bi þe her
Drawen were, and laten ther (vv. 1920 ff.) [2]).

---

[1]) Names are given to Havelok's sisters, Swanborw and Elfled, and two nobles are introduced — Reyner, Erl of Chester, and Erl Gunter, but these names are less significant.

[2]) The figures of speech are for the most part conventional, but a few homely ones may be significant:

Al engelond was of him adrad
So his þe beste fro þe gad (vv. 278 f.).

So brouke i euere mi blake swire (v. 311).

Was it nouth worth a fir sticke (v. 966).

He folwede hem so hund dos hare (v. 1994).

Þat he rorede als a bole (v. 2438).

And beten on him so doþ þe smith
With þe hammer on þe stith (vv. 1876 f.).

He maden here backes al-so bloute
Als here wombes, and made hem rowte
Als he weren kradelbarnes:
So dos þe child þat moder þarnes (vv. 1910 ff.).

Thus we see that the English redactor was one with an intimate and sympathetic acquaintance with humble life, not the fierce, warlike life of the Vikings, but the rough and ready life of a more settled order of society. That his attitude is that of the English common people is brought out very clearly. The whole background of social relations of the *Havelok* represents a highly organized society, and the characters range from king to thrall. For this organization there is demanded throughout the romance a certain reverence. Justice is not vengeance, but the formal execution of a legal sentence. Both Godrich and Godard are duly tried before receiving punishment (2462 ff., 2808 ff.). The king must rule in the interest of his subjects, and the first duty of subjects is to the king. Aþelwold, the ideal king, is a king of the folk, in whose time

> mihte chapmen fare
> þurhut Englond with here ware,
> And baldelike beye and sellen (51 ff.).

There seems to be no good reason for rejecting the suggestion that the efforts of Edward I to make England a place of order and safety may have inspired the description of Aþelwold.

The moral wisdom of the folk is also shown by the numerous proverbs which are scattered through the poem. When brought together they make an interesting collection.

> Hope maketh fol man ofte blenkes (307).
> For man shal god wille haue (600).
> þer God wile helpen, nouht ne dereth (648).
> It is no shame for to swinken (799).
> Lith and selthe felawes are (1338).
> Dwelling haueth ofte scaþe wrouht (1352).
> He was ful wis þat first yaf mede (1635).
> Wel is him þat god man fedes (1693).
> Wel is set, he etes mete (2036).
> Old sinne makes newe shame (2461).
> Him stondes wel þat god child strenes (2983).

A glance at this unusual list suggests that the author not only had listened to the proverbial wisdom of the folk, but probably was accustomed to use it in his own daily conversation. I may call attention to the fact that two of these

are strictly religious and most of the others deal with every day conduct.

In this connection may be mentioned the interruptions of the narrative for curse or comment which show how much the moral and religious aspects of the story impressed the author [1]). The following are typical:

Loke nou, hu God helpen kan
O mani wise wif and man (1712 f.).
He werse was þan sathanas
þat Iesu Crist in erþe shop.
Hanged worþe he on an hok! (1102 ff.).

Interruption of narrative for mere emphatic denunciation of conduct is exceptional in English romance, although interruptions of other kinds are commonplace enough [2]).

It seems to me that all these bits of evidence furnished by the additions and alterations, by the proverbs and comments, point in the same direction, and that we are about ready to make a few generalizations in regard to the author of the romance. But before doing so it is necessary to consider certain difficulties involved in the theory which has been explained. First, the question might be asked, what motives of the French version have been omitted? In reply it may be stated that only two important motives have been omitted — that of the fixing of dead men on stakes at the suggestion of Argentille (corresponding to Goldeboru) and the proof of royalty by the blowing of the horn. I do not know why these have been omitted. As for the first, possibly the author did not care to have his hero win by a ruse. But our theory is not that the original of the English romance was precisely the common original of the *Lai* and Gaimar, and possibly the version immediately before the English redactor did not contain these motives. Much more difficult than these is the fact that the French version connects the story of Havelok with that of Arthur, while the English version does not. In this point the English version must be nearer the original. If the accepted opinion that Geoffrey of Monmouth first brought

[1]) Cf. 60 ff., 423 ff., 542 ff., 1100 ff., 1158, 2516.

[2]) Religious interest is shown also in the detailed accounts of the taking of the oaths by Godrich and Godard (184 ff., 384 ff.) and of the religious exercises preceding the deaths of Aþelwold and Birkabein (210 ff., 358 ff.).

Arthur into general fame be true, the addition of Arthur to the story cannot have occurred long before the writing of Gaimar's *Estorie,* and it seems likely that the English version goes back to an original which did not mention Arthur. But as the connection of Arthur with the story of Havelok is purely external, this difference does not seriously affect my position that the original of *Havelok* was essentially the same as the original of the French versions. The question may also be asked, why are the names of the characters — except Grim and Havelok — changed in the English version? Does this not make it probable that the names have disappeared and been replaced in the course of oral tradition? To this the answer is that if the changes in names had taken place in this way, much greater changes in incident would certainly accompany them. It has been suggested that "Argentille" is a kind of translation of "Goldeboru". It is just as possible that "Goldeboru" is a kind of translation of "Argentille". The changes may have been made for the sake of introducing names more familiar to the audience addressed. And the name "Birkabein", we are told, could not have been known in England before the close of the twelfth century [1]). There is a fourth difficulty. In the English romance there is one motive not appearing in the French version which is of the conventional romantic type. That is, Havelok's royal birth is denoted not only by the light issuing from his mouth, but also by a very bright cross on his shoulder. This is a convention of the *chansons de geste,* and was probably suggested by the sign of the light. This change is very dissimilar to the others we have been studying, but it is one which would readily occur to a person acquainted with romantic literature. None of these difficulties can be regarded as serious except the second, and for that there is an obvious explanation.

We are now ready to try to say what may be said about the author of the *Havelok*. Now and then a hint about the author is to be obtained from the opening or closing lines of a romance, and this is true of *Havelok*. The closing lines are:

Forþi ich wolde biseken you
þat hauen herd þe rime nu,

—————

[1]) Ward. *Cat. Rom. B. M.*, vol. I, p. 440 (Heyman, p. 87).

> þat ilke of you, with gode wille,
> Seye a pater-noster stille,
> For him þat haueth þe ryme maked,
> And þer-fore fele nihtes waked;
> þat Iesu Crist his soule bringe
> Bi-forn his fader at his endinge.

Requests of this sort are commonplaces, but the religious note here corroborates the evidence already pointed out indicating that the author was religiously inclined. In the introduction of the romance there is also a prayer, placed in the mouth of the minstrel. The familiar address of minstrel to audience with which the romance begins emphasizes its popular character. It was intended not for the hall, but for the inn or street.

> Herkneth to me, gode men,
> Wiues, maydnes, and alle men,
> * * * * * * * * * *
> At þe beginning of vre tale,
> Fil me a cuppe of ful god ale;
> And (y) wile drinken, er y spelle,
> þat Crist vs shilde alle fro helle! (1 ff.)

These lines may have been the addition of some minstrel; but they probably were written by the author of the body of the poem.

There is good reason to believe that many, if not most, of the English romances were the work of minstrels adapting French materials to English audiences. The slipshod way in which they are put together, the conventional motives which are added to their sources, the stereotyped phraseology in which the material takes form seem to indicate that the work was done hastily by practical men for practical purposes. This is not true of *Havelok*. The author says of himself that he was awake many nights "making" it, and it is possible that the remark represents the truth. At any rate, there is a striking absence of the conventional incident from the English redactor's additions, and amid conventional phraseology there is much that is fresh. Moreover, in spite of inconsistencies the story has been worked over with pains which a minstrel would probably not take, and there is an interest in elements of the

story other than incident which an English minstrel probably would not have had.

I am inclined to accept the suggestion which has been made that the author belonged to the clergy. The emphasis on religious matters, the insistence on the moral aspects of the story, the love of proverbial wisdom certainly point in this direction. Moreover, the two scraps of Latin, commonplace as they are, decidedly favor this suggestion. Both are of a religious character.

Benedicamus domino! (20).

"In manus tuas," loude he seyde (228).

The wandering minstrel would almost certainly have emphasized the vaguely chivalric qualities of the story. But a priest, intimate with the life of Lincolnshire, loving his country and its people, finding a tale about the localities which he knew well, would do precisely what has been done, — he would emphasize the local and familiar, the lowly life, the moral lesson to be drawn.

But it does not matter so much what the profession of the author may have been. We feel that whoever he was, he was not far removed from the audience which he addressed, and that he steeped his tale, not in the atmosphere of conventional romance, as most minstrels would have done, not in the atmosphere of the Vikings, but in the atmosphere of contemporary, commonplace England. When reading the romance, we are living with people who, on the whole, love peace and order, are faithful to the church of priest and monk, hate oppression and lawlessness, and only at a distance know of tournament and court. If there is a wilder element in the society of the romance, it is not the attractive outlaw, but the usurper or the criminal, who is to be legally tortured and executed. It is a world of commonplace but sound ideals, and the author of *Havelok* believes in them.

It is probable that the author of the *Havelok* never wrote another romance. He shows no special narrative skill. Many romances are more exciting and interesting, so far as the story goes. The versification is not remarkable. One might guess that the story was taken up because of its local interest by one living in the part of England where the

story is placed, and was worked over especially for the people living there[1]). A clear-eyed, kindly, practical man, interested in common people, thoroughly patriotic, very religious in character, if not in profession, priest rather than minstrel, wrote our English *Havelok*[2]).

Of course, there is no certainty in matters of this kind, but this explanation meets the facts pretty well. If true, it indicates that an English redactor might very well make great and interesting changes in his material. The English *Havelok* — and it is probably true of other romances — is not the product of growth through tradition. I think it differs from the other romances with which it is associated — the "matter of England" group — because the story fell into hands of a different kind. The others are minstrel romances — that is, romances written by minstrels or some one working for them; *Havelok* probably is not.

---

[1]) The evidence of language is not decisive because of the fact that the poem seems to have passed through the hands of several scribes belonging to different parts of England; see Skeat, pp. xxv f., xlviii.

[2]) The evidence which supplies the accepted date for *Havelok* seems to show a patriotic interest. The expression "from Rokesborw to Dover" probably indicates pride in the recent events which made Rokesborough the northern limit of England. In this connection I may say that the fact that a parliament met at Lincoln in 1301 does not seem at all decisive, since *parliament* is probably only a translation of *assemblement* (*Lai*, 280), or some similar French term.

University of Illinois, Urbana, Illinois, U. S. A.
Herbert Le Sourd Creek.

NIGHT PERFORMANCES IN THE ELIZABETHAN THEATRES.

A Reply to Dr. T. S. Graves.

Controversy between experts on the many moot points in connexion with the Elizabethan theatres still awaiting solution should be sedulously encouraged. Only in this way can any serious progress be made. With all due respect to Prof. C. W. Wallace and his forcibly expressed opinions, research, notwithstanding its supreme utility, cannot say the last word in these matters. The ability to discover does not necessarily imply the ability to expound, and, after all, a fact is not a fact till it is demonstrated. It frequently happens that the value of new historical material lies more in its relativity than in its intrinsic importance. Even Prof. Wallace himself, with all his great gifts as a researcher, has temporarily obscured the value of some of his own discoveries by twisting his data in accordance with some preconceived and untenable theory, such, for example, as the theory of Elizabeth's direct control and financing of the second Blackfriars theatre. Research, with all its virtues, is no more than the flint out of which the steel of excogitation and controversy may, after many attempts, evoke the divine spark of truth.

If there is one thing more than another that has been impressed upon me, as Elizabethan investigator, by the revolutionary discoveries of the past decennium, it is the necessity for keeping an open mind. Where so much remains uncertain and obscure one must face with equanimity the humiliating possibility of having to yield to the logic of the new idea, and, with what grace one may, to eat one's opinions *coram populo*. Progress is only stayed by the dogmatist who makes

the fight an individual one, a contest of men rather than of principles. In the struggle for the establishment of ideas there comes a moment when surrender is more honourable than a churlish continuance of the fray. I preach here what I have practised.

Holding as I do these opinions, I could not but give respectful attention to Dr. T. S. Graves' elaborate review[1] of my paper on *Light and Darkness in the Elizabethan Theatre*. All the same, however, I must confess that his main contention came upon me like thunder from a clear sky. Among the cardinal points that the older school of Elizabethan investigators, to which I have the honour to belong, have long looked upon as fundamental ranks the regularity of day (one might almost say daylight) performances. In our eyes, therefore, Dr. Graves' attempt to upset that axiom is equivalent to speaking disrespectfully of the Equator. But it would be rash and impolitic to attempt to laugh so skilled and well-equipped an antagonist out of court, and I must needs essay to fight him with his own weapons.

Although, as I hope to demonstrate, there is in Dr. Graves' paper some considerable amount of evidence advanced not germane to the main issue and some little bolstering of his thesis by fallacious reasoning, it must be admitted at the outset that he has advanced clear proof of occasional night performances in both inns and theatres. But nothing has been educed to show the establishment of the practice as an alternative norm; and the examples brought forward (even when supplemented by one or two of my own discovery) are not more numerous than to constitute the exceptions proving the daylight rule.

Before I proceed to a full discussion of this matter let me enter a demurrer with regard to Dr. Graves' endorsement of Wither's old theory regarding the possible hanging of "the heavens" with black to symbolize night. There are two potent reasons why this could not have been done. In the first case it would have lead to serious inconvenience and delay during the traffic of the scene. The action would often have had to be stopped while the black draperies were being put up and

[1]) Englische studien 47, 63 ff., *Night Scenes in the Elizabethan Theatres.*

while they were being taken down. Night scenes often occur in the middle of an act, the precise period when delays in action were, in Elizabethan eyes, "most tolerable and not to be endured."

But a graver objection to the practice, an objection that, to my mind, would have been fatal, is that it would have led to a confusion of symbols. We know from many sources that before the acting of a tragedy it was customary to drape the stage with black by way of fitting background. The evidence is clearest in the induction to *A Warning for Faire Women*, an anonymous tragedy printed in 1599. History says to Comedy:

> "Look, Comedie, I mark'd it not till now,
> The stage is hung with blacke, and I perceive
> The auditors prepar'd for tragedie."

And Comedy replies

> "Nay then, I see she shall be entertain'd
> These ornaments beseem not thee and me;
> Then Tragedie, kill them to-day with sorrow,
> We'll make them laugh with mirthful Jests to-morrow."

Afterwards Tragedy acts as Chorus to the play and at the beginning of the second act says

> "Till now you have but sitten to behold
> The fatal entrance to one bloody scene;
> And by gradations seen how we have grown
> Into the main stream of our tragedy.
> All we have done hath only been in words:
> But now we come unto the dismal act,
> *And in these sable curtains shut we up*
> The comic entrance to our direful play."

With the stage already hung in black, surely it would have been impossible to convey a transitory impression of darkness by increasing the black? All the passages quoted by Dr. Graves at p. 65 of his paper clearly associate black with the sense of tragedy or disaster, not with any mere stage symbolization of night. If any play upon words was intended in the lines from *Henry VI. Pt. i* and *Macbeth*, the only inference deducible would be that the "heavens" was draped with black during the acting of tragedies. But seriously, are we to read a theatrical metaphor into every passage in the old

dramatic poets making allusion to the heavens? Was the word never used in an ordinary sense? My own impression is that the phrase "hung be the heavens with black" was a generally accepted form of poetic lament. Thus, some lines entitled "De Burbagio et Regina"[1], written in 1620 on the death of Richard Burbage, begin:

> "Hung be the heavens with black, yield day to night,
> Comets importing change shoot through the sky,
> Scourge the foul fates that thus afflict our sight
> Burbadge the player has vouchsafed to die!"

Dr. Graves may possibly see in the opening line of this hotch-potch some support of his contention; but, admitting for the sake of argument that there is a theatrical allusiveness in all these references to the Heavens, I take it that what the poets were driving at is best conveyed in the lines which Malone cites from Marston's *The Insatiate Countess* —

> "The stage of heaven is hung with solemn black,
> A time best fitting to act tragedies."

On this showing it was the tyring-house, and not the "Heavens", that was hung with black. One other point merits consideration. We have no proof that the "Heavens" was ever a characteristic of the Private playhouse and there is no reason why it should have been. Otherwise significantly known as "the shadow", the Heavens was a public-theatre device for sheltering the players from the sun and the rain. In a large open-roofed building it also acted as a sounding board. But in the small, roofed private theatres its offices were so far superseded as to render it unnecessary. Surely this impales Dr. Graves on the horns of a dilemma. When we find the King's players performing now at the Globe and now at the Blackfriars we must concede that the general run of stage conventions were common to all the theatres, irrespective of category. But Dr. Graves would have us believe in a symbol which, in the private playhouse, was impossible to indicate. After one has duly weighed all these points, the only safe inference is that black draperies were exclusively reserved for hanging on the tiring-house during the performance of tragedies.

---

[1]) Transactions of the Royal Society of Literature 32, 144, (1913), Mrs C. C. Stopes on "The Burbages".

I come now to Dr. Graves' main thesis, the possibility, notwithstanding the daylight rule, of a frequency or succession of night performances in inns, inn-yards or theatres. Before proceeding to examine his evidence in detail, I must take leave to dispute this on general grounds. The temper of the times militated stubbornly against any such innovation [1]). Some relics of curfew still lingered. In 1603 the corporation of Nottingham committed one Richard Jackson "for allowing players to sound their trumpet and play within his house without license, *and for suffering his guests to be out all night* [2])." Town, at this period, was a trifle more enlightened and progressive than country, and the Common Council rarely, if ever, interfered with a genuine private performance given before a handful of people. Nash's lucky gambler could write his friends to his chambers or to a tavern to see "two playes in one night" without any dread of the consequences. Any consideration of performances of this order would not be germane to the issue. But it is worth while noting that they were of a particular frequency, a certain proof that the general routine of public acting took place in the afternoon. "Some sherry for my lord's players there, sirrah"; cries one of the characters in Middleton's *A mad World, my masters,* "why this will be a true feast; a right Mitre supper; — a play and all." And just here we have arrived at the pith of the matter. It was all a question of numbers. In those days of high vitality and exuberant spirits the Common Council had a righteous horror of crowds and looked with unfriendly eyes on everything that gathered them. It was that, and not Puritanism, which evoked its hostility to the inn-yard stages and the theatres. Large assemblies were always a menace to the public peace, and often, as the Elizabethan authorities thought, a danger to the public health [3]). But a crowd in the daytime was not half so

[1]) I am not unmindful of the fact that in 1557, on a holyday, a night performance was given in a London church (see C. W. Wallace, *The Evolution of the English Drama up to Shakespeare,* 91 note 3). But this took place in the summer, and occurrences of the sort are not likely to have established any precedent.

[2]) Hist. MSS. Comm. Reports I. p. 105.

[3]) Elsewhere night performances were equally objectionable. In Rome in 1588 Sixtus V forbade the Desiosi to act otherwise than by daylight (Winifred Smith, *The Commedia dell' Arte*, 62).

dangerous as a crowd at night. For the turbulency of an ordinary mob one has only to recall Gayton's description of a holyday audience on the Bankside:

"Men came not to study at a playhouse, but love such expressions and passages, which, with ease, insinuate themselves into their capacities. *Lingua*, that learned comedy of the contention betwixt the five senses for superiority, is not to be prostituted to the common stage, but is only proper for an academy: to them bring Jack Drum's *Entertainment*, Greene's *Tu Quoque*, *the Devil of Edmonton* and the like; or if it be on holy dayes, when saylers, watermen, shoemakers, butchers and apprentices are at leisure, then it is good policy to amaze those violent spirits with some tearing tragedy, full of fights and skirmishes, as *The Guelphs and Guiblins*, *Greeks and Trojans*, or *The Three London Apprentices*, which commonly ends in six acts, the spectators frequently mounting the stage, and making a more bloody catastrophe amongst themselves than the players did. I have known upon one of these festivals, but especially at Shrove-tide, where the players have been appointed, notwithstanding their bills to the contrary, to act what the major part of the company had a mind to. Sometimes *Tamerlane*, sometimes *Jugurtha*, sometimes *The Jew of Malta*, and sometimes parts of all these; and at last, none of the three taking, they were forced to undress and put off their tragick habits, and conclude the day with *The Merry Milkmaides*. And unless this were done, and the popular humour satisfied (as sometimes it so fortun'd that the players were refractory), the benches, the tiles, the laths, the stones, oranges, apples, nuts, flew about most liberally; and as there were mechanicks of all professions, who fell every one to his trade, and dissolved a house in an instant, and made a ruin of a stately fabrick."

This, then, was much the type of audience the common players would have played to, had they elected to brave the authorities and give regular performances at night. Doubtless the average attendance and the receipts would have been higher but any increase in revenue would have been nullified by the serious extra expense of artificial lighting. With neat appositeness one can say that the game wasn't worth the candle. Think of the grave risk to be incurred by placing a considerable number of naked lights, here and there, in a large

wooden building. The destruction of the First Fortune theatre occurred at twelve oclock on a Sunday night "by negligence of a candle"[1]. All things considered, can we wonder that the common players preferred acting in the daytime?

Now as to the question of cresset lights, viewed in association with Cotgrave's definition of *Falot*. Owing to the cresset being primarily an open-air light, the definition seems to point to a public-theatre use, but the matter is somewhat difficult to determine. Additional evidence comes to hand to show that cressets were frequently employed at private representations. Here, for example, is a record from the Cotton MSS[2] relative to the performance of *Jube the Sane* in celebration of the marriage of Lord Strange to the Earl of Cumberland's daughter, an event which took place c. 1550:

"The 7 day of February was my lord Strange mared to the lade of Comberland, the erle of Comberlands doytur, and after a grett dener and Justs, and after tornay on horsbake with swords, and after soper *Jube the Sane*, a playe with lyght and cresset lyghts, lx cressets and c. of torches, and a maske and a bankett."

Dr. Graves argues plausibly (p. 66) in favour of the employment of cressets in the public theatres. "There is no especial reason to believe" he writes "that the actors of the day were eager to begin their plays promptly at one or three o'clock in the afternoon or that they were especially eager to have done with them while daylight lasted, the alternationists to the contrary notwithstanding. And in cases of plays beginning at late hours, artificial lights were surely necessary, even in the open theatres, when such performance were given on cloudy winter days."

While holding no brief for the alternationists, I must here point out that the maximum period of performance was conditioned by the meal-hours. The play began as soon as possible after dinner, allowing for the remoteness of the theatre, and had to end before supper-time. The boundaries would be two o'clock to six, with a sliding scale according to the season. That the players desired to make the most of natural

---

[1]) Howe's Continuation of *Stowe's Chronicle*, 1631; p. 1004.

[2]) Collier, *Annals*, 1831, I. 146 note.

light and thus minimize expence is shown by the fact that they constructed their theatres in the Fields and on the Bankside with open roofs and abundance of windows. The latest hour of commencing would be in summer when all necessity for artificial light would be precluded; but, hurry as they might in the depth of winter, darkness would come in upon the players towards the close. It is rational to suppose that in such predicaments they would resort to the use of cressets. But the evidence on the point is somewhat conflicting. In Holinshed's *Chronicles* (1587) we read that the famous earthquake of 1580 happened "on the sixth of April, being Wednesday in Easter-week, about six of the clock toward evening" and that "the people assembled at the play houses in the fields as at the . . . Theater . . . were so amazed, that doubting the ruin of the galleries, they made haste to be gone" [1]). The measure of time was not very scientific in the days when clocks were few, but assuming the accuracy of the narration, it is surprising to find the audience in a public theatre at so late an hour as six o'clock. If this was at all customary some resort to artificial light would be imperative. But I doubt if the testimony has bearing on winter performances.

Late in 1584 the Queen's Players petitioned the Privy Council for leave to act in the city in order that they might be prepared to perform before the Queen at Christmas, giving as a reason" the ceason of the yere beynge past to playe att anye of the houses wth out the Citty of London" [2]). In their reply to the Privy Council relative to this petition the Common Council made sundry objections, averring that

"If in winter the dark do cary inconvenience, and the short time of the day after evening prayer do leave them no leysure, and fowleness of season do hinder the passage into the feldes to playes, the remedie is ill conceyued to bring them into London" [3]).

All this argues against the employment of artificial light, even as the fag-end of a play. The impression gained is confirmed by what Webster says in his "address to the Reader"

---

[1]) Cf. Halliwell-Phillipps, *Outlines*, 1886, p. 343 for other references.

[2]) Collier's *Annals*, 1831, I. 219, where the date is wrongly given as 1575.

[3]) Ibid. I. 222.

prefixed to *The White Devil*, in which he accounts for the play's failure by lamenting "it was acted in so dull a time of winter and presented in so open and black a theatre" that no fitting audience could be induced to attend.

The foregoing reference to evening prayer recalls the frequent prohibitions of performances until after that service and leads me to discuss Dr. Graves's contention (p. 66) that these restrictions imply belated performances. There is here a serious misconception of the term "evening prayer", the word "evening" being undoubtedly used in a looser sense than it now is. Take the Privy Council's order of April 11, 1582 to the Lord Mayor, in which certain companies were given authority to play in the city in innyards so that they might become proficient to appear before the court, "their honest exercise of recreation in playing to be used on the ordinarie S. Hollydaies after evening prayer, as long as the season of the yere may permitt"[1]. According to this it was only on holidays that the restriction applied, and the concluding clause, with its limitation to season, clearly shows that no artificial light was employed. Evening prayers on holidays evidently took place not long after dinner. Further light is thrown on the point by the Lord Mayor's reply to the Privy Council, under date April 13, 1582:

"I have receaved significacō of your LL ps pleasure by your letters for enlarging the restraint of players on holydaies in the afternone being not the sabbat daye so as the same may be done after service and without disturbance of comon prayer and seruice of God, wch as the experience is among vs p adventure not made knowen to your LL ps can very hardly be done. ffor thoughe they beginne not there playes till after evening prayer, yet all the time of the afternone before they take in hearers and fill the place with such as be thereby absent from seruing God at Chirch and attending to serue Gods enemie in an Inne; If for remedie here of I shold also restraine the letting in of the people till after service in the churche it wold drive the action of their plaies into very inconvenient time of night specially for servantes and children to be absent from their parents and masters attendance and presence." [2])

---

1) *Malone Collections* I pt. i, 53.

2) Ibid. p. 54.

Following this came "The Remedies" of 1584, a number of suggestions to the Privy Council relative to the petition of the Queen's Players already referred to. Among the stipulations were

"That no playeng be on holydaies, but after evening prayer, nor any received into the auditorie till after evening prayer.

"That no playeng be in the dark, nor continue any such time but as any of the auditorie may returne to their dwellings in London before sonne set, or at least before dark."

These suggestions, if carried out, would have been practically prohibitive at any other period except the summer. There is in them, I think, no reference to the possibility of night performances by artificial light, a contingency undreamt of by the Common Council. The objection is simply to playing in the dark. One can understand this when one recalls that common plays were frequented by "harlotts, cutpurses, cuseners, pilferers and such lyke".[1] In these items the Common Council merely evinced a laudable anxiety to safeguard the audience within and the public peace without.

Evening service was really afternoon service and we find it so called in one or two early documents. In a petition of c. 1619 relative to the Blackfriars playhouse it is complained that acting in the winter time was from two "till sixe at night", or in the time of afternoon service[2]). In response to this we find an order being issued on January 21, 1618—9 for the suppression of the playhouse, one reason advanced being that "the minister and people [were] disturbed at . . . publique prayers in the afternoones." The petition is otherwise important as indicating that even in the private theatres, where artificial lighting was regularly employed and there was no reason for undue haste, the performance generally concluded by six o'clock. With the sustained hostility of some portion of the Blackfriars inhabitants towards the local playhouse, we may be sure that had night performances been given some complaint would have been made of it. Remark the petition sent in by the Puritans of the precinct to Laud in 1631. —

"3. The passage through Ludgate to the water is many

---

[1]) *Malone Collections* I. i, p. 68.

[2]) Ibid. p. 91.

tymes stopped up, people in their ordinary going much endangered, quarrells and bloodshed many tymes occasioned, and many disorderly people towards night gathered thither, under pretence of attending and waiting for those at the playes".[1])

In advancing evidence to prove night, or late performances Dr. Graves jumbles together data relative to taverns, inn-yards and public and private theatres. This is unscientific and unsatisfactory. It implies an identity of playgoing habit never yet proved. To concede that the inn-yard stage was the rude prototype of the public theatre is not to admit that all the customs of the one were followed in the other. There must have been a measure of difference between a temporary and permanent playing place.

Again, Dr. Graves endeavours to lessen the weight of Wright's statement in his Historia Histrionica (1699) that in the Globe, Red Bull and Fortune "they alwaies acted by day-ligat" by affirming that the passage is "too late to be of much value". It is generally understood that Wright got his information from his father John Wright, the dramatist, a barrister of the Middle Temple. Be that as it may, I wish to testify to the general accuracy of Wright's statements. I have had occasion to put many of them to the test but have never been able to discover a single flaw in the pamphlet.

The drastic order of 1571 (cited by Dr. Graves as p. 67), prohibiting all playing whatsoever for the time being, was issued almost five years before the first theatres were built. Although doubtless aimed for the most part at the inn-yard performances, there is nothing in it to show that the clause "or ells at nyght of any of the same daies" dealt otherwise than with those private performances in celebration of weddings etc. which were invariably given at night. From the tenor of the order I take it that the period was one of plague and that the authorities were desirous of preventing all assemblies whatsoever. Probably they believed with Dr. Some, the Vice Chancellor of Cambridge that "that badde kende of people", the players, were "the most ordinary cariers and dispersers" of infection. I am emboldened to take this reading by the

---

1) Collier, *Annals*, 1831, II. 27.

fact that never afterwards do we find either the Common or the Privy Council prohibiting night performances. There was evidently no real necessity.

It is surprising that Dr. Graves should express any doubt as to the meaning intended to be conveyed by the passage cited from Bishop Babington (p. 68). It practically says that if plays be dangerous in the day-time on a stage and in open courts (i. e. in theatres and inn-yards), they are much more so in chambers and private houses. He is complaining here of private performances of such an occasional nature that no stage was employed. No good Christians he says, should suffer them in their houses. No one disputes that private performances of this type were given at night. That they were so given proves that the usual period of public playing was in the day-time.

I come now the to vital question, the question of night performances in the public theatres. Have we proof of any and could they have been of any particular frequency? Dr. Graves implies a regular custom (pp. 68—9) when he accepts Stubbes' extravagant diatribe as gospel. If "daylie and hourely, night and daye, tyme and tyde" is not mere antithetical exaggeration, pray put me in the category of the Dogberrys and "write me down an ass". A little better than two years before the publication of the *Anatomie of Abuses*, or in December 1581, the Privy Council ordered the Lord Mayor to permit certain companies of players to act in or about the city "as they have been heretofore accustomed, upon the week days only, being holidays, or other days; so that they do forbear wholly to play on the sabbath day, either in the forenoon or afternoon, which to do they are by their Lordships order expressly denied and forbidden." [1]) Here we note that the Council was particularly anxious that no performance should be allowed in Sundays, but night performances in public were so utterly unprecedented that no precaution was taken to forbid them.

If night performances were of any particular frequency, how comes it that in all the many documents dealing with the abuses arising out of play-acting one never finds the

---

[1]) Collier's *Annals*, 1831, I. 249.

slightest hint concerning the troubles they have occasioned? The general complaint was that the players drew the people away when they ought to have been working. For me an atmosphere of sunshine is always conjured up by these musty parchments. Look, for example, at the preamble to the Privy Council's order of 1600 regulating the number of play houses:

"Forasmuch as it is manifestly known and granted that the multitude of the said houses, and the misgovernment of them hath been, and is daily occasion of the idle, riotous and dissolute living of great numbers of people, that leaving all such honest and painful course of life as they should follow, do meet and assemble there, and of many particular abuses and disorders that do thereupon ensue[1])."

Taken literally, Stubbes' "daylie and hourely, night and daye, tyme and tyde" would imply that each company of players was accustomed to give more than one performance a day in the same theatre. In the whole range of Pre-Restoration dramatic annals we have no explicit record of any such custom. What evidence exists testifies to the contrary. Speaking of the players, Taylor, the Water-Poet, in his *True Cause of the Watermens Suit concerning Players, and the reasons that their playing on London side is their extreme hindrance* (1613) says, "But my love is such to them, that whereas they do play but once a day, I could be content they should play twice or thrice a day."

Dr. Graves has done good service in drawing attention to the loose use in Elizabethan times of the word *night*. If we could assume that night came in those days at the hour when candles had to be lit we could arrive at a reason for references to "to-night" in contemporary inductions and prologues. Most of these references occur in private theatre plays[2]), and in the private theatre it was customary to light

[1]) Collier, *Annals*, 1831, I. 312.

[2]) Cf. Prologues to Gascoigne's *The Glasse of Government* (1575), Jonson's *The Staple of News*, and to *The Chances*. Also the Globe epilogue to *Satiromastix*. In *Jack Drum's Entertainment*, Act V., Sir Ed. Fortune refers to having seen "the children of Pawles last night", although we know from Percy they always acted in the afternoon. This conventional use of the phrase persisted after the Restoration. In the prologue to *The Rehearsal* we read:

"Would some of 'em were here, to see, this night,
What stuff it is in which they took delight."

candles at the outset. A conventional method of expression would arise which would be generally adopted, in the public theatre as well as the private.

That there were occasional night performances in the public theatres must be frankly admitted. By two items of evidence, and two only, Dr. Graves has proved his case. While I am in a position, as will shortly be seen, to supplement his evidence, I cannot admit that these performances were anything but exceptional. Dr. Graves has no valid grounds for thinking otherwise, even although he goes the length of suggesting "that the actors of the time observed from their experiences at court the convenience that accompanied staging by artificial lighting, and as a result from time to time by representing their dramas at night, sought to secure in their public playhouses the benefits of such a system". This implies, what has frequently been advanced by Feuillerat[1]) and others, that the players sought in their public performances to vie with the splendour of the court in the matter of scenic decoration. I really have no patience with these idle theories. To use an expressive Americanism, the players were not in the business "for their health." They were not likely to introduce any new system that would prove a serious expence. It is significant that one of the first results of the regular employment of scenery shortly after the Restoration was a considerable advance in the prices of admission.

The first unmistakable reference to night performances in public theatres occurs in a letter of the Lord Mayor to Lord Burghley, dated June 12, 1592[2]). It details how, on Sunday night, shortly after eight o'clock, the Lord Mayor, in accordance with information received, went to Southwark where a riotous mob of feltmakers and apprentices had assembled. Having issued proclamation, he disperse the crowd and arrested the ringleaders. Next day he examined the Constable of the Borough and found that the mob had "assembled themselves by occasion and pretence of their meeting

---

[1]) See his *Le Bureau Des Menus-Plaisirs et La Mise en Scène à la cour d'Elizabeth* (Louvain, 1910), pp. 84—86.

[2]) *Malone Collections* I pt. i, p. 71.

at a play wch bysides the breach of the sabbath day giveth opportunitie of comitting these and such lyke disorders."

It is noteworthy that, notwithstanding the Privy Council order of 1583 forbidding performances on Sunday, Sunday plays continued for long to be given. In October, 1587, the inhabitants of Southwark sent in a petition complaining of these performances "especially within the Liberty of the Clink, and within the parish of St Saviours[1]". A further order was issued in 1591[2] but no notice was apparently taken of it. By 1615, however, Sunday performances were temporarily suppressed for in the *Refutation of the apologie for Actors* published in that year, "J. G." asks "if plays do so much good, why are they not suffered on the Sabbath, a day select whereon to do good?" But a relapse occurred, owing probably to the baneful example of James I, at whose court Sunday-night performances of masques and plays were frequently given; and in despite of the statute 3 Car. I. c. i, prohibiting all Sunday performances whatsoever, the practice still continued both in public and in private until the outbreak of the civil war[3]. In 1634 we find Prynne[4] complaining of the laxity in the administration of the statute. "Neither will it hereupon follow" he says "that we may dance, dice, see masques or playes on Lords-day nights (as too many do) because the Lords day is then ended." Five years previously Withers had written:

> "And seldom have they leisure for a play
> Or masque, except upon God's holiday[5]."

I have dwelt at length on this question of Sunday performances, because it has dawned upon we since I began to write this reply that night performances in the public theatres were limited to Sundays. That would account for the destruction of the Fortune theatre at twelve o'clock on

---

[1]) Collier's *Annals*, 1831, I. 279.

[2]) Ibid. I. 279, note 2.

[3]) Some French players acted at the Red Bull on Sunday, November 22, 1629. See W. J. Lawrence, *The Elizabethan Playhouse and other Studies*, First Series, 130.

[4]) *Histriomastix*, pp. 645 and 717.

[5]) Wither, *Britaines Remembrancer* (1628), Canto VI, p. 107.

a Sunday night "by negligence of a candle." In support of my view comes the entry from *Henslowe's Diary* referred to by Dr. Graves:

"Lent vnto the company when they fyrst played dido at nyght, the some of thirtishillynges wch wasse the 8 of Jenewary 1597 I saye XXXs [1])."

Now it is significant of much, as Carlyle would say, that January 8, 1597—8 fell upon a Sunday [2]). The entry deals with the Admiral's Men at the Rose, and Fleay's statement that *Dido* was played to "the select few rather than to the crowd" is consequently shown to be inaccurate. Probably this was the first occasion on which the company had given a Sunday performance. Basing on the fact that there are no Sunday datings in Henslowe's list for 1595 and arguing also from his habit of arranging his entries of receipts in weekly sections, Greg arrives at the conclusion that there were no Sunday performances [3]). The weight of evidence now shows this to be fallacious. Where Sunday datings occur in the Diary we must not rashly assume them to be wrong [4]).

Very apposite in this connexion is Prof. Graves' citation from Crosse's *Vertues Commonwealth* (1603): —

"But especially these Nocturnall and night Playes, at unseasonable and undue times, more greater evils must necessarily proceed from them, because they do not only hide and cover the thiefe, but also entice servants out of their maisters houses, wherby opportunitie is offered to loose fellowes, to effect many wicked strategems."

---

[1]) *Henslowe's Diary*, edit. Greg, I. 83.

[2]) William Allen Whitworth, *The Churchman's Almanac for Eight Centuries (1201 to 2000), giving the name and date of every Sunday*.

[3]) *Henslowe's Diary* II. 324.

[4]) In the list of performances given by Lord Strange's Men at the Rose or Newington Butts in 1591, old style, several Sunday datings occur. (Cf. Greg's recension I 13—14). February 20, April 30, May 6, 13, 20, 27 all fell on a Sunday. The break was probably due to the Lenten period. Note that on Feb. 20 and April 30 *Mulo Malluco* was given. As this play was probably identical with *The Battle of Alcazar*, it may be remarked that in the dumb shew at the end of act IV in the latter a blazing star and fireworks were features. This looks as if firework plays were selected for night performance.

Only a public performance could hide and cover the thief, and, in puritanical eyes, Sunday night was certainly an "unseasonable and undue" period for such performances. We must not allow ourselves to be deceived by Crosse's phrasing in which the aim is at iterative forcefulness. There is no detached significance in his use of "Nocturnall", although by one other writer the vocable is used in a specialised sense. Discussing the plague in his *Worke for Armorours: or the Peace is Broken* (1609) Dekker says:

"*Playhouses* stand (like *Tavernes* that have cast out their Maisters) the dores locked vp, the *Flagges* (like their *Bushes*) taken down; or rather like *Houses* lately infected, from whence the affrighted dwellers are fled, in hope to live better in the *Country*. The *Players* themselves did never worke till nowe, their *Comedies* are all turned to *Tragedies;* their *Tragedies* to *Nocturnals*, and the best of them are weary of playing in those *Nocturnal Tragedies*. Thinke you to delight your selves by keeping company with our *Poets?* *Proh Dolor!* their *Muses* are more sullen than old *monkeys:* now that mony is stirring, they never *Plead* cheerfully but in their *Tearme* times, when *Twopeny Clients*, and Peny Stinkards swarme together to heere the *Stagerites*. Playing vacations are *Diseases* now as common and as hurtful to them, as the *Fowle Evill* to a *Northern* Man or the *Pox* to a *Frenchman*."

"Nocturnalls" here plainly imply enforced night performances in private, which, whatever the nature of the play, would be nocturnal tragedies to the players, seeing that they brought in little money compared with their playing to the twopenny clients and penny stinkards in public.

Enough has been said, I think, to show that there was no great frequency of night performances in the theatres in Pre-Restoration times. Whatever may have been the habit elsewhere, the history of English playgoing clearly shows that the hour of commencing the performance has always been regulated by the dinner hour. For upwards of three hundred years it has been growing later and later by slow increments. In the middle of the eighteenth century the curtain rose at six o'clock and fell at nine. Afterwards ladies paid visits of courtesy and gentlemen betook themselves to

the coffee-house for an hour. Nowadays, under the tyranny of the dinner rule, the play does not commence until 8 o'clock, or a trifle later. When we review this rhythmical progression we can only infer that Elizabethan night performances were sporadic and irregular, for they were absolutely without influence on the evolution of playgoing habit.

Dublin. W. J. Lawrence.

EINFLÜSSE DEUTSCHER RÄUBER- UND SCHAUERROMANTIK AUF SHELLEY, MRS. SHELLEY UND BYRON.

I. Eine der deutschen quellen zu *St. Irvyne*?
II. Die *Fantasmagoriana* von Cologny.

I.

Schon der erste versuch, den man unternimmt, den deutschen quellen zu Shelleys *Zastrozzi* und *St. Irvyne* nachzugehen, zeigt, welchen schwierigkeiten man dabei begegnet. Die erste hilfe ist Goedekes *Grundriß zur geschichte der deutschen dichtung*, und wenn man da im 4. und 5. bande die deutsche romanliteratur durchsieht, so wird man bald gewahr, daß, bis auf einen fall (swu.), nur ein günstiger stern auf die richtige spur in diesem labyrinthischen reichtum von romanen und erzählungen führen kann.

Manche titel, die etwa auf einen stoff hinweisen, der Shelley zu seinen jugendromanen veranlaßt haben könnte, findet man. Dann aber stellt sich die weitere schwierigkeit ein, daß die betreffenden bücher nur schwer zu beschaffen sind. Und ist dies geglückt, so zeigt es sich, daß die ähnlichkeit des titels sich nicht auch auf den inhalt erstreckt. — Vorderhand kann ich daher nur von einem buche sprechen, dessen titel auf *St. Irvyne* hinweist.

Es ist der zweibändige roman von Friedrich Christian Laukhard — dem bekannten »Magister« Laukhard —, *Franz Wolfstein oder begebenheiten eines dummen teufels*, der 1799 (nicht 1798, wie es bei Goedeke, V, s. 525, heißt) in Leipzig erschien.

Ich hoffte, in diesem buche vielleicht eine vorlage Shelleys

begrüßen zu dürfen, da eine der hauptfiguren in *St. Irvyne* »Wolfstein« heißt [1]).

Das ergebnis war freilich zunächst negativ; gerade diejenigen stellen in *St. Irvyne*, wo H. B. Forman in seiner Shelley-ausgabe (V, s. XIII f.) auf germanismen hinweist, haben mit Laukhards text nichts zu tun, und der ganze erste band von *Franz Wolfstein* hat mit *St. Irvyne* besonders nur das gemein, daß der anfänglich auch oft »Franz« genannte held im verlauf der darstellung immer häufiger einfach »Wolfstein« heißt, wie das bei Shelley stets und im 2. bande des Laukhardschen romans fast ausschließlich der fall ist.

Dies ist immerhin bedeutsam.

Dagegen führt ein motiv, das auch im 2. bande des romans eine rolle spielt, auf *Zastrozzi*. Es ist das motiv, daß das wirtshaus in der einöde ein ort ist, wo sich raubgesellen der einquartierten gäste bemächtigen und sie entführen. —

Ehe ich weiter auf solche ähnlichkeiten eingehe, möchte ich darauf hinweisen, daß *Zastrozzi* und *St. Irvyne* in der struktur und im inhalt große parallelen aufzeigen, und daß daher der gedanke vielleicht nicht ganz von der hand zu weisen ist, daß sie zum teil auf die gleichen quellen zurückgehen (was ja aus anderen gründen schon vermutet wird).

Gleich zu anfang geraten Verezzi sowohl wie Wolfstein in die hände von räubern und werden beide in eigentümliche höhlen geschleppt, aus denen sie — freilich auf ganz verschiedene weise — wieder entkommen. Sodann spielt das motiv der liebe herein, die von der eifersucht einer dritten person begleitet ist [2]); in beiden geschichten ist der seltsame »überall und nirgends« ein Italiener (Zastrozzi und Ginotti), und in beiden geschichten wird in der zweiten hälfte der schauplatz nach Italien verlegt.

---

[1]) H. Richter sagt (*P. B. Shelley*, s. 45): »Der name *Wolfstein* findet sich in Scotts *Lied des letzten Minstrel.*« Dies ist nicht richtig: Der »deutsche ritter und raufbold« heißt bei Scott (Canto IV 314 u. VI 125) Conrad of Wolfenstein. Auch sonst findet sich bei H. R. hier, neben vielem wertvollen, ein weiterer irrtum. S. 42 will H. R. *Brenner?* für den ort *Breno* setzen (wo Ginotti wieder zu Wolfstein stößt). »Breno« aber ist richtig: es liegt am oberlauf des Oglio (Val Camonica). Die erwähnung gerade dieses ortes könnte einen deutlichen anhaltspunkt für eine der vorlagen Shelleys bieten.

[2]) Vgl. H. Richter, aao. s. 45.

Aus diesem grunde ist es nicht unmöglich, daß, sofern *Franz Wolfstein* als eine quelle Shelleys in betracht käme, dies nicht nur für *St. Irvyne*, sondern auch für *Zastrozzi* der fall wäre. Freilich bleiben andere deutsche vorlagen, die [wie bezüglich *Zastrozzi* schon R. Ackermann in seinem *Shelley* s. 40 kurz hervorhob [1])] für beide romane zweifellos anzunehmen sind, vorderhand unaufgeklärt. —

Im 1. bande des Laukhardschen romans, s. 296ff., wird erzählt, wie Wolfstein in einem gasthause durch hinterlist in die hände von werbern fällt, in einen wagen geschleppt und in den wald gebracht wird. Dort aber werden sie von einem räuber angehalten, der sich als Wolfsteins geheimnisvoller retter entpuppt. Jedoch Wolfstein, der »dumme teufel« der geschichte, gerät dennoch unter die soldaten und wird abermals durch wohlwollende unbekannte gerettet (I. s. 458 f.), die ihn zum schein knebeln und in einem wagen davon führen. Dies ist der schluß des 1. bandes.

Der 2. band beginnt damit, daß sie wieder zu dem wirtshause kommen, wo Wolfstein das erste mal entführt worden war *(worin Degenscheu den Wolfstein ehemals erwischt hatte)*. Am abend gehen sie von dort aus wieder in den wald. Dann heißt es (s. 17):

»Nach einem dreystündigen, sehr sauern wege langten sie an einem dickigt an, welches sie mit gewalt durchdrängen mußten. Auf einmal standen sie vor einer höle. . . . Peter stieg hinein. Nach einigen minuten ergriff der fremde Wolfsteins hand, und ermahnte ihn, vorsichtig sich an ihm festzuhalten. Nun gings Petern nach, und von Wolfsteins seite nicht ohne Schaudern. Beyde waren wenigstens funfzig Schritt in dem Stollen fortgeschlichen, als der anführer stehen blieb . . .« Dann »ließ Peter . . . eine leiter von oben herunter. Der fremde befahl Wolfstein hinaufzusteigen, und er tat es. Dann stieg er selbst nach, zog die leiter an sich, und machte die Oefnung, wodurch sie hinaufgestiegen waren, sorgfältig zu. Nun wurde licht gemacht, welches der junge mensch aus einem seitenschränkchen hervorholte, und Wolfstein sah sich in einer höle, welche einen ziemlichen raum hatte, und die in den felsen gehauen zu sein schien.«

Wörtlich bietet die schilderung der höhlen am beginn der Shelleyschen romane, abgesehen von dem langen gang, wenig analogie, ja, die eisentüre, welche bei Shelley beide male die

---

[1]) Ausführlicher als H. Richter, aao. s. 26. Besonders auffällig ist noch der name des »Baron von Schwepper«, der bei Passau begütert ist (Zastr., s. 22; ausg. von H. B. Forman).

höhle abschließt, fehlt bei Laukhard[1]). Und es wäre, trotz des auffallenden namens Wolfstein, nicht gestattet, hieraus irgendwelche schlüsse zu ziehen, wenn nicht anderes dazukäme, was bei Shelley, und zwar in *St. Irvyne*, vielleicht durch *Franz Wolfstein* eine erklärung findet.

Das wirtshaus- und räubermotiv wiederholt sich zunächst auch im 2. bande (Laukhard) noch einmal (s. 424 ff.), wo der räuber, Scherer mit namen, erzählt, wie er das wurde, was er war. Dabei wird (s. 427) »jene höle« nochmals erwähnt. Hier erzählt Scherer, wie er sich dazu bewegen ließ, sich der bande anzuschließen.

»Ich blieb also, weil ich ohnehin nicht zu bleiben wußte, bey den räubern in der höle und erstaunte sehr, als ich nach und nach mit leuten bekannt wurde, die sonst in der welt ansehnliche rollen gespielt hatten. Es befanden sich unter ihnen gewesene finanzbeamte, bankrottierte kaufleute, offiziere, die man schlechter streiche wegen von ihren regimentern gejagt hatte, | kandidaten der theologie, die kein amt hatten bekommen können, | mönche, die ihren klöstern entsprungen waren, ua. ebentheurer. | Manche waren durch den druck und die verfolgung, die sie von anderen hatten leiden müssen, zu dieser unseligen lebensart bestimmt worden« (s. 430f.).

St. Irvyne (aao. s. 171): ". . . not having one single resource from which he might obtain support, where could the wretch, the exile, seek for an asylum but with those whose fortunes, | expectations, | and characters | were desperate, and marked as darkly, by fate, as his own?"

Man beachte die parallele im aufbau bei Laukhard und Shelley.

Wenn es dem Laukhardschen roman auch nicht ganz entspricht, daß Shelleys Wolfstein (aao.) als *possessing no*

[1]) Ähnlicher als diese höhle ist derjenigen in *St. Irvyne* die höhle in *Gil Blas* (I, ende kap. 3 und anfang kap. 4). Dagegen kann ich H. Richter nicht beistimmen, die (s. 45) meint, »noch ähnlicher« sei die höhle in *St. Irvyne* »der räuberhöhle« in Chr. Aug. Vulpius' roman *Rinaldo Rinaldini*. Es kämen nur die falltür über der höhle (IV 153) und die eiserne tür in betracht, die einen gang (bei einem schlosse) verschließt (V 153). Ich bezweifle, daß Shelley den *Rinaldo* kannte. Überdies sind gänge und eiserne tore davor ein ganz herkömmliches motiv der zeit. Vgl. Schneider, Ferd. Josef, *Die freimaurerei und ihr einfluß auf die geistige kultur in Deutschland am ende des 18. jhdts.* Prag, 1909. S. 219.

friends hingestellt wird, so ist jedenfalls im 2. bande dieser eindruck zunächst vorherrschend. Wenn Shelley an derselben stelle ferner sagt, Wolfstein sei

> "driven from his native country by an event which imposed upon him an insuperable barrier to ever again returning thither",

so entspricht auch dies Wolfsteins schicksalen, die im ersten bande geschildert werden und im 2. ebenfalls deutlich sind. Ganz zu der figur von Laukhards Wolfstein paßt es aber auch, wenn Shelley seinen helden gleich zu anfang verzweifeln läßt (s. 166) über *his wayward destiny*, und daß er ihn *a being useless to himself and to society* nennt, denn das ist Laukhards »dummer teufel«. Obschon es diesem durchaus fern liegt, lebensüberdruß bis zum selbstmordgedanken zu empfinden, so könnten seine schicksale doch in dieser weise psychologisch von Shelley zusammenfassend umgewandelt worden sein, namentlich dann, wenn er seine deutsche vorlage nicht ganz verstand.

Shelley hat angedeutet, daß *the event*, wodurch sein Wolfstein von der heimat abgeschnitten war, die ermordung einer weiblichen person (Victoria) war (vgl. str. 3 und 4 des gedichtes, aao. s. 174). Aber dies verliert sich vollkommen, und zur überraschung des lesers geht Wolfstein gegen das ende des romans plötzlich ungehindert nach Böhmen und tritt dort ein erbe an (s. 248)[1]:

> "Wolfstein had received notice, that an uncle, possessed of immense wealth, had died in Bohemia, and bequeathed to him the whole of his estate."

Dies hat in *St. Irvyne* aber weiter gar keine bedeutung, als daß Ginotti ihm dort enthullungen macht, die er gerade so gut anderswo hätte machen können.

Wolfsteins schicksal in Laukhards roman jedoch wurde vor allem dadurch bestimmt, daß ihm — scheinbar einem kinde dunkler herkunft, in wahrheit aber dem erben reicher güter — diese güter durch zwei adelige oheime vorenthalten wurden; und zwar lagen sie angeblich in der nähe von Schilda. Im 2. bande wird nun dieses unrecht an Wolfstein wieder gut gemacht. Die erzählung, wie die güter in seine hände gelangen,

[1]) Zu anfang, s. 171, war W. *the heir of a wealthy potentat in Germany* genannt worden.

ist selbst für den deutschen leser ziemlich verwickelt (s. 453 ff.). Die bezeichnung »onkel« ist besonders s. 453—456 alle paar zeilen zu finden. Wolfstein macht seine ansprüche durch vorweisen von dokumenten geltend und erhält seine güter. Sein einer onkel aber stirbt bald darauf.

Diese darstellung Laukhards könnte Shelley als anfänger im Deutschen sehr wohl nur teilweise verstanden oder auch mißverstanden haben. —

Ich möchte noch auf den seltsamen namen *Ardolph* in *St. Irvyne* (aao. s. 194) hinweisen: in Laukhards roman kommt II, s. 390, ein *Adolph* vor. Ob »die schöne Magelone«, die II 290 erwähnt wird, mit Shelleys *Megalena* etwas zu tun hat, steht dahin [1]).

Es ist auch ein triftiger grund vorhanden, weshalb gerade dieser roman Laukhards in England gelesen worden sein möchte und Shelley in die hände kommen konnte.

Franz Wolfstein gerät nämlich als holländischer seesoldat in englische gefangenschaft und erlebt allerhand abenteuer in London. Die schilderungen der übelsten häuser und der verbrecherwelt mit ihren tricks, die mehrere kapitel füllt (II, s. 204 bis 275), ist teilweise recht geschickt und drastisch.

Dies ist nicht zu übersehen, und alles in allem wird man es vielleicht nicht ganz von der hand weisen können, daß eine der deutschen quellen für *St. Irvyne* die halb verstandene, vielleicht hastige lektüre von Laukhards *Franz Wolfstein*, und zwar vor allem des 2. bandes, gewesen ist. — —

Eine andere frage wäre gelöst durch die annahme, daß Shelley Laukhards roman benutzte, — eine frage, auf die H. B. Forman hinwies (aao., s. XVIII) —, nämlich, ob Shelley schon deutsch konnte, als er (1810) *St. Irvyne* schrieb.

Es liegen mehrere zeugnisse dafür vor, daß Shelley schon in Eton deutsch zu treiben begonnen hatte, und wäre nicht die widersprechende angabe von Hogg vorhanden, so würde man daran wohl überhaupt nicht zweifeln: Medwin (Life of Shelley, 1847, I.) behauptet es [2]); nr. IX der *Original Poetry by Victor*

---

[1]) Hel. Richter, *P. B. Shelley* (s. 46), vermutet dies schon im hinblick auf das gegen ende des 18. jahrhunderts veröffentlichte märchen selbst.

[2]) Diese ausgabe von Medwins *Life* etc. ist mir nicht zugänglich gewesen; wohl aber die *Revised Edition* (1913) von H. B. Forman. Und dort heißt es, s. 73: "Mr. Hogg says 'that Shelley knew nothing of German, but from

and Cazire ist ein »aus dem deutschen« übersetztes lied (1809). Mrs. Shelley sagt in ihrer *Note on Queen Mab* (ausgabe von Dowden, *Shelley's Poetical Works*, p. 69), daß die vorliebe für das wunderbare bei Shelley genährt wurde *in the perusal of such German works as were current in those days*, und daß er unter diesem einfluß seine beiden romane geschrieben habe. In der vorrede zum abdruck von *The Wandering Jew* in *Fraser's Magazine* (1831)[1]) heißt es (nach Medwin?): *At school he is known to have been addicted to German and chemistry*. Der verfasser dieses artikels ist nicht bekannt.

Mr. H. Buxton Forman sagt in seiner Shelley-ausgabe (vol. V, s. XVIII): *My impression is, that Medwin's statement is too explicit to be wholly baseless*. Eben deshalb aber wünschte dieser forscher, daß eine der deutschen quellen, die sicherlich für *St. Irvyne* anzunehmen sind, ausfindig gemacht werden möchte. —

II.

Die tatsache, daß Shelley und Mary Godwin, Byron, Clare Clairmont und Polidori im Juni 1816[2]) in Cologny bei Genf in stürmischen nächten deutsche Geistergeschichten lasen, die sie dazu anregten, sich selbst teilweise an dergleichen zu versuchen, ist zu bekannt, um besonders belegt werden zu

---

the glimmering light of translation'; there I think he is mistaken, for on the occasion of his visit he showed me a volume of tales which he himself had rendered from the original", usw. Dies wendet sich doch offenbar gegen Hoggs i. j. 1858 erschienenes buch und stimmt im übrigen genau mit Medwins früherem text von 1847 überein, wie er von B. Forman, aao. s. XVIII, wiedergegeben ist; dh. Medwin hielt seine darstellung aufrecht.

[1]) Vgl. *The Wandering Jew*, ed. by Bertram Dobell, 1887 (no. 12 der II. serie der Shelley Society's Publications), s. 90.

[2]) H. Richters angabe (s. 250) ist ungenau. Auch sonst, zb. bei M. Rentsch, *Matthew Gregory Lewis*, Lpz. 1902, s. 70, wird Monk Lewis und seinen geistergeschichten, die er in Diodati erzählte, die anregung zu den erzählungen der Mrs. Shelley usw. zugeschrieben. Lewis kam aber erst am 14. August nach Diodati, und Mary Godwin begann *Frankenstein* ende Juni. Vgl. Mrs. Julian Marshall, *The Life and Letters of Mary Wollstonecraft Shelley*. 1889. I. s. 143/4 und s. 156. Auch war nicht Shelleys erregung über *Christabel* die veranlassung zu der abmachung, geistergeschichten zu schreiben, wie Dowden (Shelley, II. s. 34) und Ackermann (Shelley, s. 133) nach Polidori (s. u. anm. 1) feststellten. Die gemeinsame schriftstellerei war schon am tag zuvor (17. Juni) im gange. Vgl. Polidoris *Diary*, ed. W. M. Rossetti, (1911) s. 125, und Rossettis bemerkungen dazu.

müssen. Man weiß, daß die früchte dieser lektüre waren: ein paar seiten eines alsbald wieder aufgegebenen romans von Byron; der schauerroman *The Vampyre* von John Polidori, der auf angaben Byrons beruhte; eine andere erzählung Polidoris (vgl. H. Richter, s. 250); eine bald aufgegebene erzählung Shelleys; und der ausgezeichnete roman *Frankenstein* der Mrs. Shelley (Mary Godwin). Shelley selbst beteiligte sich an dem wettkampf überdies wahrscheinlich, indem er anteil an der ausgestaltung des *Frankenstein* hatte. — Es ist auch bekannt, daß Polidoris *Vampyre* zunächst Byron zugeschrieben wurde.

Diesen tatsachen ist nichts weiter hinzuzufügen.

Wohl aber fehlte bisher ein versuch, darzutun, um welche deutschen geistergeschichten es sich handelte, und festzustellen, inwieweit sie die erwähnten erzählungen stofflich beeinflußt haben möchten.

Am ende ist es ja doch nicht uninteressant, zu wissen, welche deutschen schriftsteller aus der zeit der schauerromantik es waren, die den kreis von Cologny so sehr ergötzten. Man begnügte sich aber bis heute, den von Polidori überlieferten titel *Phantasmagoriana* zu wiederholen[1]). Elze hat ihn m. w. zum ersten male (Byron, 1. aufl., 1870, s. 201) vollständig, aber mit der jahreszahl »1811?« wiedergegeben. Als verleger vermerkt er »Lenormant et Schoell«. R. E. Prothero gibt (The Works of Lord Byron, L. J., III, s. 446) den titel verkürzt, mit dem gleichen Verlag, aber der Jahreszahl 1812. Das mir vorliegende werk (zwei bände) aus der Leipziger Universitätsbibliothek trägt die jahreszahl 1812, gibt als verleger jedoch an: "Chez F. Schoell, rue des Fossés-Montmartre, nº. 14." Es sind also offenbar mehrere ausgaben dieser *Fantasmagoriana* hintereinander erschienen.

Der 1. band (XIV und 276 ss.) enthält drei, der 2. band (303 ss.) fünf geschichten.

Es ist mir nicht gelungen, die beiden ersten zu identifizieren. Dagegen habe ich mit leichter mühe die deutschen originale von sechs anderen feststellen können, indem ich auf gut glück das in Goedekes *Grundriß* (V, s. 527) verzeichnete

---

[1]) [Polidori,] *Extract of a Letter from Geneva*, in *The Works* of ... Lord Byron, vol. IX. Zwickau, 1820. S. XV.

Gespensterbuch von Friedrich August Schulze durchsah (1810—1811), das später auch in Reclams universalbibliothek (nr. 1791—95) erschienen ist. Es führt in diesen beiden ausgaben den titel »*Gespensterbuch, hg. von A. Apel und F. Laun.*« Letzterer name ist das pseudonym für Fr. A. Schulze (1770—1849); Apel lebte von 1771—1816. Das *Gespensterbuch* enthält ua. die Freischütz-sage (von Apel), wonach F. Kind den text zu Webers oper verfaßte. —

Das Apel-Launsche *Gespensterbuch* bringt 23 geschichten, von denen fünf in den *Fantasmagoriana* übersetzt worden sind. Ferner ist die 7. geschichte, *La Chambre grise,* identisch mit *Die graue stube,* von H. C., veröffentlicht in: *Der freimüthige* (einem berliner unterhaltungsblatt) vom 9. und 10. April 1810, nr. 71 und 72. In den *Fantasmagoriana* hat sie ausdrücklich den untertitel: *Extrait du Journal intitulé: Le Sincère, Lundi, 9 Avril 1810.* Die 8. geschichte, *La Chambre noire,* von Apel, ist, wie sich aus dem text erweist, eine bewußte anknüpfung an diese erzählung. Wer H. C. ist, geht aus Goedekes *Grundriß* nicht hervor.

Indem ich auf die identifizierung der beiden ersten erzählungen in den *Fantasmagoriana* verzichten muß, ergibt sich im übrigen folgendes bild:

Band I.

L'amour muet = [1])	?
Les portraits de famille = ...	?
La tête de mort = . .	*Der totenkopf,* von Laun (Gespensterbuch [Reclam] s. 229).

Band II.

La morte fiancée . . .	*Die totenbraut,* von Laun (Gespensterbuch s. 154).
L'heure fatale = ...	*Die verwandtschaft mit der geisterwelt,* von Laun (Gespensterbuch s. 131).
Le revenant —	*Der geist des verstorbenen,* von Laun (Gespensterbuch s. 71).

[1]) Die vorlage ist (nach den referaten in der *Neuen allgemeinen deutschen bibliothek,* bd. 94 und bd. 2) nicht die geschichte *Stumme liebe* von J. E. Fr. W. Müller (Filidor), Leipzig 1804, oder *Frau Sigbritte und ihre schöne tochter* von G. H. Heinse (Leipzig, 1792).

La chambre grise = . . *Die graue stube,* von H. C. (In *Der freimüthige*, aao.).
La chambre noire = . . *Die schwarze kammer,* von Apel (Gespensterbuch s. 249).

Hauptsächlich ist es also Fr. A. Schulze (= Laun) gewesen, der die schwärmer in Cologny so sehr fesselte.

Allerdings ist die anregung, der die entstehung des *Frankenstein* zu verdanken ist, nämlich Byrons einfall, daß jeder aus dem kreise selbst eine gespenstergeschichte erzählen solle (vgl. einleitung zu *Frankenstein*)[1]), wohl aus einer anderen der geschichten der *Fantasmagoriana* entsprungen.

In *Les portraits de famille* nämlich wird ein kreis geschildert, der sich abends in einem ländlichen pfarrhause möglichst nach belieben unterhält. Die hausfrau erklärt (s. 126) einem unerwartet eingetretenen späten gast: *Chacun doit raconter une histoire de revenans, ou quelque chose qui y ressemble.* Dann sagt sie (s. 128) zu einer jungen Dame: *Allons, enfant, ne fais pas de façon, assieds-toi, et raconte ton historie. Ce monsieur nous fera aussi entendre la sienne.*

Eben dies ist die geschichte, deren Inhalt Mrs. Shelley (aao. s. VII) am ausführlichsten wiedergibt: *There was the tale of the sinful founder of his race, whose miserable doom it was to bestow the kiss of death on all the younger sons of his fated house,* usw.

Diese, an sich ziemlich verworrene geschichte, die Ferdinand, der gast im pfarrhause, erzählt, und die dann an die wirklichkeit anknüpft und glücklich endet, ist auch nicht ohne einfluß auf die gestaltung des *Frankenstein* geblieben. Neben den experimenten Erasmus Darwins, die sich auf die spontane erzeugung des lebens bezogen, ist es das motiv des dämonischen aber im tiefsten herzen gutgearteten verderbers — *eternal sorrow sat upon his face, as he bent down and kissed the forehead of the boys,* usw. —, das zur erfindung dieser genialen erzählung mit ihrem eigenartig umgestalteten vampyr-typus des homunculus beigetragen hat. — Außerdem kommt aber auch *Die verwandtschaft mit der geisterwelt* von Laun inbetracht. Hier wird geschildert, wie verschiedene familienmitglieder nach einander zu ganz bestimmter zeit, wie vorausgesagt, sterben, und zwar durch den verderblichen geist der mutter.

[1]) Ausg. verlag George Routledge and Son, London etc., 1891. S. VIII.

Hier, wie auch sonst öfters, tritt auch das motiv, daß die braut unmittelbar vor der hochzeit stirbt, hervor, das ja auch in *Frankenstein* — der tod der Elizabeth in der hochzeitsnacht — wieder anklingt (s. 275 f.).

Die geschichte, welche Mrs. Shelley als *The History of the Inconstant Lover* bezeichnet (s. VII), *who, when he thought to clasp the bride to whom he had pledged his vows, found himself in the arms of the pale ghost of her whom he had deserted,* — ist die erzählung *Die totenbraut* von Laun. Auch hier wird, wie in *Frankenstein*, das nahe hochzeitsglück durch einen rachsüchtigen, dämonischen geist zerstört.

Man wird in dem bisher gesagten um so eher einflüsse der *Fantasmagoriana* auf *Frankenstein* annehmen können, als Mrs. Shelley noch 1831, als sie die *Introduction* schrieb, bekundete: *I have not seen these stories since then; but their incidents are as fresh in my mind as if I had read them yesterday.* —

Das vampyr-thema kehrt in keiner der anderen erzählungen wieder; daher ist anzunehmen, daß sich eben an *Les portraits de famille* oder an *Die verwandtschaft* usw. gespräche anschlossen, die Byron veranlaßten, das ihm aus dem Orient bekannte und im *Giaour* (v. 755 ff.) schon angedeutete thema in einem prosaroman (A Fragment; *L. J.*, III, s. 449 ff.) zu bearbeiten, wie denn auch Polidori in diesem zusammenhang seinen blutrünstigen *Vampyre* schrieb. Dieser weist im übrigen keine ähnlichkeit mit den *Fantasmagoriana* auf.

Dagegen scheint es, als ob eine der Launschen geschichten, *Die verwandtschaft mit der geisterwelt,* ein nicht unwichtiges motiv zu der Astarte-szene in Byrons *Manfred* geliefert habe (vgl. Gespensterbuch s. 143 f. und s. 150 f.).

Wenn man die hexenszenen in *Macbeth* mit *Manfred* in beziehung gebracht hat, so ist dies sicherlich richtig. *Macbeth*, I 3 — die szene auf der offenen heide — ist der zusammenkunft und den reden der geister in *Manfred* (I 1, 50 ff. und II 3, 1 ff.) sehr ähnlich; ebenso ist das vordringen Macbeths in die höhle der hexen wohl nicht ohne einfluß auf Manfreds vordringen in die halle Ahrimans (II 4) gewesen. Auch in der begegnung Macbeths mit den hexen (I 3) kommt ein motiv vor, das sich in der Astarte-szene (Manfred, II 4, 98 ff.) wiederholt: Derjenige, dem die übernatürlichen wesen erscheinen,

möchte auskunft von ihnen haben. Ein unterschied jedoch ist der, daß die hexen Macbeth doch sehr bedeutsames zugerufen haben und erst, als er noch mehr wissen will, verschwinden. Dies wiederholt sich im IV. akt, 1. Szene, wo die erscheinung Macbeth zuruft:

Macbeth! Macbeth! Macbeth! beware Macduff;
Beware the thane of Fife. — Dismiss me: — Enough.

Anders Astarte.

Ihre gestalt erscheint zwar vor Manfred. Aber alles, was sie ihm nach seinen rührenden und reuigen worten sagt, die ihr zur verzweiflung treibendes stillschweigen schließlich brechen, ist, daß der kommende tag seine leiden enden werde. Weiter heißt es:

Manfred. Yet one word more — am I forgiven?
Phantom. Farewell!
Man. Say, shall we meet again?
Phan. Farewell!
Man. One word for mercy! Say thou lovest me.
Phan. Manfred! (*The Spirit of Astarte disappears*).

In der erzählung *Die verwandtschaft mit der geisterwelt (L'heure fatale)* aber findet sich folgendes:

Florentine erzählt ihren freundinnen eine seltsame geschichte (bei Reclam s. 135 ff.): Ihre verstorbene schwester Seraphine, die in den oberen räumen des hauses zu tun hatte, kam gänzlich verändert wieder in die stube. Es war ihr dort oben geisterhaft ihr eigenes abbild entgegengetreten (s. 143): »'Was zagst du', so redet es mich an, 'vor deinem eigenen wesen, das nur zu dir tritt, um dir das bewußtsein deines nahen todes zu verschaffen und die schicksale deines hauses zu offenbaren?'

Die erscheinung entdeckte mir hierauf, was geschehen soll, und wie ich nach tiefem sinnen über die prophetische stimme an die prophetin selbst eine frage, *deinetwegen* eine frage richten will, ist das zimmer dunkel und alles übernatürliche verschwunden«. — Mehr dürfe sie ihrer schwester nicht sagen. Ihrem vater dagegen habe sie das nötige mitgeteilt. Seraphine und ihr vater starben nacheinander in merkwürdiger weise abends »neun uhr«. Zuvor übergab der vater Florentine einen brief, den sie öffnen solle, ehe sie heirate.

»Da nun meine künftige heirat so gut als gewiß war, so

zögerte ich nicht länger, die verhängnisvolle schrift aufzuschneiden. Hier habe ich sie und will sie euch vorlesen:

'Seraphine wird dir bereits mitgeteilt haben, daß die bewußte erscheinung, als sie sie deinethalben noch um etwas befragen wollte, plötzlich verschwunden war. Das unerklärbare wesen hatte nämlich unter anderem auch deiner gedacht, und sein trostloser ausspruch, daß du drei tage vor deiner hochzeit in der uns allen so gefährlichen neunten abendstunde verscheiden würdest, deine selige schwester nach der ersten bestürzung zu der frage vermocht, ob dein leben sich nicht außer der ehe bewahren ließe.

Leider war freilich die antwort ausgeblieben [*Séraphine n'a malheureusement pas reçu de réponse* (Fant. II, p. 155)] . . . Überlege nun, was du zu tun hast'« (bei Reclam, s. 150 f.). —

Florentine wählt den ehestand und stirbt zu der vorhergesagten zeit um neun uhr abends. Diese voraussagung beherrscht in der ergebenen stimmung Florentinens, die ihre stunde kommen sieht, die ganze geschichte, die in den *Fantasmagoriana* daher auch den treffenden titel *L'heure fatale* erhalten hat.

Daß dies das motiv von Byrons *Manfred* im ganzen 3. aufzug, dh. seit der erscheinung der Astarte im 2. akte ist, bedarf keiner weitschweifigen erörterung. Das *to-morrow* der Astarte, wo Manfreds stunde gekommen sein wird, tritt um mitternacht ein. Daher nimmt Manfred beim sonnenuntergang abschied von der sonne(III 2, 24 f.).

. . . Fare thee well!
I ne'er shall see thee more.

Daher auch die stelle III 4, 97 f.:

Spirit. Mortal! thine hour is come — Away! I say.
Manf. I knew, and know my hour is come, . . .

Also: *l'heure fatale*.

Und was die versagte antwort der Astarte betrifft, so ist im vergleich mit den erwähnten stellen in *Macbeth* einerseits wie im hinblick auf die angeführten stellen aus *L'heure fatale* andererseits folgendes festzustellen:

In *Macbeth* verkünden die *weird sisters* (I 3) und die erscheinung (IV 1) Macbeth alles, was er zu wissen braucht, dh. die hauptsache. Was er weiter wissen will, dies zu erfragen wird er bewogen durch die unwahrscheinlichkeit der

prophezeiung, da sie — *Stands not within the prospect of belief.* Und bei der erscheinung, die ihn vor Macduff warnt, weiß er — *Enough;* und die erste erscheinung wird sofort durch andere abgelöst und überboten.

In *L'heure fatale* und *Manfred* ist die sache anders. Hier wird etwas, was ganz im verborgenen liegt und was zu wissen ein tief seelisches bedürfnis des fragenden ist, von dem erschienenen geiste sozusagen boshaft oder — im *Manfred* — strafend oder rächend verschwiegen.

In *L'heure fatale* hätte Florentine durch eine rechtzeitige warnung ihrer schwester von der heirat ablassen und danach weiter leben können. Aber ihre schwester konnte diese warnung nicht aussprechen, da der geist ihr die entsprechende antwort versagt hatte.

Im *Manfred* liegt dem fragenden nicht viel daran, zu hören, daß sein tod nahe sei. Was er vor allem wissen will, ist, ob er vergebung erfahren, ob er ein wiedersehen mit der unselig geliebten erwarten darf, und ob sie ihn liebt (wie er sie). Diese drei, sein herz (gerade infolge der prophezeiung seines nahen endes) aufwühlenden fragen aber bleiben unbeantwortet. Das heißt, in *L'heure fatale* wie in *Manfred* wird von der geistererscheinung gerade die hauptsache nicht aufgeklärt.

Ich würde diese scheidung, sofern ein einfluß von *L'heure fatale* auf *Manfred* (Astarte-szene) daraus abgeleitet werden sollte, selbst als vielleicht zu weit hergeholt — wenn schon tatsächlich ja vielleicht richtig — weniger betont haben, käme nicht auch das motiv der vorhergesagten und ganz im sinne der schauerromane und -dramen pünktlich erfüllten schicksalsstunde aus Launs erzählung in *Manfred* mit aller kraft zur geltung.

Die verbindung der beiden motive ist es, die einen hinweis auf die möglichkeit wohl gestattet, daß Byron zwar nicht seinem eigenen vorschlag, geistergeschichten zu erzählen, folgend, sein *Fragment* weiterspann, daß er jedoch, angeregt durch die abende in Diodati (August 1816), wo »Monk« Lewis ihm den *Faust* übersetzte, und durch die alpenwelt (September 1816) zu etwas ganz anderem gelangte; was aber, wie die aufgezeigten parallelen zu Launs erzählung dartun, im schlußmotiv durchaus auf das hauptthema in *L'heure fatale* der *Fantasmagoriana* zurückgeht. —

Nicht in betracht kommt für das motiv der schicksalsstunde *Der geisterseher* von Schiller. Es möchte zunächst dennoch so scheinen, wenn man sich an jene gestalt erinnert, die stets um mitternacht verschwand und dann bleich und abgehärmt wieder erschien. Und auch der enthüllung des Armeniers über den verwandten des prinzen — »um neun uhr ist er gestorben«, — die auf Byron so großen eindruck machte (vgl. L. J., IV, s. 92), möchte man vielleicht hier gedenken. Aber eine geisterprophezeiung bezüglich der sicheren, künftigen todesstunde, oder überhaupt etwas dergleichen, kommt im *Geisterseher* nicht vor. Die »prophezeiung« des Armeniers ist »hellseherei« über etwas geschehenes, nicht eine voraussage.

Dagegen könnte *Der geisterseher* doch mitgewirkt haben für den grad des interesses, das Byron etwa gerade an *L'heure fatale* gewann. Denn seine vorliebe für den Armenier und dessen »um neun uhr ist er gestorben« hat vermutlich den eindruck, den *L'heure fatale* auf Byron machte, verstärkt, indem ihm bei der stunde »neun uhr abends«, der verhängnisstunde der erzählerin und ihrer verwandten, *Der geisterseher* wieder deutlich in die erinnerung gebracht wurde, und indem sich so das thema der »*Verwandtschaft mit der geisterwelt*« *(L'heure fatale)* in ihm tiefer befestigte, als es sonst vielleicht der fall gewesen wäre.

Straßburg. Manfred Eimer.

VOM SUBSTANTIVISCHEN INFINITIV.

Am schlusse seiner abhandlung: »Die entwicklung des englischen gerundiums« (Anglia 38, 1 ff.) bemerkt Einenkel, daß er sich »vorbehalte, das hier unberücksichtigt gebliebene später eingehender zu behandeln«. Ich möchte ihn bitten, bei dieser gelegenheit einen zweifel zu beseitigen, der mir und vielleicht auch andern lesern seines interessanten und lehrreichen aufsatzes immer noch geblieben ist.

Darin, daß das französische gerundium einen großen einfluß auf die entwicklung des englischen gehabt hat, ist Einenkel ohne weiteres beizustimmen, aber ungelöst scheint die frage, aus welcher verbform das letztere entstand. Wenn man bedenkt, wie nahe sich im Englischen gerundium und infinitiv syntaktisch berühren, wie doch auch das englische gerundium dem deutschen substantivischen infinitiv nicht allzu fern steht, so möchte man wohl geneigt sein, mit Koch II[2] 77 f. den ae. flektierten infinitiv als ausgangspunkt anzusetzen. Dieser ansicht ist Einenkel nicht; s. 21 f. sagt er: »Unter dem einflusse des romanischen gerundiums wächst das letztere (dh. das verbalsubstantiv) . . . überraschend schnell in seine gerundiale natur und funktion hinein, und durch den gleichen einfluß nehmen ebenso schnell jene lautphysiologischen das partizip dem verbalsubstantiv angleichenden wandlungen . . . eine gesetzmäßige form an, dergestalt, daß . . . das partizip sein selbständiges leben aufgibt und in dem neu entstandenen gerundium aufgeht, genau wie . . . das romanische partizip in dem romanischen gerundium aufgegangen war.« Das ist nicht dasselbe, wie wenn Körting in seiner »Formenlehre der französischen sprache« I 76 die anmerkung macht: »Die entwicklung des 'gerundium' genannten verbalsubstantivs zu partizi-

pialer funktion hat ihr seitenstück in der geschichte der verbalsubstantiva auf *-ing* im englischen.« Denn das romanische gerundium als ein substantiv zu bezeichnen, das dem germanischen verbalsubstantiv etwa gleichzusetzen sei, verwirrt nur die begriffe; die beiden sind in ihrer rektion ganz verschieden. Einenkel läßt daher folgerichtig die englischen verbalsubstantiva sich erst zu gerundien entwickeln, ehe der romanische prozeß sich im Englischen vollziehen kann; erst dann ist ein vergleich zwischen den beiden sprachen möglich.

Die große frage ist nun: Wie ist die wandlung des englischen verbalsubstantivs zum gerundium vor sich gegangen, und wann hat sie stattgefunden? Über das wie? sind alle anhänger der verbalsubstantiv-theorie einig: Blume in seiner dissertation »Über den ursprung und die entwicklung des gerundiums im Englischen«, Curme in seinem aufsatz »History of the English gerund« (E. St. 45, 349 ff.) und Einenkel in der vorliegenden abhandlung. Das verbalsubstantiv, sagen sie, sei zunächst durch adverbien und adverbiale bestimmungen ergänzt worden und habe später sogar akkusativobjekte regieren können. Über das wann? aber gehen ihre meinungen auseinander; Blume und Einenkel verlegen die entstehung des gerundiums ins Mittelenglische, Curme schon in die altenglische zeit. Curmes ansicht jedoch ist nicht zu verteidigen; Einenkel hat in einem andern aufsatz »Zur geschichte des englischen gerundiums« (Anglia 37, 382 ff.) ganz einwandfrei nachgewiesen, daß Curmes gründe nicht stichhaltig sind: verbalsubstantiva regieren im ae. keine akkusativobjekte; akkusativkomposita (wie etwa blodspiwung) können sich nicht so weiter entwickeln, daß der erste teil dem zweiten als objekt folgt, und schließlich können adverbiale bestimmungen zu allen möglichen substantiven treten, nicht nur zu denen verbaler herkunft. Um mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich lieber sagen, daß präpositionale attribute zu substantiven treten können (vgl. Mätzner, der unter der überschrift: »Die attributiven bestimmungen« III 327—350 vom »substantiv mit präpositionen« gehandelt hat), sonst aber sind Einenkels ausführungen völlig unangreifbar. Jedoch, was im Ae. unmöglich war, das soll nun im Me. möglich sein; hier sollen »umfänglichere adverbielle bestimmungen« (Anglia 38, 28) zum verbalsubstantiv hinzutreten können, die schon von seiner entwicklung nach der verbalen

seite hin zeugen. Wie aber der größere oder geringere umfang eines attributs das wesen des von ihm bestimmten substantivs soll beeinflussen können, ist nicht einzusehen; *in his side purlunge* (eb.) ist nicht anders zu beurteilen als etwa im Deutschen: »ein schuß durch die brust, eine wunde an der hand« usw. Überhaupt scheint mir der schluß unberechtigt: hier sind me. *-inge*-formen mit adverbialen bestimmungen oder objekten. Nun gehen aber die me. *-inge*-formen auf ae. verbalsubstantiva zurück. Also hat sich im laufe der zeit das verbalsubstantiv zu einer verbalform entwickelt. Richtig scheint mir folgender schluß: hier sind me. *inge*-formen mit adverbialen bestimmungen oder objekten. Nun treten aber adverbiale bestimmungen oder objekte nur zu verbformen. Also können die me. *-inge*-formen sich nicht aus dem ae. verbalsubstantiv entwickelt haben. Auf die frage: wann ist zu einem verbalsubstantiv auf *-ing* ein akkusativobjekt getreten? gibt es m. e. nur die einzige antwort: niemals. Es ist nicht zu verstehen, wie sich das sprachgefühl so abgestumpft haben sollte, ganz besonders da sich doch die richtige konstruktion: *the tilling of the ground, the building of ships* bis auf den heutigen tag erhalten hat. Wilmanns hat ganz recht, wenn er III 536 verbindungen eines von einem transitiven verb abgeleiteten substantivs mit einem akkusativ als »irrungen oder individuelle wagnisse« bezeichnet; als solche sind auch die beispiele, die Einenkel auf s. 76 gibt — personalsubstantiv + objekt — anzusehen.

Wenn nun aber das verbalsubstantiv nicht die grundlage des gerundiums sein kann, so bleibt nichts übrig, als wieder zu dem flektierten infinitiv zurückzukehren. Wie haben wir uns die entwicklung vorzustellen? *To-inge* infinitive haben drei jahrhunderte, vom 12.—15., bestanden. Sie waren, wie die infinitive auf *-ande, -ende, -inde* uä., aus dem ae. flektierten infinitiv hervorgegangen, aber je weiter man sich vom Ae. entfernte, je mehr im Me. die flexionsendungen verkümmerten, um so weniger konnte man eine empfindung dafür haben, daß *to bindinge* eine flektierte form von *to binden* sei. Im gegenteil, man mußte annehmen, daß es im Englischen zwei infinitive praes. act. gebe: *to binden, binden* und *to bindinge, bindinge,* und in dieser annahme mußte man bestärkt werden durch einen vergleich mit dem Französischen und Lateinischen, wo

ähnliche verhältnisse vorzuliegen schienen, wo sich neben dem infinitiv ein gerundium fand; die *-n*-formen galten als der verbale infinitiv, *-inge*-formen als der substantivische. Das subst. *to bindinge* mußte schließlich als überflüssig dem vb. inf. weichen, aber *binding* erhielt sich als subst. infinitiv und zwar in doppelter funktion. Insofern er nämlich subst. rektion hatte, absorbierte er das alte verbalsubstantiv auf *-ung, -ing,* das im Ae. ebensowenig wie im Deutschen von allen verben gebildet wurde (Wilmanns II 375; Weyhe, Zu den ae. verbalabstrakten 30 f.), und konnte natürlich sein gebiet auf alle verben germanischer und romanischer herkunft ausdehnen.

Seine verbale natur zu entfalten, wäre dem subst. inf. wohl schon aus sich selbst heraus möglich gewesen (Wilmanns III 124 f.), aber den hauptantrieb in dieser richtung gab sicher das französische gerundium; ja, auch der subst. inf. im Französischen mag nicht ohne einfluß gewesen sein. Diez III[4] 218 f. bemerkt: »Der nominale inf. kann überdies seine transitive kraft auf das nomen fortwährend ausüben, was wenigstens in den meisten mundarten keine schwierigkeit hat.« Unter seinen französischen beispielen finden sich: au passer la porte, à un tertre monter (beim besteigen eines hügels), au prendre le congié. »Auch adverbia dürfen diesen inf. begleiten . . . son sagemant parler, son largemant doner.« Vgl. auch Tobler, V. B. II 90 f. So konnte also neben dem frz. gerund. auch der inf. dazu beitragen, den Engländer an die verbale natur des sb. inf. zu gewöhnen.

Wenn wir nun annehmen, das frz. gerund. dringe in die englische sprache ein, indem es sich nicht der vermittlung des ihm wesensungleichen verbalsubstantivs, sondern des ihm wesensähnlichen sb. infinitivs bedient, so wird der wert der Einenkelschen entdeckung von der gleichartigen entwicklung des part. praes. und des gerundiums im Französischen und im Englischen dadurch nicht im geringsten beeinträchtigt.

Es würde mir lieb sein, wenn mir jemand zeigen wollte, warum meine ansicht vom ursprung des gerundiums unmöglich richtig sein kann. Solange aber nicht nachgewiesen wird, daß unter der wirkung geheimnisvoller kräfte das verbalsubstantiv sich zu einer verbform ausbildet, möchte ich vorschlagen, daß

in der grammatik das kapitel vom infinitiv folgendermaßen behandelt wird:

1. Der verbale infinitiv: *bind, to bind.*

2. Der substantivische infinitiv mit verbaler rektion oder das gerundium: *binding.*

3. Der substantivische infinitiv mit substantivischer rektion oder das verbalsubstantiv: *binding.*

Berlin. H. Willert.

BERICHTE.

NEUERE CHAUCER-LITERATUR.

I. *Specimen Extracts from the Nine known Unprinted Mss. of Chaucer's "Troilus" and from Caxton's and Thynne's First Editions.* Edited by Sir William S. McCormick and Robert Kilburn Root, Ph. D., Assistant Professor of English in Princeton University. (Chaucer Society, First Series, LXXXIX Part III.) London, Kegan Paul, French, Trübner & Co., etc. 1914 for the issue of 1896. 4°. VI + 72 pp.

II. *A Detailed Comparison of the Eight Manuscripts of Chaucer's 'Canterbury Tales'. as completely printed in the Publications of the Chaucer Society.* by Professor John Koch, Ph. D. (Second Series 47.) London, Kegan Paul, French, Trübner & Co. etc. 1913, for the Issue of 1907. 8°°. 422 ss.

III. *Poems of Chaucer.* Selections from his Earlier and Later Works, Edited with Introduction, Biographical and Grammatical, Notes, and a Glossary by Oliver Farrar Emerson, Ph. D., Professor of English in Western Reserve University. New York, The Macmillan Co. 1911. 8°. LVIII + 257 ss.

IV. Emil Meyer, *Die charakterzeichnung bei Chaucer.* (Studien z. englischen philologie, hrsg. von Lorenz Morsbach, 48.) Halle a. S., Niemeyer. 1913. 8°. VIII + 159 ss.

Während von den übrigen dichtungen Chaucers alle vorhandenen hss. teils vollständig gedruckt, teils durch längere auszüge hinreichend charakterisiert worden waren, hatte die Chaucer-Society bisher nur sieben hss. des *Troilus* veröffentlicht. Zwar hatte McCormick in seinem beitrag zur Globe-Edition auch die noch fehlenden elf erhaltenen texte angeführt, ihre beziehungen zueinander skizziert und ihre lesarten in seiner ausgabe berücksichtigt. Aber da seine angaben nicht nachgeprüft werden konnten, vermochte man auch nicht zu beurteilen, wie weit seine

textbehandlung als eine kritische gelten durfte, weswegen ich auch bei meinen rezensionen der Globe-Edition (Archiv CII 410 ff., Engl. stud. 27, 17 ff.) auf diesen abschnitt nicht näher eingegangen bin. Die vorliegende publikation ist daher für die textkritik des *Troilus* von großer wichtigkeit, obwohl sie nur einzelne bruchstücke aus den noch fehlenden mss. allgemein zugänglich macht, die jedoch genügen dürften, um ein ungefähres bild der eigenart eines jeden und der beziehungen zueinander zu entwerfen. Jedenfalls wäre ein vollständiger abdruck aller dieser nicht erforderlich gewesen, da die bereits auf diese art publizierten texte die wichtigsten repräsentanten der verschiedenen überlieferungen darstellen.

Die erste veröffentlichung des *Troilus* durch die Chaucer-Society (I. Series, Nos. XLIV u. LXV) enthält die reproduktion des Harl. Ms. 3943 (von McCormick in seiner zusammenstellung als H.[2] bezeichnet) nebst W. M. Rossettis übersetzung der parallelstellen aus Boccaccios *Filostrato*. Dieser folgte die des Campsall Ms. (Cl.), des Harl. Ms. 2280 (H.[1]) und des bekannten Cambr. Univ. Libr. Ms. Gg. 4. 27. (G.) als LXIII u. LXIV der I. Ser. (datiert 1881—1882)[1]). Auf diesen texten beruht zum großen teil auch die wertvolle untersuchung G. L. Kittredges über die sprache und den vers dieser dichtung (*Observations* etc.; II Ser. 28), wiewohl ihm auch proben und kollektionen anderer hss. zur verfügung standen (datiert 1891). Einige jahre darauf (1894—1895) erschienen dann die Cambridger St. John's und Corpus Mss. (J. u. Cp.) nebst dem Harl. Ms. 1239 (H.[3]), wie die vorigen von Furnivall in paralleltexten herausgegeben, und wurden von Skeat in seinem sog. Oxford-Chaucer nebst den vorigen benutzt. Für das nächste jahr war dann die jetzt erst vorliegende publikation McCormicks vorgesehen, der aber mit der herausgabe zögerte, wohl weil es ihm wegen der sehr komplizierten handschriftlichen beziehungen nicht gelungen war, einen völlig befriedigenden stammbaum aufzustellen[2]). Dagegen machte er weitere mitteilungen über die noch nicht abgedruckten hss. in der schon erwähnten Globe-edition (1898), Introduction, p. XLI f.,

[1]) Vgl. auch meine besprechung dieser ersten publikationen Anglia, anz. VI 80 ff., deren textkritische aufstellungen durch die späteren veröffentlichungen fast durchweg bestätigt worden sind.

[2]) Vgl. Miss Hammond's Manual, s. 395 ff., worauf ich auch bezgl. der sonstigen angaben über den 'Troilus' verweise.

wonach außer den schon zitierten noch folgende texte in betracht kommen: das Phillipps Ms. 8252 (P.), die Harl. Mss. 2392 (H.^{4}), 4912 (H.^{5}), das Rawlinson Ms. Poet. 163 (R.), die Arch. Seld. Mss. B. 24 u. *supra* 56 (S.^{1}, S.^{2}), das Additional Ms. 12044 (A.), das Durham Ms. V. II. 13 (D.), das Digby Ms. 181 (Dg.) und die drucke von Caxton 1484 (Cx.) und Thynne 1532 (Th.). Diese teilt er in drei gruppen ein: α: P., H.^{2}, H.^{4}; β: J., G., H.^{3}, H.^{5}, R., S.^{1}, Cx.; γ: Cl., Cp., H.^{1}, A., D., Dg., S.^{2}, Th., allerdings mit dem zusatz, daß verschiedene darunter zu anderen gruppen hinüberschwanken; so neigt G. zb. in den letzten büchern zu α; doch ist es nicht nötig, hier auf alle diese einzelheiten einzugehen. Indes sei erwähnt, daß sich einige wieder zu untergruppen vereinigen; so P. mit H.^{2}, G. mit H.^{5}, Cp., Cl. mit H.^{1}, A. mit D., S.^{2} mit Dg. usw.

Was nun den von McCormick (l. c. s. 438—558) edierten text betrifft, so hat er, abweichend von Skeat, der sich hauptsächlich auf Cl. u. Cp. stützt, J. demselben zugrunde gelegt, während Morris in der Aldine Ed. H.^{1}, kollationiert mit den andern Harl. mss. und A., zu diesem Zwecke gewählt hat. Wir erhalten damit also im wortlaut mehrfach voneinander abweichende ausgaben, von denen die McCormicks, dem allein das vollständige material zu gebote stand, die kritisch beste sein sollte. Ob dies nun wirklich der fall ist, kann natürlich im rahmen dieser besprechung nicht eingehend untersucht werden; nur soviel sei bemerkt, daß man in seinem texte, dem vielfach die lesarten der andern hss. beigefügt sind, erwarten müßte, besonders auch alle notiert zu finden, in denen er von seinen vorgängern, insbesondere von Skeat, abweicht. Dies trifft jedoch durchaus nicht immer zu, obwohl die von ihm nicht erwähnten varianten meistens ebensogut, zum teil sogar besser sind als die von ihm bevorzugte lesart; dahin gehoren I 20, 517, 578; II 1006, 1284, 1314, 1493; III 512, 759, 763, 922, 1165, 1200, 1280, 1316, 1400; IV 542, 545, 570, 615, 617, 701—702, 724, 767, 775, 781—782, 903, 906, 915, 916, 922, 924, 926, 936, 938, 1320 bis 1323, 1332, 1344, 1364, 1451, 1453, 1476, 1480, 1494; V 426, 432, 448, 464, 502, 647, 670, 703, 733, 735—736, 746, 768, 781, 924, 973, 1682, 1822 usw. Ebensowenig werden die ziemlich zahlreichen einzelfehler oder sonderheiten seiner grundhandschrift angeführt; so steht zb. in J. I 534 *In* fur *I*; 630 fehlt *ofte*, 664 *the* vor *kyng*; II 1 steht *But* für *Out*, 526 fehlt

thy, 645 *a*. 540 hat *the* für *his*. 817 *pleyne* statt *pleyen*, 887 *Yis* für *Ye*, 985 fehlt das zweite *abid*. 1338 steht *Therfor* für *Wherfore*, 1415 *hym gan* für *gan hym*. 1702 fehlt *to* oder *for to*; III 15 u. 22 findet sich *The* für *Ye*. 185 *O mortal* für *Immortal*, 307 ist *boste* vor *yelpe* eingefügt, 673 steht *was* für *nys*, 693 *in* für *a*. 718 *pray ich al that* für *preye al thilke* usw. Mögen diese varianten an sich auch unbedeutend sein, so wird doch durch das verschweigen dieser der eindruck erweckt, als ob die hs. J. von gröberen fehlern frei sei, also den vorzug vor den übrigen verdiene. Lassen sich diese feststellungen auch ohne beihilfe der hier zu besprechenden neuesten veröffentlichung machen, so erweisen sich auch bei einem genaueren vergleich der darin abgedruckten proben mit den betreffenden stellen in der Globeedition mehrere angaben in dieser als ungenau oder geradezu unrichtig; zb. gibt die fußnote zu I 649 an: *And eek thee (ne) oughte not* β, *And ek thou oughtest* α, *Ek thee ne oughte not* γ; tatsächlich lesen aber G. u. H.[5] *And ek þou not* (zu β), S.[2] u. Dg. *Also þou ought noght* (zu γ). Ebd. 994: 'J. D. γ insert *and* before *smothe*'; richtig ist, daß von den γ-hss., zu denen auch D. gehört, nur Cl., Cp., H.[1], dagegen von den β-hss. auch S.[1] dieses *and* einfügen. II 648 heißt es etwas unbestimmt: α^5 R *adoun*; diese form findet sich aber außer in den drei α-hss. und R. auch in G. H.[5] S.[1] A. D. Th. Ebd. 1096 wird die lesart *ywis*, die in ganz γ + H.[3] Cx. steht, ganz übergangen, ebenso 1099, daß α Cp. Cx. A. *and* nach *wo* einschieben. Bei III 256 ist zu der unter γ allein angeführten variante hinzuzusetzen, daß sie sich auch in H.[3] R. S.[1] vorfindet. Ebd. 266 *so save* steht nur in P. H.[2], *so kepe* außer in J. G.[2] (?) in H.[5], *and saue* außer in γ in S[1]; garnicht angeführt ist *to saue* in H.[5], R., die verderbnis in Cx. *(kepe hyr out of shame)* und das fehlen der ganzen zeile in H.[3], wie auch sonst die auslassungen in den verschiedenen hss. nicht immer erwähnt werden (zb. III 953—959, 1387—1393 in H.[3], III 1289—1428 in H.[2], IV 806—834 in G., 1388—1408 in Cp. — diese von Furnivall ungenau bezeichnet). Ebd. 282: die nur für G. γ angeführte lesart findet sich auch in H.[3], S[1], H[5] (hier annähernd). IV 773 gibt McC. an: *I shal* α, *I mot* β, *that I* γ; die erstere lesart aber findet sich in keiner α-hs., sondern in J. G. H.[3], die zweite nur in H.[2] H.[4] R. *(must)*, die letzte außer in γ auch in P. S.[1]. Ebd. zu 1530 lautet die fußnote '*Or*, γ *and*'. *And* steht aber auch in J., der grundhs.!

V 730 liest dieselbe nebst G. P. D. *walles* st. *halles*, was garnicht vermerkt wird; ebenso nicht, daß 733 *tho* vor *yonder* nur in J. Cl. H.[1] S.[1] vorhanden ist, in Cp. H.[3] A. durch *the* ersetzt wird und in den übrigen codices fehlt. Ebd. 823: P. hat *statly*, G. *statlyche; estatly* dagegen schreibt außer R. auch Cx. S.[2] Th., dessen druck auch sonst gewöhnlich unberücksichtigt bleibt. Ebd. 1798: R. hat nicht dieselbe lesart wie J. etc., sondern setzt das bei diesen fehlende *I* vor *god*. Andere mängel dieser art übergehe ich, um nur noch kurz zu erwähnen, daß McC. offenbar bestrebt ist, alle verse mit fehlendem auftakt zu vervollständigen, wobei er sich teils der lesart irgendeiner minderwertigen hs. bedient, teils auch zu eigener erfindung greift. Für solche verse halte ich (man vgl. auch Kittredge, l. c., s. 406 ff.): I 143, 286, 381, 483, 490, 589, 603, 646, 767 (?), 811, 860, 948, 1069, 1070; II 104, 677, 1005, 1034, 1623; III 526, 596, 662, 1408, 1552; IV 162, 176, 601, 716, 1328, 1490, 1676; V 67, 334, 402, 802, 823, 830—832, 880, 887, 938, 949, 950, 1151, 1446, 1454, 1468, 1508, 1524.

Alle diese ausstellungen erhebe ich weniger, um McCormick vorwürfe für seine unzureichende textbehandlung zu machen — mitunter mag der ihm zugemessene raum größere ausführlichkeit verhindert haben —, sondern um darzulegen, wie dringend wir noch weiterer und genauerer mitteilungen über die bisher noch ungedruckten *Troilus*-hss. bedürfen, um einen wirklich kritischen text dieser dichtung herstellen zu können. Liefern die vorliegenden 'Specimen Extracts' auch einen dankenswerten beitrag hierzu, so können sie ihrer ganzen anlage nach doch nicht für alle in frage kommenden stellen die erforderliche auskunft erteilen. So bieten, nach den andeutungen der Globe-ed., ähnliche divergenzen der überlieferung wie in jenen proben, zb. II str. 32, str. 55, str. 106; III str. 82—84, str. 96—97, str. 190; IV str. 18, str. 71—72, str. 157; V str. 215 usw.

Es ist daher freudig zu begrüßen, daß Dr. Root in der 'Preface' das erscheinen zweier weiterer bände der Chaucer-Society über die *Troilus*-manuskripte ankündigt, deren erster eine genaue beschreibung sämtlicher vorhandenen hss. dieser dichtung nebst photographischen reproduktionen von probeseiten, deren zweiter eine eingehende erörterung der beziehungen aller dieser texte zueinander enthalten soll. Und mit um so größerem vertrauen können wir diesen publikationen entgegensehen, als nun-

mehr die ausführung ganz in die hände Roots gelegt ist, dem McCormick, durch amtliche verpflichtungen zu sehr in anspruch genommen, sein gesamtes material überlassen hat. Denn der amerikanische gelehrte hat sich nicht nur bereits durch verschiedene arbeiten zur Chaucer-forschung anerkennung erworben, sondern legt auch in der gegenwärtigen veröffentlichung zeugnis von der großen sorgfalt ab, mit der er seine untersuchungen betreibt. So hat er sämtliche hierin abgedruckten texte mit den betreffenden hss. (nur das Phillipps-ms. war ihm unzugänglich) nachkollationiert und die ergebnisse dieser in das kleinste gehenden prüfung hier mitgeteilt. Dieselbe gewissenhaftigkeit zeigt sich in dem beigefügten '*Appendix: Various Readings compared with their Original Sources in Boccaccio, Petrarch, and Boethius*'.

Es kommt bei diesem vergleich im wesentlichen darauf an, den nachweis zu führen, welche von den drei oben angeführten hss.-gruppen, α, β oder γ, auf grund wörtlicher übereinstimmungen mit den quellen des dichters der ursprünglichen fassung des *Troilus* am nächsten steht. Zu diesem zwecke stellt Root die in betracht kommenden stellen (welche übrigens zum teil schon in der Globe-ed. angeführt sind), in parallelen spalten angeordnet, zusammen und vermerkt in leicht übersichtlicher weise das vorkommen der einen oder der anderen lesart in jedem der vorhandenen texte. Nur darf man den wert der ergebnisse dieser vergleichungen nicht überschätzen, da manche ähnlichkeiten des ausdrucks — was Root selbst anerkennt — nur oberflächlich oder zufällig sind. So kann man zweifelhaft sein, ob *Wherfore* oder *For which* (I 78) dem ital. *Perchè*, *day fro day* oder *day by day* (I 442) dem ital. *di giorno in giorno* genauer entspricht. I 530 darf das schwanken der verschiedenen hss. zwischen *be* u. *by*, III 1804 u. IV 519 zwischen *Thus* und *This* nicht als ein zeichen der genaueren anlehnung der einen an das ital. original oder der abweichung der andern von demselben angesehen werden, da auch sonst diese ähnlich lautenden wörtchen öfters miteinander verwechselt werden. An andern stellen haben wir es offenbar, wie das versmaß erkennen läßt, mit auslassungen unaufmerksamer schreiber von mss., die in keinem engeren zusammenhange miteinander stehen, zu tun; so I 471, wo in P. $H.^2$ $H.^5$ D. *othere* (ital. *altri*), V 645, wo in $H.^4$ G. $H.^3$ Cx. *thus* (ital. *così*) fehlt. In wieder anderen fällen handelt es sich nur um leicht erkennbare versehen oder willkürlichkeiten ver-

einzelter hss.; so weicht von der sonst gleichmäßig überlieferten lesart I 456 nur H.[4] ab, wo *Nor* wohl nur durch zufall mit dem ital. *Nè* besser übereinzustimmen scheint als *Eke* in den übrigen texten. Gleich im folg. verse gibt dann dieselbe hs. allein das ital. *mille* mit *hundred* wieder; ebenso v. 531, umgekehrt v. 546 dagegen *cento* mit *thousand!* — III 1346 liest dann H.[3] *look* gegenüber *eye* in den andern (= *occhio* oder *occhi*); ebd. 1802 hat R. allein *ech* für *alle* (= *tutti*); IV 127 H[3] *his* für *this* (= *questo*); ebd. 248 fehlt *hye* (= *alti*) nur in G. u. H[5]. Wenn H.[3] u. H[5] mit Boccaccio übereinstimmend IV 138 den namen *Thoas* fortlassen, so ist dies keineswegs als die ursprüngliche lesart Chaucers anzusehen, da er hier Guido folgt, der Thoas neben Criseide anführt (s. K. Young, Origin and Development of Troilus and Criseyde, p. 115). Wenn ferner alle hss. außer R. V 67 das ital. *vallo* mit *valey(e)* (H.[3] *wey*) wiedergeben, so scheint dies ein mißverständnis des engl. dichters zu sein, so daß das richtige *wallys* in jener hs. auf zufälligem erraten beruhen dürfte. V 541 hat einzig H.[3] *ylight*, die übrigen dafür *yhight* (P. Cx. *ydight*); wenn Root mit ersterem das ital. *quanto luminoso* etc. in verbindung setzt, so trifft das nicht recht zu, da vielmehr diesem begriff v. 543: *O thou lanterne of which queynt is the light* entspricht. Können somit in diesen und einigen ähnlichen fällen die mehr oder weniger wörtlichen anklänge an das ital. original nicht als beweise für die ursprünglichkeit der betreffenden lesarten gelten oder sind ohne bedeutung, wo die richtige lesart, auch ohne solche vergleichung, leicht festzustellen ist, so muß doch zugestanden werden, daß an mehreren anderen stellen das zurückgreifen auf die von Chaucer benutzten autoren dazu beiträgt, aus verschiedenen varianten die richtige oder ursprüngliche herauszuerkennen. So entspricht zb. *rumour* I 85 in der α-gruppe genau dem ital. *romor* gegenüber den andern hss., welche dafür *noise* setzen. I 272 finden wir in den einen *perced*, in den andern *procede(d)* oder *perceyvid* (so diesmal in α); ital. *penetrando* erweist aber die erste form als korrekt. I 614 wird *folwen* gegenüber *fallyn* durch *seguire* gestützt; III 1482 *streyneth* statt *byteth* etc. durch *strigne*, ebd. 1748 *endüteth* in einer dem Boethius entlehnten stelle durch *dictat* (Chaucers übersetzung gleichfalls *enditeth*) statt *knetteth*, IV 37 *issen* durch *usci* st. *righten*, IV 820 *shame* durch *vergogna* st. *sorwe*, V 924 *kyng* durch *re* st. *lord* usw.

Im ganzen ergibt sich aus diesem vergleich, daß α den quellen des dichters am nächsten steht, und wenn dem einige stellen, wie oben I 272 oder III 349 (*rehetyng* st. *richesse* in P. H.[2], *tresour* H.[4] — ital. *dovizia*), zu widersprechen scheinen, so lassen sich solche abweichungen sehr wohl durch die verderbnis der gemeinsamen direkten vorlage dieser gruppe erklären, welche auch sonst vielfach entstellt ist. Daß dieselbe eine ursprünglichere fassung des gedichts als die beiden andern darstellt, wird auch durch das fehlen mehrerer strophen bestätigt, die Chaucer offenbar erst später aus andern quellen als dem *Filostrato* hinzugefügt hat: so vermißt man in H.[2] III 1744—1771, wie schon oben bemerkt, aus Boethius entlehnt, die in P. später nachgetragen sind; ebenso IV 953—1085 in H.[4] H.[3], ursprünglich auch in P., — 1078 ebenfalls in G., das sich in diesem teile (s. oben) der α-gruppe nähert, welche strophen ebenfalls dem Boethius nachgeahmt sind. V 1807—1827, der *Teseide* entnommen, fehlen in H.[2] H.[4] und sind ebenfalls nachträglich in P. eingefügt. Anderseits findet sich I 890—896 nur in α, von jüngeren texten auch in Th., deren echtheit, obwohl ihnen keine entsprechung bei Boccaccio zur seite steht, jedoch kaum bezweifelt werden kann. Endlich sei IV 708—714 erwähnt, die nur von γ unterdrückt worden sind.

Wenn trotz dieses sachverhalts der herausgeber nicht die α-gruppe als grundlage seines kritischen textes wählen kann, so beruht dies nicht so sehr auf den schon angedeuteten mängeln derselben, sondern darauf, daß β und γ augenscheinlich eine spätere revision des dichters darstellen, bei der er sich nicht mehr ängstlich nach seinem originale richtete, sondern freier änderte, wo dies seinem geschmacke entsprach. Indes bleibt noch die frage zu lösen, ob man β — wie zumeist McCormick, oder γ — wie Skeat, als basis annehmen soll, d. h. ob die abweichungen in der letzteren gruppe als das ergebnis einer zweiten revision des verfassers oder als willkürliche änderungen oder versehen des kopisten der gemeinsamen direkten vorlage anzusehen sind. Wenn wir von kaum zu entscheidenden fällen, wie zb. ob *wo* oder *sorwe* (I 563, IV, 906 etc.), *þis* oder *þat* (IV 1320), *may* oder *kan* (IV 1494), *dere* oder *swete* (IV 1449 und V 63) das richtigere sei, absehen, so bleiben doch eine ganze zahl anderer zu erörtern, in welchen beide redaktionen erheblicher voneinander abweichen, von denen mehrere bereits in den obigen aufzählungen

kurz zitiert worden sind. Da nun die γ eigentümlichen lesarten, wie gleichfalls schon vorhin gesagt, großenteils dem sinne und dem versmaße der betreffenden stelle angemessen sind, so können alle diese schwerlich das werk eines obskuren schreibers sein, wiewohl manche als fehler des kopisten der gemeinsamen vorlage der ganzen γ-gruppe oder einer ihrer untergruppen betrachtet werden müssen. Als solche führe ich an I 87, wo ein metrisch überflüssiges *fals,* II 86, wo eben ein solches *fayre* eingefügt wird; ferner steht I 661 *she* für *he,* II 262 *poynte* für *peynte*; wohl gehören auch die umstellung von V 60—61 (doch ebenfalls in H.[3] G.) und ein paar der oben mit den originalen verglichenen stellen (obwohl dort auch absichtliche änderungen des dichters vorliegen können) hierhin. Anderseits erscheinen in β oder doch in J. H.[3] G. und der Globe-ed., als fehler oder eigenmächtige abweichungen des schreibers ihrer vorlage, wie die diesen gegenüberstehenden übereinstimmungen von α und γ (soweit das bisher veröffentlichte material zur beurteilung ausreicht) es erkennen lassen, fälle wie I 578 (*þat* st. *þe*), II 1314 (*right now sent* st. *sent r. n.*), III 759 (*lite* st. *secree*), 763 (*þat* oder *þing that* st. *thyng*), IV 570 (*haue . . . yit* st. *moste . . han*), 602 (*fleeth fro* st. *weyueth* — ital. *rifiuta*), 617 (*thus* st. *right*), 702 (*thus gonne* st. *gonne alle*), 724 (*wordes* st. *tales*)[1]), 767 (*oother* st. *lyues*), 775 (*Ther* st. *Thanne*), 906 (*hym in þat wo* st. *þat sorwe which*), 915 (*softly* st. *hastily*), 926 (*o leue* st. *leue*), 938 (*þat that I kan* st. *what that I may*), 1321—1323, V 432 (*spaken* st. *speken*) usw. Der schlimmste fehler in mehreren β-hss. ist aber wohl, daß sie III 1496 *haukes* statt *dowues* setzen. Wir können also dieser gruppe nicht den vorzug vor den andern, wie McCormick es tut, ohne weiteres einräumen. Im ganzen wird man vielmehr annehmen dürfen, daß $\alpha + \beta$ gegen γ, $\beta + \gamma$ gegen α (vom dichter später geändert), $\alpha + \gamma$ gegen β entscheiden. Doch werden wir eine klare einsicht in die komplizierten verhältnisse der *Troilus*-mss. erst durch die uns von Root verheißene eingehende prüfung derselben erhalten. Hoffen wir, daß diese uns nicht zu lange auf ihr erscheinen warten läßt! —

II. Ich führe mein eigenes werk *A Detailed Comparison of the Eight Mss. of Chaucer's 'Cantb. Tales'* hier nur deswegen an,

[1]) Nach den Specimen-extracts ist die 2. variante in diesem vers und den folgenden auch in einigen hss. des β-typs zu finden.

um festzustellen, daß es bis auf titelblatt und umschlag vollständig dasselbe ist, welches im vorigen jahre im verlag von C. Winter, Heidelberg, als bd. 36 der Anglistischen forschungen veröffentlicht wurde, worauf hier jedoch jeder hinweis fehlt. Ich benutze diese gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, daß ich inzwischen meine auffassung einzelner lesarten etwas geändert habe. Es finden sich diese — ich zitiere nach dem Six-text — in A 512, 1933, 2555, 2608, 2683, 3722, B 1418, C 70, 313, E 1305 bis 1306, 1691, 1836, 2229 2230, wodurch jedoch das ergebnis meiner darlegungen in diesem werke im wesentlichen unverändert bleibt. Nähere angaben hierüber s. in meiner abhandlung 'Textkritische bemerkungen zu Chaucers Canterbury Tales', im 47 bd. dieser zeitschrift. —

III. *Poems of Chaucer;* ed. by O. F. Emerson. Von der beobachtung ausgehend, daß die bisher veröffentlichten hilfsbücher zur einführung in das studium Chaucers gewöhnlich nur den allgemeinen prolog zu den *Canterbury Tales* und eine oder die andere erzählung aus diesem werke — meist die *Knight's T.* — enthalten, unternimmt es der verfasser, auch aus den andern dichtungen für jenen zweck geeignete stücke, teils auszugsweise, teils vollständig, zusammenzustellen. Dieses gewiß verdienstvolle bestreben ist nun in im ganzen befriedigender weise zur ausführung gebracht worden; so finden wir hier aus dem *Book of the Duchesse* v. 1—290; aus dem *Hous of Fame* I 111—479; das *Parlament of Foules* vollständig; aus der *Legend of Good Women* die geschichte der Thisbe (v. 706—923); aus den *C. T.* den prolog vollständig; aus der *Knight's T.* v. 1881 bis 2092, betitelt '*The Tourney Field in the Kn. T.*'; aus der *Monk's T.* die geschichten von Simson, Herkules und Caesar; die *Nun's Priest's T.* fast vollständig, die *Pardoner's T.* verkürzt (C 462—476, 662—903); von den kleineren gedichten '*Former Age*', '*Fortune*', '*Truth*', '*Gentilesse*', '*Lack of Stedfastnesse*', '*Scogan*', '*Compleynt to his Empty-Purse*'. Bei diesen proben aus den wichtigeren werken des dichters vermißt man nur *Troilus and Criseyde*, woraus sich besonders die stimmungsvolle gartenszene im II. buche (v. 813—913) zur aufnahme empfohlen hätte. Auch hätten wohl einige prosastücke zur vervollständigung der sammlung hinzugenommen werden können; zb. aus Boethius II, prosa u. metr. 8, gleichzeitig als parallele zu '*Fortune*', oder III, pr. u. metr. 6 als solche zu '*Gentilesse*'; oder aus der *Parson's T.*

der abschnitt über *Avaricia* (I. 739 ff.), aus dem verschiedene stellen in der *Pard. T.* nachgebildet sind. Ferner würde ich statt der nachgeahmten beschreibung der tempel in der *Kn. T.* die höchst anschauliche schilderung des turniers daraus (v. 2483 bis 2662) bevorzugt haben.

Doch wenn im übrigen auch die getroffene auswahl anerkennung verdient, so ruft doch die anordnung der einzelnen stücke nicht unerhebliche bedenken hervor. Emerson bemüht sich nämlich, die einzelnen texte nach ihrer mutmaßlichen entstehungszeit aufeinander folgen zu lassen, und so bringt er die erwähnten stücke aus der *Monk's T.* gleich nach dem abschnitt aus dem *B. D.*, als ob jene noch der jugendzeit des dichters angehörte! Zwar sucht Em. die auch von Skeat ua. geteilte ansicht, daß außer dem ursprünglichen *Palamon and Arcite* und der Legende von der heilg. *Cäcilie* noch andere erzählungen aus den *C. T.* (*Man of Lawe, Clerk, Prioresse*) schon längere zeit vor der entstehung dieses großen werkes verfaßt waren, kurz in der einleitung (s. XXII) zu rechtfertigen, doch ohne hinlängliche begründung. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum man der eigenen aufzählung seiner bis dahin entstandenen werke, die Chaucer an der bekannten stelle im prologe zur L. G. W., v. 414 ff., anführt, mißtrauen und mit aller gewalt jene erzählungen einer periode zuweisen will, wo der dichter bereits vollauf anderweit beschäftigt war (man vgl. auch Tatlock's *Development and Chronology* etc., s. 161 ff.). Wie unüberlegt ua. die zuweisung der *Prior. T.* zu einer früheren schaffenszeit ist, geht aus zwei stellen (B 1664 u. 1771) hervor, wo *quod she* deutlich auf die äbtissin als erzählerin hindeutet. Etwas anders liegt die sache mit der jetzigen *Kn. T.*, die Em. gleichfalls aus ihrem überlieferten zusammenhange löst, und aus der er den zitierten abschnitt vor dem Vogelparlament einsetzt, da Chaucer den stoff derselben, wie vorhin erwähnt, bereits behandelt hatte, ehe er die *C. T.* entwarf. Nur kann es sich fragen, ob sein alterer *Palamon* etc. schon genau die gestalt der jetzigen *Kn. T.* hatte, oder ob diese eine umarbeitung jenes zum zweck der einfügung in die rahmenerzählung ist. Nach ten Brinks früheren darlegungen bin ich wiederholt für die letztere auffassung eingetreten, zuletzt in meiner rezension obiger schrift Tatlocks (Anglia, Beibl. XX, s. 133 ff.), und will die dort vorgebrachten argumente nicht nochmals wiederholen, sondern nur an die

vv. 885 ff. erinnern, wo der ritter, nachdem er seine erzählung bereits begonnen hat, sich unterbricht, um seinen zuhörern zu erklären, daß er mit rücksicht auf sie seinen umfangreichen stoff kürzen wolle, und auf die vom wirt vorgeschlagene abmachung hinweist. An eine spätere einschiebung dieser stelle, besonders der vv. 889—892, ist schwerlich zu denken, da ein äußerlicher anlaß hierzu nicht erkennbar ist, und da Chaucer bei denjenigen stücken, welche er ursprünglich ohne absicht, sie einem bestimmten erzähler zuzuweisen, doch nachdem er die *C. T.* schon in angriff genommen, bearbeitet hat — zb. der *Man of Lawes T.* —, nirgends eine ähnliche wendung anzubringen für nötig erachtet. Wenn der v. 884 erwähnte sturm auch ein zusatz zur darstellung der vorlage des dichters, bekanntlich Boccaccios Teseide, sein und auf die stürmische überfahrt der jungen königin Anna im Dezember 1381 deuten mag, so würde dies nur beweisen, daß der dichter um diese zeit mit der übertragung des *Palamon* beschäftigt war, nicht, daß dieses werk schon damals die form der jetzigen *Kn. T.* besaß. Wenn Em. hierüber anderer ansicht war, so hätte er sich mit den entsprechenden darlegungen in der Einl. begnügen, doch die genannten stücke an ihrer überlieferten stelle lassen sollen, um nicht beim anfänger den eindruck zu erwecken, daß es sich bei seiner verteilung schon um erwiesene tatsachen statt bloßer vermutungen handelt.

Ähnliches gilt vom *Hous of Fame*, welches der herausgeber hauptsächlich auf grund einiger reime (s. s. 151) in die nähe der *B. D.* setzen möchte! Aber ein wie unsicheres kriterium dies ist, mögen folgende vergleiche lehren [1]): von den bindungen, deren häufiges vorkommen im *H. F.* Em. als ein zeichen jugendlichen ungeschicks ansieht, erscheint die von *fynde : kynde* (nebst compositis) — in diesem gedicht selbst nur 2 ×, im kürzeren *P. F.* 4 ×, in der *L. G. W.* 5 ×, in den *C. T.* 15 ×, im *Troil.* 18 ×, im jüngeren *B. D.* 0 ×; die von *wyf : lyf H. F.* 4 ×, ebenso oft *L. G. W.*, *P. F.* 1 ×, *B. D.* 3 ×, ebenso *Troil.*, *C. T.* 37 ×; *routhe : trouthe H. F.* 4 ×, *B. D.* 3 ×, *L. G. W.* 6 ×, *C. T.* 7 ×, *Troil.* 19 ×; der reim *away : away* kommt im *H. F.* überhaupt nicht vor, sondern der von *away : welaway* (sonst *weilawey*) : *wey*, im ganzen 3 ×; derselbe im *B. D.* u. *L. G. W.*

---

[1]) S. Ryme-Indexes der Chaucer-Society; ähnliche reime sind nicht mitgezählt.

o ×, im *P. F. aweye : weye* 1 ×, in den *C. T.* 6 × usw. Anderseits erweisen doch darstellung und inhalt des Hauses der Fama, daß dies nur das werk eines gereiften und seiner geistigen überlegenheit bewußten dichters sein kann und somit in den anfang der achtziger jahre des 14. jhs. gehört; vgl. dazu meine besprechung des buches von Sypherd, Engl. stud. XLI 113 ff.

Auch die einfügung der 'Minor Poems', die Em. '*The Golden Age*', '*Fortune*', '*Truth — a Balade of Good Counsel*' und '*True Nobility*' betitelt, zwischen *P. F.* und der *Tisbe* aus der *L. G. W.* ist bei beobachtung der chronologischen reihenfolge nicht zu billigen, da ihre datierung zu unsicher ist; sie hätten besser mit den drei andern erwähnten baladen hinter den abschnitten aus den *C. T.* ihren platz gefunden.

Wenden wir uns nun zum eigentlichen inhalt des buches, so enthält die '*Introduction*', welche in die abschnitte '*The England of Chaucer*', '*Chaucer the Man*', '*The Works of Chaucer*', '*Chronological Table*', '*The Language of Chaucer's Time*' und '*Versification*' eingeteilt wird, in kürze das wesentlichste, um einen anfänger auf die lektüre der texte vorzubereiten. Außer den obigen einwendungen gegen die datierung einiger werke des dichters hätte ich nicht eben viel hierzu zu bemerken. Bezüglich der verheiratung Chaucers, die (s. XV u. XX) Em. '*probably*' in das jahr 1366 setzt (in der Chron. Table s. XXVIII fehlt diese einschränkung!) will ich nur auf meine früheren darlegungen (Chronology etc. s. 17 ff.) verweisen, in denen ich mit Furnivall ua. wahrscheinlich zu machen suche, daß dieses ereignis erst 1374 stattfand. Ebensowenig will ich hier auf die gelegentliche zweisilbige aussprache von wörtern wie *thise, some, sone* (s. XXXV), auf die kontraktion von *that's, it's* (s. XXXVI) und auf die '*extra syllable*' vor der caesur (s. LV) näher eingehen, da ich meinen von Em. hierin abweichenden standpunkt ausführlicher in meinen 'Textkrit. bemerk.', Engl. stud. 42, 338 ff., behandelt habe. Was ganz fehlt, ist jede angabe über handschriften und wissenschaftliche literatur über den gegenstand, und so werden auch den folgenden texten keine varianten beigefügt. Dieser mangel ist aber wohl erklärlich, wenn wir annehmen, daß die vorliegende auswahl für jüngere schüler, etwa unsern obersekundanern oder primanern entsprechend, bestimmt ist und daher solcher einrichtung nicht bedarf, die unsere studierenden der neueren sprachen kaum entbehren können.

Was den text selbst betrifft, so gibt der verf. in einem kurzen vorwort an, daß er diesen nach den besten hss. in den veröffentlichungen der Chaucer-Society mit nur unbedeutenden abweichungen in der schreibung und einigen korrekturen selbständig hergestellt habe. Freilich folgt er weder der normalisierten orthographie Skeats (Sk.), noch der diplomatisch genaueren wiedergabe des textes der Globe-edition (Gl.), aber seine änderungen der handschriftlichen überlieferung lehnen sich meist genau an diese ausgaben an und bringen nur selten eigenes.

Wenn einem herausgeber, namentlich dem von büchern, die für den unterricht bestimmt sind, eine gewisse freiheit zugestanden werden muß, die oft schwankende schreibweise der hss. zu regeln und namentlich deren offenbare fehler zu beseitigen, so muß er doch hierin festen grundsätzen folgen. Diese lassen sich jedoch in der vorliegenden ausgabe nicht erkennen; so finden wir bald *slepe : kepe* als subst., bald *sleep : keep*, bald mit der zugrunde gelegten hs., bald gegen diese geschrieben; s. s. 1, 5 6 — ich zitiere hier nach Emersons bezifferung — s. 5, 27/28, s. 29, 11/12, s. 95, 15/16, s. 117, 17/18; das adv. lautet bald *here*, bald *heere*, bald *her* (s. 33, 21; 79, 6; 107, 3; 118, 23, 119, 11). Der plur. des pron. *his* erscheint meist ohne *e*, auch wo das ms. ein solches setzt, mitunter auch als *hise* (s. 37, 15; 38, 21; 91, 5; ebd. 10 u. 11; 92, 21; 96, 13 u. 14; 98, 14); ebenso daß poss. *hir* (s. 79, 24; 86, 19; 87, 10; ebd. 11 u. 22; 94, 16; 115, 20; 127, 2); *moore* teils mit *oo*, teils mit *o* (s. 105, 21; 108, 11, ebd. 14 u. 30; 127, 10; 128, 3 u. 21); *hooly* s. 99, 13, *holy* 125, 7; *gere* 93, 30, *geere* 94, 13, obgleich das als basis dienende ms. an all diesen stellen einen doppelvokal hat. Dagegen mögen *koude* 93, 4 und *coude* 93, 5, *joy* 124, 1 und *joye* 124, 2 bloß zufällige versehen sein. Sind dies auch nur verhältnismäßige kleinigkeiten, so hätte doch auch hierin mit rücksicht auf die lernenden eine größere konsequenz beobachtet werden sollen. Kaum förderlich für das leichtere verständnis dieser halte ich schreibungen wie *at te* (zb. 105, 25) und *n'ylt'ow* (zb. 76, 13) für das *atte* und *nyltow* (= ne wilt thou) der hss., da bei dieser zerlegung der schüler an 2—3 stellen im Glossar nachschlagen muß, ehe er die richtige bedeutung findet. Mitunter ist ein falsches end-*e* aus der hs. stehen geblieben; zb. bei den imperativen *help(e)* 38, 4 und *com(e)* 57, 23; ferner s. 44, 24 *dulle*, 45, 1 *pulle*, s. 74, 17/18 *toun(e) : renoun(e)*,

s. 75, 19 20 *desir(e) : fir(e)*; s. 77, 3 4 *fay(e) : away(e)*; ebd. 11 12 *heried(e) : beried(e)*, während es in andern fällen beseitigt ist. Anderseits wird das richtige end-*e* im part. praes. wiederholt gegen die hss. gestrichen; so 20, 14; 22, 12, 23, 16; aber auch in andern wörtern; so in d. subst. *shyne* 95, 4 (A 386), *dore* 100, 18 (A 550); im konj. *fynde* 115, 25 (B 4147). S. 1, 10 ist *sorowe* richtig zu *sorwe* korrigiert, s. 4, 15 aber *sorow* unverändert gelassen, obwohl die zweite silbe (-*e* verstummt hier) den vers überladet usw.

Aber auch der wortlaut des textes bedarf an manchen stellen der korrektur, von denen ich einige, ohne mich auf die erörterung von zweifelhaften fällen einzulassen, anführen will. Ich zitiere nun nach der sonst üblichen zählung, die Em. in klammern — leider nicht immer mit der bezeichnung in den neueren ausgaben übereinstimmend — andeutet. *B. D.* 23 *this* ist mit ten Brink zu *thus* zu korrigieren. — V. 101 für *this lady* ist wohl mit Sk. *she* zu setzen. — [V. 206 empfehle ich ausnahmsweise Emersons lesung *goode* als vokativ st. *good* der beachtung, da dann die von ten Brink und Gl. vorgeschlagene einfügung von *for* vor *that*, während Sk. *look* einschieben will, in dem sonst zu kurzen verse überflüssig wird]. — V. 213 ist zu lang; Sk. bringt *A* für *allas*, doch ohne autorität; vermutlich ist aber nach M. Langes vorgang *quod she* zu streichen und *allas* als ausruf des dichters anzusehen: *And saw noght — allas for sorwe!* — V. 274 durfte das *slepe* der hss. als infinitiv nicht in das subst. *sleep* verwandelt werden. —

H. F. v. 126 brauchte *queynt* in den hss. nicht, wie Sk. tut, in *queynte* verändert zu werden, vielmehr hätte der v. als auftaktloser angesehen werden sollen. Das gleiche gilt für v. 160, da die hss. F(airfax) und B(odley) *Polite* lesen und das P(epys)-ms., wie C(axtons)-druck verderbte formen (*Plite*, *plyte*) haben, während *Polites* bei Th(ynne) offenbar eine spätere korrektur ist (so auch Sk. und F. Heath in der Globe-edition). — V. 178 ist die lesart der überlieferung *And eek Ascanius al-so* schwerlich aufrecht zu erhalten, da Chaucer sehr wohl weiß (s. L. G. W. v. 941), daß Ascanius der eigentliche name des sohnes des Aeneas und der Creusa ist; die ersten worte des verses wären demgemaß etwa in *That highte* zu verändern, die vielleicht in klammern hätten eingefügt oder in der anmerkung (Emerson s. 152) angeführt werden können. — Dagegen war es nicht nötig, v. 187

vn-to und v. 215, *an hye* in den älteren und besseren hss. F. B. mit den jüngeren texten in *in-to* und *on hye* zu verwandeln; ebensowenig v. 289 *a* in *o*, v. 292 *this* (auch Th.) in *that:* alles fälle, wo Em. von der Gl.-ed. beeinflußt erscheint. Wohl aber wäre mit C. Th. v. 286 *by* für *be* zu setzen, da letzteres nur eine schlechte schreibung für das erstere ist. — V. 330 ändert der verf. *godlihede* in allen hss. und drucken in *godliheed*, wodurch der reim zu *dede* zerstört wird, worin er offenbar wieder blindlings der Gl.-ed. folgt, da die komposita mit *-hede* bei Chaucer häufig auf wörter mit gesicherter voller geltung der silbe *-ede* reimen. — V. 362 läßt Em. mit Sk. u. Gl. *But* am eingange fort; da aber dieses wort in allen texten überliefert ist, dagegen *al* vor *his mone* nur in F. B., könnte das letztere eher gestrichen werden, um dem v. seine richtige form zu geben. — V. 366. hätte aus demselben grunde nach Sk.s beispiel *into* zu *in* verkürzt werden sollen. — V. 380 schreibt Em. wie Gl. *dide* für *dyed(e)* in den hss. F. P., *deyde* in den übrigen; da aber *dide* von den älteren mss. gewöhnlich als praet. von *doon*, dagegen *dyde* (oder, wenn der reim es verlangt, *deyde*) als praet. von *dyen, deyen* geschrieben wird, so wäre es, schon um verwechslung zu vermeiden, ratsamer gewesen, sich hier nach dieser, auch von Sk. befolgten, praxis zu richten. — V. 402. scheint mir *And* am anfange des verses, obwohl F. B. es fortlassen, für den satzbau unentbehrlich. — V. 439 verstehe ich nicht, warum Em. das *also* der texte und herausgeber zu *als* verändert, da der vers auch mit beibehaltung der vollen form keine schwierigkeiten macht; oder ist es nur ein druckfehler?

Bezüglich des *P. F.* bemerke ich, daß Em. sowohl mein aufsatz 'Das handschriftenverhältnis in Chaucers Parlement of foules' in Herrigs Archiv CXI 64—CXII 69, als auch meine textausgabe dieses gedichts als programmabhandlung (Berlin 1904) augenscheinlich unbekannt geblieben ist, da er sonst nicht geflissentlich die älteste und trotz mancher fehler beste hs., das bekannte Cambridger Gg.-ms., unbeachtet gelassen und statt deren jüngere codices, besonders das minderwertige Oxforder St. John's-ms. und Caxtons druck, bevorzugt hätte. So entnimmt er v. 152 aus diesem *So* am anfange der zeile und v. 175 *it* hinter *joye* (auch Gl.), obwohl weder sinn noch versmaß einen solchen zusatz verlangen; ebenso v. 623 *chese* als konjunktiv statt des richtigeren indikativs *chesith*, besser kontrahiert *cheest*; v. 641 *Like* (mit Gl.),

welches nur St. J. bietet! Ich will nun nicht alle stellen durchgehen, in denen sein text von dem meinen (ich mache kurz auf die lesarten in v. 215 f., 278, 305, 364, 385, 553, 639 aufmerksam) abweicht, sondern nur ein paar fälle nennen, in welcher jener entschieden verbesserungsbedürftig ist.

V. 39. muß *he* trotz übereinstimmender überlieferung mit rücksicht auf v. 36 und 43 in *it* verändert werden, welches auch Sk. annimmt. — V. 76 und 83 ist mit Gg. *this* st. *that* zu lesen, da der sprechende (Scipio) selbst an dem erwähnten '*place*' weilt. — V. 116 l. *myn* st. *my* (auch Sk., Gl.), da nach den älteren hss. erstere form regelmäßig vor *h* erscheint. — V. 545. ändert Em. *han* oder *haue* wieder nach dem einzelnen St. J.-ms. in ein sinnloses *hath*, das sich nur auf *voys* statt auf *Oure* beziehen kann. — V. 569 schiebt er, jedenfalls nach dem vorgang von Gl., ein unautorisiertes *tho* nach *Quod* ein, obgleich der vers auch ohne dies als auftaktloser lesbar ist. — V. 678 ist *here* nach Gg. (so auch Sk.) als überflüssig zu streichen usw.

Auch in der *Tisbe* aus der *L. G. W.* läßt Em. die letztbezeichnete hs. beiseite und nimmt hauptsächlich F. als seine grundlage, dessen offenbare fehler er nicht einmal korrigiert; so v. 813. *ranne* st. *ran*, 898. *shal* st. *shalt* — andere sind schon oben erwähnt —, worin wieder Gl. sein vorbild gewesen sein dürfte. Im übrigen will ich nur einige bedenkliche fälle erwähnen. — V. 738 bringt Gg. die für das versmaß zu erwartende form *cloue*, doch bleibt der herausg. bei *cloven*; ebd. hätte *cop* für *top(pe)* in derselben hs. und ein paar andern wohl beachtung verdient. — V. 815. ist *glade*, wie Em. — wieder nach Gl. — statt *glad* als prädikatives adjektiv im singular unmöglich; dem vers fehlt allerdings eine silbe; aber diese ergibt sich bei zweisilbiger aussprache von *eke* oder durch einfügung von *of* vor *that* nach dem Trinity-ms., wonach auch Sk. verfährt. — V. 825. lautet nach Gg.: *The mone schon & myghte wel yse;* das Trin-ms. und fünf andere setzen noch *he* nach *and* ein, während F. und die übrigen für letzteres *men* bringen. Auf den ersten blick besticht diese variante, und somit haben sie alle herausg. aufgenommen; aber es kommt hier nicht auf beliebige leute, sondern auf Pyramus allein an, dem der mondschein genügend licht spendete. Und so ist die lesart von Gg. ganz richtig, da hier *he* vor *myghte* aus dem vorhergehenden verse zu ergänzen ist, eine freilich grammatisch ungenaue konstruktion, die sich jedoch

öfter bei Chaucer findet; so C. T. v. 811, B 622 etc. Jene 6 hss., welche dieses *he* wirklich ausdrücken, treffen damit wohl den sinn, überladen den vers aber mit einer silbe, so daß Gg. hier allein wieder recht behält. V. 837 ändert Em. — diesmal selbständig — *biddyng* in Gg., F. und den meisten hss. nach dem Cambridger Ff.-ms. und drei andern in *bydyng*, was allerdings einen hier möglichen sinn ergeben würde: 'mein zögern hat dich getötet'. Aber da die genannten codices zu wenig autorität besitzen und im nächsten verse ein hierauf bezügliches *to bidde* erscheint, ist diese änderung abzulehnen, zumal diese verse so wörtlich wie möglich mit der entsprechenden stelle bei Ovid (Met. IV 110—112) übereinstimmen; denn die klage des Pyramus über seine verspätung: '*nec prior huc veni*' gibt Chaucer in den versen 840—841: '*And I so slow*' etc. wieder. — V. 890. nimmt Em. wieder die lesart von F. und den meisten hss., hier mit Gl. gleichlautend, auf: *Thy woful hand* etc., während Gg., diesmal von Ff. begleitet, das nach dem zusammenhange einzig angemessene *My(n) w. h.* bietet, dessen richtigkeit der vergleich mit Ovid, l. c. v. 149—150: '*est et mihi fortis in unum hoc manus*' bestätigt.

Betreffs der von Em. edierten abschnitte aus den *C. T.* kann ich mich kürzer fassen, da meine zur zeit im druck befindliche textausgabe und meine schon oben zitierten 'Textkritischen Bemerkungen' auf manche punkte, die hier zu erörtern wären, näher eingehen. Ich beschränke mich daher auf wenige bemerkungen. Wiewohl der verf. als basis seines textes das Ellesmere-ms. (E.) gewählt zu haben scheint, weicht er mitunter ohne not von dessen lesarten, wieder von Gl. verführt, ab, um die des Harl.-ms. oder anderer codices an deren stelle zu setzen; zb. A 559 (s. 100, 27) *wyde* st. *greet;* A 782 (s. 108, 10) *smyteth of myn heed* st. *I wol yeue you myn heed;* B 3862 (s. 16, 8) *humblehed* st. *humble bed* (diesmal selbständig); B. 4337 (s. 122, 5) *forth* st. *for.* An anderen stellen folgt Em. einfach der Gl.-ed., ohne sich um die hss. zu kümmern; so v. 793 (s. 108, 21), wo diese ausg. die moderne schreibung *mean* st. *mene,* u. v. 1976 (s. 34, 14), wo sie *nor* st. *ne* gegen alle andern texte einführt. Eher entschuldbar sind fälle, wo Em. gleichzeitig Skeat als gewährsmann zur seite hat; so B 3296 (s. 14, 20) *two hornes* st. *hornes two,* B 3485 (s. 130, 11) *shrille* st. *shille.* Anderseits bleibt er aber an der lesart von E. haften, auch wo eine korrektur nach den andern

hss. erforderlich ist; so mit Gl. v. A 1922 (s. 32, 20), wo *and* jedenfalls durch *of* zu ersetzen ist (vgl. Teseide VII 59: *caldi desiri*). V. 763 (s. 107, 22) will er die metrische schwierigkeit, welche *I saugh nat* bereitet, dadurch beseitigen, daß er die letzten beiden wörter (s. die note auf s. 180) mit hinweis auf das heutige *don't, won't* in eine silbe zusammenziehen will, wofür aber jeder beleg fehlt; vielmehr werden wir hier, wie Sk. und Gl., Har.[4] folgen müssen, welches das eher verschleifbare *I ne saugh* dafür setzt. Auch seine verteidigung von *recchelees*, A v. 179, wofür Harl. und darnach Sk. *Cloysterles* lesen, in der note zu s. 88, 7 hat mich nicht überzeugt; ich bleibe vielmehr bei meinem schon früher vorgeschlagenen *reulelees*. — Die auslassung der strophe B 3901—3908 (s. 17), wo von Caesars schamhaftigkeit und anstandssinn die rede ist, und der verse B 4356—58 und 4567 bis 4568 (s. 122 3), wo Chauntecleers ehelicher verkehr mit Pertelote erwähnt wird, würde bei unserer sexuell aufgeklärten jugend unnötig sein; aber in Amerika ist sie vielleicht noch nicht so weit fortgeschritten. B v. 4157 (s. 116, 5): *Pekke hem vp* etc. ist zu lang; Em. streicht *hem;* doch meine ich, daß eher *vp* entbehrlich wäre. — Bezüglich der verkürzung von *benedicitee* zu *bencitee* (s. 130, 9) erinnere ich an E. Flügels, von mir E. st. 46, 109 kurz besprochene schrift.

Im auszug aus der Pard. T. (s. 132 ff.) scheint Em. sich nach Sweets 'Second Middle English Primer' (s. 98 ff.) gerichtet zu haben, der genau dieselben verse (s. o.) ausgewählt hat, nur geht der erstere noch 9 zeilen weiter. Meine ausgabe dieser erzählung, die schon 1902 erschien, ist ihm jedoch offenbar unbekannt geblieben, wenn er nicht ihre benutzung für überflüssig erachtet hat. Dennoch glaube ich, daß er einige belehrung daraus hätte schöpfen können; zb. bei v. C 826 27 (s. 138, 12), wo ich die verwirrte überlieferung in: *Looke . . . thou right anon Aryse* verbessere; ebd. v 871 (s. 139, 27), wo ich darlege, daß der zusatz von *of* vor *hym* bei Sk. und andern herausgebern unnötig ist, da *hym* hier reflexive geltung hat; ebd. v. 896 (s. 140, 22), wo ich die lesart *traytours*, die auch Sk. beibehalten hat, rechtfertige, während Em. hier — natürlich nach Gl. — aus dem Harl. codex und ein paar andern *trayterous* trotz der dann entstehenden überladung des verses entnimmt.

Weniger verübele ich dem herausg., daß er von meiner ausgabe einiger der '*Minor Poems*' keine notiz genommen hat, da

diese bereits 1883 als schulprogramm erschienen und von ten Brink einer wenig günstigen kritik unterzogen worden ist. Wenn ich dennoch die meisten lesarten meines damals veröffentlichten textes aufrecht erhalte, will ich wiederum nicht alle stellen, in denen Em. mit mir nicht übereinstimmt, anführen, da eine genaue erörterung hierüber zu weit gehen würde. Ich begnüge mich daher wieder mit einigen bemerkungen, die für eine neuausgabe vielleicht von nutzen sein können.

Former Age (s. 66 ff.) v. 5 würde *nere* (so auch Sweet, l. c.) st. *ne were* den vers besser lesbar machen. — V. 11 *gnodded (knodded)* in den hss. überladet den vers mit einer silbe, weswegen ich aao. vorschlug, dafür das starke praet. *gnode* zu setzen, dem Sk. zunächst (ausg. der M. P., Oxford 1888, n. s. 371) beistimmte, wofür er aber in der späteren gesamtausgabe *gniden* als den korrekteren plural wählt. Diese form nimmt auch Em. auf, während Sweet und Heath *gnodde* lesen. Doch da *gniden* dieselbe silbenzahl hat wie *gnodded*, ist mit dieser änderung nicht viel erreicht, wie es auch wenig wahrscheinlich ist, daß kopisten eine so bedeutende umgestaltung vorgenommen hätten. Dagegen scheint mir *gnodde*, das von *gnīden* ebenso gebildet sein könnte wie *dradde* von *drēden*, *radde* von *rēden*, von den vorgeschlagenen formen am besten hierher zu passen. — V. 29 *darknesse* bei Em., das wieder Gl. entlehnt zu sein scheint, ist unchaucersch; die hss. bieten *derknesse* und *dirknesse*. wovon ersteres vorzuziehen ist. — V. 44. Von den hss. hat die eine *parfyt Ioye reste and quiete*, was viel zu lang ist; die andere läßt *reste* fort, behält aber immer noch eine silbe zuviel. Trotzdem wird diese lesart von Gl. und Em. aufgenommen. Es ist daher, wie Sk. und ich tun, auch *joye*. oder, so Sweet (der aber unmotiviert *in* vor *and* wiederholt), *parfyt* zu streichen, dann jedoch *leves* zweisilbig zu lesen. — V. 53—60 werden von Em. ohne zwingenden grund fortgelassen. — v. 63. *And* am anfang dieser zeile, welches ich ursprünglich glaubte einfügen zu müssen, und welches die späteren herausgeber beibehalten haben, würde ich jetzt, den hss. entsprechend, entbehren, da der vers auftaktlos sein kann.

Fortune (s. 68 ff.) v. 2. *poer* in meiner ausgabe kann ich nicht mehr rechtfertigen; aber auch *poure*, welches Sk. und seine nachfolger aus den verschiedenen lesarten gewählt haben, genügt mir nicht, da dieses adj. keinen rechten gegensatz zu *honour* bildet; vielmehr möchte ich mit benutzung der variante in F. vorschlagen

zu lesen: *As wele or wo, now pouerte, now honour,* wobei ich nur das *and* vor dem zweiten *now* in den hss. unterdrücke. — V. 20. *socour* in meiner ausgabe ist natürlich nur ein versehen für *savour.* — V. 51. weicht Em. von den andern herausg. selbständig ab, indem er zwischen *thanke* und *thee* nicht, wie seine vorgänger tun, *(h)it,* das sich hier in einigen hss. findet, einfügt, worin er mit meinem texte übereinstimmt.

Truth. (s. 72 f.) v. 2. Auch hier wählt Em. eine von den übrigen editionen abweichende lesart: *Suffice thyn owene thyng,* diesmal jedoch mit fraglichem erfolg. Überhaupt ist diese in 18 verschiedenen texten überlieferte ballade wohl diejenige, deren kritische herstellung am meisten schwierigkeiten macht. Da ich hierüber schon Engl. stud. XXVII, s. 13 ff., ausführlich gehandelt habe, will ich jetzt die diskussion mit der besprechung von Emersons text, in dem er sich sonst eng an Gl. anschließt, nicht wieder eröffnen. Ich bemerke nur, daß v. 11 *biware* als imperativ st. *be war* (auch Sk. u. Gl.) zu lesen und v. 17 *recyve* in *receyve* zu verbessern ist.

Gentilesse (s. 73 f.) und Stedfastnesse (s. 141 f.) kopiert Em. wieder so gut wie wörtlich aus der Gl.-ed., die sich hier mehrfach nach den Shirley-mss. richtet, deren unzuverlässigkeit ich jedoch in dem schon erwähnten aufsatz (E. st. XXVII s. 10 ff.) eingehend dargetan habe.

Zu Skogan (s. 142 ff.) notiere ich nur die schreibung *goddesse* v. 15, die Em. augenscheinlich als reim auf das den nächsten v. abschließende *rekelnesse* (besser *rakelnesse*) gefordert ansieht. Tatsächlich soll ersteres wort aber mit *forbode is* v. 16 gebunden werden, so daß an der form *goddis* (od. *goddes*) der hss. nichts zu ändern war. Freilich hat diese etwas auffälliges; denn dem sinne nach würde sich dieses wort am besten auf Venus beziehen und würde dann eine ungewöhnliche verkürzung der von Em. eingeführten schreibung sein, die in diesem scherzhaften gedicht vielleicht als erlaubt betrachtet werden kann. Andernfalls — und daran habe ich in meiner ausgabe gedacht — wäre *goddis* als der plur. zu *god* anzusehen, und wir müßten annehmen, daß der dichter seinem freunde vorwirft, er habe sich an den göttern im allgemeinen durch seine lästerliche rede vergangen. Im ersteren falle wäre *this* vor *goddis,* im letzteren — welcher rein formell den vorzug verdient — *the* davor zu setzen.

Purs v. 25 *al myn harm* in der hs. F. entspricht von den

gebotenen varianten am wenigsten dem sinne der stelle, obgleich dieser ausdruck auch von den andern herausg. vorgezogen wird. Denn offenbar begrüßt Chaucer den neuen könig nicht, weil er allein sein (des dichters) leid beheben kann, sondern das des ganzen volkes; er bittet ihn dann in der nächsten zeile, sich auch seinem persönlichen gesuche gnädig zu erweisen. Es muß daher entweder *alle harmes* nach dem Pepys ms., oder, wie ten Brink will, *alle oure h.* nach ms. Ff. u. Harl. heißen.

In metrischer hinsicht bedient sich Em. des üblichen punktes unter dem buchstaben, meist *-e*, der im verse verstummen, des punktes über dem *e*, wo es vor folgendem vokal oder *h* tönen soll, und im allgemeinen kann ich der verwendung dieses zeichens in den vorliegenden texten zustimmen. Nur einige male scheint mir ein versehen hierin vorzuliegen; so vermisse ich den punkt bei *fareth* s. 5, 3, *halfe* 5, 29, *Made* 19, 29, *mile* 133, 23, und ebenso wie er v. 101, 24 unter *manciple* steht, sollte er auch 96, 23 unter *mesurable,* 99, 18 unter *ensample* gesetzt werden, während er unter *knoweth* s. 24, 14 zu streichen ist. Über dem *e* fehlt dies zeichen 103, 8 in *ne;* und wie denkt sich Em. die aussprache von *coleryk* 101, 25 und 115, 23, das an beiden stellen zweisilbige geltung haben muß? Ferner gibt die volle endung *-en* des infinitivs oder st. part. praet. mitunter dem verse eine überschüssige silbe; zb. in *freten* 35, 27, *foryeten* 35, 29, *riden* 84, 5 u. 109, 23, *eten* 132, 8. Wenn Em. das *n* 101, 15 und 16 in *weren,* ebd. 19 in *maken* unterdrückt, so daß dann das übrigbleibende *e* vor vokal verstummen kann, so hätte er es auch in den obigen fällen fortlassen sollen. Statt der endung *-ow(e)* in den hss ist gewöhnlich *-w(e)* anzunehmen, namentlich wo verse durch die erstere form eine silbe zuviel erhalten; zb. 9, 24 *pilowe,* 113, 30 *yelow;* demgemäß ist 145, 7: *yelwnessė hadde* st. *yelownesse hadde̦* zu lesen. Andere fälle, in denen ich mit der metrischen bezeichnung nicht einverstanden bin, sind: 9, 14, wo ich *elle̦s I͡ ne̦ roghte* st. *elles I ne roghte̦* lesen würde; 10, 4, wo *e* in der endsilbe von *goddes,* das für *goddesse* steht, unmöglich verstummen kann, wo vielmehr mit Sk. *quene* auszulassen ist; v. 121, 13, wo Em. *dreme̦s seïth (!)* statt *dremes seith* ansetzt.

Zu den 'Notes', s. 147 ff., hätte ich außer den schon gelegentlich erhobenen ausstellungen nichts besonderes zu bemerken, vielmehr glaube ich, daß sie ihrem zwecke im ganzen entsprechen,

wenn vielleicht hie und da auch weitere erklärungen wünschenswert wären. Nur ist auf s. 171, bei der erörterung der bekannten stelle im Gen. Prol. v. 125 (s. 86, 13) ein irrtum zu berichtigen; Em. sagt hier: *The Benedectine nunnery at Bromley, near Stratford atte-Bowe, a few miles southeast of Southwark* etc. Dieses Stratford liegt aber nord-östlich von London.

Ob das 'Glossary', s. 191 ff., für den gebrauch eines amerikanischen jüngeren studenten ausreicht, vermag ich nicht zu beurteilen, doch scheint es mir, soweit ich es geprüft habe, alles wissenswerte zu enthalten. Nur fehlt bei manchen gewöhnlichen wörtern die angabe von bedeutungen, die Chaucer — auch wohl andern megl. autoren — eigentümlich sind und von der modernen abweichen; so ist *and* ganz fortgelassen, obwohl es nützlich gewesen wäre, dessen konditionalen gebrauch zu vermerken; bei *he* hätte angeführt werden sollen, daß dies auch *this one, that, himself* etc. bedeuten kann; dementsprechend bei *she*; *for* auch = *because, daungerous* auch = *sparing, niggardly* usw. Anderseits hat Em. seinen grundsatz, wörter, welche mit der heutigen sprache in form und bedeutung übereinstimmen, fortzulasssen, nicht immer streng befolgt, sonst hätten *apple, away, awe, palfrey,* auch *huntyng, musyk* ua., über deren sinn kein schüler im zweifel sein kann, fortfallen müssen. S. 206, 2 sp. sind die zeilen bei *Cryst* etc. in unordnung gekommen.

Wenn nun Emersons buch auch manche vorzüge bietet, so bedarf es doch noch einer gründlichen durchsicht, namentlich der texte, ehe es für den gebrauch unserer studierenden empfohlen werden kann. —

IV. Emil Meyer, *Die charakterzeichnung bei Chaucer.* Über die charakteristik der pilger auf der wallfahrt nach Canterbury, wie die der hauptgestalten in Troilus und Criseyde ist schon so manches treffliche wort gesagt worden (so von Kissner, ten Brink, A. W. Ward), daß sich viel neues darüber nicht hinzufügen läßt. Anderseits sind die in den erzählungen jener auftretenden personen wie die nebenfiguren in der letzteren dichtung bisher noch keiner eingehenden und zusammenfassenden betrachtung unterzogen worden, so daß es eine dankenswerte aufgabe war, die charakteristischen züge aller dieser gestalten miteinander zu vergleichen und das wesentliche ergebnis daraus festzustellen. Die vorliegende schrift erfüllt nun diese aufgabe im ganzen in angemessener weise, doch nur in dem angedeuteten

umfange, da alles, was außerhalb der *Canterbury Tales* (die nicht einmal völlig ausgenutzt sind) und des *Troilus* liegt, unbeachtet geblieben ist. Zwar sagt der verf. in seiner 'Vorbemerkung', daß er keine erschöpfende darstellung des gegenstandes beabsichtigt habe, und wir wollen es einem anfänger — wie vermutlich herr Meyer ist — auch nicht verübeln, wenn er sich für seine erstlingsarbeit engere grenzen zieht. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß durch diese beschränkung seine untersuchungen nicht wenig von ihrem werte einbüßen. Denn einmal würde in den übrigen dichtungen Chaucers noch manche willkommene ergänzung zu finden gewesen sein; dann aber bietet das noch nicht beackerte feld — meines erachtens kommen hierbei hauptsächlich nur noch stellen aus dem *Parl. of Foules* (P. F.) und des *Hous of Fame* (H. F.), vielleicht noch einzelne in den '*Minor Poems*' in betracht, während das *Book of the Duchesse* (B. D.) u. die *Leg. of Good Women* (L. G. W.) nur ein paar allgemeine züge geliefert hätten — zu wenig aussicht auf eine ergiebige ernte, als daß es sich der mühe verlohnte, diese werke behufs einer fortsetzenden und abschließenden abhandlung in gleicher weise zu durchforschen, zumal hierbei erhebliche wiederholungen nicht zu vermeiden wären. Hat der verf. hingegen die heranziehung des nicht benutzten materials nur deswegen unterlassen, um den für seine schrift angesetzten raum nicht zu überschreiten, so hätte er dieses auch durch kürzung seiner mitunter etwas weitschweifigen ausführungen und durch unterdrückung von repetitionen derselben oder sehr ähnlicher gedanken (zb. vgl. man s. 6 ff. und 117 ff., s. 9 oben und s. 131 unten; s. 37, zl. 12 f., s. 100, zl. 7 f. und s. 112, schluß des abschnittes, usw.) erreichen können. Kurz, es wäre mit erweiterung in einer hinsicht und mit einschränkung in anderer nicht zu schwer gewesen, ein inhaltlich vollkommneres werk zu schaffen als das vorliegende.

Ein zweiter vorwurf, den ich dem verf. dieser schrift im allgemeinen nicht ersparen kann, betrifft seine behandlung des verhältnisses des dichters zu seinen quellen, worauf er zwar ein paar mal (s. 15, anm., s. 54, anm., s. 85 u. 87) hinweist, aber nicht nachdrücklich genug eingeht. Denn zur beurteilung der kunst eines autors, seine gestalten zu charakterisieren, ist es doch wesentlich zu unterscheiden, was er unverändert aus seiner vorlage übernommen, von dem, was er geändert und eigens hinzugefügt hat. Dies zeigt sich besonders bei der charakteristik des Pandarus

(s. 73 ff.) und der Criseyde (s. 146 ff.), in der Chaucer erheblicher von Boccaccio abweicht, indem er bekanntlich den ersteren, der im original als jüngling auftritt, in einen gereifteren, derb-humoristischen mann verwandelt, und der letzteren züge verleiht, welche ihren fehltritt in einem milderen lichte erscheinen lassen. Es ist nun bei Pandarus der widerspruch auffällig, daß er trotz seiner vorgerückten jahre noch unglücklich verliebt ist. Doch löst sich dieser, wenn wir beobachten, daß diejenigen stellen (I 621 ff., IV 398 f., 486 ff.), an denen von seiner leidenschaft die rede ist, sich enger an die quelle anlehnen; dh. daß Chaucer (vgl. auch meine bemerkung ESt. 36, s. 141) ursprünglich den Pandarus nach seinem vorbilde auffaßte und erst allmählich zu des realistischen darstellung seines wesens überging, wobei er jedoch jene weichlicheren züge unverändert beließ. Im übrigen hätte der verf. aus J. Schippers aufsatz *Chaucer's Troilus und Chriseïs* (Österr. rundschau I 946 ff.), der ihm augenscheinlich unbekannt geblieben ist, ersehen können, wie man solche quellenhinweise sehr wohl mit einer geschmackvollen darstellung des inhalts und zutreffender charakteristik der handelnden personen verbinden kann. — Ebensowenig wie in dieser dichtung ist es in der *Kn. T.* gleichgültig zu wissen, wie weit Chaucer und wie weit sein vorbild, die Teseide, an der schilderung der eigenart der helden beteiligt ist; wenn wir beide gedichte miteinander vergleichen, so werden wir zb. finden, daß die in dem gebete des Palamon und in dem des Arcitas (s. s. 47) ausgedrückten charaktereigenschaften nicht die erfindung des englischen dichters sind, sondern seiner quelle angehören, die er dagegen an andern stellen verläßt, um diesen gestalten nach eigener auffassung andere züge zu verleihen.

Um nun die art, wie Meyer seinen gegenstand behandelt, zu veranschaulichen, wird es genügen, die überschriften der hauptabschnitte anzuführen: I. Über Chaucers kunstmittel im allgemeinen. II. Die menschen als gesamtheit. III. Der ritterstand. IV. Die bürgerlichen und geistlichen stände. V. Chaucers frauengestalten. VI. Schluß. Wenn man auch gegen diese einteilung und anordnung des stoffes, wie auch gegen die darstellungsweise des verfs. keine wesentlichen einwendungen machen wird, so sind doch bezüglich seiner auffassung und beurteilung im einzelnen mancherlei bedenken zu erheben. So finde ich, daß ausdrücke wie »mehr teufel als mensch (s. 30), kriecher, heuchler (s. 123), ungeheuer (s. 112)« usw., mit denen er die freilich weniger sympathischen

gestalten, wie den ablaßkrämer, den verwalter und die mönche bedenkt, doch zu stark sind und nicht der vorstellung entsprechen, welche der dichter von ihnen hatte. Freilich will dieser ihre untugenden bloßstellen, aber er betrachtet diese mehr als menschliche schwächen, als moralische mängel, die aber zu seiner zeit bei den in rede stehenden berufsarten ziemlich weit verbreitet waren, so daß man darin nichts besonders auffälliges fand, wie er ja auch der charakterzeichnung dieser personen züge beimengt, die uns teilweise wieder mit ihnen aussöhnen (vgl. s. 102 3). Wenn Chaucer seine sittliche entrüstung kund tun will, so stehen ihm sehr kräftige mittel zur verfügung; zb. B 358 ff., 1764 ff., C 498 ff., 895 ff., E 460 ff., 1783 ff., G 705 ff., wo er heuchelei, trunksucht, spielwut, hartherzigkeit, ehebruch und andere frevelhaftigkeit mit aufrichtiger abscheu verdammt. — An andern stellen (zb. ss. 40, 48, 59, 97, 125, 137) glaubt der verf. humorvolle, ironische, satirische absichten in den worten des dichters zu erkennen, an denen ich nur mehr oder weniger ernsthaft gemeinte schilderungen oder redewendungen zu erblicken vermag. Allerdings mögen manche uns nach dem heutigen geschmack als komisch oder grotesk erscheinen, aber Chaucers ausdrucks- und darstellungsweise war noch ganz naiv, und wenn uns manchmal triviale redensarten inmitten einer pathetischen schilderung stören, so muß man bedenken, daß er meist die damalige umgangssprache nachahmte, und noch nicht darnach trachtete, eine poetische redeweise einzuführen, auf die erst spätere dichter bedacht waren. Man vgl. die trefflichen bemerkungen Kissners auf s. 56 seiner bekannten Chaucerschrift. Als naivität in der darstellung fasse ich auch die öffentlichen selbstbekenntnisse des ablaßkrämers und der frau v. Bath auf (man vgl. meine ausführungen Engl. stud. 46, 111 zum aufsatz A. J. Barnouws, aus dem der verf. auch manchen wink hätte entnehmen können), da kein moderner realist diese form der charakterzeichnung als jeder wahrscheinlichkeit widersprechend angewandt hätte, und kann mich daher nicht der ansicht Meyers, der diese offenherzigkeit als unverschämt, dumm oder skrupellos bezeichnet (siehe s. 107, 109, 136), anschließen. Dummheit sieht der verf. auch als anlaß zu ihrer handlungsweise bei denjenigen leuten, welche an die goldmacherkunst glauben (s. 29, 109 f.), während hier 'aberglauben' das richtigere wort wäre, da im mittelalter selbst gebildete darin befangen waren, und die adepten wohl nicht alle, wie Chaucers kanonikus, als betrüger,

sondern manche gewiß auch als unter einer selbsttäuschung leidend anzusehen sind. Noch weniger dürfte 'dumm' als eigenschaft des müllers in der erzählung des verwalters zutreffen (s. 119, 131), der mir vielmehr als ein schlauer und geriebener patron erscheint.

Auch manch anderer ausdruck beruht auf schiefer auffassung, so wenn der verf. geringschätzig die *Frank. Tale* 'eine von edelmut triefende erzählung' nennt (s. 10), oder wenn er Pandarus als 'die typische gestalt des seinem herrn (!) unbedingt ergebenen mentors' (s. 73) bezeichnet und (s. 77) von ihm sagt: »In schlauer berechnung stellt er sich als einen unglücksgefährten hin,« dh. als einen, der wie Troilus das leid der liebe erfahren hat, während dieser zug, wie erwähnt, ohne jeden nebensinn der quelle entnommen ist. Schief beurteilt der verf. auch *Sir Thopas* (s. 44 f.), welches nur (nicht »außerdem«) eine satire auf die reimereien der in ritterlichen dingen unbewanderten volkssänger sein soll, nicht eine solche auf »manche lächerlichkeiten und verschrobenheiten« des ritterstandes. So ist auch die beteiligung des junkers an den bäuerlichen ringkämpfen zu verstehen, und von seiner »renommistischen großmannsucht« kann gar nicht die rede sein, da der verfasser solcher von Chaucer verspotteten lieder seinem helden alle denkbaren und undenkbaren vorzüge zuschreibt, ohne sich trotz solcher übertreibungen über ihn lustig machen zu wollen. Ebensowenig kann ich mich mit der ansicht, die Meyer über den charakter des 'gutsherrn', des *Frankelyn*, s. 91 f. ausspricht, einverstanden erklären, von dem er sagt, daß »auch nicht mehr der leiseste abglanz ritterlicher tugenden auf ihn fällt«, obwohl seine an den junker gerichteten worte (F 673 ff.) und der grundton seiner erzählung ihn eines besseren hätten belehren können; man vgl. auch ten Brinks literaturgesch. II 174. — Schwerlich ist der glockenartig abstehende mantelkragen des bettelmönchs (v. 262), wie der verf. s. 105 meint, als andeutung des leibesumfangs dieses gottesmanns anzusehen; vielmehr ist jene rundung als wirkung des schweren, steifen wollstoffes, woraus die *semicope* gefertigt war, zu betrachten. — Mit welchem recht spricht ferner der verf. von dem »trunkenen zustande« des ablaßkrämers (s. 107)?[1] Etwa weil er (C v. 321 ff.) unterwegs an einem wirtshause eine erfrischung zu sich nimmt?

[1]) Die auslegung Hinckleys, Notes to Ch., p. 158 f., von D 170 in diesem sinne ist unzutreffend.

Warum nennt er (s. 111) den annualar (G 1012 ff.) einen j u n g e n priester, obwohl er *many a yeer* bei jener witwe gewohnt und sich allmählich, wohl durch sein messelesen, ein kleines kapital erworben hatte? Worauf gründet sich des verfs. ahnung (s. 113), daß der wirt immer wieder zur eile antreibt, »auch weil es ihn zu seinem berufe zurückzieht«, und die vermutung, daß dieser beim losen mit geschicklichkeit nachhalf, damit das los gerade auf den ritter falle? Daß der verwalter ein »geistliches aussehen vorzutäuschen sucht« (s. 122), entnimmt der verf. vermutlich aus den vv. A 590 u. 621, wo von diesem pilger gesagt wird, daß er sein haar vorn kurz abgeschnitten wie ein priester trug, und daß er sein gewand wie ein bettelmönch aufschürzte. Daß dies jedoch nur rein äußerliche vergleiche sind, zeigt die beschreibung seiner sonstigen tracht (v. 617 18), die nichts priesterliches an sich hatte, ebenso die bildliche darstellung des '*Reve*' in der Ellesm. hs., deren illustrationen der verf. auch in anderen fällen mit nutzen eingesehen hätte. Auch dürfen wir den derbhumoristischen worten des wirtes (A v. 3899 ff.), mit denen er die betrachtungen des verwalters ungeduldig unterbricht, nicht die bedeutung beilegen, als ob er den sprecher selbst mit einem prediger vergleichen wollte; vielmehr beziehen sie sich nur auf seine ernste redeweise, die ja nicht über geistliche dinge, sondern über die nachteile des greisenalters handelt. Und hätte der dichter dem verwalter wirklich den charakter zugedacht gehabt, der ihm von M. zugeschrieben wird, so hätte er ihm auch eine ganz andere erzählung wie den schwank vom betrogenen müller in den mund gelegt. — Wenig zutreffend ist ferner das attribut »rührend geduldig« bei der Prudentia in der erzählung von *Melibeus* (s. 130); eher hätte man sie »ruhig und verständig«, »friedfertig«, eine »tugendpredigerin« nennen können. Auch möchte ich nicht das urteil (s. 145): »Höchstens im märchen oder im drama (!) könnte heute noch eine Virginien-gestalt eine von unbehagen freie wirkung auslösen« unterschreiben.

Während man bei den bisher angeführten stellen vielleicht auch von abweichungen in der subjektiven auffassung sprechen könnte, so ist dem verf. doch ebenfalls eine anzahl objektiver irrtümer unterlaufen. Dahin rechne ich, wenn er auf s. 14 behauptet, daß die pilger »durchweg in festlichen gewändern« erschienen waren, wohingegen von der kleidung des ritters (v. 74 ff.) und der des Oxforder »studenten« (v. 290) das gerade gegenteil

ausgesagt wird. Unrichtig ist die angabe (s. 45), daß wir von den äußeren des Palamon und des Arcitas nichts erfahren (siehe vielmehr die vv. 1010 ff., 1400 ff. usw.), und daß der junker des prologs 'mit frischen, weißen und roten blumen' geschmückt war (s. 50); vielmehr war sein gewand so bestickt (s. v. 89). Nach der ausdrucksweise auf s. 87 oben müßte man schließen, daß Pandarus nach seiner im IV. buche des Troilus geschilderten bestürzung überhaupt rat- und sprachlos bleibt; doch hält er später noch (V 323—413) eine längere rede voll freundschaftlicher ermahnungen und ratschläge an Troilus. S. 110 meint der verf., daß die beiden kanonici, der herr des dienstmanns und der in dessen erzählung, zweifellos miteinander zu identifizieren seien, obwohl der dienstmann, G v. 1088 ff., das gegenteil versichert. Wo hat (s. 119 unten) der verf. einen ausdruck gefunden, der ihn berechtigt, vom »hasse des müllers gegen die geistlichkeit« zu sprechen? Die folgerung, welche er (s. 127) aus dem umstande zieht, daß Absalon, der küster, sich weigert, opfergelder anzunehmen, ist hinfällig, da dieser das nicht aus leidenschaft für Alison, sondern aus höflichkeit gegen die frauen überhaupt (A v. 3350) tat. Die behauptung (s. 132), daß Chaucer außer dem von Juden ermordeten knaben und seinem gefährten nie kinder auftreten lasse, ist gleichfalls nicht stichhaltig; denn kinder erscheinen in der erzählung des rechtsgelehrten (B 722 ff., 1010 ff.), vorübergehend in der des schiffers (B 1285) und der des studenten (E 981 ff.). Die aussage, daß die frau von Bath (s. 138) ihre gunst um geld verhandelt habe, ist mindestens irreführend, da man hiernach glauben müßte, daß sie unzucht getrieben habe, während sie sich dagegen verwahrt, jemals untreu gegen ihre gatten gewesen zu sein (D v. 485, 825), denen sie allerdings, ehe sie sich ihnen willig erwies, einen materiellen vorteil für sich abzulocken verstand (D 411 ff.). Ein lapsus calami ist hingegen wohl das »apfelgrüne streitroß« auf s. 43 (*dappel-grey* B v. 2074).

Nicht zum vorwurf will ich es Meyer anrechnen, wenn er aus stellen, deren echtheit nicht über allen zweifel erhaben ist, oder die der dichter augenscheinlich später gestrichen hat (A v. 2681 f., B 1163—90, 4636—52), folgerungen bezüglich der charakteristik der darin erwähnten personen zieht, da dies aus den gebräuchlichen textausgaben der C. T. nicht ohne weiteres zu erkennen ist. Bei einer solchen auffassung müssen wir aber bedenken tragen, die im vermeintlichen prolog zur *Shipm. T.* mit-

geteilte vermahnung des pfarrers an den wirt wegen seines fluchens und die grobe entgegnung dieses als vom dichter beabsichtigte oder aufrecht erhaltene charakterzüge zu behandeln (s. s. 20 u. 115), zumal dieser abschnitt so garnicht mit dem im echten prolog zur erzählung des pfarrers dargestellten verhältnis jener beiden personen zu einander übereinstimmt (I 22 ff.). Dasselbe gilt vom epilog zur erzählung des nonnenpriesters, in dem dieser als ein muskulöser, kräftig gebauter mann geschildert wird (s. s. 111 u. 117); denn dieser ganze zusatz ist nur in wenigen hss. enthalten und läßt an verschiedenen ausdrücken erkennen, wie ich an einem andern orte genauer darlege, daß er unvollendet und vom dichter nachmals verworfen worden ist. Daher ist auch die behauptung, s. 117 unten, daß Chaucer die wohlbeleibtheit der geistlichen »häufig« in den vordergrund stelle, namentlich auch mit rücksicht auf meine obige bemerkung zu s. 105 in dieser schrift, als unzutreffend oder mindestens als bedenklich anzusehen.

Ich füge nun noch einige winke hinzu, wie die ausführungen des verfs. leicht hätten ergänzt werden können. Zu den auf s. 30 31 angezogenen stellen, die das benehmen der volksmenge schildern, gehören auch A 2515 ff., B 211 ff. Bei den s. 34 ff. behandelten fürsten- und heldengestalten vermisse ich ganz die benutzung der *Monk's Tale*, in der besonders die darstellung der charaktere des Simson, des Herkules, Alexanders und Caesars manchen dort hingehörigen zug geliefert hätte, wie auch Zenobia, deren lebensgang Chaucer mit so inniger teilnahme beschreibt, im kapitel über die frauengestalten erwähnung hätte finden sollen. Anderseits wäre darauf hinzuweisen gewesen, daß der dichter es nicht unterläßt, freimütig die tyrannischen fürsten, wie Nero und Tarquinius (LGW. 1819 ff.), und die anmaßungen und ungerechtigkeiten des adels zu tadeln; vgl. in der erzählung des pfarrers I 752 ff., 760 ff. und manche balladen, besonders *Gentilesse*. Bei der besprechung der *squyers* s. 51 f. u. 71 f. fehlt *Damian* in der *Merch. T.*; bei der der ritterlichen liebhaber (s. 32) hätten auch die klage des schwarzen ritters im *B. D.* (bes. v. 1145 ff.) und die '*Compleynts*' Chaucers herangezogen werden sollen, da dann die schüchternheit, zurückhaltung und sentimentalität dieser gestalten, zu denen natürlich auch *Troilus* (s. 57 ff.) gehört, als typisch für die höfische dichtung bestimmter hervorgetreten wären. Zu den auf s. 97 ff. behandelten *Clerks* (die übersetzung mit 'student' ist übrigens nicht erschöpfend; viel-

mehr bedeutet dieser ausdruck auch scholar, gelehrter, schriftsteller usw.; den Oxforder könnte man vielleicht 'kandidat' nennen) wäre noch der in den zauberkünsten bewanderte der *Frankl. T.* hinzuzufügen. Und warum wird Chaucer selbst, der doch auch zu den pilgern und erzählern gehört, ganz übergangen? Freilich hätte seine köstliche selbstironie (B v. 47 ff., 1885 ff., 2109 ff.) noch durch die entsprechenden stellen im *H. F.* (v. 560 ff., 614 ff. usw.) und im prol. zur *LGW.* (v. 310 ff.) zu einem vollständigen porträt ergänzt werden müssen. Wenn wir ferner s. 139 f. die gute henne Pertelote charakterisiert finden, warum wird ihr würdiger gemahl Chantecleer nur beiläufig und der arglistige fuchs daun Russell gar nicht erwähnt? Vielleicht hätten diese mit den andern tieren, die Chaucer eingehender beschreibt, insonderheit mit den vögeln im '*Parlement*' zu einem gesamtbilde vereinigt werden können. Zu den dulderinnen Griseldis und Konstanze s. 141 ff. würden noch die 'märtyrerinnen' der *LGW.*, zu den witwen noch die in der *Freres T.* (D v. 1581 ff.) treten.

Druckfehler habe ich nur wenige bemerkt; im zitat auf s. 2 l. *thinketh*, ähnlich s. 70 *lulleth;* s. 42 unten l. *lewednesse*, s. 93 *man* st. *am.;* s. 137, zl. 13, l. *kann* st. *kam*; s. 152 ist oben die seitennummer verdruckt. Ferner sind mir ein paar ungewöhnliche deutsche ausdrücke aufgefallen: s. 115, unten: er läuft gefahr, »übelgenommen zu werden«; s. 118 oben: »Was kann der müller *dazu*?« S. 150, mitte: »Criseyde hat sich . . . zu einer freieren auffassung . . . *durchdrungen.*«

Wenn ich so an E. Meyers schrift auch mancherlei auszusetzen habe, möchte ich doch nicht den eindruck erwecken, als ob ich die positive leistung darin gänzlich verkannt hätte. Ich habe nur zu zeigen versucht, wie er sie hätte besser machen können.

Berlin-Lichterfelde. J. Koch.

BESPRECHUNGEN.

SPRACHGESCHICHTE.

A glossary of Tudor and Stuart words especially from the dramatists. Collected by Walter W. Skeat. Edited with additions by A. L. Mayhew. Oxford, Clarendon Press 1914. XVIII + 461 ss. Pr. 5 sh. net.

Die sprache des Tudor- und Stuart-zeitalters als eine einheit aufzufassen hat wegen der einschneidenden veränderungen, die besonders der wortschatz der englischen sprache im 16. und 17. jahrhundert gegenüber der sprache Caxtons sowohl wie etwa der Popes aufweist, eine gewisse berechtigung. Das bekannte glossar von Nares konnte bei seinem beschränkten umfange bisher nur geringe unterstützung bieten; das *NED.* brachte wohl unendliche bereicherung, aber nach der einen seite eine überfülle, nach der anderen, für speziellere studien in der genannten epoche, nicht immer das, was man suchte. Wenn ich meine eigenen erfahrungen anführen darf, so gehören $^5/_6$ aller fälle, in denen mich das *NED.* im stich ließ, der sprachperiode zwischen 1500—1650 an.

So lag für einen wortforscher und liebhaber der älteren englischen literatur wie W. W. Skeat der gedanke nahe genug, die sammlungen, die er sich bei der lektüre älterer englischer dramen angelegt hatte, zu einem systematischen glossar zu erweitern. Als der tod ihn im jahre 1912 über der ausarbeitung überraschte, entschloß sich sein langjähriger freund A. L. Mayhew, die aufgabe zu ende zu führen. Zwar ließ er den bestand der worte im großen und ganzen unberührt, doch fügte er, vor allem an der hand des *NED.* und des *EDD.*, eine menge einzelheiten zur geschichte und bedeutung der betreffenden worte sowie stellennachweise bei.

So haben wir alle ursache, Mayhew für seine hingebende arbeit zu danken. Bedauern müssen wir nur, daß Skeat sein werk

nicht von vornherein auf eine größere basis gestellt hat, anstatt sich fast gänzlich auf das drama zu beschränken. Wohl hätte sich bei einer ebenso sorgfältigen durcharbeitung der sonstigen literatur der zeit der umfang des werkes um ein gewaltiges vermehrt, aber wie würden auch ein glossar von doppeltem oder dreifachem umfang gerade für diese sprachperiode mit freuden begrüßt haben. Jetzt werden wir auf die volle verwertung des überaus interessanten wortmaterials, wie es die schriften von Baldwin, Bullein, Burton, Churchyard, Deloney, Reginald Scott und so vieler anderer bieten, wohl noch lange warten müssen. Und gerade hier fehlt es oft am allernötigsten. Nicht nur hat das *NED.* diese schriften zum teil gar nicht, zum teil nur unvollständig ausgeschöpft, es fehlt auch fast gänzlich an spezialglossaren. Ein glossar von der art, wie es die vortreffliche ausgabe der werke Nashs von McKerrow bietet, gehört zu den ausnahmen; die ausgabe der werke Deloneys durch F. O. Mann (1912) bringt überhaupt keinen wortindex.

Sicherlich wird das vorliegende werk durch seine zuverlässigkeit und handlichkeit sich rasch einen ehrenplatz unter den hilfsmitteln zum studium von sprache und literatur des 16. und 17. jahrhunderts erwerben. Aufgefallen ist mir, daß die liste der herangezogenen werke bei Skeat Mayhew trotz des großen umfangs bisweilen einen etwas zufälligen charakter trägt; so vermisse ich unter anderm die dramen von Lodge und Nash.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Theo Spira, *Die englische lautentwicklung nach französischen grammatiker-zeugnissen.* (Quellen und Forschungen, 115. heft.) Straßburg, Trübner. 1912. XII + 278 ss. Pr. M. 8.

Unter den von ausländern verfaßten arbeiten, die über ältere ne. aussprache aufschlüsse geben, nehmen die von franzosen herrührenden eine wichtige stelle ein. Die meisten oder jedenfalls die wichtigsten von diesen sind zwar schon früher behandelt oder benutzt worden, aber eine zusammenfassende behandlung derselben muß dennoch als sehr erwünscht bezeichnet werden. Es ist klar, daß eine zusammenfassende betrachtung in die mängel und vorzüge dieser art von quellen einsicht geben wird, und daß das einzelne zeugnis vielfach erst dann im richtigen lichte erscheint, wenn es in die gesamtheit der zeugnisse aus den büchern eingegliedert wird, die von verfassern der gleichen nationalität zum selben zwecke geschrieben sind (vgl. verf. im vorwort). Für die

künftige forschung wird eine zusammenstellung der angaben über aussprache in diesen grammatiken von großem nutzen sein.

In dem vorliegenden buche werden alle dem verf. bekannte von franzosen bis 1815 geschriebene grammatiken der englischen sprache, soweit sie über aussprache unterrichten, behandelt. Übergangen werden von Franzosen zum gebrauche der Engländer verfaßte französische grammatiken wie diejenigen von Bellot 1588, Delamothe 1592, Erondell 1605 usw., obgleich sie oft wertvolle aufschlüsse über englische aussprache geben. Gewiß hätte eine behandlung auch dieser zeugnisse den wert des buches erhöht, aber das gebotene material ist ja allein von bedeutendem umfang.

In der einleitung gibt der verfasser zuerst eine kurze übersicht über die geschichte der von Franzosen verfaßten englischen grammatiken und der französischen grammatik in England. Es folgt eine kurze verständige kritik der quellen. Der verfasser betont, daß die ausländer zwar oft sehr wertvolle aufschlüsse geben, und daß sie zb. von konservativen tendenzen unbeirrt sind, daß sie aber als ausländer nur unvollständig des Englischen mächtig waren, und daß nicht alle für sprachliche fragen besonders feines verständnis hatten, sondern daß viele von ihnen von dem zufall dazu geführt wurden, sich mit der sprache zu beschäftigen.

Ein vollständiges verzeichnis der quellen schließt die einleitung ab. Hier teilt der verfasser nicht nur alle ihm bekannten arbeiten einschlägiger art samt neuausgaben mit, sondern auch alles, was er über die lebensverhältnisse der grammatiker hat ermitteln können, etwaige beziehungen der grammatiker zu vorgängern, das verhältnis der neuen ausgaben zu den älteren, die fundorte der grammatiken usw. Dieser abschnitt hat bedeutenden bibliographischen wert. Ich bemerke hier zu s. 10, daß ein exemplar von Bellots Maistre d'escole sich in Oxford Bodl. findet; ich habe hier selbst vor jahren das buch benutzt. Betreffs Spiras vermutung s. 15, daß die ausgabe der Grammaire Angloise, die das datum 1595 trägt, tatsächlich 1695 erschien, so daß 1595 einfach druckfehler ist, sei erwähnt, daß das in demselben bande enthaltene Vocabulaire Anglois das jahr 1695 trägt. — Zu s. 33 f. sei bemerkt, daß auf der hiesigen universitätsbibliothek eine 1773 gedruckte ausgabe von Sirets Elemens[1]) aufbewahrt wird.

---

[1]) Der vollständige titel lautet: *Élémens de la langue angloise, ou Méthode pratique Pour apprendre facilement cette Langue.* Par M. Siret. A Paris, chez Ruault, Libraire, rue de la Harpe, près de la rue Serpente. MDCCLXXIII.

Die wichtigsten der behandelten arbeiten sind Bellot, *Maistre d'escole Anglois* 1580; Mason, *Grammaire Angloise* 1622; *Grammaire Angloise* 1625 (jedoch eine quelle von etwas zweifelhaftem wert, da das buch, wie es scheint, eine kompilation ist); Festeau, *Nouvelle Grammaire Angloise* 1672; Mauger, *Grammaire Angloise* 1685 (die ausgaben von 1673 und 1679 waren Spira nicht zugänglich); Miège, *Nouvelle Methode* 1685; Siret-Parquet, *Elemens de la Grammaire Anglaise* 1796. Wenig bedeutend sind Sterpin, *Institutiones glotticae* 1660—70; Berault, *Compleat French and English Grammar* 1688; Boyer, *The Royal Dictionary* 1699; Rogissard, *Nouvelle Grammaire Angloise* 1738; Robinet-Dehaynin, *Nouvelle Grammaire Angloise* 1765; diese werden auch sehr kurz behandelt. Aus späteren ausgaben oder umarbeitungen, wie Mauger-Festeau 1693, 1713, Miège 1728, 1750, 1756 und Siret-Poppleton 1815 werden nur solche angaben mitgeteilt, die von denjenigen der älteren abweichen. Es ist klar, daß eben diese abweichungen oft ganz besonderes interesse beanspruchen können.

Jede grammatik wird für sich behandelt, aber nach gemeinsamem plan, so daß der leser sehr leicht das finden kann, was er wünscht. Die wichtigsten ergebnisse werden S. 236—255 zusammengefaßt, und ein wörterverzeichnis erleichtert noch mehr den gebrauch des buches.

In seiner behandlung der quellen verfährt der verfasser mit lobenswerter behutsamkeit. Einerseits ist er bemüht genau festzustellen, wie weitgehende schlüsse jede angabe zuläßt. Die angaben der ausländer sind oft sehr allgemeiner art und können verschieden gedeutet werden; strenge kritik ist deshalb ihnen gegenüber vonnöten. Andererseits verwirft Spira ungern ohne ganz zwingende gründe eine angabe, die er in seinen quellen vorfindet. Es versteht sich von selbst, daß eben über die zuverlässigkeit der angaben der alten grammatiker die meinungen der forscher vielfach auseinandergehen müssen; und daß mehrere von Spira als zuverlässig betrachteten zeugnisse mitforschern als unzuverlässig oder sogar wertlos erscheinen werden, finde ich wahrscheinlich. Auch ich bin der ansicht, daß Spira in einigen fällen seinen quellen zu viel vertrauen geschenkt hat. So glaube ich, daß Western und Jespersen in ihrem zweifel an die aussprache [iy] in wörtern wie *duke* recht haben, und ich bin gar nicht überzeugt, daß eine aussprache [y:] im 16. und 17. Jahrh. vorkam. — Daß Masons transkriptionen

hiėr, chiėrs für *here, shears* einen wirklich im Engl. gesprochenen diphthong *i̯ē* bezeichnen sollten, wie der verfasser vorschlägt (s. 61), ist mir nicht wahrscheinlich [1]). Entweder ist Brotaneks erklärung richtig, oder Mason substituierte in seiner eigenen aussprache *i̯ē* für das engl. *ī̆ə*. — Masons angabe über *ea* ("*a*, est bien peu oui") scheint mir eher auf stummes *a* als auf einen diphthong *eə* zu deuten (s. 63). — Unwahrscheinlich ist mir die annahme, daß Mason und Festeau noch [u:] für me. *ū* gekannt hätten (s. 68, 104). — Der umstand, daß in *Grammaire angloise* 1625 me *ęu* als *you* auftritt, ist nicht ein genügender beweis dafür, daß me. *ęu* wirklich zu *iu̯* oder *i̯u* geworden und mit me. *ęu* zusammengefallen war. Die angabe kann unrichtig sein; es läßt sich leicht verstehen, wenn dem grammatiker der unterschied zwischen den diphthongen in *dew* und *new* entgangen war. Ähnlich haben die französischen grammatiker die verschiedene aussprache von *oi* in *boil* und in *noise* übersehen oder jedenfalls unrichtig dargestellt.

Die ergebnisse der untersuchung sind natürlich in wichtigen punkten durch die ältere forschung gewissermaßen vorweggenommen worden. Spira schließt sich in seiner interpretation der quellen im ganzen nahe an Horn an, und dieser hat die quellen schon benutzt. Nichtsdestoweniger bietet Spiras buch selbstverständlich viel neues. Sehr verdienstlich sind zb. die ausführungen über die *a*-laute (besonders s. 71 ff.) und über die entwicklung des me. *u* (bes. s. 148 ff.). Bedeutsam ist der nachweis (s. 148), daß Miège verschiedene lautwerte fur den betonten vokal in *cut* und das unbetonte *u* in *difficult* u. dgl. bezeugt. Betreffs einzelheiten muß ich mich in einigen fällen zu einer anderen ansicht als der verfasser bekennen. Aber auch wenn an Spiras buch eines oder das andere auszusetzen ist, so muß es jedenfalls als eine sorgfältige und zuverlässige und eine fördernde leistung bezeichnet werden.

Zuletzt bespreche ich einige einzelheiten.

S. 57. Bellots angabe, nach der *au* in *Assuraunce* als *u* zu sprechen sei, kann kaum richtig sein. Mason bezeugt noch *a* für *au* in der endung *-aunce*, und ein so guter beobachter wie Hodges 1644 hat *a* in *balance, riddance* wie in *lance, dance*. Ich glaube *u* ist einfach fehler für *a* (oder richtiger *V* für *A*). — S. 98. Sehr

[1]) Zur stütze könnte jedoch Spira Harts transkription *hie̦r* für *here* anführen; vgl. Jespersen, Hart s. 74.

auffällig ist Festeaus angabe, daß *a* in *far, hard* wie frz. *a* und sehr lang zu sprechen sei. Sonst ist von einer derartigen aussprache nichts bekannt, und, wie Spira selbst bemerkt, weist Festeau mehrere fehler auf. Er gibt zb. *tongue* mit dem vokal in *long* und bezeugt für *brow* denselben vokal oder diphthong wie für *blow*. Ich wage die folgende vermutung. Es ist eigentlich auffällig, daß in wörtern wie *ward, warm* die schon von Daines 1640 bezeugte aussprache [ɔ:] von Festeau nicht erwähnt wird. Ich vermute, er hatte beobachtet, daß *a* vor *r* oft wie frz. *a*, dh. als [ɔ:], gesprochen wurde, aber übersehen, daß dies nur nach *w* der fall war. Er hat geglaubt, daß [ɔ:] auch anders als nach *w* vorkam und die regel zu weit formuliert. Man kann einwenden, daß in *art, fart* nach Festeau das *a* sich dem frz. *a* nur näherte, also als [æ] gesprochen wurde, und daß dieser grammatiker also nicht jedem *a* vor *r* oder *r* + kons. den lautwert eines [ɔ:] zuschreibt. Das hindert nicht, daß er über die verteilung von [æ] und [ɔ:] vor *r* unklare begriffe hatte. Übrigens ist es ebenso schwierig, die angaben über *art, fart* und über *far, hard* miteinander zu vereinen, wenn man Festeaus angabe als zeugnis für [a:] auffaßt. — S. 142. Zu Mièges gleichsetzung von *a* in *tassels* mit langem frz. *a* ist zu bemerken, daß dies wort im älteren Ne. oft *tossel* geschrieben wurde, was nach dem NED. auf anlehnung an *toss* beruht. Miège kann also eine aussprache [ɔ:] oder [ɔ] im auge haben. — S. 143. Ich verstehe nicht, warum *â* in *impostume* usw. "dunkles *a*" bezeichnen muß, da der zirkumflex oft nur die tonstelle bezeichnet (zb. in *fracture, statute* s. 140). — S. 146. Nach Miège wurde *oa* in *Oatmeal* wie kurzes *a* gesprochen; gemeint ist sicher [ɔ] in *not*. Diese aussprache ist im älteren Ne. gut bezeugt, noch zb. bei Walker 1791. — S. 160. Mièges angabe, nach der in *reprint* vb. u. dgl. *e* wie *e* masculinum gesprochen wird "quand on veut bien distinctement prononcer les Mots", kann sehr gut auf [e:] deuten. Spira scheint dies für unmöglich zu halten. Langes *e* wird oft von Hodges 1644 in vorsilben wie *de-, pre-, re-* bezeugt. — Ib. Das lange *i* [i:] für *ie* in *mischievous* deutet sicher auf haupttonige mittelsilbe. Vgl. Metzger, Anglistische forschungen 25, s. 65. — S. 166. Die umschrift (trof) für *trough* bei Miège 1728 deutet wohl auf den vokal in *not*. — S. 229. Spira scheint der ansicht zu sein, daß [z] in *cause, cousin* u. dgl. aus me. [s] entstanden ist, und daß [z] in *loves, airs* u. dgl. auf assimilation an stimmhafte laute beruht. —

S. 241. Die angabe bei Daines 1640, nach der *staff* wie *stafe* zu sprechen sei, wird allgemein als das früheste grammatikerzeugnis für dehnung des *a* vor *st* u. dgl. betrachtet. Ich bin nicht überzeugt, daß dies richtig ist; beweisend ist das beispiel jedenfalls nicht. Es ist nämlich möglich, daß *stafe* eine neubildung nach dem plural (me. *stāves*) ist. Vgl. heutiges *stave*, das auch den konsonant des plur. übernommen hat oder plurale wie *baths*, *paths* mit [aː] statt [ei] nach den singularen.

Lund. Eilert Ekwall.

Robert Bridges, *A Tract on the Present State of English Pronunciation*. Oxford, Clarendon Press, 1913. 76 pp. Price 3/6.

Mr. Bridges' book, the bulk of which has been previously published in *Essays and Studies of the Members of the English Association* 1910, is in the first place not an appeal for phonetic spelling but for a better pronunciation of English. Bridges' ideal is a pronunciation which is as little removed as possible from the present historical spelling. The author is of the opinion that the conversational speech of Southern England is rapidly degenerating. This applies in particular to the pronunciation of vowels in unstressed position which are often levelled under (i) or (ə), as in *regard* and *amuse*. It is the latter sound, the so-called vocal murmur, which has aroused Bridges' displeasure because of its ugliness and indistinctness, and which therefore should be utterly banished from educated speech. However amusing some of Bridges' anecdotes concerning the illegitimate use of (ə) are, there can be no doubt that he sometimes oversteps the mark. Thus the current literature and the newspapers are not to be credited, when denouncing *is* for *his* or *ter* for *to* as vulgar pronunciations. They are permissible and frequently used by educated, speakers *in certain contexts*. As long as the tendency towards using (ə) is confined to certain syllables devoid of stress, we need not fear that the language will become unintelligible. Hence it will probably take some long time before (əkjuːmjuleit), or (əkiumələt) as Bridges prefers to write it, has been reduced to ·q́·m·l·t. The confused way in which some railway men pronounce the names of stations (*Swórra* for *Bayswater* etc.), does not reflect a linguistic tendency to 'crush polysyllables', but is, of course, due to slovenliness of speech arising from daily habit, and has parallels

in other languages [1]). What Mr. Bridges calls decay of pronunciation, I and every historical phonetician must call legitimate phonetic change, and it is by no means certain that this change is for the worse. If there had been learned professors of English literature at the time of Edward the Confessor, when most unstressed vowels were changed into *e*, they would probably have complained of the great damage done to *Lingua Saxonica*. Time has proved this great damage to be a great gain. By losing the many intricate endings English has become easier to learn and more fitted for universal use than any other language. I really fail to see that the division of the majority of unstressed English vowels into two groups represented by (ə) = *er* and (i) = *i* would be any great national calamity.

Bridges regards nearly all such 'slurred' forms as wrong or unsatisfactory. The fact that both (ə) and (i) in unstressed syllables are of old standing [2]) does not make them less objectionable. They must be done away with. For this purpose Bridges has invented a phonetic alphabet in which the unstressed syllables are rendered as much as possible in accordance with the historical spelling [3]). I am by no means averse to the author's plea for a restricted use of the symbol (ə) = *er* in a phonetic alphabet *which is to be used for conventional purposes*. But the line must be drawn somewhere. It is useless to try and resuscitate the dead. Such forms as (similær), (terɔr), (aidiːæ), and (neːʃiɔn), [instead of (similər), (terər), (aidiːə), (neːʃən)] advocated by Bridges should be allowed to rest in peace.

The author's suggestion of establishing this absurd and pedantic pronunciation by teaching it to children in all English schools fortunately cannot be put into practice. Probably no master would risk his reputation by addressing his class in such a stilted form of speech. Besides, the received pronunciation used

---

[1]) Cf. the Elizabethan saluting formulas *Godi Goden*, *God boui* for *God give you a good evening*, *God be with you*, or Swedish *Gaft'n* for *God afton*.

[2]) Bridges himself points out that *-id* for *-ed* in past participles has probably been used in conversational speech ever since Chaucer's time. Also (ə) can be traced very far back. Cf. on this question Jespersen English Grammar 9.03 ff., and Zachrisson, English Vowels pp. 95, 100, 122, 132 n.

[3]) Bridges admits the use of (ə) only in a few instances, as in the ending *-er* (ex. *father, danger* etc.), and before *r* after *i*, *ou* etc. (ex. *fire our* etc.).

by the parents and other grown-up people would undoubtedly counterbalance the effect of the master's teaching.

Perhaps Mr. Bridges does not know that several attempts to 'save' the unstressed vowels have been made long before his time. One of the few tangible results has been the generalization of (ju) — instead of (i) and (ə) — in a number of words derived from French, such as *nature, singular* etc.[1]). It should not be forgotten that phonetic changes are, to a great extent, beyond our control. They are carried out slowly and irresistibly according to fixed and infringible laws.

In Bridges' opinion a good phonetic alphabet must fulfil two conditions:

(1) to be pleasing to the eye;

(2) to come as near as possible to the historical spelling.

In order not to violate the latter rule he allows more than one symbol for the same sound, which leads to numerous inconsistences. He is bound to use only one sign for the diphthong in *like,* which in the traditional spelling is denoted in more than twenty different ways, but renders the diphthong (ei) with four ligatures corresponding to the traditional signs *a, ei, ey, ay,* as in *slave, vein, they, day.* This leaves *ai* in *chain, vain* without a special symbol. For practical purposes such a 'phonetic' alphabet based on the historical spelling seems far from satisfactory, although, looked at from an æsthetical point of view, Bridges' alphabet is quite a masterpiece. See specimens on p. 32 ff., and the plates at the end of the book.

Bridges' as well as Johnston's assertions that the pronunciation of English heard in Scotland and in the North is purer and more correct than London English, are due to a popular misapprehension. I am preparing a paper in which I hope to prove this beyond any doubt.

Bridges' scepticism concerning the modern theories on early English pronunciation is in my opinion perfectly justified. The examination to which I have subjected the early sources in my book *Pronunciation of English Vowels,* has forced me to the conclusion that the modern English pronunciation dates considerably farther back than has been supposed by most previous writers[2]).

---

[1]) For details, cf. Jespersen, English Grammar 9, 332 f.; Zachrisson, English Vowels p. 141 n.

[2]) On the other hand, Wace's rendering of English *Thorney* and *Thorn*

The criticism to which I have subjected Mr. Bridges' book may appear to be somewhat too severe. This is partly due to my inability to adopt an æsthetical standard in discussing matters of pronunciation and phonetics. I must look at these questions from an historical and practical point of view, but under no circumstances should my remarks prevent anyone from studying Mr. Bridges' very interesting book, and listening to the many clever arguments he adduces in support of a cause which I, however, am forced to consider wrong.

Stockholm. R. E. Zachrisson.

Sir Harry Johnston, *Phonetic Spelling. A Proposed Universal Alphabet for the rendering of English, French, German, and all other forms of speech.* 92 pp. Cambridge 1913. Price 3/6.

At the present time the question of re-spelling English according to phonetic principles is probably nearer its solution than it has ever been. It looks as if the dreams of Smith, Hart, Gill, and many other early phoneticians would at last be realized. No less than four new systems of reformed spelling have been proposed in recently published books. One of the spelling-reformers is Sir Harry Johnston. The object of his book is to set forth a perfect, phonetic alphabet in which all languages can be rendered, and to explain how this phonetic alphabet may be applied to English and other European tongues. Such a perfect alphabet must be based on the Latin characters; it should be as easy as possible *to write* as well as read; every symbol must have the value which is most generally given to it in languages where the Roman alphabet is used, and the symbols must be quite distinct in shape, so as not to be easily confused in reading or writing.

In Johnston's opinion these conditions are not fulfilled by any existing phonetic system, the alphabet of the International Phonetic Association not excluded. Before answering the question whether his criticism is justified or not, it will be well to see how Johnston himself has solved the problem of creating a *universal ideal alphabet.*

---

as *Z·nee, Zon* (see Bridges p. 73) does not necessarily imply that the English *r* had a weak pronunciation at this early date. It may reflect an Anglo-French mispronanciation. Cf. my article on Loss of *r* in Nyfilologiska Sällskapets Publikation (Uppsala) 1914, and Luhmann Laȝamon's Brut p. 55.

His system is to a great extent based upon Lepsius' Standard Alphabet.

The consonantal signs he employs are chosen with great discrimination, and seem to suffice for nearly all practical purposes. It should be noticed, however, that he has no special symbol for the Spanish *b*, as in *saber*, which is stated to be pronounced exactly as an ordinary (b). Contradictory statements are somewhat daringly characterized as 'out of date nonsense'. By discarding the principle of always representing *one sound* by *one symbol*, and by adopting several diacritical marks, he avoids using type of an unfamiliar character. Thus he writes ñ, ly, j, etc. for the corresponding symbols (ɲ), (ʎ), (dʒ) used by the I. P. A.[1]). To double the consonants, as in pozessez (= *possesses*), etc., as opposed to no*t* (= *not*) is not, however, consistent with a spelling based on phonetic principles.

When devising symbols for the different vowel-sounds, Johnston has not shown the same good judgement as in the case of the consonants. He takes care to point out that we must not be too 'precious' or 'finical in the transcription of sounds or go out of our way to emphasize useless shades of pronunciation'. This sound maxim, however, seems, to have been carried too far. Possibly in order to avoid the introduction of unfamiliar characters, Johnston often uses the same symbol for sounds that are quite distinct. Thus he writes ø for French (œ̃), and English (əː). As far as I can see, a host of different sounds, such as Russian and Welsh (ï) (in *syn* and *tŷ*), Swedish (ʏː) (in *hus*) and (ö) (in *kung*), Norwegian (üː) (in *hus*), cannot be denoted by any other symbol than the mysterious ɥ. The half open front vowel (ɛ) does not exist in Johnston's alphabet. Consequently the same symbol = e has to be used for the vowels in French *été* and *contraire*, as well as in German *sehen* and *Bär*, etc. The author should have denoted vowel-length in a more consistent way. Some symbols (ō, ē, ī, etc.) are provided with length marks, others likewise indicating *long* vowels (ω, ø, a) are not. In the latter case shortness must be indicated by a special sign: ω̆, ø̆, ă = (ɔ), (œ), (a), as opposed to ω, ø, a = (oː), (œː), (aː). Thus the French short nasal (œ̃) should have been rendered with ø̆̃.

---

[1]) For the sake of easy reference I have often placed the symbols of the International Phonetic Association within brackets after Johnston's phonetic characters.

Some of the deficiences pointed out are probably due to the fact that Johnston is no phonetician in the modern sense of the word. He may be an excellent linguist, but he has not the *theoretical* qualifications required for writing a book upon phonetics. In this respect his book reminds us of the learned works of Smith, Gill, Wallis, and other early pioneers, who did not always succeed in escaping the many pitfalls which threatened them in the shape of the traditional spelling, or earlier, but not always well-founded theories as to the true nature of sounds. This want of a phonetic training can be clearly seen in those parts of the book where the author gives general information on sounds, or discusses the pronunciation of the various symbols in different languages. Thus he does not attempt to classify the vowels in accordance with any known phonetic system. He merely distinguishes between 'separate and distinct vowel-sounds', on the one hand, and 'diphthongs', on the other. His definition of diphthongs (= 'vowels sounded together with a partial fusion of sounds') is very vague. Like most of the above-mentioned early English phoneticians he does not seem to have a perfectly clear notion of the difference between a diphthong and a simple sound. Thus he looks upon (eĭ) in *fate, sane,* etc. as a simple vowel identical with the open (!) French e in *fête,* whereas (eĭ) in *day, say,* etc. is stated to be a diphthong ei. To English historical phoneticians it is a well known fact that words such as *tale* and *tail* have been pronounced with an identical sound (è:) or (eĭ) ever since Cooper's time (1685). Cf. also Johnston's very unique description of ω = (oŭ) in *boat, low,* etc. (p. 37). When discussing the value of e and i (p. 40), the author seems to confuse vowel-quantity and vowel-stress.

Johnston's account of the value of his symbols also contains several mistakes. Thus we find the categorical statement that the stressed o in modern Italian is pronounced as o = (ɔ:) (p. 35). Cf., however, ω = (o:) in *sole, allora,* etc. The French nasal (ɛ̃) in *fin* has been rendered with ɛ̃, which is Johnston's usual symbol also for (œ) in *peur.* The sound is described as a transition (!) between æ = (æ) and ø = (œ) (p. 40). The best way of rendering the French digraph *oi* is, according to Johnston, wɑ = (wʌ); to write (wa) or (wɑ) is less correct! The author has made some remarkable discoveries as to the pronunciation of certain French vowels. The

use of (ɑ̃ː) for (ɔ̃ː) in *blanche*, etc. is a provincial feature[1]; *vin* is not pronounced (wɛ̃) but (wɑ̃), the English vowel (æ) occurs in *femme*; (ɛː) in *père* and similar words is followed by a glide (ə). At first sight it appears as if the above forms were some typical *English mispronunciations of French*; we will hope, however, they are founded on better authority.

Johnston's specimens of English, phonetically transcribed are worked out carefully according to the principles he has laid down. The passage seen on p. 47 gives a good idea of the serviceableness and clearness of the type he has devised for writing English phonetically.

The proper rendering of the unstressed vowels is, of course, the greatest stumbling-block to modern English phoneticians. Here Johnston seems to have been influenced too much by the traditional spelling. I do not think anyone (except a pedant of the first water) pronounces the two *o*'s in *introduction* as ω = (oː) and o = (ɔ). I have also noticed several minor errors and inconsistencies.

Johnston's specimens of foreign languages in phonetic script are sometimes faulty both with regard to the quantity and the quality of the transcribed sounds. Thus (ɛ) in French *peine* etc. has been rendered with ei, and the stressed vowels in German *Schätzung* and *hilft* are marked as long.

I have had to subject Johnston's system to a rather detailed criticism, as it lays claim to fulfilling great expectations. The author seems to consider it as far superior to any other phonetic alphabet. The many errors in the theoretical part of the book makes caution necessary. Johnston's book cannot be used as a primer, the system he has invented is wholly unsatisfactory for the rendering of any minute shades of sounds, it must serve exclusively for practical purposes. Looked at from this point of view, it possesses great merits. It is ingeniously thought out, simple, and very easy to learn. However, even if Johnston's system is the most practical of all existing phonetic alphabets, we are not quite sure that this indisputable merit outweighs all deficiencies, and makes it worthy of becoming the World's Alphabet. It has a formidable rival in the alphabet of I. P. A. which is of old standing and world-wide circu-

[1]) According to Jespersen, Lehrbuch der Phonetik (1904) p. 158, the younger generation is apt to substitute (ɔ̃) for (ɑ̃). Passy, Petite Phonétique Comparée p. 104, seems to look upon (ɔ̃) for (ɑ̃) as a Parisian mispronunciation.

lation. Johnston's rather severe criticism of the principles of this system (see p. 64) is not wholly justified. Some of his remarks can be used against his own alphabet, others are of very little consequence. His most serious objection concerns the difficulty of turning the printed symbols into current writing. But the specimens of phonetic writing given as examples in The Supplement to the Maître Phonétique 1912 (p. 40) or in Petite Phonétique Comparée 1912 (p. 140 ff.), do not exhibit such a confusion of letters as stated by Johnston, although they certainly leave room for improvement. The great number of what Johnston calls superfluous signs — indispensable for the exact rendering of many foreign sounds — is a sign of strength, for it makes it possible to select from this *abandon de richesse* the number of symbols most suitable to form a *practical* and *universal* alphabet. Further if we only look at the practical side of the matter, Johnston's alphabet cannot compete with the system of orthography proposed by the Society for Simplified Spelling, although this reform concerns only the English language. It is, however, not correct to call this system, which is based upon sound phonetic principles, and has chances of being adopted by many millions of people in the English speaking world, illogical and isolated. Leaving apart the difficult question which system is most likely to be victorious, we cannot but admire the sincere enthusiasm with which Sir Harry Johnston pleads for a spelling-reform, and the great ingeniousness he has displayed in devising his universal alphabet. His book deserves to be carefully studied by everybody who is interested in the great scheme of introducing a uniform phonetic spelling for all the languages of the world.

Stockholm. R. E. Zachrisson.

Johannes Sixtus, *Der sprachgebrauch des dialekt-schriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmorland.* (Palaestra 116.) Berlin, Mayer & Müller. 1912. XI + 207 ss. M. 6.50.

Die vorliegende arbeit unterscheidet sich in mehreren hinsichten bedeutend von den meisten älteren dialektuntersuchungen. Sie behandelt die sprache eines noch lebenden dialektschriftstellers, aber der verfasser hat selbst die aussprache dieses schriftstellers studiert; dieser hat sogar einige stücke in einen grammophon gesprochen, die natürlich dem verfasser von dem größten nutzen gewesen sind. Das material ist ziemlich beschränkt, aber dafür, wie es scheint, von nicht gewöhnlicher zuverlässigkeit.

Im ersten teil seiner arbeit (s. 1—12) gibt der verf. eine ausführliche liste von schriften im und über den Westmoreland-dialekt. Im zweiten und dritten berichtet er über den schriftsteller und über seine dialektstudien.

Frank Robinson ist inhaber eines woll- und posamentiergeschäfts in der kleinen stadt Bowness am ostufer des Lake Windermere. Er hat geringe schulbildung erhalten und spricht seit seiner jugend die mundart der gegend. Im jahre 1897 sandte er kurz vor den weihnachten ein in der mundart geschriebenes Trade Circular aus, das die form eines briefes vom weihnachtsmann hatte. Da dies zirkular sehr beliebt wurde, sandte R. in den folgenden jahren vor weihnachten ähnliche zirkulare aus. Schließlich sammelte er sie und gab sie in buchform aus. Drei von diesen sind in Sixtus' abhandlung abgedruckt mit phonetischer transkription, die nach phonographplatten angefertigt worden ist. Diese geschichten hat nun der verfasser an ort und stelle mit beistand von Robinson selbst und anderen einwohnern des städtchens studiert, wie er sich auch auf andere weise über die mundart erkundigt hat.

Im vierten teil (s. 35—77), der den titel leselehre trägt, wird Robinsons orthographie ausführlich behandelt und schließlich ein überblick über die im dialekt vorkommenden laute gegeben. Eigentlich sehe ich nicht ein, daß Robinsons schreibweise eine so ausführliche behandlung verdiente, wie ihr hier zuteil wird. Robinsons aussprache stellt ja der verf. auf andere weise fest, und seine orthographie ist doch von untergeordneter bedeutung. Dazu kommt, daß fast all das hier gebotene material in der lautgeschichte oder formenlehre wieder mitgeteilt wird.

Im fünften teil (s. 78—146), lautgeschichte, wird das material vom historischen gesichtspunkt vorgeführt. Als ausgangspunkt dient das Nordengl. des 14. jhds. Hier wie in den anderen teilen hat sich der verf. um die größte vollständigkeit und genauigkeit beflissen. Dennoch sind mehrere seiner angaben schwerlich ganz richtig. Die folgenden seien als beispiele erwähnt. S. 87 wird ae. *all* 'all' langer vokal zugeschrieben. S. 91 wird *kist* 'kiste' aus ae. *cest* hergeleitet statt aus an. *kista*. S. 93 leitet er [gəərs] = *grass* aus ae. *gærs*, [ʃəət] = *shirt* aus an. *skyrta* her. Die quelle des ersteren ist wohl an. *gres*, des letzteren offenbar ae. *scyrte*. Das *i* in me. *wirstill* = *wrestle* sei durch dän. *vriste* zu erklären; vgl. aber Luick, Studien, s. 190 ff. Me. *night* leitet

der verf. auf ae. *næht* zurück, das doch me. *naght* ergeben hat.

Teil VI (s. 147—165) behandelt ausführlich die flexionslehre. Dieser titel ist nicht ganz zutreffend, da hier nicht nur die flexion der nomina, pronomina, des verbums usw. behandelt wird, sondern auch zahlwörter, flexionslose pronomina, adverbia, präpositionen, konjunktionen und interjektionen vollständig aufgezählt werden.

Der letzte teil (s. 165—190) trägt den titel ergebnisse. Er enthält u. a. 1. eine kritik der schreibung Robinsons, in der nachgewiesen wird, daß in R.s transkriptionen nicht jeder abweichung von der herkömmlichen schreibung eine besondere dialektische aussprache zukommt, und daß ebensowenig alle lautlichen besonderheiten des dialektes in der schreibung R.s ausdruck gefunden haben. Mit diesen ergebnissen kann ich mich gern als einverstanden erklären, nur glaube ich, daß diese fragen besser im zusammenhang mit der leselehre behandelt worden wären. Es folgt 2. eine kritik der sprechweise Robinsons. Sixtus weist hier nach, daß mehrere ausspracheformen Robinsons dem Hochenglischen entlehnt sind, und daß eine andere versuchsperson, die studiert worden ist, im ganzen einen reineren dialekt sprach. In einem dritten abschnitt wird die mundart von Bowness mit nachbarmundarten verglichen. Das vergleichmaterial ist Ellis' Early English Pron. V 563 ff., Hirst's Grammar of the Dialect of Kendal und Wright's English Dialect Grammar entnommen.

Sixtus' buch ist ein wertvoller beitrag zu der leider nicht allzu reichen literatur über englische mundarten.

Lund. Eilert Ekwall.

LITERATURGESCHICHTE.

Helen Estabook Sandison, *The "Chanson d'aventure" in Middle English.* (Bryn Mawr College Monographs. Monograph Series, Vol. XII.) Bryn Mawr, Pennsylvania 1913. Pr. $ 1.— net. 152 + XII s.

Als *Chansons d'aventure* bezeichnet verf. mit Chambers (*Some Aspects in Mediæval Lyric*, s. 266) jene so zahlreichen mittelalterlichen lyrischen gedichte, die, epische und dramatische elemente mit den lyrischen verbindend, ein zufälliges erlebnis des dichters als immer wiederkehrende form der einkleidung wählen. Bleibt der dichter objektiver zuschauer, so spricht man von *chansons*

dramatiques, nimmt er selbst an der handlung teil, von *pastourelles* nach dem gewöhnlichsten inhalt derlei gedichte, der begegnung mit einer schäferin. In Frankreich bluhte die gattung im 13. jahrhundert, in England zuerst nach französischem vorbild, dann selbständig weiterentwickelt, im 14. und 15. Der ursprung der französischen lieder dieser art ist nach G. Paris (*Les Origines de la Poésie Lyrique en France au Moyen Age*) in volksgesängen zu suchen; seinem urteil schließt sich die verf., ohne auf die frage näher einzugehen, an. Ein überblick über die verschiedenen formen, welche die gattung in Frankreich annahm, beschließt ihre einleitung (s. 1—24).

Der hauptteil ist eine untersuchung der englischen lieder aus der zeit von 1300 bis zum erscheinen von Tottels *Miscellany* nach form (II.) und inhalt (III.), in der einerseits das den englischen dichtern gegenüber ihren französischen vorgängern eigentümliche, anderseits die konventionellen elemente innerhalb der englischen gedichte von etwaigem persönlichen geschieden werden soll. Sämtliche untersuchten gedichte sind im appendix B mit fundort und ausgaben genau verzeichnet, — eine sehr willkommene bibliographische beigabe. Die untersuchung selbst leidet leider an einer gewissen unübersichtlichkeit. Ein paar schlagwörter am rande hätten dem, ohne der einheitlichen form abbruch zu tun, abgeholfen. Die form der englischen gedichte schließt sich anfangs eng an die französischen vorbilder an, später arbeitet man schematisch weiter und wird äußerlich, denn der inhalt wird die hauptsache. Vom ritter, der hinausreitet und eine liebesklage belauscht, bis zum clerk, der eine moralische aufschrift in einer stadt entdeckt, ist ein weiter weg. Die form der *pastourelle* liebt der engländer nicht so sehr. Beides ist durch den stand und die absichten der englischen dichter zu erklären, die eben keine unterhaltung bietenden hofleute, sondern moralpredigende geistliche waren. Dadurch erklärt sich auch der inhalt der englischen gedichte. Neben 46 stücken weltlicher liebeslyrik stehen 27 religiöse, 37 lehrhafte und 24 politische und derlei kleinerer gruppen, während in Frankreich die weltlichen, die oft stark erotisch werden, bei weitem überwiegen, ja andere direkt selten sind. Individuelle züge sind in der rein konventionellen einkleidung dieser gedichte sicher nirgends zu finden, und verf. warnt mit recht, hier »persönliches erlebnis« oder »individuelles moment« zu vermuten. Wie sehr dieses in der mittelenglischen, ja überhaupt in der mittelalterlichen

lyrik gegenüber der immer wieder übernommenen form und ihrem ebenso überlieferten inhalt zurücktritt, beweist ihre untersuchung aufs neue; sie ist als wertvoller, fleißiger beitrag zum verständnis mittelalterlicher dichtung sehr zu begrüßen. Im appendix A werden die texte, von denen bisher noch keine fassung veröffentlicht ist, abgedruckt. Da eigennamen sonst große anfangsbuchstaben erhielten, hätte dies auch bei *thomas*, s. 102 (II 3), geschehen sollen. *che*. s. 103 (III 7), für *she* und *perisid*, s. 104 (IV 21), *persid* wären als offenkundige schreibfehler der hss. wie in anderen solchen fällen zu verbessern gewesen. Heißt es statt *barenis*, s 119 (VIII 2) nicht *baronis*?

Innsbruck. Karl Brunner.

Gertrude Schoepperle, *Tristan and Isolt, a study of the sources of the romance*. Frankfurt a. M., Joseph Baer und London, David Nutt, 1913. 2 bände in 8°. 590 ss.

Die gründliche und klare untersuchung betrifft die älteste, erreichbare gestalt des Tristan-romanes und die quellen der sage. Fräulein Schoepperle ergänzt und berichtigt das werk von J. Bédier, le roman de Tristan par Thomas II (1905), insbesonders das VII. kapitel: détermination, épisode par épisode, de la version donnée par le poème primitif, sowie die in meinem buch über Tristan und Isolde (Leipzig 1907) s. 37 ff. vorgetragene wiederherstellung des ältesten Tristan-romanes. Unser verfahren lief darauf hinaus, durch vergleichung der gedichte des Berol, Eilhard, Thomas, der Folie und des französischen prosaromans den inhalt des verlorenen Urtristan wiederzugewinnen. Die voraussetzung war, daß alle erhaltenen texte unabhängig voneinander aus dem Urtristan stammten. Wenn also ein zug in zwei oder drei fassungen bezeugt war, so wurde er dem Urtristan zugewiesen, ganz ebenso wie das zum größeren teil verlorene gedicht des Thomas aus seinen mittelhochdeutschen, altnorwegischen und englischen übersetzungen wiedergewonnen werden kann. Dieses von uns angenommene abhängigkeitsverhältnis erfuhr berechtigte kritik. Fräulein Schoepperle erblickt in Eilhards text, dh. in seiner französischen vorlage, seinem »buche« die älteste, erreichbare gestalt des Tristan romans überhaupt. Diese *Estoire* (vgl. Berol 1789 »si comme *l'estoire* dit, la ou Berox le vit *escrit*«) wurde vom deutschen dichter getreu übertragen und darf daher als ersatz des originales gelten. Aus derselben quelle stammt der erste

teil des französischen Berol-textes, die Folie und Thomas, während der zweite teil oder die fortsetzung Berols 2767 ff. und die französische prosa außer einigen kapiteln der handschrift 103 und der dieser naheverwandten vorlage der drucke unabhängig davon sind. Der erste abschnitt s. 11—183 behandelt den inhalt der Estoire und die zeit ihrer entstehung, mit einem sehr eingehenden kritischen vergleich der von Bédier und mir unternommenen wiederherstellungsversuche. Zweifellos hat die Estoire die tatsächliche überlieferung für sich: ihr inhalt ist nicht hypothetisch. Diese der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts angehörige Tristandichtung ist nicht der Urtristan an und für sich, der allererste französische Tristan-roman, sondern hat bereits vorläufer, worauf die aus der Estoire stammenden quellenberufungen bei Eilhard (»daz habe wir alle wol vornomen, daz man daz ungelîche saget«) und Thomas (»seignurs, cest cunte est mult divers«) sich beziehen. Auch W. Foerster im Cligés (1910) S. LXIV meint: »der von Bédier und Golther wiederhergestellte Urtristan ist, wie die flüchtigste durchsicht seiner fabel lehrt, bereits eine spätere, stark veränderte und unverhältnismäßig vermehrte umarbeitung eines älteren Ur-Urtristan.« Er sucht dessen inhalt zu bestimmen: »alles, was unnütz und zwecklos, also rein überflüssig ist, ohne das weder die handlung noch der zusammenhang noch das interesse leidet, ist doch als später zusatz anzusehen. Es fällt hiermit die ganze vorgeschichte mit Rivalin und Blancheflor (Tristan = Rivalin, Blancheflor = Iselt; Rivalin verwundet, von Blancheflor geheilt = Tristan verwundet, geheilt von Iselt); es fallen der irische harfner, die sensenfalle (abklatsch des mehlstreuens), der zweideutige eid (wiederholung von gericht und rettung), Petitcru (vgl. Husden), bilderhalle — ferner kein Artus, endlich von den vielen fahrten Tristans ist sicher die eine oder andere ebenfalls späterer zusatz. Die partie der zweiten Iselt überhaupt erregt vielerlei bedenken.« Fräulein Schoepperle gibt keine wiederherstellung des der Estoire vorhergehenden Urtristan, sie deutet nur auf grund der quellenuntersuchungen an, daß möglicherweise der prosaroman die ältere fassung wiedergeben könnte, soweit er nicht, wie in der handschrift 103 und in den drucken, durch spätere einschaltungen aus der Estoire verändert wurde. Die art dieser Estoire wird uns nun sehr ausführlich geschildert, ihre volkstümlichen und höfischen bestandteile, die darstellungskunst des verfassers und das verhältnis des Thomas zu dieser seiner vorlage. Hier finden

wir viele feine und treffende bemerkungen. Das bild dieses Tristan-dichters tritt anschaulich und lebendig vor uns, freilich immer mit der unsicheren voraussetzung, wieviel er seiner unbekannten vorlage verdankt. Von bedeutung ist der nachweis, daß das höfische element in der Estoire eine viel größere bedeutung hat, als man bisher unter dem eindruck der noch rohen, spielmännischen erzählungsart zuzugeben gewillt war. Thomas führte das höfische wesen keineswegs neu ein, er beschränkte im gegenteil die allzugroßen längen der Estoire. In Kaherdins abenteuer mit Camille und Gargeolain, in der erzählung von Tristans unvollendeter ehe mit seiner gattin Isolde Weißhand, in Isoldes zorn gegen Tristan, weil er auf den anruf in ihrem namen nicht stand hielt, sieht Fräulein Schöpperle eine ähnliche verherrlichung der unrechtmäßigen liebe wie in Kristians karrenritter. Die anknüpfung Tristans an den Artushof beweist, daß zur zeit, als die Estoire entstand, die Artus-romane bereits allbekannt waren.

Die beiden andern abschnitte erörtern die volkstümlichen und keltischen elemente der Tristan-sage. Auch hier bleibt die verfasserin auf dem festen grund der Estoire einerseits, der volkstümlichen und keltischen überlieferung anderseits, ohne die zwischenstufen genauer zu bestimmen. Manches darf ohne bedenken der Estoire zugeschrieben werden, aber anderes gehört schon in ihre vorstufen. Die betrachtung der bekannten märchen und novellen in der Tristan-sage fördert die einsicht in die erzählungskunst des urhebers der Estoire und wirft auch auf die bearbeitung des Thomas neues licht. Für die Estoire ist der umstand charakteristisch, daß die einzelnen geschichten nur lose aneinander gereiht, oft unverbunden und zusammenhangslos, noch voll von widersprüchen und unwahrscheinlichkeiten erscheinen.

Der wichtigste abschnitt s. 267—470 betrifft die k e l t i s c h e n bestandteile. Die keltische herkunft des Morholt-abenteuers und der fahrt ins ungewisse, um heilung zu gewinnen, ist unbestritten. Die verfasserin beweist jedoch, daß der zweikampf zwischen Tristan und Morholt allerdings ganz und gar nach den regeln der französischen ritterdichtung verläuft und in seiner darstellung weder an keltische sagen noch an den nordischen Holmgang erinnert. Jede einzelheit ist herkömmlich und in andern ähnlichen berichten zu belegen. Trotzdem ist an der keltischen grundlage der Morholt-sage nicht zu zweifeln. Und damit hängt die fahrt nach heilung eng zusammen. Hier zeigt die verfasserin manche

bisher übersehene ähnlichkeit mit keltischen sagen auf. Das boot ohne ruder und segel, worin Tristan sich dem spiel der wellen und winde anvertraut, erinnert an die beliebten altirischen »imrama«, die erzählungen von wunderbaren seefahrten. Hatte man bisher im Morholt-abenteuer die eigentliche keltische grundlage der Tristan-sage erkannt, so erweist fräulein Schoepperle einen viel engeren zusammenhang zwischen dem waldleben der liebenden und den irischen fluchtsagen *(aitheda)*, die von verschiedenen liebespaaren, zb. von Diarmaid und Grainne, überliefert sind. Gerade in diesem teil, wie er in der Estoire erscheint, bietet sich gar keine parallele aus der französischen literatur oder aus den novellen und märchen. Hier also muß die wesentliche keltische grundsage vorliegen. Wie Tristan und Isolde sind Diarmaid und Grainne durch liebeszauber aneinander gefesselt, wie Tristan entführt Diarmaid das weib seines königs und freundes und löst sich dadurch aus allen seinen bisherigen gesellschaftlichen beziehungen. Wie wilde tiere werden die flüchtlinge verfolgt, die in der wildnis ein leben voll entbehrungen, aber auch voll liebe führen. Einzelheiten wie das trennende schwert, bei Diarmaid und Grainne ein stein, der hund, der seinem herrn in die wildnis nachläuft, das verräterische wasser und die späne im bach (die beiden letztgenannten züge im Tristan-roman allerdings versetzt und daher auch verändert) sind den "aitheda" eigen. Die irische fluchtsage endet tragisch mit dem tode des helden und der geliebten frau. Fräulein Schoepperle meint, der französische prosaroman, wo könig Mark den harfespielenden Tristan bei Isolde überrascht und tödlich verwundet, sei vielleicht der ursprüngliche schluß des Tristan-romans, der unmittelbar aufs waldleben folgte. S. 445 lautet das ergebnis der untersuchung:

A. A Celtic Aithed similar to the story of Diarmaid and Grainne; its ending, similar to that of the french Prose Romance, was on the return of the lovers from the forest.

B. The first French romance, modifying A for a french audience and incorporating new material, some of it, perhaps, from celtic sources.

C. The Estoire, a redaction of this version, reproducing B and incorporating more new material. To this belong, perhaps 1) a fuller account of the birth and childhood of Tristan; 2) a number of episodes from the general fund of mediaeval fiction; 3) a continuation containing incidents that illustrate the doctrines

of courtly love; and 4) a new ending, the messenger sent to the healing Isolt, and the story of the sails.

Darnach würde der auf antiken berichten, der sage von Önone und Paris und dem Theseussegel sich aufbauende schluß des Tristan-romans erst in der Estoire von deren verfasser erfunden sein. Der "Aithed" bildet nur die grundlage und den ausgangspunkt der Tristan-dichtung, deren ausführung sowohl stofflich wie in bezug auf die ritterlich höfische umwelt und empfindungsweise durchaus als das eigentum der französischen dichtung anzusprechen wäre. Für diese auffassung lassen sich auch noch andere gründe geltend machen. Fräulein Schoepperle erkennt im waldleben einen scharf hervortretenden abschnitt der ganzen erzählung. Die wirkung des liebestrankes wird in der Estoire auf drei oder vier jahre beschränkt, gerade bis zum schlusse des waldlebens. Solange unterliegen Tristan und Isolde einem zauber, der sie ihres eignen freien willens beraubt. Sie können keinen tag ohne einander leben und würden sterben, wenn man sie trennte. Mit dem erlöschen des zaubers kommt ihnen auch die entbehrung und härte des waldlebens zum bewußtsein. Tristan unterhandelt mit Mark über die rückgabe Isoldes. Ihm selber bleibt die wiederkehr versagt, und er ist daher gezwungen, den weiteren verkehr mit der geliebten auf kurze, unter allerlei verkleidungen ins werk gesetzte besuche einzuschränken. Die Estoire gibt dazu die erklarung, daß die wirkung des trankes nach drei oder vier jahren nicht ganz erlosch, wohl aber sich abschwächte. Während die liebenden vorher keinen tag getrennt leben konnten, so genügt jetzt ein öfteres wiedersehen auf einige tage. Der zweite teil des Tristan-romans vom waldleben an ist aus novellistischen motiven gefügt, hier sind keine keltischen bestandteile mehr ersichtlich, ein beweis, daß er französischer erfindung ist, großenteils sogar erst vom verfasser der Estoire stammt.

Das buch von fräulein Schoepperle überzeugt durch seine strenge sachlichkeit und klarheit. Die verfasserin macht vor allen kühnen hypothesen und konstruktionen halt und deutet nur gelegentlich möglichkeiten an. Die irischen fluchtsagen sind nicht als unmittelbare quelle angezogen, sondern nur als einzige erhaltene beispiele altkeltischer liebesdichtung. Vermutlich gab es in Wales und Cornwall ähnliche sagen, die als die nächsten vorlagen des Tristan-romans in betracht kämen. Der gegenwärtige stand unsres wissens erlaubt keine entscheidung uber die urheimat

und vermittlung der Tristan-sage (on the question of the channel of transmission of tradition). Wenn wir bisher als keltische grundlage nur die heldensage vom Morholt-kampfe gelten ließen, so darf nach den ausführungen von fräulein Schoepperle kaum mehr bezweifelt werden, daß die waldflucht des liebespaares ebenfalls keltischer herkunft ist, daß also Tristan und Isolde bereits in keltischer überlieferung vorhanden waren. Aber der anteil der Franzosen am liebesroman ist trotzdem sehr groß, nicht bloß durch übertragung des stoffes in die französische umwelt, sondern auch durch die wesentliche stoffliche bereicherung. Nach wie vor bleibt die tatsache bestehen, daß die meisten abenteuer des romans aus novellen und märchen stammen und erst von französischen dichtern hinzugefügt wurden. Die namen Morholt und Isolde sind zweifellos germanisch-fränkischer herkunft, weder keltisch noch altnordisch, sie gehören gleichsam zur französischen charakteristik der gestalten. Isolde empfing mit ihrem namen ihre umwandlung zur Französin. Wie ihr keltisches vorbild, das den tragischen grundton schuf, in der wälschen oder kornischen sage hieß, wird wohl nie mehr festgestellt werden können. Und die keltischen namen selber, außer Tristan und Mark, sind keineswegs immer ein sicherer beweis keltischer herkunft, sondern können auch von französischen verfassern in der Bretagne oder in Britannien gewählt sein, um der erzählung ein fremdartiges aussehen zu geben. Tristan zwischen den beiden Isolden gehört erst der späteren, rein französischen entwicklung des romans an, wie die untersuchungen von fräulein Schoepperle besonders deutlich erweisen.

Noch manche rätsel bleiben ungelöst. So namentlich das verhältnis der fortsetzung des Berol-gedichts und des prosaromans, außer den vielberufenen abschnitten in der handschrift 103, zur Estoire. Daß hier wie dort spuren älterer und ursprünglicherer überlieferung vorliegen, ist wohl möglich, bedürfte aber noch weiterer und gründlicherer nachweise. Unklar ist immer noch der in Berols fortsetzung und bei Thomas vorkommende zweideutige eid. Das novellenmotiv ist gewiß erst auf französischer stufe hinzugekommen und gehört in eine reihe mit den übrigen geschichten dieser art. Daß Thomas und Berols fortsetzer auf eine gemeinsame vorlage zurückgehen, ist sicher. Die beiden dichter sind nicht unabhängig voneinander auf den gedanken geraten, diese geschichte den andern liebesränken anzugliedern. Der zweideutige eid kann nur in der Estoire selber oder in einer ihrer bearbeitungen,

die dann die unmittelbare vorlage des Thomas wäre, hinzugefügt worden sein. Ich habe die novelle dem Urtristan zugeschrieben (vgl. mein Tristan-buch s. 53); in Eilhards vorlage wäre dieses stück aus unbekannten gründen ausgefallen.

Im anhang behandelt fräulein Schoepperle noch einige mit ihren untersuchungen zusammenhängende fragen. Zunächst die textgestalt Eilhards. Das gedicht ist nur in wenigen bruchstücken des 12. jahrhunderts, vollständig dagegen in handschriften des 15. jahrhunderts erhalten. Daneben steht der prosaroman (1484) und die tschechische übersetzung; letztere wurde von Knieschek auf eine ältere und bessere vorlage als alle erhaltenen mittelhochdeutschen texte zurückgeführt. Fräulein Schoepperle schließt sich Gierachs ausführungen an, wonach die tschechische übersetzung durchaus nicht überall den vorzug verdient. Das wird an einigen überzeugenden beispielen bewiesen. Im zweiten anhang werden sorgfältig alle punkte aufgezählt, wo Eilhards text, also die Estoire von Bédiers wiederherstellung des Urtristan abweicht. Der leser wird überhaupt vollkommen darüber aufgeklärt, wo Bédiers Urtristan der berichtigung bedarf (s. 72—105) und wie er sich zur Estoire verhält (s. 518—24). Im dritten anhang wird das motiv der beiden Isolden besprochen und auf die verbreitung der geschichte von dem zwischen zwei frauen stehenden manne im 12. jahrhundert hingewiesen. Es bedarf mithin für Isolde Weißhand keines keltischen vorbildes; die anregungen zu solcher erdichtung liegen näher. Der vierte anhang betrifft »Harfe und Rotte«, die entführung Isoldes durch einen fremden ritter und die wiedergewinnung durch Tristan. Guenievres entführung wird damit verglichen, mit dem ergebnis, daß diese entführungsgeschichten selbständige entwickelungen eines ursprünglich keltischen sagentyps seien. Auch Sir Orfeo mit seiner merkwürdigen mischung antiker und bretonischer elemente fällt hierher. Im fünften anhang werden einige tragische liebesgeschichten aus irischer literatur erzählt zum beweis, daß diese dichtart, aus der Tristan und Isolder abgezweigt sind, der keltischen sage geläufig ist.

Die entwicklungsgeschichte der Tristan-sage stellt sich mit etwa so dar. Eine kornische heldensage von könig Mark und Tristan, der den Irenzins durch einen siegreichen zweikampf ablöste und nach heilung ausfuhr, verband sich mit der fluchtsage eines liebespaares in den wilden wald. Der könig und sein treuer

vasall verfeindeten sich wegen der entführung der konigin, Tristan fiel von Marks hand, der seine ehre rächte. Um die mitte des 12. jahrhunderts kam diese geschichte nach Frankreich. Das verwandtschaftsverhältnis Tristans und Marks ist vermutlich der erzählung von Artus, Modred und Guanhumara nachgeahmt (vgl. mein Tristanbuch s. 33f. und Windisch, das keltische Brittannien s. 219), also erst nach Galfreds von Monmouth Britannischer geschichte (1132 5) auf der französischen stufe durchgeführt. Das geschah in dem von novellistischen motiven noch ziemlich freien französischen Urtristan, der uns nur in wenigen dunkeln einzelheiten bekannt ist. In der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts entsteht die Estoire, die den Urtristan stofflich durch novellen und märchen bereichert und mit einem neuen, weit hinter das waldleben hinausgeschobenen schluß versieht (Önone-Paris-Theseus-motive). Antike romane, Contes et Fabliaux, höfische sitten und anschauungen gewinnen die oberhand und bewirken eine tiefgreifende umgestaltung der fabel. Endlich bringt Thomas den liebesroman stilistisch und inhaltlich auf die feinste form, wennschon auch dabei mancher alte, poetische zug verloren geht. Die Estoire und Thomas bekunden ihre selbständigkeit gegenüber der älteren überlieferung durch die in solchen fällen übliche polemik gegen ihre vorläufer und die behauptung, neue quellen zu erschließen, worunter in wirklichkeit ihre selbständigen erfindungen und änderungen, zusätze und kürzungen zu verstehen sind. Für weitere einzelheiten verweise ich auf meine besprechung des buches in der Deutschen literaturzeitung vom 14. März 1914 s. 669ff.

Rostock, Dezember 1913. Wolfgang Golther.

---

1. W. Creizenach, *Geschichte des neueren dramas.* 1. band: *Mittelalter und frührenaissance.* 2. vermehrte und verbesserte auflage. XVI + 628 ss. 1911. — 4. band: *Das englische drama im zeitalter Shakespeares.* XII + 701 ss. 1909. Halle a. S. Max Niemeyer.
2. Robert Oehme, *Die volksszenen bei Shakespeare und seinen vorgängern.* Berliner Diss. 1908. Berlin, Mayer und Müller. 103 ss.
3. Brinus Köhler, *Die schilderung des milieus in Shakespeares 'Hamlet', 'Macbeth' und 'King Lear'.* Halle a. S., Max Niemeyer. 1912. (Studien zur englischen philologie 46). XII + 65 ss.

4. Fritz Wiener. *Naogeorgus im England der reformationszeit.* Berlin, Mayer & Müller, 1913.

Der erste band von W. Creizenachs lebenswerk erschien zum ersten male 1893; jetzt liegt er in einer gründlichen neubearbeitung mit starken erweiterungen vor; in den fast 20 jahren, die zwischen beiden auflagen verflossen, waren drei weitere bände erschienen, welche die entwicklung des modernen dramas bis zu den anfängen Shakespeares darstellen. Dies tempo, das dem laien vielleicht langsam, dem eingeweihten aber bewunderungswürdig schnell erscheinen wird, entspricht ganz der arbeitsweise Creizenachs, der mit einer fast beispiellosen gelehrsamkeit ungeheure materialien zusammenbringt, aber auch bei seiner beneidenswerten arbeitskraft über sie herr zu werden und sie zum stattlichen bau zusammen zu fassen weiß; daß unter der unabsehbaren fülle von einzelheiten der überblick über das ganze nicht leidet, spricht für die sicherheit des verfassers, und wenn wir sein buch nicht bloß nachschlagen, sondern mit genuß dem gang seiner erzählung von kapitel zu kapitel folgen, so ist das der beste beweis für seinen geschmack und seine darstellungskunst.

Tatsächlich ist Creizenach unter allen jenen, die sich bisher an die ungeheure aufgabe einer allgemeinen geschichte des (neueren) dramas gewagt haben, weitaus am besten für seine aufgabe gerüstet; an belesenheit kann sich unter seinen vorgängern überhaupt nur J. L. Klein von fernher mit ihm messen; aber wie hoch steht Creizenach an philologischem takt, an historischem wissen und verständnis und nicht zum wenigsten an darstellender kunst über dem bisweilen stark überschätzten, seltener freilich wirklich gelesenen vorläufer; das hindert uns nicht daran, »reichtum, tiefe und bedeutung der ideen Kleins über das wesen des dramas« anzuerkennen, obwohl wir ihn nicht gerade als »unsern genialsten dramaturgen« ansehen[1]; nur wer bei dem gange durch die entwicklungsgeschichte des dramas vorzugsweise ästhetische zwecke verfolgt, wird vielleicht bei Klein besser auf seine rechnung kommen (falls es ihm möglich ist, sich in seinen stil hineinzufinden), als bei Creizenach; freilich sucht auch dieser den ästhetischen werten seines gegenstandes gerecht zu werden, aber die ungeheure masse seines stoffes, die er vor allem in dem ersten bande seines werkes

---

[1]) Vgl. C. Wetz, *Shakespeare vom standpunkte der vergleichenden litteraturgeschichte* I, s. XIX.

auf einem verhältnismäßig geringen raum zu bewältigen hat, duldet selten ein verweilen beim einzelnen, oder ein näheres eingehen auf die stimmung, aus der ein kunstwerk entsprang, und in der es zu seiner zeit genossen und ohne weiteres verstanden wurde. An gelegentlichen ansätzen fehlt es ja nicht, und in recht anschaulicher weise belehrt uns Cr., z. B. über die moralische auffassung, den ästhetischen wert und den dramatischen aufbau der mysterien (I 2, 175 ff.); aber es fehlt eine eingehende ästhetische würdigung, wie sie, freilich in ziemlich dürrer form, den hauptwert von Richard Heinzels »Beschreibung des geistlichen schauspiels im deutschen mittelalter[1])« ausmacht, und ebenso wenig finden wir bei dem abschnitt über »das komische drama des mittelalters« eine genauere darlegung über das verhältnis des mittelalterlichen geistes zu dem humor überhaupt. Besser steht es in dieser beziehung mit dem 4. band, der die ältere entwicklung des englischen dramas bis zur »Zähmung der widerspenstigen« behandelt; es ist, als hätte sich Creizenach durch die knappe darstellung des theaters der renaissance und reformation erst einmal die arme frei machen wollen für eine eingehende würdigung und geschichtliche erklärung des neueren dramas, soweit es für den modernen menschen noch lebendig ist, und vor allem für eine möglichst eingehende erkenntnis Shakespeares. Hier fehlt es denn weder an genauerer ästhetischer analyse einzelner dichtungen (wie vor allem der dramen Chr. Marlowes) noch an einer breiteren kulturgeschichtlichen grundlage, wenn auch mancher der eigentlichen ideengeschichte (falls man den ausdruck heut noch brauchen darf) vielleicht noch etwas mehr raum vergönnt sehen möchte. Aber was Creizenach zwischen dem ersten und dem letzten buche dieses bandes, zwischen John Lyly und den Elisabethanern bringt; diese abschnitte zur »Charakteristik der dramatischen poesie des Shakespearischen zeitalters«; diese kapitel über beruf und stellung der theaterdichter, über ihre religiös-sittlichen und politisch-sozialen anschauungen, ihre stoffe[2]) und ihre technik, ihre komischen und ernsten charaktertypen; über verskunst und stil; über bühnenwesen und schauspielkunst: das alles zusammen ist eine wahrhaft glänzende vereinigung dessen, was an gesicherten resultaten über den bezeichneten zeitraum feststeht; es ist die arbeit eines fruchtbaren

[1]) Hamburg und Leipzig 1898 (= Beiträge zur ästhetik, IV).

[2]) Ein guter teil der stoffmotive, zb. die mirakulösen und magischen sind schon im vorhergehenden kapitel mitverarbeitet.

und selbständigen geistes, der nirgends bloß berichtet, sondern sofort selbst zu den problemen stellung nimmt und mit freigebiger hand die früchte eigener spezialforschungen und eigenen nachdenkens über die großen zusammenhänge vor uns ausstreut. Dabei ist zweierlei rühmend hervorzuheben. Creizenach hat jahrzehnte lang an der literaturgeschichtlichen forschung teilgenommen und sich wahrhaft in sie hineingelebt; so ist sein auge geschärft für den dauernden wert der immer wieder auftauchenden Shakespearehypothesen und mag er manchem vielleicht allzu kritisch erscheinen in seinem verhältnis zu modernen quellenforschungen, im ganzen berührt seine konservative haltung doch sympathisch und gibt uns ein gefühl der sicherheit mit auf den weg. Aber von einem führer durch so vielverschlungene pfade erwartet man ja nicht bloß die selbstverständliche vorsicht. sondern umsicht, und diese bewährt Creizenach allenthalben, nicht zum mindesten in dem ausmaß des gebotenen, und in der verteilung von licht und schatten. Gerade an seinen allgemeineren kapiteln ist zu rühmen, wie streng er sich an das thema hält und noch so lockende abschweifungen unterdrückt, die eben doch nicht vorzugsweise der geschichte des neueren Dramas zugute gekommen wären. Dieselbe reife, womit der vrf. Shakespeares verhältnis zum katholizismus (132 ff.) oder zum hexenglauben (137 ff.) beurteilt, zeigt sich in seiner skeptischen behandlung der beziehungen unsers dichters zu G. Bruno (129) oder Montaigne (130), und sie schützt ihn denn auch vor jeder verallgemeinernden darstellung der Elisabethanischen lebensanschauung (138). So dürfte die nachprüfende detailforschung hier wie in dem ersten bande kaum irgend etwas von belang zu ändern finden, während manche (aber auch nur manche) kleinigkeiten nachzutragen sein könnten; die erörterung über strittige punkte wird mit einem solchen zusammenfassenden werke ohnehin niemals abgeschlossen werden, wohl aber mannigfache anregungen von ihm empfangen.

Eine besonders zu rühmende eigenheit von Creizenachs darstellung ist seine stete erklärung der wirkung der dramen aus ihrer zeit heraus. Der verfasser sammelt hier mit lobenswerter vollständigkeit die wenigen, aber unumgänglich notwendigen nachrichten der zeitgenossen über die aufnahme der dichtungen und unterwirft sie einer behutsamen kritik. Hier und da möchte man wohl einmal schärfer zufahren. Gegen eine der interessantesten nachrichten dieser art habe ich ein gewisses mißtrauen. Das

deutsche spiel von den klugen und törichten jungfrauen soll 1321 zu Eisenach vor dem markgrafen Friedrich mit der gebissenen wange aufgeführt worden sein; dazu wird erzählt: Bei der stelle, wo die törichten jungfrauen trotz der fürbitte Marias und anderer heiligen keine gnade finden, ging der markgraf grollend weg (marchio iratus recedebat) und rief: »Was ist der christliche glaube, wenn der sünder nicht durch die bitte der jungfrau und der heiligen gnade finden kann?« Der gedanke ließ ihn nicht los, bis ihn fünf tage nachher der schlag traf. Darin sieht Creizenach I² 122 ein ganz besonders wertvolles zeugnis, weil hier an einer hervorragenden persönlichkeit der deutschen geschichte klar werde, »wie sehr bei dem mittelalterlichen menschen der tiefgewurzelte glaube an die wahrheit der dargestellten handlung die wirkung verstärkte«. Das letztere ist unzweifelhaft wahr, aber die geschichte ähnelt mir gar zu sehr dem wohlbekannten histörchen von Alexander von Pherä, das Aelian[1]) und Plutarch sogar mehrfach berichten[2]); nach der darstellung des letzteren in seiner monographie über Alexander den großen (die auch auf die schauspielerszene des *Hamlet* eingewirkt zu haben scheint), wurde der bösartige tyrann von einer darstellung der Euripideischen *Troerinnen* derartig ergriffen, daß er aufsprang, das theater verließ und den schauspieler beinahe bestraft hätte, daß er ihn, der seine mitbürger unbedenklich hinmordete, über das schicksal der Hekuba und Polyxena tränen vergießen ließ; es wäre noch zu untersuchen, wie weit derartige märlein über die wirkung großer kunstwerke in der mittelalterlichen erzählungsliteratur weitergetragen und umgebildet wurden, wie weit sie auch ähnliche geschichten über die wirkung großer prediger, wie Berthold von Regensburg oder Franz von Assisi beeinflußt haben; von daher dürfte auch auf unsere anekdote vielleicht noch einiges licht fallen, obwohl ihr natürlich auch irgendein geschichtliches ereignis zugrunde liegen wird.

Der andre weg zu einer immanenten kritik der dramen, den Creizenach gern einschlägt, ist die rücksicht auf die zeitgenössische theorie und kunstkritik. Übrigens bleibt er sich stets bewußt, daß dichtung und ästhetik ihre eigenen wege gehen, die sich oftmals schneiden und bisweilen nebeneinander hergehn, aber kaum je zusammenfallen. Zu dem wichtigen abschnitt (des ersten buches)

---

[1]) Varia hist. 1 XIV, § 40.

[2]) Plut., De Alexandre m. fortuna or. II und v. Pelop. c. 29.

über »tragödie und komödie im mittelalter« ist inzwischen durch Grauert[1]) und Elter[2]) wertvolles, neues material beigebracht worden, das uns die entwicklung der begriffe bequemer überblicken läßt; nimmt man dann noch das überreiche material aus den alten grammatikern hinzu, das uns Kaibel in seinen Fragmenta comicorum Graecorum[3]) und vor allem Uhlig und Hilgard in ihren ausgaben der grammatik des Dionysius Thrax mitsamt den antiken glossen dazu[4]) so bequem hergerichtet haben, so wird uns unter anderem klar, daß neben den unterscheidungsmerkmalen der beiden dramatischen gattungen, welche die lateinischen grammatiker des 4. jahrhunderts überlieferten (soziale stellung der hauptpersonen, stimmung am anfang und am ende, stil usw.) seit alters noch als eine weitere bestimmung für die tragödie bei griechischen gelehrten die »tragische schuld« gegolten hat — eine theorie, die freilich nur spärlich belegt ist, aber durch die placidusglossen zu Isidorus drang und von ihm dem ganzen mittelalter überliefert wurde. Im ganzen bleiben die grundlinien von Creizenachs darstellung zu recht bestehen. Hätte er nicht sein ziel, das drama, immer so scharf im auge, sondern zeit genug, auch der entwicklung der für das drama maßgebenden vorstellungskomplexe und gemütsstimmungen nachzugehen, so hätte er wohl dem versepos des mittelalters mit seinen tragischen und komischen konflikten näher nachgefragt; soweit sich aber die geschichte des epos wirklich unmittelbar mit derjenigen des dramas berührt, wird ihr Creizenach auch gerecht, wie er denn die beziehungen zwischen

[1]) Hermann Grauert, Magister Heinrich der poet in Würzburg und die römische kurie (Abhandlungen der Münchener akademie, philosophisch-philologische klasse, band XXVII 1, 2). besonders s. 197 ff.: Exkurs zur mittelalterlichen auffassung der begriffe Comoedia, Tragoedia, Satira und Invectio mit besonderer berücksichtigung von Dantes Divina Commedia 1912.

[2]) Elter und Radermacher, Analecta Graeca (Bonner universitätsprogramm 1899, s. 28 ff.

[3]) Berlin, Weidmann 1899.

[4]) Grammatici Graeci (Teubner), Pars I, vol. I und 3. Dazu kommen natürlich die Tragikerklossen uä., worüber uns einige wichtige, neuere arbeiten unterrichten, die auch der neuphilologe wegen ihrer bedeutung für die geschichte der poetik nicht übersehen darf. Ich nenne J. Kayser, De veterum arte poetica questiones selectae, Leipziger Diss. 1906; E. Lord, Literary Criticism of Euripides, Diss. der Yale University, 1908; endlich G. Eggerking, De Graeca artes tragicae doctrina. Berliner diss. 1912. Über die griechische theorie der tragödie veröffentlichte ich kürzlich eine studie in der Zeitschrift für ästhetik, bd. IX, s. 208 ff.

dem mittelalterlichen, geistlichen schauspiel und der gleichzeitigen erzählenden literatur erbaulicher richtung zuerst gebührend betont hat. Weniger geneigt zeigt er sich, auf die frage nach der beziehung des dramas zu der ältesten chorischen poesie, zur ballade usw. einzugehen, obwohl hier zu den forschungen Gummeres und seiner schule manches zu sagen gewesen wäre [1]). Um so genauer ist Creizenach wieder im 4. bande allen literarischen beziehungen nachgegangen, mit vorsichtiger zurückhaltung hinsichtlich der »beeinflussung« Shakespeares durch die antiken dramatiker, und um so umsichtiger, wo es sich um das verhältnis des elisabethanischen dramas zu der zeitgenössischen literatur handelt. Eine kleinigkeit darf vielleicht auch da nachgetragen werden. Creizenach macht (s. 508, anm. 1) auf das unhistorische motiv in Marlowes *Faust* aufmerksam, daß der papst dem kaiser den fuß auf den nacken setzt, wobei er sich auf die psalmenstelle beruft: »Super aspidem et basiliscum ambulabis«; er weist mit gewohnter belesenheit auf die verbreitung dieses zuges in der antipäpstlichen literatur hin. Ich habe s. z. gezeigt, daß Marlowe ihn mit dem lateinischen drama »Pammachius« des Deutschen Naogeorgus nicht bloß teilt, sondern geradezu daraus entlehnt hat (Englische studien 39, 153ff.). Leider geht Wiener, dessen arbeit schon 1907 als dissertation fertig war und in der buchausgabe keine ergänzung erfahren hat, an dieser beziehung zwischen zwei bedeutenden dramatikern vorüber; aber seine sorgfältige und ausgiebige musterung des einflusses, den Naogeorgus besonders mit seinem »Pammachius« auf das England des reformationszeitalters ausübte, kann meiner these nur zur bekräftigung dienen [2]).

Wenn ich endlich noch einen wunsch bezüglich des 4. bandes hinzufügen dürfte, so wäre es der, daß bei einer neubearbeitung die auf die einzelnen kapitel verstreuten, zahlreichen uud wertvollen hinweise auf die literarische kritik und auf die ästhetik der zeit noch in einem eigenen, wenn auch kurzen kapitel über die entwicklung der theorie des dramas zusammengefaßt würde. Geschähe das, so würde er im verein mit dem zu erwartenden 5. bande zu einer um so vollkommeneren encyklopädie alles wissenswerten über das ältere englische drama.

---

[1]) Vgl. Miller, The Dramatic Element in the Popular Ballad (University Studies, Cincinnati, Series II, vol. I, no. 1, 1905).

[2]) Das letzte kapitel von Wieners arbeit mustert mit dankenswerter sorgfalt die tätigkeit des Naogeorg-übersetzers Barnaby Googe.

Anhangsweise seien ein paar arbeiten genannt, die über das hier zusammengefaßte schon hinausführen. Creizenach umschreibt (170 f) sehr anschaulich den stimmungsgehalt der volksszenen bei Shakespeare. Robert Oehme widmet ihnen in seiner sorgfältigen berliner dissertation eine gründliche historische und ästhetische würdigung; er weist auch auf den zusammenhang Shakespeares mit den stimmunggebenden massenszenen der mysterien und mit der abgünstigen schilderung des volks im regelmäßigen drama hin[1], läßt aber auf der anderen seite Shakespeares verdienste scharf hervortreten; Shakespeare verwendet das volk als ausschlaggebendes drittes element zwischen den parteien (wie im *Julius Caesar*) oder als stütze einer einzelnen (wie im *Coriolan*), doch beruht seine wirkung nur auf der wucht der masse; daß die volksszenen trotzdem lebendig wirken, erreicht er durch die teilung der masse in gruppen, die wieder durch ihre sprecher vertreten werden, und aus deren gegeneinanderwirken nach längerem schwanken folgenreiche entschließungen erfolgen.

Viel weniger wird B. Köhler trotz alles angewandten fleißes seinem thema gerecht: er faßt den begriff des milieus ziemlich äußerlich auf und reiht zb. beim *Hamlet* in recht lockerer folge seine beobachtungen über örtlichkeit und person, sitte und gewohnheit, staatsleben und religion aneinander; da wird nicht scharf geschieden zwischen dem, was Shakespeare aus seiner eigenen auffassung des lebens beisteuerte und naiv genug auf eine ferne vorzeit übertrug, und dem, wodurch er etwa mit künstlerischem bewußtsein diese zeit charakterisieren wollte. Bei der besprechung des *Macbeth* (s. 41) macht K. wenigstens den versuch einer umschreibung der stimmung der eingangssituation, wobei denn die örtlichkeit wirklich als teil des »milieus« zu ihrem rechte kommt; aber warum bietet er so wenig (s. 4 f. 31) über den zauber der nächtlichen eingangsszene im *Hamlet* oder der wahnsinnsszenen im *Lear*? Immerhin bringt die arbeit ein reiches material bei, an dem sich Shakespeares beobachtung der welt und die arbeit seiner schöpferischen phantasie studieren läßt.

Liverpool. Robert Petsch.

---

[1]) Ich hatte in einem aufsatz über das gleiche thema (Frankfurter ztg., 19. Sept. 1905) auf die typisierende beschreibung des volkes in Scaligers poetik III 13 aufmerksam gemacht und möchte diesen hinweis hier wiederholen.

Mable Buland, Ph. D., *The Presentation of Time in the Elizabethan Drama.* (Yale Studies in English 44.) New York, 1912. 354 ss.

Bereits Halpin (Blackwood's Magazine 1849) und John Wilson (*Dies Boreales*, V—VII) haben sich mit der doppelten (oder vielleicht besser zwiefachen) zeitgebung in Shakespeares dramen als einem sehr wirkungsvollen kunstmittel befaßt, das namentlich bei der verbindung zweier oder mehrerer handlungen, die verschiedene natürliche spieldauer besitzen, meisterhaft gehandhabt wird, indem der dichter eine handlung scheinbar beschleunigt, die andern ebenso verzögert, um so einheitlichkeit zu schaffen.

B.s buch tritt nun den historischen nachweis an, daß Shakespeare auch hierin wie sonst eine schon vorhandene primitive technik zur vollendung erhob, nicht aber sie erst erfunden hat. Daß auch diese seite der fne. bühnenkunst nur für die aufführung, nicht für die lektüre berechnet war, daher nur für den von szene zu szene neu herzustellenden zusammenhang einer spannenden handlung zu sorgen hatte (s. 18), ist eine der vielen trefflichen beobachtungen des werkes, aus deren richtigkeit sich die nutzlosigkeit aller konstruktionen von »widersprüchen« in der zeitabfolge eines fne. dramas von selbst ergibt.

Im 2. kapitel weist B. darauf hin, daß auch das klassische drama, insbesondere das der Griechen, die vielgerühmte und -verlästerte einheit der zeit durch ideelle zusammenziehung größerer zeitabschnitte erzielte, ja sogar vor unklarheiten der zeitabfolgen nicht zurückscheute. Ein beispiel von vielen sei zitiert: In Aeschylus' *Agamemnon* sieht zu beginn einer der turmwächter in Argos das feuerzeichen, das, von insel zu insel weitergegeben, Trojas fall verkündet, und eilt seine herrin zu wecken. Diese klärt den erstaunten chor über bedeutung und schnelligkeit der flammensignale auf, woraus der fall Ilions am vorhergehenden tage erschlossen wird. Während der chor nun frohlockt und Klytemnestra noch zweifelt, erscheint schon ein herold, der die irrfahrten und fährlichkeiten verschiedener heimkehrender helden — also monatelange vorkommnisse — berichtet, und ihm folgt alsbald Agamemnon selber, der in wirklichkeit den langen seeweg unmöglich hätte zurücklegen können.

B.s 3. kapitel behandelt die primitiven mirakel- und misterienstücke sowie die alten moralitäten mit ihren bekannten phan-

tastischen zeitsprüngen. Sie zeigt hierbei, daß Seneca hinsichtlich der zeitgebung weder unmittelbar noch mittelbar auf die ersten tragischen stücke von einfluß war, daß jedoch die ersten possenhaften interludien und die komödien *(Roister Doister, G. Gurton's Needle)* eine strengere zeitabfolge besitzen und von hier aus das eigentliche drama, das sich zunächst durch langerstreckte handlungsdauer, unzureichende andeutung von pausen und gröbliche sorglosigkeit in genaueren und übereinstimmenden zeitdaten auszeichnet, zu größerer ordnung gebracht wurde. Hier schiebt B. nun das 4. kapitel ein, das die stellung der fne. kritik in dieser frage beleuchtet und richtig nachweist, daß bis 1598 die bühne von klassischer und klassizistischer kritik ihrer zeitbehandlung nicht notiz nahm, vielmehr erst Ben Jonson theoretisch (in vorreden) und praktisch die einheiten anempfahl, ohne jedoch nachhaltig eindruck zu machen. Das romantische element hat hier dem klassischen entschieden den rang abgelaufen. Dieser teil von Bs untersuchungen gräbt auf weiterem felde wesentlich tiefer als L. S. Friedland in Journal of Engl. and Germanic Phil. X.

Shakespeares vorläufer in der tragödie (kap. 5) begannen mit rein epischer zeitbehandlung, die erst in Marlowes letzten werken aufgegeben erscheint. Nur wenige autoren verstehen es noch, knapp und glücklich zusammenzufassen (so etwa der von *Woodstock*). Doch wird das streben nach absichtlicher bezugnahme auf die zeit im texte, nach rascherem fluß der handlung, nach verdichtung und zwiefacher zeitgebung namentlich bei Greene, Kyd und Marlowe immer deutlicher, wie B.s sorgsame analysen und ihre vielfach abgestuften charakteristiken der individuellen eigenheiten ergeben.

In Shakespeares dramen (kap. 6) fällt die häufige und sehr bestimmte angabe von tagen und stunden, die enge zusammengehörigkeit der szenen (oft ganze folgen!) und eben die große geschicklichkeit, raschen oder zögernden verlauf bestimmter handlungsphasen abwechseln zu lassen, in seiner reifezeit auf, während seine jugendstücke ihn auch hierin noch als lehrling zeigen. Von B.s analysen scheint ref. besonders die von *König Richard III.* Shakespeares können klar zu machen: wie der rohstoff des alten stückes und der chroniken lange dauer erheischte, des dichters auffassung von seinem helden jedoch zu einer unaufhaltsamen folge von untaten trieb, deren hast uns gar nicht zu atem kommen läßt (vgl. s. 101). Ans stundennachzählen hat Sh.

dabei wohl ebensowenig wie sein publikum gedacht (vgl. s. 108). Seit 1600 scheint Sh. überhaupt auf die raschheit der handlung hingestrebt zu haben (s. 117 ff.), nur *The Winter's Tale* mit der seiner quelle entstammenden handlungspause von 16 jahren (während zb. Macbeths 17 jährige regierungszeit ganz zusammengeschrumpft ist!) fällt aus der praxis heraus. Wir stimmen B. bei, wenn sie behauptet, Sh. habe einerseits in einzelnen szenen stets genaue zeitliche abgrenzung und damit wirklichkeitseindruck geben, andrerseits auch bei langfristigen handlungen durch beschleunigungsangaben szenenzusammengehörigkeit, sowie durch zeitverlaufsdaten überhaupt oft erwartung und spannung erzielen wollen. Dagegen bestreiten wir mit Wilson trotz B.s eifriger erörterung (s. 134 ff.), daß Sh. und andere diese zwiefache zeitbehandlung "without deliberate forethought" angebracht hätten.

Das 7. kapitel ist der spätzeit gewidmet und gliedert die wiederum sehr sorgsam einzeln durchgesprochenen dichter in drei gruppen hinsichtlich der zeitbehandlung: Ben Jonson und Marston, in ihrem gefolge weniger geschickt Beaumont und Fletcher, welche die »einheit der zeit« durchzuführen gesonnen sind; Shakespeare und Middleton, die mehr der kontinuität, also »einheit der handlung« zuneigen; endlich etwa Heywood und Dekker, deren altertümlich epische technik auch große sprünge in der zeit nicht vermeidet. Aber auch der so maßgebende Ben Jonson kann, wie B. am *Catiline* (s. 148 ff.) überzeugend dartut, der zwiefachen zeitgebung nicht entbehren, wenn er gleichzeitig dem epischen handlungsverlauf seiner quelle treu bleiben und dramatische kontinuität erzielen wollte. Andrerseits — die schön aufgedeckten feineren nüancen der einzelnen dichter müssen wir hier übergehen — hat zb. Heywood bei all seiner sorglosigkeit in der übernahme und durchführung von stoffen, bei aller übereilten komposition doch (und zwar mit Shakespeares mitteln!) natürlichen fluß der gesamthandlung und starken wirklichkeitseindruck zustande gebracht. Weder Ben Jonsons klassizistischer, noch Shakespeares romantischer höhepunkt in kunstmäßiger zeitbehandlung ist aber wieder erreicht worden.

Sehr wertvoll sind die zahlreichen zeitanalysen, welche die zweite hälfte des werkes ausmachen und griechische, vorshakespeareshe (einschließlich quellendramen) und nachshakespearesche dramen umfassen. B.s buch, mit dessen hauptergebnissen mit ausnahme der »unbewußten« zwiefachen zeitgebung man sich ein-

verstanden erklären kann, leidet nur an dem einen fehler, daß es zu weitschweifig und wiederholungsreich ist; seine gründlichkeit und verständigkeit dagegen dürfen als vorbildlich bezeichnet werden.

Graz. A. Eichler.

Ernst Erler, *Die namengebung bei Shakespeare.* (Anglistische arbeiten, herausg. von Levin L. Schücking, 2.) Heidelberg. Winter, 1913.

Trotz der ins ungeheuerliche anwachsenden Shakespeare-literatur fehlt uns ein namenbuch zu den werken des dichters. wie es Fritsche zu denen Molières verfaßt hat. Erler hat also eine wirklich vorhandene lücke erkannt, und wenn er sie nicht in so vollkommener weise ausgefüllt hat wie Fritsche, so liegt es nicht an ihm, sondern den sachlichen schwierigkeiten, die bei Shakespeare wesentlich größer sind als bei Molière. Die werke des Franzosen liegen in relativ korrektem drucke vor, während die quartos und die folios, besonders was die eigennamen anbelangt, sich in einem beklagenswerten zustand befinden. Hier mußte erst unter beseitigung von mißverständnissen, druckfehlern usw. ermittelt werden, was der dichter eigentlich geschrieben hat oder hat schreiben wollen, aber bei allem fleiß wird es nie möglich sein, rätsel wie *Ullorxa* in *Timon* völlig befriedigend aufzuklären. Dazu kommt, daß die aussprache gerade damals besonders starken schwankungen unterlag, daß also aus einer abweichenden schreibung noch nicht eine tatsächliche abänderung des namens gefolgert werden darf. Wenn der dichter *Lear* und nicht wie seine quellen *Leir* schreibt, so geschah es vielleicht gerade, um den namen klanglich unverändert zu erhalten. Eine weitere schwierigkeit bietet die unsicherheit der quellen, besonders bei den lustspielen. Auf der einen seite haben wir die italienischen novellen, auf der andern — oft durch eine lücke von jahrhunderten getrennt — Shakespeares dramen. Die mutmaßlichen zwischenglieder fehlen, und dadurch bleibt es unklar, inwieweit unser dichter als namengeber und -schöpfer gewaltet hat. Und das ist, wie Erler richtig erkannt hat, das endziel jeder derartigen untersuchung. Erwägt man diese schwierigkeiten, so muß man zugeben, daß der verf. nicht nur mit großem fleiß und weitgehender belesenheit, sondern auch mit vielem takt und sicherem blick seine aufgabe bewältigt hat. In verständiger weise hält er sich von allen übertreibungen frei; er macht aus Shakespeare weder einen Gräcisten noch

Hebraisten, noch teilt er den grotesken standpunkt Heinrichs, der in jeden namen einer auftretenden person eine geheime kunde hineinmystifiziert. In einigen punkten freilich schießt er noch über das ziel hinaus, zb. wenn er *Belarius* von Belisar ableitet, in dem sehr gebräuchlichen *Marcellus* einen anklang an Mars vermutet, *Thurio* mit thure (weihrauch) in verbindung bringt oder als vorbild für *Sebastian* den gleichnamigen märtyrer betrachtet. Stephano dagegen soll besonders lustig klingen, obgleich es doch auch einen heiligen dieses namens gab, der mindestens ebenso *viel leid zu erdulden hatte* wie sein kollege Sebastian. Unmöglich ist auch, daß ein deutscher jude um 1600 den namen *Johann*, also den des täufers, führte. Wenn also Jonson diesen *Jaughan* oder *Johan* als *Jew* bezeichnet, so ist der audruck, wie auch sonst häufig, nur als schimpf verwendet.

Der name einer dramatischen person beruht nicht auf zufall. Sie steht als lebende gestalt vor dem auge des dichters, und zu ihrer individualisierung gehört auch der name. Lady Percy kann gar nicht anders als *Kate* heißen, der quellenmäßige hochtönende name *Eleonore* war für das muntere weibchen unmöglich. So gewährt uns die untersuchung über die namen bis zu einem gewissen grad einen einblick in das schaffen des dichters selbst, und im gegensatz zu Erler komme ich zu dem ergebnis, daß Shakespeare sich vielmehr durch seine poetische vorstellung als durch sorge um das milieu bestimmen ließ. Wie wären sonst die verstöße gegen das milieu (s. 77 ff.) denkbar? wie könnte Coriolan in einer von Erler nicht benutzten stelle (II 3, 122) *Hob and Dick* als römische wähler bezeichnen? Daß diese echt englisch waren, wußte der dichter sicher, wie spärlich seine kenntnisse des altertums auch gewesen sein mögen. Es lassen sich auch in der namengebung gewisse modeströmungen verfolgen. Griechische und lateinische namen, besonders recht entlegene, galten in der renaissance als zeichen von gelehrsamkeit, italienische namen erschienen den engländern vornehmer als landläufige. Auch Shakespeare hält sich von solchen einflüssen nicht frei. In seinen lustspielen tragen die angehörigen der oberen klassen italienische oder italianisierende namen, die gemeinen leute englische. Doch einzelne ausstellungen können den wert der vorliegenden arbeit nicht mindern, sie verdient alle anerkennung als erster versuch auf einem bis dahin recht vernachlässigten Gebiet, auf dem allerdings noch manches zu tun bleibt.

Noch eine persönliche bemerkung zu s. 50: Ich nehme allerdings an, daß die ermordung des Gonzago im *Hamlet* (Sh.-jb. 46, s. 15) schon von den italienern zu einem theaterstück verarbeitet war, aber nicht zu einer Dido-tragödie. Aus einer solchen stammt m. e. nur die deklamation des schauspielers, aber auch nicht aus der *Dido* des Giraldi, die ich ausdrücklich ausschließe. Erler hat mich mißverstanden.

Berlin. Max J. Wolff.

Ernst August Lindemann, *Shakespeares verwendung von gleichartigem und gegensätzlichem parallelismus bei figuren, situationen, motiven und handlungen.* (Bonner studien zur Englischen philologie 7.) Bonn, Hanstein, 1913.

Jeder, der sich eingehender mit Shakespeares schaffen beschäftigt, wird zu seinem schmerzlichen erstaunen bemerken, daß ein brauchbares buch über die technik des dichters fehlt. Moulton, *Shakespeare as a dramatic artist* versagt in dieser beziehung und hält trotz mancher vorzüge nicht, was der titel verspricht. Wohl oder übel greift man zu Freytags *Technik des dramas*, einer schrift, die die kunst des dichters mit dem maßstab einer kleinlichen bühnenpraxis aus der schlimmsten zeit des deutschen theaters beurteilt. Auch L. hat sich leider vielfach an sie gehalten oder halten müssen. Ebensowenig bot ihm die von Brandl übernommene scheidung in stimmungs-, entschließungs- und informierungsszenen eine geeignete unterlage. Diese an äußerlichkeiten haftende einteilung läßt sich in keiner weise durchführen. Gehören Hamlets monologe II 2 und IV 4 zu den stimmungs- oder entschließungsszenen? Vermutlich zu beiden. Der monolog I 2 dagegen informiert und gibt die stimmung an, wie die verschworenenszene (*Caes.* II 1) alle drei elemente vereinigt. Sie lassen sich nicht trennen, denn der dramatische entschluß kann nur aus der information und der stimmung hervorgehen, und umgekehrt ist die stimmung nur ein erzeugnis von entschluß und information. Eine scene, die nur der stimmung dient, etwa wie der anfang von Schillers *Tell*, widerspricht dem wesen des dramas und ist immer von übel. Damit soll kein vorwurf gegen L. erhoben, sondern nur gezeigt werden, welche schwierigkeiten die behandlung jedes technischen problems bei Shakespeare infolge des fehlens geeigneter vorarbeiten bietet. Dagegen hätte der verf. vorsichtiger in benutzung von Kleins

unzuverlässiger *Geschichte des dramas* sein sollen. Die angabe, daß verstellter wahnsinn vor Shakespeare nur in Castelettis *Stravaganze d'Amore* vorkomme, ist irrig. Das motiv findet sich schon in Plautus *Mercator* und wurde wie zb. von Grazzini in der *Spiritata* (1560) von den Italienern häufig benutzt, meist in verbindung mit dem ähnlichen gedanken der *Mostellaria*.

Der verf. hat seine untersuchung nur auf sechs komödien und sieben tragödien ausgedehnt, eine beschränkung, die nur gebilligt werden kann, da durch sie eine größere präzision erreicht wird, dagegen vermisse ich eine bestimmte definition des begriffs *parallelismus*. Ein solcher, ob nun *gleichartiger* oder *gegensätzlicher* art, läßt sich, wenn man will, zwischen allen personen eines stückes herausfinden, während er — auch im sinne der vorliegenden arbeit — erst bedeutung erlangt, wenn er vom dichter als bewußtes technisches kunstmittel angewendet wird. Unter diesem gesichtspunkte hätte die fleißige und gewissenhafte zusammenstellung des materiales § 3—94 und § 110—216 vielleicht einer nachprüfung unterzogen werden können, bei der manches zufällige ausgeschieden wäre. Die bedeutung, die der parallelismus in Shakespeares entwickelung besitzt, wäre dann noch klarer hervorgetreten, ebenso die ästhetische würdigung dieses kunstmittels. Aber auch so wird man der arbeit die gebührende anerkennung nicht versagen, sie ist ein guter baustein zu einem werk über die technik Shakespeares.

Die quellenfrage spielt naturgemäß bei der untersuchung eine wichtige rolle. In den meisten fällen wird man den angaben des verf. zustimmen, nur bei den *Errors* vermisse ich einen hinweis, daß Shakespeare sich offenbar sehr eng an eine italienische quelle gehalten hat. Alle seine abweichungen von Plautus finden sich oder lassen sich schon in italienischen komödien präsumieren: 1. In der *Talanta* von Aretino erscheint schon der aus dem *Poenulus* stammende alte vater der zwillinge auf suche nach seinen kindern. 2. Im *Ipocrito* desselben verfassers besitzen die zwillinge schon je einen diener, diese sind zwar noch nicht völlig ähnlich, aber das motiv ist schon vorbereitet, indem der eine zum andern (V 13) sagt: *vo' che siamo fratelli* und *La tua natura è fatta al mio dosso, e la mia al tuo.* 3. Der goldschmied, der bei Plautus nur erwähnt wird, tritt wie bei Shakespeare in Goldonis *Due gemelli veneziani* wirklich auf, muß also auf eine gemeinsame quelle zurückgehen. 4. Dasselbe gilt für

die frau des einen dieners, sie wird bei Shakespeare erwähnt und in Molières *Amphitryon*, während in dem plautinischen stück nichts von ihr zu finden ist. Die aufzählung ließe sich noch durch kleinigkeiten erweitern, denen aber gerade eine besondere beweiskraft zukommt. Die idee, den gleichen herren gleiche diener beizugeben, lag nahe und konnte selbständig in Italien und England erwachsen; daß aber Shakespeare und Aretino den gestohlenen mantel bei Plautus durch eine kette ersetzen, kann kein zufall sein, da es sich um eine sachlich bedeutungslose änderung handelt. Bei der quellenfrage der *Errors* läßt man die verschollene *Historie of Errors* am besten ganz aus dem spiel. Hier liegt vermutlich nichts mehr als eine täuschende ähnlichkeit des titels vor, denn alle mir bekannten nachahmungen der *Menächmen* vor Shakespeare, die sich auf dem ähnlichkeitsmotiv ausschließlich aufbauen, enthalten auch schon im titel einen hinweis auf das zwillingspaar.

Berlin. Max J. Wolff.

The Plays and Poems of George Chapman. 3 Vols. II: *The Comedies*. Edited with Introductions and Notes by Thomas Marc Parrott. London, G. Routledge and Sons, Lim., s. a. [1914]. XI + 911 ss.

Der zweite band der Parrottschen Chapman-ausgabe enthält alle anerkannt echten komödien des dichters: *The Blind Beggar of Alexandria, An Humourous Day's Mirth, All Fools, May-Day, The Gentleman Usher, Monsieur D' Olive, The Widow's Tears*, und das maskenspiel *The Masque of the Middle Temple and Lincoln's Inn*. ferner das bürgerliche lustspiel *Eastward Ho*, an dessen abfassung Chapman beteiligt war, sowie die ihm wahrscheinlich zuzuschreibende komödie *Sir Giles Goosecap*, und schließlich auch noch das als ein werk Chapmans und Shirleys veröffentlichte schauspiel *The Ball*, das nach der allgemeinen und allem anscheine nach richtigen ansicht als eine von Chapman ganz unabhängige arbeit Shirleys zu betrachten ist. Parrott, der diese ansicht rückhaltslos teilt, ließ sich bei der aufnahme dieses stückes von demselben streben nach vollständigkeit leiten, das ihn bestimmte, unter den tragödien des ersten bandes auch die zweifellos unechten dramen *Alphonsus Emperor of Germany* und *Revenge for Honour* zu drucken.

Die anordnung der komödienausgabe ist die gleiche wie im ersten bande (s. EST. XLIII, p. 448. ff.). Zuerst steht der text aller komödien, dann folgen einleitungen, anmerkungen und ein varianten-apparat mit konjekturen für jedes einzelne stück. Auch die sorgfalt des herausgebers ist die gleiche geblieben: die fülle des materials und dessen kritische sichtung in den einleitungen läßt wenig zu wünschen übrig. Auch zur ergänzung der reichhaltigen anmerkungen wüßte ich nur sehr wenig zu sagen. Zu der vorgeschichte des hexameters: *Felix quem faciunt aliena pericula cautum (An Humourous Day's Mirth* sc. 12, 35, s. Notes p. 694) kann noch auf die ausführungen Franz Kettlers in seiner dissertation »Lateinische zitate in den dramen namhafter zeitgenossen Shakespeares« (Bremen 1909) p. 44 f. verwiesen werden und auf das von Kettler zitierte Vocht'sche werk über den einfluß des Erasmus auf die englische literatur. Nicht wenig wird zur verbreitung dieser Sentenz der umstand beigetragen haben, daß sie in Lilys *Grammatica Latina* in der ausgabe von 1566 zitiert ist in genauer übereinstimmnng mit dem wortlaut der *Adagia* des Erasmus (s. Shakespeare Jahrb. XLV, p. 60). — Das Zitat: *Non omnia possumus omnes (May-Day* III, 3, 143), dessen herkunft Parrott nicht bestimmt, wurde von Kettler l. c. p. 45 auf Vergil, Eclog. VIII, 63 zurückgeführt. — Eine große anzahl von dramatischen Anspielungen auf den höchst populären ritterroman *The Knight of the Sun*, für den Parrott (pp. 860, 877) nur auf Marston und Shirley verweist, sind in meiner schrift »Ben Jonsons wirkung usw.« p. 212 ff. anm. 18 zusammengestellt.

Der dritte band der Parrottschen ausgabe soll Chapmans originalgedichte, einige seiner kleineren übersetzungen und wahrscheinlich noch ein anonym überliefertes, nach Parrotts ansicht für Chapman in anspruch zu nehmendes drama enthalten. Die bewährte energie des herausgebers läßt uns hoffen, daß die veröffentlichung dieses schlußbandes im laufe der nächsten jahre erfolgen wird.

Straßburg, April 1914. E. Koeppel.

J. M. Kennedy, *English Literature 1880—1905*. London, Sampson Low, Marston and Co. Ltd. [1913.] Price 6/— net.

The appearance, at a somewhat reduced price, of a second edition of this work, — first published in 1912, — is a fact

likely to interest many of those who devote themselves to the study of the English literature of the last few decades, and is thus well worth calling attention to in this place. Though one would hardly have thought so from the title of the book, Mr. K.'s treatment of his subject is much less detailed and less comprehensive than in the case of some other publications dealing with the same period of English letters, as, e. g., Mr. Holbrook Jackson's *The Eighteen Nineties* (1913). Out of the various and shifting aspects presented by the literary activity during the space of years indicated in the title, Mr. K. has elected to study the one designated by the term "the dynamic movement," which happens to embrace writers of such diverse type as Pater, Wilde, Shaw, Wells, and Gissing. The chapters devoted to each of these men, in fact (to which are added others on "The 'Yellow Book' School," on Whistler, Beardsley, etc., and on a number of other writers, including Mr. W. B. Yeats, Mr. George Moore, John Davidson, and Francis Thompson), make up the better part of the volume, being also those in which we are best able to examine the author's peculiar points of view, his antipathies and preferences.

Mr. K.'s attitude towards his subject, it may be stated as a general observation, is less suggestive of a mind liking or disliking things simply on the ground of their appealing or not appealing to the sense of beauty, than of a man whose points of view are mainly of the intellectual order, though, as we shall see, he is acute enough not to overlook or underestimate the artistic shortcomings of writers like Mr. Wells or Mr. Shaw. In attempting a valuation of certain art-phenomena, he has tried above all, it seems to me, to bring out general features, leaving aside, upon the whole, those disquisitions on style and analyses of method dear to the critic of aesthetic temperament. No man of aesthetic temperament will ever care greatly for those barren generalities about romanticism as opposed to classicism, or ages of reason as distinguished from ages in which the imagination is predominant, nor yet for any vague speculations as to how a particular writer would have struck his contemporaries had he lived in some other age than his own, or, again, for summing up, under the common designation of some *-ism* or other, the varying tendencies of an epoch. Of this there is a good deal in the introductory chapter, the general effect of which is scarcely improved by a something sophisticated and quibbling about

Mr. K.'s argumentation. The author obviously holds a brief for the classicism "which it is the duty of every cultured writer to uphold," and pours contempt on the other thing, in language which may be qualified as sufficiently vigorous. Romanticism, he says, is a term that has become "general among psychologists to designate the artistic traits of a certain weak type of mind." In another passage he speaks of "the slow poison of romanticism" having spread to England from decadent French literature. The romantic movement in England, — intimately associated, as the author hints, with political Liberalism, — would seem to date from the beginning of the eighties, up to which time "Religion" and "Hellenism" were "the mainstays of creative artists." The artists from the period from 1880 to 1905, it appears, "were caught in a torrent of materialism, atheism, idealism, and romanticism," — a somewhat incongruous set of four, one might think. Mr. K. dwells upon the ennui, the melancholy, the lack of will-power, and the general instability of all the creative work characteristic of the period. He denounces alike, in all the Romanticists, whether recent or of the older schools, the sentimentality of their substance and their florid style; advocating, as "our highest literary ideal," the spirit of the Greek and Latin authors. Mr. K.'s pleading on behalf of his literary ideal, though rather forced in places, and not without an unpleasant dash of controversial harshness, certainly possesses much interest, proceeding, as it does, from a mind wholesomely free from the prevalent prejudices in favour of some of the men he criticizes. (What is the good, one wonders, of sayings like, —" . . . the influence of Plato was predominant from the Alexandrian period down to the period immediately preceding the Renaissance, and with the Renaissance itself Plato's influence on the thought of the time gradually became less and less" (p. 20). One would have thought it a commonplace that it was, on the contrary, the Italian Renaissance and the revolt against Aristotelianism that revived the study of Plato).

It might have been expected that the writer who, in the author's words, "more than any one else, influenced the literary movement of the eighties," — Walter Pater, — would find but small favour with Mr. K. As a matter of fact, the chapter on Pater is chiefly remarkable for the obvious reluctance with which the man's literary genius is recognized, and it would be easy

to quote some erroneous and depreciatory statements showing clearly Mr. K.'s incapacity of appraising that exquisite artist. There is, however, one passage that will not fail to evoke the interest of all readers of Pater, and that is where the author says he has "ascertained from two or three persons who knew Pater fairly intimately that he was in the habit of collecting volumes in that particular class of French novels which, were they published in England, would at once be seized by a scandalised police." I cannot remember having seen this fact related anywhere else, and if it is true it certainly throws some curious sidelight on the character and intimate habits of a man always singularly reticent in his ways, and careful not to let the world into his secrets.

The chapter on Wilde is written in a more appreciative vein. True, Wilde was a "romanticist" as well, and he has not, of course, Mr. K.'s full approval. But we are given to understand that, had he been born at the time of the Renaissance, he would "quite conceivably have lived to rank on the same plane" as a poet like Tasso, and that is saying a great deal. The author has many judicious remarks on Wilde, as when he says: — "... we must not let the wittiness of his epigrams blind us to the fact that they were all prepared with infinite care and skill and that in most of them the wit is based on sound scholarship, keen observation, and much more than merely superficial insight into men and things." Mr. K. also justly points out that Wilde was influenced, as an aesthetic critic, by Matthew Arnold, in proof of which he cites a few passages from both. He is, however, partly wrong in stating, on p. 60, that Wilde "went up to Oxford in time to hear both Ruskin and Pater lecture." The only lecture of Pater's Wilde ever attended was one on Mérimée delivered as late as 1890. (A few misprints may be mentioned in passing. In the quotation from *De Profundis* [p. 95] "sat" should be inserted for "supped." "Plato's" [p. 84, last l.] seems to be misprinted for "Pater's").

If the chapter on Pater must be said to be highly provoking to the devotees of the latter, the one treating of Mr. Shaw certainly will be so in the extreme to such as profess an admiration for a writer who, whatever his merits, has managed to keep himself very prominently before the public eye for the last ten years. Mr. K.'s chief objection against all of Mr. Shaw's works is that they lack harmony and unity, and that, however much they may

interest or amuse us, "there is an inartistic bitterness and restlessness in almost every one of Mr. Shaw's characters, in almost every page he wrote." The bent of Mr. Shaw's mind, he further points out, is not artistic or imaginative, but is wholly towards dialectics, and science, and the economic or political facts of life. This, again, is the reason why his plays are really no plays at all, but dramatized dialogues, series of conversations, his characters being mere ghostly impersonations of all manner of sociological problems and principles pitted against one another in artificial conflict. Still, on the other hand the author recognizes, however grudgingly, Mr. Shaw's obvious strong points as a playwright and a propagandist: his courage, his amazing versatility of intellect, his brilliant wit. He compliments him on not joining in "the common yelp for progress," as understood by the average democrat, and, above all, on having always "kept himself well in touch with every dynamic movement abroad," so that, chiefly by his means, the British public has become familiar with some very important factors in modern continental thought (Ibsen, Nietzsche, Wagner, etc.).

Passing on to the chapter on Mr. H. G. Wells, we find that in dealing with the works of this writer, Mr. K. has taken up much the same position as with regard to those of Mr. Shaw, and that, being struck with the similarity of the two in means and motives, he disapproves of both on the same grounds, and as wholeheartedly in one case as in the other. Both are men of a scientific and rationalist, rather than artistic, turn of mind. Both, the one in the drama, the other in the novel, use literature chiefly as a medium for discussing various schemes of social, economical, or political reform. Mr. Wells, then, holds the same false view of Art as Mr. Shaw, and labours under the same fatal misconception of the relationship that Art bears to Life and to Morality. Hence the comparatively inferior level of his work, as judged from the artist's standpoint, the ineffectualness of his character-drawing, and the triviality of the conversational parts of his books. Belonging, even more emphatically than Mr. Shaw, to the intellectual bourgeoisie, he writes like him for the middle-class, and the secret of his great success as a writer will be found in the fact that he detected, among the readers of that class, a demand for "scientific stories of a particular type," and supplied that demand. (Mr. K. incidentally refers to the unhealthy predominance given to the

discussion of sexual problems in the novel of to-day, and there is little doubt that he has here touched upon the main reason of both the tremendous vogue and the tedious sameness in subject of so much modern fiction.)

Altogether Mr. K.'s book is quite an interesting production, noteworthy alike for its shrewd estimates of individual writers, and the uncompromising attitude it assumes towards certain phenomena in contemporary literature to which an exaggerated importance is, perhaps, attached by the general reader and play-goer, — always apt to confound the works of the artist with those of the adroit caterer to their wants of intellectual stimulus, whether in the guise of spectacular entertainments or in that of fiction. Mr. K.'s style, while not, perhaps, commanding a very wide range of nuances, has point and incisiveness, and harmonizes well with the matter it conveys. A slipshod phrase like, — "We must not forget, too [*sic*], Mr. Beerbohm's caricature," etc. (p. 105), ought to have been avoided by a critic who blames Mr. Shaw for having "paid no particular attention to form."

Gothenburg. Ernst Bendz.

ALTERTUMSKUNDE.

Friedrich Deters, *Die englischen angriffswaffen zur zeit der einführung der feuerwaffen (1300—1350).* (Anglistische forschungen, hrsg. von Joh. Hoops. Heft 38.) Heidelberg, Winter. 1913. XVI + 150 ss. 8°. Pr. M. 4,20.

Der zweck der vorliegenden schrift ist, die in der ersten hälfte des 14. jahrhunderts in England gebräuchlichen angriffswaffen auf grund des literarischen, historischen und bildlichen materials der zeit des näheren zu erforschen. Die untersuchten waffenkategorien sind: 1. nahwaffen: schwert, lanze, wurfspieß, dolch, axt, kolben; 2. fernwaffen: schleuder, bogen, armbrust; 3. belagerungswaffen: belagerungsturm, belagerungsgeschütze, griechisches feuer, pulvergeschütze. Der darstellung geht unter jeder rubrik eine kurze vorgeschichte der fraglichen waffen von der normannischen eroberung bis 1300 voran. Nicht nur die mittelenglischen, sondern auch die französischen und lateinischen quellen der zeit werden ausgebeutet. Respektierlich ist auch die zahl der benutzten archäologischen forschungen, die in der darstellung eine ebenso wichtige rolle spielen wie die philologischen.

Mit großem fleiß hat der verfasser die mittelalterlichen abbildungen (zb. den wandteppich von Bayeux) für seine zwecke ausgenützt.

Für die englische philologie im engeren sinne ist die arbeit von wert teils durch das vom verfasser behandelte sprachmaterial [1]) (das zum größten teil aus den namen der waffen und waffenteile besteht), teils durch die erörterung schwieriger stellen in der mittelenglischen literatur [2]). Daß die realphilologie durch die schrift wesentlich gefördert wird, braucht nicht hervorgehoben werden.

Die in den literarischen quellen gegebenen maße sind wohl nicht immer ganz nach dem wortlaut zu nehmen. Daß übertriebene oder geradezu unmögliche angaben in mittelalterlichen romantischen quellen mit deren vorliebe für das wunderbare vorkommen, darauf müssen wir von vornherein gefaßt sein. Vielleicht ist der verfasser in dieser hinsicht mitunter zu leichtgläubig gewesen; zb. bei der beurteilung der dimensionen der lanze Richards I. (s. 40 f.).

Das interessante büchlein gibt mir zu einzelbemerkungen wenig anlaß. Zu *dagger* (s. 70) wäre vielleicht an Ritters vermutung Anglia 33, 474 zu verweisen gewesen. — *sowe* 'eine art belagerungsturm' (s. 140) kommt auch im allit. Morte Arthure vor (v. 3033).

Ein allgemeineres interesse erwecken die ausführungen über die erste erscheinung der pulvergeschütze in Großbritannien. Barber erwähnt sie zuerst mit der bezeichnung *gynis for crakkis* anläßlich der befestigung von Berwick 1319, zu welcher zeit sie nach ihm in Schottland noch unbekannt waren; im jahre 1333 lernten die Schotten diese neue waffe kennen. Es finden sich auch angaben, wonach die Engländer bei Crecy kanonen mit ins feld geführt hätten.

Upsala. Erik Björkman.

---

[1]) Interessant ist zb. die deutung von *scauberc* 'scabbard' (s. 32), *analace* (s. 72 f.), *gisarme* (s. 85 f.).

[2]) Zb. bei der behandlung von me. *feuter* (s. 54 ff.)

MISCELLEN.

A PASSAGE FROM *SIR ISUMBRAS.*

In Univ. Coll., Oxford, MS. 142 — a text of the *Pricke of Conscience* — one finds on a fly-leaf at the end of the volume (p. 237), in a hand of the last years of the fifteenth century, the opening lines of *Sir Isumbras,* as follows: —

All þat wyllyn þys romonse her*e*
Of lordes þat befor*e* ous wer*e*
and leued her*e* yn lede
4 Ih*esu* c*r*ist þat ys heuen kyng
So grant ham all hys b[l]essyng
and heuen to her*e* mede
I woll ȝow tell of a knyȝt
8 þat was herdy man and wyȝt
and duȝty of hys dede.
hys name was syr Isambras
So duȝty a knyȝt as he was
12 leuand none in lede
þat myȝt w*it*h hym w*it*houte fayll
I t[ur]nement ne in baytayll
to usten opno a stede
16 He was a man of muchel strang
W*it*h schuldres brode and armis alang.
Amen.

The position of these lines in the volume makes it clear that the scribe had no intention of copying the complete text of the romance, but was merely indulging in a bit of fly-leaf scribbling, without apparent purpose. Comparison with the readings recorded in Schleich's edition of *Sir Isumbras* (Palæstra 15) shows that this fragment more closely resembles Caius Coll. MS. 175 than any of the other extant texts. At the same time there are many variants for which no parallels occur elsewhere. The most conspicuous of these occurs at the beginning of stanza 2, the first three lines of which are unique.

Though quite worthless for the purposes of textual criticism, this fragment affords an interesting example of the freedom with which minstrel romances like *Sir Isumbras* were altered in their phrasing as they passed from mouth to mouth.

Bryn Mawr, Pa. July 1913. Carleton Brown.

ÜBER DIE ECHTHEIT DER EDMUND SPENSER ZUGESCHRIEBENEN "VISIONS OF PETRARCH" UND "VISIONS OF BELLAY"[1]).

Durch einen aufsatz von L. S. Friedland über "Spenser's Earliest Translations" (Journal of English and Germanic Philology vol. XII 449 ff.) werde ich daran erinnert, daß seit meinen letzten bemerkungen über dieses thema vom Februar 1899 (ESt. 27, 100 ff.) ein werk veröffentlicht wurde, das eine korrektur einer stelle meines aufsatzes nötig macht. Noch im laufe des jahres 1899 erschien in Antwerpen ein buch, betitelt "Leven en Werken van Jonker van der Noot" von Aug. Vermeylen, in dem nachgewiesen ist, daß 1568 der flämische urtext der Nootschen schrift "Het Theatre oft Toon-neel" gedruckt wurde, und daß schon dieser urtext die vier apokalyptischen sonette enthielt. Mir war dieser flämische text des "Theatre" ebenso wenig bekannt wie dem Spenser-herausgeber Grosart; wie er hielt ich den französischen text von 1568 für die erste fassung des buches. Meine bemerkung: »Die vier apokalyptischen Sonette scheinen französische originaldichtungen Jean van der Noodt's gewesen zu sein" (l. c. p. 107), ist demnach zu streichen. Über das verhältnis der französischen übersetzung dieser sonette zu dem flämischen urtext hat sich Vermeylen nicht geäußert. Er kommt auch auf meine bezweiflung der Spenser-echtheit der gedichte der englischen version des "Theatre" zu sprechen (p. 56 ff.) und bemerkt schließlich, daß ihm die verschiedenheiten zwischen den englischen gedichten von 1569 und den späteren unzweifelhaft echten übersetzungen Spensers aus dem Französischen doch nicht genügen: *om op die vertaling den naam van Edmund Spenser definitief uit te schrappen* (p. 59).

Zu derselben anschauung bekennt sich Friedland. Ich brauche auf seinen aufsatz nicht näher einzugehen, da er kein neues argument zugunsten der Spenser-echtheit der übersetzungen von 1569 bringt, sondern sich ganz in dem geleise des Fletcherschen aufsatzes bewegt, zu dem ich in meinem zweiten aufsatz (ESt. 27) stellung genommen habe. Auch ich bin nicht in der lage, meine ansicht durch eine neue beobachtung zu stützen, ich könnte nur eine wiederholung meiner früheren ausführungen bieten. Ich bin heute noch der meinung, daß die ungenauigkeiten und sprach-

[1]) S. ESt. 15, 53 ff.; 27, 100 ff.

lichen mißverständnisse der späteren übersetzungen Spensers als ein schwerwiegendes argument gegen seine identifizierung mit dem übersetzer von 1569 zu betrachten sind; wenn Friedland (p. 465 ff.) den krieg in feindesland zu verlegen sucht und dem übersetzer von 1569 seine freiheiten vorhält, hätte er nicht unerwähnt lassen sollen, daß es sich in Spensers späteren übersetzungen nicht nur um freiheiten — die übrigens meiner ansicht nach ganz anderer art sind als die freiheiten in den gedichten von 1569 — handelt, sondern zum teil um unbestreitbare mißverständnisse des französischen textes, wie auch Vermeylen (p. 58 f.) zugesteht. Außerdem ist es mir auch heute noch sehr wahrscheinlich, daß Spenser, wenn die übersetzungen aus Marot und Du Bellay wirklich von ihm herrührten, auch die im "Theatre" unmittelbar folgenden großartigen apokalyptischen sonette für sich reklamiert haben würde.

Hier steht meinung gegen meinung, und es war natürlich das gute recht des jungen amerikanischen forschers, seine gegensätzliche ansicht zu vertreten. Ganz unberechtigt aber ist, daß er p. 452 von meinem *somewhat tentative disbelief in the poet's claims to the revisions* (womit die unzweifelhaft echten Spensergedichte von 1591 gemeint sind) spricht, p. 458 sich darüber wundert, daß K. *can still regard all of the translations as possibly by some other hand,* p. 463 (anm. 30) nochmals meinen *hesitating doubt as to the authenticity of both groups of renderings, as well as of the "Ruines of Rome"* erwähnt, und p. 458 (anm. 19) bemerkt: *In his second paper (ESt. vol. 27) K. surrenders all disbelief as to the later versions*, während ich tatsächlich in diesem zweiten aufsatz mit keinem wort auf jenen im ersten aufsatz endgültig erledigten punkt zurückgekommen bin!

Hat denn Friedland in meinem ersten aufsatz (ESt. 15) nicht gelesen, daß ich, nachdem ich p. 77 gesagt hatte: »Zum schluß muß ich noch kurz einen zweifel berühren, der mir bei dieser studie gekommen ist, den ich aber als unberechtigt abweisen mußte«, nach einer analyse der gründe, die gegen die echtheit sprechen könnten, geschlossen habe: »Dieser naheliegenden vermutung dürfen wir gleichwohl keine berechtigung zugestehen« (p. 79), und daß ich nach einer aufzählung der beweise der echtheit nochmals in worten, die keine mißdeutung zulassen, betont habe: »Wir müssen uns deshalb wohl damit zufrieden geben, die übersetzungen und bearbeitungen als Spensers eigentum zu bestätigen, indem wir sie, gewiß mit vollstem recht, zu den von Ponsonby

zusammengerafften jugendwerken Spensers zählen« (p. 81). Wie kommt Friedland dazu, diesen von mir selbst abgewiesenen zweifel nochmals als eine gewagte Annahme meinerseits in die diskussion zu ziehen?? Es ist das eine art von polemik, für die ich die bezeichnung *fair play* nicht gebrauchen kann.

Straßburg, Mai 1914. E. Koeppel.

ABT VOGLER,

der eben auf dem von ihm erfundenen musikinstrument phantasiert hat[1]).

Von Robert Browning, übersetzt von Otto Roloff (Potsdam).

Verklungen mein herrliches werk, die töne gar mancherlei,
Die mir zu sklavischem dienst folgsam die orgel ruft,
Drück' ich die tasten, — wie einst Salomos wille herbei
Schwärme von nachtgeistern rief und engel des lichts und der luft,
Menschen und alles getier, die, seines zweckes unkund,
Ob himmelhoch, höllentief getrennt und gesondert, als er
Das unaussprechliche wort aussprach, erschienen zur stund
Und ihm türmten ein zauberschloß der geliebten zur lust und zur ehr!

Ach, hätte mein schönes werk wie Salomos festen bestand,
Das werk, das der töne schwarm in eifrigem drängen gebaut! —
Wie haben, vereint und getrennt, doch immer helfend zur hand
Und die arbeit fördernd, sie stets auf des meisters ruhm nur geschaut!
Da schwang mit gesenkter stirn sich der eine zur hölle hinab
Und wühlte sich durch zu dem grund, der die wurzeln der dinge enthält,
Dann tauchte er wieder an's licht, — die flamme nicht scheuend, gab
Dem bau er ein fundament an den strömen der unterwelt.

Und ein andrer stieg und schritt, der treffliche, immer fürbaß,
Und zahllose andre, ein heer, doch jeder nach seiner art,

---

[1]) Abt Vogler (geb. 1749) studierte in Italien musik und theologie, trat darauf zunächst in den dienst seines gönners Karl Theodor von der Pfalz, späteren kurfürsten von Bayern, war dann 13 jahre lang kapellmeister in Stockholm und fand schließlich nach langen kunstreisen wieder eine feste stellung in Darmstadt, wo er 1814 starb. Als komponist hat er wenig erfolg gehabt, sehr groß aber war sein ruf als lehrer der musik (K. M. v. Weber und Meyerbeer waren seine schüler) und als virtuose und improvisator auf dem klavier und auf der orgel, deren mechanismus er ganz wesentlich verbessert hat.

Errichteten mauern aus gold, die durchsichtig waren wie glas,
Und lösten einander ab und mühten sich schwer und hart.
Denn höher und höher empor (wie wenn an St. Peter in Rom
Bei festbeleuchtung sich nachts der funkelnde umriß enthüllt,
Und die flämmchen in raschem lauf hochzüngeln an kirche und dom)
Stieg zinnengekrönt die pracht, die mit stolz mir die seele füllt.

Vollendet? Nicht halb! Denn es schien, als regte sich selbst die natur,
Dem menschen es gleich zu tun, dem zwange gehorchend wie ich,
Als neigte sich sehnsuchtsvoll der himmel der irdischen flur,
Wie die erde den himmel erstieg, emporgetragen durch mich.
Da ward zu der eigenen glut ein fremdes feuer entfacht,
Auf jeder spitze erglomm und weilte ein wandernder stern,
Ein mond, ein flammender ball in unvergänglicher pracht,
Denn erde und himmel war eins, es gab kein nah, kein fern.

Ja mehr! Es wandelten frei und sichtbar im schimmernden licht
Erscheinungen um mich her: entstiegen dem schlummernden keim,
Für hellere zeiten bestimmt, umdrängte mich freudig und dicht
Ein künftiges hehres geschlecht, schon jetzt auf erden daheim;
Ja, die großen toten sogar, die das irdische abgestreift,
Verließen ihr neues land, hier wieder zu atmen bereit:
Was niemals gewesen, das war, — war, wie es die zukunft erst reift,
Und die gegenwart — sprech' ich es aus? — und ich selbst ward vollkommenheit.

Und alles wodurch? Ich lieh der sehnsucht der töne gewalt,
Da jauchzte die seele auf, weil endlich ihr sehnen gestillt,
Alles durch töne und mich! — Nehmt an, ich hätte gemalt,
Was mich bewegte, ei nun, da stände es vor euch, das bild,
Und hätt' ich's in verse gebracht, ihr urteiltet, wie sich's gebührt,
Warum die formen so schön und des preises wert mein gedicht.
Nach ihren gesetzen säht ihr die kunst zum siege geführt,
Versagtet ewigen ruhm dem maler, dem dichter nicht.

Doch in tönen ist mehr, ist gott, ist seiner allmacht ein schein!
Was sind gesetze vor ihm, vor ihm, der sie machte, dem herrn?
Mag sonst wohl dem menschen noch die gabe beschieden sein,
Aus tönen nicht einen ton zu bilden, nein, einen stern?

Betrachtet es recht: ein nichts ist ein einzelner ton für sich,
Ist überall in der welt, laut, leise, ich weiß nicht wie;
Nun gebt ihn mir, und mit zwein verbinde ich ihn, die ich
Mir denke: Hört! — Nun sinnt und staunt und beugt die knie!

Doch ach, der palast ist dahin, den ich aus klängen erbaut,
Dahin, und die träne rinnt, und das lob kommt zu langsam, zu spät.
Wie war man voll zuversicht, kaum der gedanke ward laut,
Es könne jemals vergehn, was ach so schnell doch verweht.
Und niemals mehr soll es sein? — Ja, andre, ähnliche zwar,
Gleich herrlich und schöner vielleicht! — Kein besserer trost fällt euch ein
Für mich, der doch fest daran hält, daß ewig unwandelbar
Ich selbst, die liebe und gott? — Ich glaube: was war, wird sein!

Du unaussprechlicher, dir, dir wende ich mich denn zu,
Der stärker als menschenhand der ewigkeit werke schafft!
Soll ich wandel fürchten von dir, der doch unwandelbar du,
Und zweifeln, die kraft, die es schuf, vermöge mit ihrer kraft
Auch auszufüllen dies herz? Nein, nein, nichts gutes vergeht,
Wie alle mißklänge ist auch das böse nichtig und nichts,
Das gute bleibt gut, um so mehr, weil das böse daneben steht,
Was stückwerk hier, das wird vollkommen im reiche des lichts.

Das gute, das wir gewollt und gehofft und geträumt, das lebt,
Sein bild nicht, nein, es selbst; was je sich kund getan
An schönheit, güte, kraft, das werk der stunde, hebt
Sich zu ewiger geltung empor für den, der hören kann.
Was für die erde zu groß, zu heldenmütig war,
Die leidenschaft, die aus dem staub sich bis in den himmel verlor,
Die brachte wie schöne musik ein herz dem schöpfer dar:
Er hat sie gehört, und einst vernimmt sie auch unser ohr.

Was ist ein fehlschlag denn hier als ein pfand für künftigen sieg,
Wenn endlich die zeit sich erfüllt? Was soll das jammergestöhn?
War die pause nicht lang, nur damit ihr entspränge neue musik?
Und stürmt der mißklang nicht her, die harmonie zu erhöhn?
Kummer zu tragen ist hart, und zweifel kommt schwer zur ruh,
Und jeder, der duldet, sagt sein sprüchlein von lust und leid,
Doch einige wählte gott aus, und denen flüstert er zu:
Laß andre nur reden, wir musikanten, wir wissen bescheid!

Zur erde kehr' ich zurück und bin in des schweigens bann;
Geduldig und stolz will ich sein, mich fügen so, wie ich soll. —
Wo sind meine tasten denn nur? Den dreiklang schlage ich an,
In halbtönen gleite ich hin und sinke hinab in moll,
Um dann mit dem nonenakkord auf fremdem boden zu stehn.
Von denen ich niederstieg, die höhen erblicke ich nun
Und finde erst frieden — hört! es ist gewagt und geschehn! —
Im C-dur des lebens! So, — jetzt will ich versuchen zu ruhn.

EUGEN BORST †.

Professor Dr. Eugen Borst, einer der tüchtigsten und gewissenhaftesten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, hat als Oberleutnant und Kompagnieführer im württembergischen Landwehr-Infanterie-Regiment 120 am 24. September in einem Gefecht zwischen La Grange Bar und Merusse Basse in den Vogesen sein Leben für das Vaterland opfern müssen.

Ein Schüler von Franz, hat sich Borst mit einer wertvollen Arbeit über *Die Gradadverbien im Englischen* (Anglist. Forschungen 10; 1902) vorteilhaft in die wissenschaftliche Welt eingeführt und sich auch weiterhin durch eine Reihe gründlicher Besprechungen in den *Englischen Studien* als guten Kenner der englischen Syntax erwiesen. Seine Neubearbeitung des *Lehr- und Lesebuchs der englischen Sprache* von Philipp Wagner (5. Aufl., 1914), auf die er viel Zeit und Mühe verwandt hat, stellt eine sehr ansehnliche Leistung dar. Borsts Tod reißt in den Stab der Mitarbeiter dieser Zeitschrift eine schmerzlich fühlbare Lücke, und herzlich wendet sich unsre Teilnahme der schwergeprüften Witwe des Gefallenen und seinem einzigen Kinde zu. Das Andenken dieses trefflichen Gelehrten und sympathischen Menschen wird stets in Ehren gehalten werden.

Johannes Hoops.

O. R. Reisland †.

Ich habe den Lesern der *Englischen Studien* die betrübende Mitteilung zu machen, daß der Verleger dieser Zeitschrift, Herr O. R. Reisland, am 27. September 1914 im 74. Lebensjahr in seiner Vaterstadt Leipzig gestorben ist, wo er am 7. August 1841 geboren war. Die Zeitschrift *Englische Studien,* die seit ihrer Gründung durch Eugen Kölbing im Jahre 1877 zuerst im Verlag von Gebrüder Henninger in Heilbronn erschienen war, ging 1890 mit dem 14. Band in den Besitz von O. R. Reisland über, der nach Kölbings Tode 1899 den Unterzeichneten mit der Herausgabe der Zeitschrift betraute. In den 15 Jahren, in denen der Unterzeichnete als Herausgeber der *Englischen Studien* mit dem nunmehr verewigten Verleger zusammen gearbeitet hat, ist letzterer stets bemüht gewesen, den Interessen der Zeitschrift nach seinem besten Ermessen gerecht zu werden. Alle, die ihm nahestanden, werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Der Verlag ist jetzt auf Herrn Ludwig Reisland, den Sohn des Verstorbenen, übergegangen, der als Kriegsfreiwilliger aus Frankreich zurückgekehrt ist und vorläufig für seine im Felde befindlichen Brüder Otto und Paul die Geschäfte führen wird.

Johannes Hoops.

HAS THE POET OF *PATIENCE* READ *DE JONA?*

As, to my knowledge, no serious objections have been raised against the parallel between the Middle English poem *Patience* and the pseudo-Tertullian poem *Carmen de Jona et Ninive* which was suggested by Prof. O. F. Emerson (A Parallel between the Middle English Poem Patience and an Early Latin Poem Attributed to Tertullian, Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America, Vol. X) and of late by Mr. H. Bateson, B. A. (*Patience*, ed. by H. Bateson) it may be of some interest to examine the proofs offered in support of this hypothesis.

The most striking passage in Prof. Emerson's little treatise is the following:

"In Tertullian's treatise *De Modestia*[1]) is an allusion to the prophet which may explain what might not otherwise be clear to a modern reader. The reason why Jonah is used as an example of patience . . . In Chapter X of the treatise mentioned above, Tertullian questions whether the prophet did not 'well-nigh perish for the sake of a profane city not yet possessed of a knowledge of God, and still sinning in ignorance'; 'unless', he adds, 'he suffered as a typical example of the Lord's passion which was to redeem repenting heathen as well as others'[2]). Such a statement as this may possibly have suggested the English poet's use of the Jonah story, or at least it may serve to explain that use."

Does this mean that the English poet wished to set forth Jonah as a pattern of patience? Then, next Prof. E. will probably tell us that the devils, the sodomites and Bel-

[1]) The Latin title is *De Pudicitia*. Prof. E. has apparently made an attempt at retranslating the English title 'Of Modesty' in 'Antenicene Christian Library', vol. XVIII, p. 56.

[2]) Prof. Emerson's 'slight revision' of the translation is very unfortunate, as a collation with the Latin text will show.

shazzar in Clannesse are the poet's models of chastity and temperance. To me there can be no doubt whatever that these persons in the opinion of the poet illustrate what we must not do. In the Latin poem, on the contrary, Jonah is an image of Christ as in the passage cited. Cp. l. 55 'jam tunc in somno . . .' and ll. 104, 105 'In signum sed enim Domini . . .' (This application of the Book of Jonah was very common during the Middle Ages (St. Jerome, Cyril, Theophilus) and the English poet had no need to look for it in Tertullian if ever he had it in mind.)

Or is it Prof. Emerson's meaning that *De Pudicitia* suggested to the English poet not the character but the person? In this case we must ask: Is it likely that any one having read De Jona and De Pudicitia where Jonah is set forth as a predecessor of the patient Christ would use the prophet as a warning example of impatience?

Is there any reason to think that Tertullian was known to the poet of *Patience?* Prof. Emerson's opinion is founded on the following: 1. Tertullian was one of the best known of the Latin fathers during the Middle Ages. 2. Chaucer knows Tertullian. With the first statement I should like to compare the remarks of some religious authorities. Lactantius says (Div. Instit. V, 1, 23, ed. Brandt): "Tertullianus fuit omni genere litterarum peritus, sed in eloquendo parum facilis et minus comptus et multum obscurus fuit; ergo ne hic quidem satis celebritatis invenit." And Jülicher (Geschichte der christlichen Religion p. 113): "Im abendlande . . . wo ein Tertullian, mit der kirche zerfallen, seine mächtige originalität in stil und gedanken nicht zur vollen geltung bringen konnte . . ." To this we may add that Dante, the great exponent of the religious life and thought of the Middle Ages, nowhere refers to Tertullian or shows any sign of his direct influence (Cp. D'Ovidio, Nuovi studii Danteschi I, pp. 372, 484) whereas St. Augustine, St. Thomas and others are frequently used (Hauvette, Dante; D'Ovidio, Studii sulla Divina Commedia; Moore, Studies in Dante I—II; Toynbee, Dante Studies and Researches).

"Chaucer", says Prof. E., "refers to Tertullian so explicitly in the Prologue to the Wife of Bath's tale, that Prof. Lounsbury thinks we may reasonably conclude the poet had in mind one or more treatises with which he was personally acquainted."

The "explicit" reference is l. c. line 675 f.: "In whiche book eek ther was Tertullan, Chrisippus, Trotula and Helowys." In fiction we sometimes read of "a single look that speaks volumes." The name of Tertullian as quoted by Chaucer has a somewhat similar effect on Prof. E. Let us add that the value of the citation is impaired by the fact that Chaucer needs the name for the rhyme.

Lounsbury (Studies in Chaucer, vol. II, pp. 289—292) says: "The mention of Tertullian shows that at least some one of his treatises must have been included in this volume (mentioned by Chaucer l. c.)," and further: "We have indeed no means of ascertaining whether Chaucer was familiar with anything of Tertullian besides his name." If this is the passage referred to by Prof. E., we must say that whatever may be his shortcomings he has an unlimited power of imagination. Cp. further: Woollcombe, Anglia 2, 545; Koeppel, Anglia 13, 174—186; Herrig's Archiv 84, 413—416; Skeat, Complete Works of G. Chaucer, vol. V, p. 309; Hertzberg, Chaucer's Canterbury-Geschichten, p. 620 ff.; v. Düring, Chaucers Werke, vol. III.

In examining the parallel elaborated by Prof. Emerson I must at the beginning raise two serious objections to his methods: 1. He has not kept in mind the fact that both poems go back to a common source. 2. He overestimates accessory details that will naturally suggest themselves from certain expressions. When e. g. the Scripture says: "Dormiebat sopore gravi" any poetical description might develop this into: He slept so heavily that he snored. It must be considered very strange to sleep in a ship on the verge of being wrecked and so the wondering, indignant question put to Jonah is all but inevitable. When the danger is so imminent that the cargo is cast overboard we may readily expect to hear the bailing dwelt upon. It is very natural that after the outbreak of the tempest it should be pointed out how soon the revenge of the Lord overtook Jonah.

Most of the "parallel passages", however, are founded on a faulty interpretation of the Latin poem. Neither in l. 28 nor anywhere else is any lightning mentioned. Is there any resemblance between "Parvula nubes maculaverat aera" and "Roȝ rakkes þer ros", between "niger ambitus undas inficit"

and "þe wonne water"? There is nothing in Patience corresponding to "fluctus dum nubila tangunt". It is only in Patience that anything on board the ship is ruined. In De Jona everything is strained to its utmost but not even a nail loosens. What connexion is there between "clamor omnia temptat pro rate proque anima" and "þe lyf is ay swete"? "Ut alleviaretur ab eis" in the Scripture is rendered by "to lyȝten þat lome" in Patience but between "ȝif leþe wolde schape" and "pericula vincere damnis" I can see no resemblance. What has "a wylde walterande whal" in common with "cetus squamosus conchis, evolvens corporis agmen"? Or "provolutatam puppis ab arce" with "þe folk ȝet haldande his fete"? Has "fluctum secat sub fluctibus imis" anything to do with "he swenges and swayues to the se-boþem"? "Anima ferina" is contrasted with the wind (anima) that swelled the sails of the ship and does not allude to any unsavoury odours. And finally, to me the sense of "as sayled þe segge ay sykerly he herde þe bygge borne on his bak & bete on his sydes" is wholly different from "navigat et vates . . . conclusus, neque tinctus aquis, maris intimus exter", with its extraordinarily strained efforts at antitetical effect.

Prof. E. says that the likeness between the storm at sea in the Destruction of Troy and that in Patience (pointed out by Morris) is by no means so close or so conclusive as that between the corresponding parts of De Jona and Patience. The wonder of it! In the latter case the subject-matter is common to both poems.

Before I leave Prof. E. I should like to ask: What is the St. James version? Is it the version of 1611, dedicated to James I? Why then St. James?

We must now pay some attention to the parallel drawn by Mr. Bateson. I am sorry to say that the faults committed by him are hardly credible. First, the Latin text is marred very badly. Out of 19 passages about 11 are seriously corrupted. E. g. l. 28 B. writes aere for aera, l. 33 tenebris for tenebras, l. 34 nubilia for nubila, l. 38 omnia for omnis, ib. the point after ictu severs the noun from its adj. attr. fluctifrago, l. 42 omina for omnia, l. 54 sternantem for sternentem, l. 58 impulsens for impulsans, l. 68 esse for sese, l. 86 sponta sua for sponte sua, l. 97 navigo for navigio, ib. fluctus for

fluctumque. The Vulgate text is not much better treated. We read exeuntem for euntem, inferni for inferi, vallunt for vallavit, caput meus for caput meum, vectis terrae for terrae vectes, ne pascant for nec pascantur. Second: The translation is handled with the same skill as the textual "emendations". The lightning, detected by Prof. Emerson in l. 28, Bateson sees in the following place: "Deceptumque diem caliginis agmine clusit". "Fit speculum coeli pelagus, niger ambitus undas inficit" means "the dark sea wrestles with the wind"! Impulsare = to kick! Vertere cursum in reditum = to make headway! Sternentem = stretched out! Palpitat antemna stridens, labor horret ab alto, ipsa etiam infringi dubitans inflectitur arbor = mast and ropes are broken! Nauticus interea geminus clamor omnia tentat pro rate proque anima = the sailors cry aloud in desperation for their lives! To me, the sailors in this passage urge one another to activity to save their ship and their lives; and this is somewhat different. I should think that "the God that gayned him beste" cannot possibly be compared to "nullorum lumina divum". Is there anything similar in "nec clavus enim torquere sinebat dura nec antemnae mutari libra volebat" and "her sayl watʒ hem aslypped"?

As before, the attempt at establishing a connexion between the two poems proves a failure. We may now ask: Is there anything that makes the influence of the Latin poem improbable? I think there is. The latter poem abounds in curious expressions that immediately impress themselves upon the mind so as to be never forgotten again when once read. E. g. l. 54 resonabat nare soporem, l. 57 requiete superbum, l. 59 somnia nare canis, l. 90 viventem dapem, l. 95 candida caeruleo florent vestigia sulco (cit. from Oehler. Some of the citations vary in Migne, Patrologiae II, and Peiper, Cypriani Galli Poetae Heptateuchos). These and many more are so singular that I do not think any poet could have withstood the temptation of using them, especially when they occur in a poem he is going otherwise to imitate.

Lund. S. B. Liljegren.

ZUR GESCHICHTE DES STOFFES VON *MUCH ADO ABOUT NOTHING.*

Es ist bekannt und wird in allen einleitungen zu Shakespeares *Much Ado about Nothing* hervorgehoben, daß derselbe stoff, wenigstens soweit er die ernste handlung, die liebe Heros und Claudios, umfaßt, von Jakob Ayrer in seiner *Schönen Phönicia*[1]) dargestellt ist, dagegen ist es der forschung bisher entgangen, daß es auch eine italienische komödie desselben inhalts gibt, *Li due Fratelli Rivali* von Giovambattista de la Porta aus Neapel. Das stück wurde 1601 in Venedig gedruckt, und obgleich es später mehrfach in neuauflagen, zuletzt Bari 1910/11, erschien, ist es doch schwer erreichbar, so daß der inhalt, soweit er für einen vergleich mit Shakespeares werk in betracht kommt, kurz zusammengefaßt werden soll:

Die beiden aus vornehmster familie stammenden brüder Don Ignazio und Don Flaminio lieben die edelgeborene, aber arme Carizia. Der erstere steht im begriff, sie zu heiraten, da erklärt ihm der eifersüchtige bruder, das mädchen sei eine dirne und er selber ihr begünstigter liebhaber. Um ihn zu überzeugen, inszeniert er mit unterstützung zweier genossen und einer dienerin Carizias ein nächtliches blendwerk, das dem lauschenden Ignazio scheinbar den beweis liefert, daß sein bruder seine geliebte und ein anderer deren schwester Carestia besucht, die auch bloßgestellt werden soll. Ignazio verstößt nun die braut, die unter der anklage zusammenbricht und allgemein als tot gilt. Flaminio bereut sein unrecht und gesteht die verleumdung zuerst dem bruder, dann dem vater der Carizia. Er wird zur bestrafung vor den vizekönig geführt, der ihn bebegnadigt, aber ihm im einvernehmen mit dem vater der angeblich

[1]) Abgedruckt in *Deutsche dichter des 16. jahrh.*, herausgegeben von Goedeke und Tittman, band II, teil 1, Leipzig 1868.

toten auferlegt, zur sühne deren schwester zu heiraten. Da tritt ihm Ignazio entgegen, der diese verbindung als sein recht beansprucht. Der drohende kampf der brüder wird durch das eingreifen der mutter Carizias verhindert, die verkündet, ihre tochter sei nicht gestorben, so daß sie nun ihren bräutigam heiraten kann, Flaminio aber die jüngere schwester.

Die wesentlichen punkte des italienischen stückes (I.), die verleumdung, die nächtliche täuschung, die verstoßung der geliebten, ihr angeblicher tod und das widererwachen nach erfolgter aufklärung kehren in *Much Ado* (M.) und in der *Schönen Phönicia* (D.) wieder, trotzdem muß jeder der drei verfasser unabhängig von den andern gearbeitet haben. Daß der Italiener eine deutsche oder englische quelle benutzt habe, ist von vornherein ausgeschlossen, auf der andern seite erschien I. so spät [1]), daß es weder für M. noch für D. als vorlage gedient haben kann, die etwa 1598 und 1600 verfaßt sind. Die annahme wird durch sachliche gründe bestätigt, wie sie es auch ausschließen, daß Ayrer Shakespeare nachgeahmt hat, was ja der zeit nach möglich wäre.

Der stoff hat sich langsam ausgebildet. Seine ersten bestandteile erscheinen in Ariosts *Orlando Furioso* Canto V. Dort lieben sich Ariodante und Ginevra; sie wird von einem verschmähten bewerber verleumdet, der auch das nächtliche blendwerk veranstaltet. Dann nimmt aber die erzählung einen andern verlauf; der getäuschte liebhaber zieht davon, und nicht die geliebte, sondern er selber gilt als tot. Immerhin hat Ariost den boden für das zweite motiv, den angeblichen tod, vorbereitet. Es steht bei Bandello [2]) (Parte I Nov. 22) im mittelpunkt, der die vorgänge ähnlich wie in I. erzählt, nur sind die beiden bewerber nicht brüder, sondern bloß gute freunde, ein

[1]) Das stück des de la Porta ist vermutlich schon einige jahre vor dem druck gespielt worden, aber nicht von gewerbsmäßigen schauspielern, sondern von vornehmen laien, so daß eine verbreitung ausgeschlossen war. Er selbst spricht im prolog auch nur von dem großen beifall, den seine werke durch den druck im in- und ausland erlangt hätten. Sie seien in das Lateinische, Spanische, Französische und andere sprachen übersetzt.

[2]) Die novelle des Bandello wurde von Belleforest (Hist. trag. III, 18) in das Französische übersetzt. Die übertragung bietet viele erweiterungen, aber keine sachlichen änderungen, so daß es gleichgültig ist, ob Shakespeare und Ayrer den italienischen oder französischen text gekannt haben. Über eine deutsche übersetzung vergleiche man bei Goedeke l. c. vorbemerkung, s. 143.

umstand, aus dem sich verschiedene abweichungen, besonders bei der lösung der verwicklung ergeben. Außerdem ist das nächtliche blendwerk in weniger geschickter weise arrangiert als bei Ariost. Den letzten baustein lieferte Giraldi (*Hecatommithi*, Introduzione, Nov. 9). Dort geht die verleumdung von einer frau und ihrem galan aus; nachdem sie gelungen ist, fliehen die beiden schurken, fallen aber in die hände der polizei und werden belauscht, wie sie ihre eigene untat ausplandern. Einer verständigen frau bleibt es dann überlassen, das getrennte paar wieder zu vereinigen. Damit sind alle elemente, die sich bei Shakespeare, Ayrer und de la Porta finden, gegeben. Sie sollen nun auf ihr auftreten und ihre herkunft verglichen werden; dabei ist jedoch im auge zu behalten, daß etwaige abweichungen häufig nicht sachlichen gründen oder verschiedenen quellen entspringen, sondern der andersgearteten bühnentechnik der drei autoren. Wenn zb. de la Porta das wirksame zusammentreffen des liebhabers und des verleumders am grabe der totgeglaubten heldin oder die verstoßung der braut auf der szene nicht darstellen kann, so liegt es an der ortseinheit, die er beobachten muß. Ebenso löst er die handlung aus dem historischen rahmen, weil die italienische komödie stets unter nichtfürstlichen personen und in der gegenwart spielt. Er scheint außerdem mit dem stück eine huldigung seiner familie beabsichtigt zu haben, denn er hebt mehrfach rühmend hervor, daß die keusche heldin aus dem edeln, aber armen geschlecht der de la Porta stamme. Doch hat dieser zug im übrigen die gestaltung des stoffes nicht beeinflußt.

1. In D. und I. beginnt die liebe bei einer feierlichen veranstaltung, einem turnier oder stiergefecht, bei dem sich der aus vornehmerem geschlecht stammende liebhaber auszeichnet. Ebenso bei Bandello; M. folgt dagegen Ariost und weiß nichts von einem fest, noch von einem standesunterschied.

2. Das motiv der verleumdung ist in I. eifersucht wie in allen quellen, in M. neid. Der verleumder ist bei Shakespeare nicht in die heldin verliebt. D. nimmt eine zwischenstellung ein; in der ersten hälfte des stückes handelt der verleumder aus neid, vom dritten akt an aus liebe und eifersucht. Das motiv ist natürlich bestimmend für die art der verleumdung, in I. gibt sich der verleumder selbst als begünstigter liebhaber aus, in M. und D. einen seiner genossen. Die erste variante

entspricht der erzählung Ariosts, die zweite nähert sich Giraldi, während Bandello eine mittlere stellung einnimmt.

3. Das nächtliche blendwerk wird in M. und in I. dadurch erzeugt, daß eine dienerin unter dem schutz der dunkelheit die rolle der herrin spielt und einen liebhaber empfängt. So ist der hergang bei Ariost. Auch D. folgt ihm, nur mit dem unterschied, daß die verkleidete person ein mann ist. Gerade diese änderung ist wichtig, weil in D. die kammerjungfer, die in den andern stücken mitwirkt, sogar doppelt vorhanden ist. Keiner der drei verfasser stützt sich in diesem punkte auf Bandello. Doch herrscht hier wieder ein bedeutsamer unterschied; die täuschung vollzieht sich in I. und D. auf der bühne, in M. wird sie nur berichtet, dagegen wirkt in I. der anstifter der verleumdung wie bei Ariost an dem blendwerk mit, während er in M. und D. in der art Bandellos nur beobachter bleibt.

4. Die aufdeckung des betruges erfolgt in D. nach Bandello durch die tätige reue des verleumders, in M. dagegen nach Giraldi in der weise, daß einer oder mehrere seiner genossen in die hände der polizei fallen und belauscht werden, wie sie ihre untat ausplaudern. Dabei wird in M. die reinheit der heldin noch durch ein nachträgliches geständnis der am betruge beteiligten kammerjungfer wie bei Ariost bestätigt. In I. findet sich überraschenderweise das verfahren von D. und M. vereinigt. Der verleumder gesteht hier und bereut, auf der andern seite wird aber auch einer seiner helfershelfer verhaftet, ein vorgang, der nach der erfolgten reue für die durchführung der handlung völlig zwecklos ist.

5. Das wiedererscheinen der totgeglaubten geliebten und die vereinigung des paares vollzieht sich in den drei stücken unter erheblichen abweichungen. Es scheint, als ob M. und D. hier mehr dem Giraldi folgen, indem sie eine außerhalb der handlung stehende person helfend eingreifen lassen, während I. in der hauptsache Bandello benutzt und nur in untergeordneten punkten Giraldi nachahmt, indem die angebliche tote sofort in ihrer eigenen person auftritt und nicht erst als ihre schwester (D.) oder cousine (M.), eine wendung, die Bandello entspricht. Aus diesen verschiedenheiten dürfen aber keine weitgehenden folgerungen gezogen werden, da sie im besonderen maße durch technische gründe hervorgerufen sein können.

6. Zieht man die in den drei komödien gebrauchten

personennamen in betracht, so scheidet I. infolge der modernisierung und lokalisierung der vorgänge in Salerno völlig aus, es verwendet die im italienischen lustspiel üblichen antikisierenden benennungen oder moderne namen. Man kann überhaupt aus der nichtübernahme eines eigennamens nur sehr bedingt schlüsse ziehen. Eine dichterische gestalt steht als individuelles wesen vor dem auge ihres schöpfers, und zu dieser individualität gehört auch ein bestimmter name. Die heldin in M. mußte Hero heißen, gleichgültig, ob der dichter Phönicia oder Ginevra in den quellen fand[1]). Es würde nicht gegen eine bekanntschaft Shakespeares mit Bandello sprechen, daß er außer Don Pedro und Leonato keinen der von dem novellisten gebrauchten eigennamen verwendet; dagegen wird Ayrers vertrautheit mit dem Italiener durch die gleichen namen der führenden personen bewiesen, wenn auch deren verstümmelte form eine direkte entlehnung in frage stellt.

Aus dieser zusammenstellung ergibt sich, daß D. Bandello am nächsten steht, dann I. und am fernsten M., das die zahlreichsten bestandteile aus Ariost und Giraldi enthält; aber auch die beiden andern greifen sprunghaft auf diese quellen zurück, und zwar überraschenderweise immer an solchen stellen, wo sie mit M. übereinstimmen. Es ist aber ausgeschlossen, daß drei dichter verschiedener nationalität durch einen zufall ihre komödien aus den gleichen, recht weit auseinanderliegenden Materialien zusammengestellt haben; die annahme drängt sich auf, daß der stoff außer in der fassung des überall bekannten Bandello noch in einer zweiten (X.) verbreitet war, die alle abweichungen von jenem gewährsmann enthielt. Auf die spur von X. leitet das oben sub 2 erwähnte neidmotiv, das sich in keiner der bekannten quellen, trotzdem aber in M. und in D. findet, in letzterem stück sogar in auffallendem widerspruch zu seiner sonstigen motivierung. Der verleumder handelte in X. also aus neid (M. und D.), er gab sich infolgedessen auch nicht selber als begünstigteren liebhaber aus (M. und D.). Die aufklärung erfolgte dort nicht durch ein reuiges bekenntnis, denn für ein verbrechen aus neid gab es keine verzeihung; dagegen war das 16. jahrhundert geneigt, jede verfehlung aus liebe als

[1]) Belleforest erwähnt ausgabe von 1594, s. 488 die sage von Crösus und bemerkt dazu am rande abgekürzt *Hero*(dot); es wäre möglich, daß Shakespeare dadurch auf den namen kam.

entschuldbar zu betrachten, wie de la Porta III 1 selber sagt: *Ad un amante è lecito usar ogni atto indegno di cavaliero.* Der umschwung erfolgte in X. durch die festnahme eines teilnehmers der verleumdung (M. III 4 und I. IV 8), und gerade diese scene in I. ist wichtig, da sie mit dem sonstigen verlauf des stückes in widerspruch steht, sich also deutlich als oberflächliche entlehnung darstellt. Der verhaftete verriet dann die verleumdung, während deren urheber sich durch die flucht der verdienten strafe entzog (M.). Da de la Porta die fassung von X. kennt, muß sie italienischen ursprungs sein, und die gleichen polizeiszenen in M. und I., die nur auf der scene wirksam sein konnten, legen die vermutung nahe, daß auch diese quelle eine dramatische war. Die annahme wird bestätigt, wenn man Ayrers und de la Portas gesamtes schaffen in betracht zieht. Sie waren trotz der ausgesprochenen begabung des Italieners keine dramatischen erfinder, sondern zufrieden, überlieferte theaterstücke mehr oder weniger geschickt zu übertragen, nach ihrem geschmack umzuändern und zu erneuern. Sie werden auch in diesem falle das gewohnte verfahren eingehalten haben. Daraus ergibt sich ein berechtigter, aber nicht zu lösender zweifel, ob sie aus Bandello unmittelbar geschöpft haben oder wieder aus einer auf der novelle aufgebauten komödie. Daß beide als hochgebildete leute Bandello gekannt haben, muß als sicher angenommen werden[1]). Unter diesen voraussetzungen stellt sich das quellenverhältnis folgendermaßen: Das italienische und deutsche stück gehen auf X. und Bandello zurück, bei Shakespeare dagegen deutet nur eine sehr schwache Spur, der name Hero, darauf hin, daß er den novellisten in der übersetzung Belleforests gekannt habe; für den aufbau der handlung hat er ihn jedenfalls nicht benutzt, sondern nur X. und Ariost, aber auch nicht das original oder eine der vorhandenen englischen übersetzungen des ihm unbekannten epikers, sondern vermutlich ein älteres englisches stück *Ariodante and Genevora,* das die in betracht kommende episode enthielt und etwa 1582 gespielt wurde. Die übereinstimmungen zwischen den drei stücken werden durch die benutzung von X. erklärt,

[1]) Tittmann l. c. 144 sucht aus dem wortlaut Ayrers eine mittelbare kenntnis Bandellos in der übersetzung von Belleforest zu erweisen; jedoch sind die anklänge so unbedeutend und spärlich, daß sie auch durch ein zwischenglied überliefert sein können.

die zwischen I. und D. durch X. und Bandello; auf jeden fall sind das deutsche und italienische lustspiel enger miteinander verwandt als das werk Shakespeares mit einem von beiden.

Die erzählung von der schönen Phönicia erwies sich in den drei fällen als nicht ausreichend für eine komödie. De la Porta verband damit die rivalität zweier brüder, Shakespeare die liebe Benedikts und Beatricens und Ayrer die geschichte von einem verliebten diener, der gründlich geprellt wird. Cohn (Shakespeare in Germany LXXI ff.) will auch zwischen den nebenhandlungen von M. und D. beziehungen entdecken; man wird ihm schwerlich beipflichten[1]). Der deutsche dichter wählt aus dem reichen possenschatz seiner zeit ein recht abgenutztes motiv, das mit der bekehrung des liebeverächters Benedikt auch nicht das geringste zu tun hat. Freilich mag auch Shakespeare seine heitere nebenhandlung auf grund fremder anregung ersonnen haben. In einem spiel der Intronati von Siena[2]) wird die frage aufgeworfen: wie man einen menschen zur liebe entflammen könne? Und die antwort lautet: indem man ihn wissen lasse, daß er geliebt werde. Damit ist der grundgedanke der Benediktkomödie gegeben.

Max J. Wolff.

---

[1]) Darüber Ward: Hist. of Engl. Dram. Lit. II, 133.

[2]) Darüber Wolff: Die *Intronati von Siena* in *Münchner Museum* II, 74.

THE INFLUENCE OF SCHILLER'S DRAMA AND FICTION UPON ENGLISH LITERATURE IN THE PERIOD 1780—1830.

'Nec panteram quam sequimur adinvenimus.'
Dante: De Vulg. Eloq.

Contents.

I. Introductory.

During the thirty years which preceded the appearance of Schiller's *Räuber* in 1781, Germany proved her right to take front rank among the literary nations of Europe. Even before the century had run half its course, new forces were busy shaping her literary destinies. The last of several forlorn attempts to found a national drama upon the principles of French classicism had perished in the hands of Gottsched, and a truer instinct was leading the writers of the mid-century to turn to England for the guidance and example they sought. English books were in great demand. Not only Shakespeare and Milton, but many writers of the eighteenth century were translated and studied. Such works as Young's *Night Thoughts*, the poems of Thomson, Macpherson's *Ossian*, Percy's ballads, and the novels of Richardson were in every hand, and the inspiration derived from them was both deep and lasting. From the early instalments of Klopstock's *Messias* to the early dramas of Schiller, there is scarcely a work of repute that does not owe something to English influence. Criticism too, began to revive under the new stimulus, and the profound and illuminating study of Shakespeare which for a century and a half has been one of the ornaments of German scholarship, bore its first fruits in the *Literaturbriefe* and *Hamburgische dramaturgie* of Lessing.

Above all his contemporaries, Lessing stands out as the regenerator and exponent of German classicism. To him, classicism meant something more than grim adherence to rules and canons. He did not undervalue precept, being indeed a staunch Aristotelian. But he recognized, and was one of the first to do so, that a work of art, like a plant, is nourished by the soil it grows in, and modified by the influences of its environment. It was this breadth of view which enabled him to set Shakespeare above the tragedians of France, and to make Shakespeare-study one of the vital forces in the development of the new literature. In another direction Lessing's conception of classicism owed not a little to his knowledge of English authors of the eighteenth century, many of whom he had read closely.

But while Lessing and Wieland, and to a certain extent Klopstock also, were laying the foundations of German literature

upon a basis of classical theory and tradition, other forces were at work which for some twenty years were to have a retarding and disintegrating effect upon its development.

The movement of *Sturm und drang*, which now came to the fore, was in its aspirations nationalistic, individualistic, and iconoclastic. Its importance for our purpose lies in the fact that the writings of the *Stürmer und dränger* first called the attention of Europe to the awakening literary life of Germany. In our own literature, we have no exact parallel to the phenomenon — nothing, at least, which matches its peculiar blend of vehemence and realism and sincerity. The roots of the movement lie partly in the sentimental poetry and fiction of which *Ossian* and Richardson's novels are types; but they lie much more deeply in national feeling, in a bitter sense of wrong and oppression aggravated by the miseries of revolutionary France. It is easy to say bad things about the literature of 'storm and stress'; harder to do justice to its inherent sincerity. We may laugh at the passion, gush, and moonlit melancholia of its tragic heroes and heroines; yet the wild, plangent note so often heard is not always the outcome of purely imaginary griefs. The real poets of *Sturm und drang* were not maudlin sentimentalists, but persons who themselves had felt something of the smart of life and the stress of inexorable fate. Schiller's *Räuber* was for that reason one of the sincerest things he ever wrote. Nor is it altogether true to say that the *Sturm und drang* movement was anti-classical. Werter finds consolation in his Homer; Karl Moor reads Plutarch; while for all its harsh realism and gruesomeness, even a play like Gerstenberg's *Ugolino* has the outward form of a classical tragedy. All departments of literature were affected by the movement. Lyric, ballad, novel and drama alike were saturated with *Sturm und drang* extravagance and *diablerie*. Nor was the drama a mere book-drama. It was under the *régime* of the *Stürmer und dränger* that the theatre first rose to a position in the literary and civic life of Germany which it has held ever since.

With all its power and promise, however, the movement never came to full maturity. It was arrested in its development and finally overthrown by the reactionary classicism of Weimar. Both Goethe and Schiller made a definite swerve from the line of development along which their youthful genius

had carried them; and from the date of *Iphigenie* (1787) to the death of Schiller (1805) the German literature which matters, consists mainly of the extraordinarily fine, lofty, and inspired, yet distinctly non-national poetry of the Weimar period. But the decadence of *Sturm und drang* did not mean its extinction. For the last ten or fifteen years of the century, the wildness, spectralism, violence and sentimentality of the school were continued by a swarm of inferior writers. Only in the last decade of the century, moreover, did England become to any degree aware of German literature. *Werter* had been known through French or English translations from the time of its original appearance; but now came *Götz von Berlichingen, Die räuber*, Bürger's *Lenore* and *Wilder jäger* in an English garb, together with a whole troop of *Ritter-, geister-* and *räuberromane*, written by authors of no merit, and translated by the meanest hacks [1]). The avidity with which these works were read, and the assiduity with which their ghostly and ghastly elements were utilized to charge the galvanic batteries of our 'Terror' school and add sensation to our stage are explained partly by the state of literature in England at the time.

In 1780 Johnson still lived, a veteran figure in eighteenth century letters. The main work of Cowper and Crabbe was yet to come, and simultaneously with it the first fruits of the genius of Blake. It is plain that hereabout we are near the summit of that sinuous watershed which divides the old from the new, the pseudo-classicism of the eighteenth century from the romanticism of the nineteenth. It was an idle season in many departments of literature, not least so in fiction and the drama. The novel of Richardson, Fielding and Smollett lay where its creators had left it. A new fashion in fiction had been set by the palpitating portraits and sighing phantoms of Horace Walpole and Clara Reeve. 'The ready arts that freeze the blood' were generously employed by Mrs.

---

[1]) "The invaluable works of our elder writers, I had almost said the works of Shakespeare and Milton, are driven into neglect by frantic novels, sickly and stupid German Tragedies, and deluges of idle and extravagant stories in verse." Wordsworth — *Preface to Lyrical Ballads.*

The *Quarterly Review*, referring to the above, speaks of the "imported offal of Leipzig and Weimar".

Radcliffe and others in tales of mystery and terror; while fresh springs of the uncanny were opened when the gaunt figure of German spectralism appeared and began to stalk over the land to a strange accompaniment of charnel-house odours, blue-burning lamps and nocturnal bells. With drama it fared little better. Saving for the comedy of Goldsmith and Sheridan (the better part of which comes before 1780), the drama which is also literature was not produced. Shakespeare's tragedies were acted not infrequently, but to write a tragedy with any hope of having it accepted by Covent Garden or a publisher was a waste of time and effort. Public taste was all for comedy, farce and that type of romantic drama whose modern equivalent is the musical play. And with these things, therefore, the public was supplied. From this scene of indifference it is refreshing to turn to the Germany of 1780.

There is no doubt that the Germans took their drama more seriously than the English. The best philosophic brains in the country were puzzling out the theory of tragedy. Shakespeare was an open book both to poets and to the educated public. The drama too, it must be remembered, appealed with peculiar force to the psychological and introspective habit of the German mind; while the spirit of local pride and emulation fostered by the system of municipal theatres helps further to explain the high favour in which the stage was held throughout our period. Schiller's own attitude to the stage[1] was no doubt a typical one. From the very beginning he regarded it as a school of practical wisdom and morals. Whether any stage, German or English, has succeeded in fulfilling such ideals is questionable, and Schiller himself is by no means sanguine on the point. But the fact remains that in the last two decades of the century, — the years of Schiller's artistic growth, the drama became a factor of importance in the literary life of Germany to a degree unexampled in any other country of Europe.

The novel on the other hand made small progress in Germany during Schiller's lifetime, and his own scanty contribution to fiction did little to enhance its importance. His chief

[1]) Two essays of Schiller reveal his attitude to the stage (1) *Über das gegenwärtige deutsche theater.* 1782. (2) *Die schaubühne als eine moralische anstalt betrachtet.* 1784.

attempts at story-writing were made in the interval which divides his earlier from his later dramas, and were undertaken rather as a relief from the historical and philosophical studies which were the chief fruit of that period, than as serious essays in the art of the novel.

The work of Schiller with which we are concerned in the following pages and whose influence we have to trace, falls into three main periods. First, there are the years of apprenticeship (1781—1787) in which we can mark the stages by which Schiller advanced from the stormy prose and ferocious deeds of *Die räuber* to the blank verse, restrained passion, and inward action of *Don Karlos*. Next comes more than a decade (1787—1798) during which his chief activities outside his own particular domain of the meditative lyric, lay in the direction of prose. In 1789 came the unfinished novel *Der geisterseher*, and three years later a collection of short studies including *Der verbrecher aus verlorener ehre*, which had previously seen the light in periodical form. Lastly come the seven copious years of Schiller's artistic maturity (1798—1805), whose crowning labour was the composition of *Wallenstein*, *Maria Stuart*, and the other greater dramas which are his chief gift to posterity.

II. The Translations.

In England, at the opening of our period, the German language was studied by few except for purposes of commerce; by men of letters it was ignored. Very few of Johnson's circle, as Macaulay[1]) rightly surmised, "had the slightest notion that Wieland was one of the first wits and poets, and Lessing beyond all dispute, the first critic in Europe". A change, however, came after 1780. In that year was published one of the first English translations of *Werter*[2]). The book was an instant success, and fresh editions were demanded. It is a significant fact that the first German work to gain real popularity in England was a masterpiece of the *Sturm und drang* School.

---

[1]) *Essay on Addison.* On the possible indebtedness of Sir Joshua Reynolds to Lessing, there is a short discussion in the preface to Sir Robert Phillimore's trans. of *Laokoon.*

[2]) The first ed. came in 1779, followed by a 2nd ed. in 1780.

Meanwhile, the study of German for other than commercial ends was beginning to receive some of the attention it deserved. In 1782 William Taylor, son of a Norwich manufacturer, returned from a year's residence in Germany, bringing with him a mastery of the language, and an enthusiasm for the literature of the country which fifty years' subsequent translating and reviewing did nothing to exhaust. Simultaneously with the early missionary work of Taylor, some interest in German was kindled in Scottish literary circles by Henry Mackenzie who in 1788 read a paper to the Royal Society of Edinburgh upon the subject of the German drama. Four years later, Scott and several of his friends formed a class for the study of German literature [1]). These meetings seem to have been the occasion of much levity and although a well-meaning native tutor had been engaged, his programme of work was so little to the taste of the pupils that they soon found refuge in a curriculum of their own. Scott turned to Goethe, Schiller, and ballad literature, and produced, later on, one of the earliest translations of Bürger's *Lenore*. The same year (1792) also saw the publication by Scott's friend, Lord Woodhouselee, of the first English translation of Schiller's *Räuber*. Thus by 1792 the serious study of German had begun to make some headway, various works of Goethe, Schiller, Wieland and Lessing had been translated, and increasing interest in German life and letters had begun to replace ignorance and apathy. The fact remains, nevertheless, that throughout our period German influence on English thought and English literature was rarely a direct process, but worked mainly through the medium of translations.

The translations of Schiller's dramas, like the originals, fall into two periods, though the interval between them is greater. The first period covers nine years (1792—1801) and yields versions of all the plays from *Die räuber* to *Maria Stuart*. The second comes more than twenty years later (1822—1830) and furnishes translations of *Die jungfrau von Orleans*, *Wilhelm Tell* and *Wallensteins lager*, in addi-

[1]) A full account of this is given in Scott's *Essay on Imitations of the Ancient Ballad*.

tion to new versions of *Don Karlos, Wallenstein* and *Maria Stuart*[1]).

As for fiction, the earlier period includes two translations of the *Geisterseher*, followed in the later period by a version of the *Verbrecher aus verlorener ehre* and a collection (not quite complete) of Schiller's tales.

Die räuber was introduced to English readers by Lord Woodhouselee's translation (1792). This was the version which held the field for the next seven years, and through which Schiller's famous drama became known to most English men of letters of the time. It was founded, like all succeeding translations, upon the acting edition of the play[2]), and, neglecting some minor omissions and inaccuracies, follows that text with fidelity. The scene of the setting sun, which was a favourite with most readers, hardly does full justice to the original. "So stirbt ein held anbetungswürdig" is poorly rendered by "'Tis thus the hero falls — 'tis thus he dies, — in godlike majesty." Still, taking the play as a whole, the villainy, the cynicism, the din and fury of the piece are fairly well brought out in the translation. Its quality may be sampled from Karl's speech beginning "Rache, rache!" (IV 18).

K. Moor. Revenge! revenge! revenge — this violated, profaned, this hoary head! — Here I tear for ever the fraternal bond. *(He rends his coat from top to bottom.)* Here, in the face of heaven, I curse him! curse every drop of blood within him! Hear me, O moon and stars! and thou, black canopy of night, that witnessest this horror! hear my cries! Hear me, O God! thrice-terrible avenger — thou who reign'st above yon pallid orb — and judgment doom'st, and dart'st thy fiery bolts through darkness, to the head of guilt; — behold me on my knees — behold me raise this hand aloft! and hear my oath! May nature curse me! expel me like some horrible abortion, from out the circle of her works — if here, upon this stone, I do not shed that parricide's blood — till the foul vapour from the fountain of his heart rise into air and dim the blessed sun.

At best, perhaps, this is no better than bombast, though not of the worst kind. It is not the bombast which tears a passion to tatters, for the passion is too great to be torn to tatters. It is the kind of bombast which threw Coleridge into a frenzy of admiration and which continued for long to echo in the minds of contemporary men of letters.

---

[1]) *Die braut von Messina* was apparently not translated previous to 1830.
[2]) The *Mannheimer bühnenausgabe*, as arranged by Schiller himself.

The three remaining translations of *Die räuber* do not call for much remark. In 1799 was published a clipped and mutilated version of Lord Woodhouselee's translation "as it was performed at Brandenburgh-House Theatre, 1798". As literature the piece is worthless, and neither the prologue nor the epilogue "written by Her Serene Highness The Margravine of Anspach", is likely to add lustre to any literary reputation her serene highness may already have possessed. — In the same year the Rev. W. Render, a teacher of German in Cambridge University, under the plea of "imperfections in existing translations" [1]), came forward with a new version of *Die räuber*, which on the whole is neither better nor worse than Woodhouselee's. — Of the translation by Benjamin Thompson (1801) the best that may be said is that it has obviously no pretensions to any literary merit [2]) whatever. Slip-shod paraphrase, careless reading of the text, lack of feeling for the original, and small resource in English, are faults that place him among the literary drudges to whom German literature was at this time a favourite quarry and perhaps something of a godsend.

There remain to be mentioned two plays founded on *The Robbers*; *The Red-Cross Knights*, by J. G. Holman (1799) and *Lorenzo the Outcast Son*, by E. Gandy (1823). The first is a much doctored though still recognisable version of Schiller's story, purged of everything "offensive" and turned in the process into a somewhat excessively decorous melodrama. *Lorenzo*, as we are told in a modest preface, was written about 1815. It is in tolerable blank verse, follows Schiller's main outline faithfully enough, has undergone judicious pruning in places, and though not a translation, is able to give moments of pleasure. None of these translations or adaptations, however, is of any lasting value. The disrupted, exclamatory, overwrought style of *Die räuber* is undoubtedly

[1]) The use of the plural here seems to show the existence of translations other than those in the British Museum Catalogue. All through, it has to be remembered that the books in the B. M. C. do not give a complete record of the translations; they are, like the deposits and strata of a geological epoch, the basis from which inferences can be drawn.

[2]) This is a fair sample of the Thompsonian pathetic: "Here, here he pressed me to the heart and glued his lips to mine" (Hier, hier lag er an meinem halse — brannte sein mund auf dem meinen).

hard to translate, but it is worth doing well, for the lamentations of Karl Moor are not mere sound and fury signifying nothing. Exaggerated they may be, but they never ring false, and there is a force and poignancy and pathos about them in the original which have never been adequately rendered in any English version.

Schiller's second essay in tragedy, *Die verschwörung des Fiesco zu Genua*, was published in 1783 and appeared in an English dress for the first and only[1]) time during the period in 1796. Many fine passages of the original are vigorously and faithfully rendered but their effect is marred by the general tedium of the plot.

Only three translations stand to the credit of *Kabale und liebe* (1784), none of them remarkable. The author of the first, which appeared in 1795 and was re-issued the year following, had, at least, the self-respect to remain anonymous. Under the title of *The Minister*, a second version came in 1798 from the hand of M. G. Lewis, author of *The Monk*. Though not free from paraphrase and padding, it fairly reproduces the style of the original and the notable seventh scene of the fifth act shows Lewis's powers at a higher dynamic level than they usually reached. Another form of the same piece with various alterations and omissions was published at Philadelphia in 1813 under the title of *The Harper's Daughter or Love and Ambition.*

As has been hinted before, the appearance of *Don Karlos* in 1787 marked the turning-point in Schiller's career as a dramatist. Henceforward he abandoned prose for blank verse, and aimed at greater simplicity of diction. He left behind him the elemental fury and bitter pessimism of *Die räuber*, and in the high idealism of the themes and personages of *Don Karlos*, as well as in its greater technical perfection, showed how far he had travelled towards the artistic and aesthetic standpoint of his later phase.

The change is at once apparent when we come to the translations. As one turns over the leaves of the four octavo volumes[2]) whose dates lie within the field of survey, one

---

[1]) So far as the bibliographies consulted show.

[2]) Most of the translations came in octavo form. The prices ranged, according to bulk, from 2s. to 5s. *(Don Carlos).*

begins to realize for the first time that a translation is not always, or necessarily, bad. Of the four, three are in prose, published respectively in 1798, 1798 and 1801. The first of these is anonymous[1]) and quite the best. The second by Messrs. Noehden and Stoddart, though not free from the fustian of melodrama, is by no means despicable; and even Benjamin Thompson, who is answerable for the third, has risen to the occasion, and produced something which, as a piece of English drama, is superior to most native productions of the time. The fourth, in verse and anonymous, bears the date 1822. In the hands of this writer the whole play has been overhauled and adapted, to bring it within the compass of a stage-piece. The underplot is omitted entirely, and by stringent compression and other devices, the 5370 lines of the original are reduced to about 2200. The result of these drastic measures is a more readable play than might have been expected; and the verse, though occasionally rather pedestrian, is not undignified[2]):

Carlos. The insurrection in the lowlands, Sire,
Assumes, as I am told, a threat'ning air;
The rebel party, stubborn and well-trained,
Demand a potent and judicious check:
To quell this insurrection in the north,
Duke Alba is to lead an armed force,
Invested, at thy hand, with sovereign power!
How fit, how honourable this employ,
To usher Carlos in the lists of fame!
The Flemish love me, and I burn to stake
My blood for thee and their fidelity.

As a companion passage to this, we quote the ending of the play as done in the nameless prose version of 1798. The austerity and power of the original have lost little in the rendering.

Carlos. . . . From this place, yesterday, the world's last trump could not have moved me. *(He leaves her.)* But that is past. Now I contemn and brave every fate of mortality. I held thee in my arms and swerved not. — Ha! What was that?

Queen. What?

Carlos. Did you not hear someone breathe behind us? Hark! *(A clock strikes.)*

---

[1]) It is the 3rd edition of a translation which originally came out in 1795.

[2]) Original is in Meyer's ed. vol. 3 p. 62 l. 1104 foll.

Queen. I hear nothing but the fearful bell which tolls our separation.

Carlos. Good-night, then. From Ghent you will receive my first letters. My conduct towards Don Philip shall henceforth be public: there shall be no more secrecy. Fare you well, dear mother. Be this my last deception. *(Goes to take the mask. The King comes forward and stands between them.)*

King. It is thy last. *(The Queen falls lifeless on the floor.)*

Carlos. *(Rushing to the Queen and taking her in his arms.)* Is she dead? Oh! Heavens and Earth!

King. *(Unmoved and coldly to the Grand Inquisitor.)* I have done my part; do you yours.

It was the misfortune of most of the early translations of Schiller to lag ten years behind their originals. In the case of *Wallenstein*[1]), parent and offspring, if one may say so, came together. The story of how the Schiller manuscripts fell into Coleridge's hands, and how the two kindred *Wallensteins* made their *début* almost simultaneously, does not concern us now except for the remark that some points in the transaction are still far from clear. As Coleridge prophesied, the translation fell dead from the press, and most of the edition was sold for waste paper, although a decade and a half later, when a revived interest in the greater works of German literature had set in, it was eagerly sought for at enhanced prices[2]). What really concerns us, however, is the value for English literature of Coleridge's work, and, to a lesser extent, its fidelity to the original text. On the former question opinion has never varied. Coleridge's *Wallenstein* stands for all time as one of the finest translations from a foreign classic ever made into our tongue; and certainly, so far as translations of the German poets are concerned, it is the supreme example within our period. But whether the translator has been sufficiently conscientious in the exact rendering of word and line, phrase and image, is a matter which may be, and has been disputed. Taking as his text an expression in one of Schiller's letters to Cotta — "Die übersetzung der *Wallensteine* soll ganz schändlich sein" — and backing this up with further documentary evidence, a foreign critic[3]) has carefully collated the German text with the

[1]) Pub. 1800.

[2]) Leslie Stephen's art. on Coleridge in the *Dictionary of National Biography*.

[3]) P. Machule in *Englische studien* XXXI.

English and found numerous discrepancies, sufficient in his judgment to warrant the opinion that Coleridge's merits as a translator have been overrated. Now the question of what constitutes a good translation is not easy to answer. Hard and fast canons cannot be laid down; so much depends on the nature of the work to be translated and the demands it makes upon the vocabulary and idiom of the translator. Extreme reverence for the text is but one ideal, and an ideal which may be realized at the cost of something more precious. Coleridge's introductions to *The Piccolomini* and *Wallenstein's Death* reveal his own attitude towards the matter. He owns to being guilty of "dilating the original in two or three short passages", but explains that while certain liberties are inevitable if the spirit of the whole is to be kept, he had thought it his duty "to remain by the sense of the original with as few exceptions as the nature of the language rendered possible". The critic referred to, however, points out, I think with reason, that this confession of faith does not always square with Coleridge's practice, and offers no excuse for many of his misdemeanours. And yet, for all the cases of wrong translation, interpolation, omission, paraphrase, heightening of the style, expansion of the meaning, which swell the fifty odd pages of this tract, as many and more instances could be adduced to show how admirably both style and sense have been carried over:

Gräfin.	*Countess.* The moment comes —
Der augenblick ist da, wo du die summe	It is already here, when thou must write
Der großen lebensrechnung ziehen sollst,	The absolute total of thy life's vast sum.
Die zeichen stehen sieghaft über dir,	The constellations stand victorious o'er thee,
Glück winken die planeten dir herunter	The planets shoot good fortune in fair junctions,
Und rufen: »Es ist an der zeit!« Hast du	And tell thee, "Now's the time!" The starry courses
Dein leben lang umsonst der sterne lauf	Hast thou thy life long measured to no purpose?
Gemessen? — den quadranten und den zirkel	The quadrant and the circle, were they playthings?
Geführt? — den zodiak, die himmelskugel	The zodiacs, the rolling orbs of heaven,

Auf diesen wänden nachgeahmt, um dich herum	Hast pictured on these walls, and all around thee
Gestellt in stummen, ahnungsvollen zeichen	In dumb foreboding symbols hast thou placed
Die sieben herrscher des geschicks,	These seven presiding Lords of Destiny —
Nur, um ein eitles spiel damit zu treiben?	For toys? Is all this preparation nothing?
Führt alle diese zurüstung zu nichts,	Is there no marrow in this hollow art,
Und ist kein mark in dieser hohlen kunst,	That even to thyself it doth avail
Daß sie dir selbst nichts gilt, nichts über dich	Nothing, and has no influence over thee
Vermag im augenblicke der entscheidung?	In the great moment of decision? —

At the same time, there is, undoubtedly, something in the charge that on numerous occasions Coleridge has departed, by a word here, and a metaphor there, from the strict letter of Schiller's text. Such occasions can usually be felt, without reference to the German, by any one conversant with Schiller's style and diction. In the English of Questenberg's speech, for example (Picc. II 7), occurs the phrase — "like some *delving winter stream*" — an expression so characteristically Coleridgian that doubts as to its guarantees are at once aroused. In this and similar examples it is not hard to trace the influence of Nether Stowey [1]) and that rare faculty of imaging the sounds and forms of nature which was one of Coleridge's most precious gifts.

But when all these mistakes of style, interpolations, omissions and the like are summed up, what do they amount to? Taking all the instances mentioned in the article in question, they amount, at a liberal estimate, to about three per cent of the whole, — not a very disquieting proportion. The criticism of microscope and scalpel is well enough in its way, but there is a danger of using lenses of too high a power. In a poem of 6500 lines, the unit for criticism is not so much the word or the line, as in a sonnet or a short lyric, but the paragraph, the speech, the full-fledged scene.

In the further charge that Coleridge was not in complete

[1]) *Wallenstein*, of course, was not written at Nether Stowey, but in London.

sympathy with his task and has failed to convey the breath and finer spirit of Schiller's genius, there is also some truth. But it is possible to press the whole matter too far, and to read too much into a few somewhat disparaging comments in Coleridge's prefaces and letters. The few defects pointed out are amply balanced by the merits which are recognized. A certain difference in *timbre* between the two works can, no doubt, be set down to the fact that while Coleridge wrote with echoes of Shakespeare and the Elizabethans in his ears, Schiller owed much of his inspiration to the Greek tragedians. In any case, the style has yet to be written which can be expatriated with complete success. Whatever its defects, Coleridge's work is not a *laboured* facsimile, but a wonderfully bracing and vivid presentment of the whole; and it shows a command of idiom, a distinction, adroitness, and above all, in the writer's opinion, a general fidelity of phrase, which give Coleridge an enduring place as a translator.

Another version of *Wallenstein*, by Moir, appeared in 1827. It is a sound, even if uninspired piece of work, but the driving force behind it is not that of a Coleridge. Three years later (1830) came, as a sort of appendix, or rather as a belated prologue to Coleridge's work, the translation of *Wallensteins lager* by Lord Gower. The peculiar spirit of the original with its rustic speech, jigging metre, impromptu rhymes and tricksy humour is difficult to render in English. The translator has done his best in an irregular galloping line of four stresses, but the result is not remarkably successful, savouring more of a literary exercise than of a task undertaken for its own sake.

Of the two translations of *Maria Stuart* to which we turn next, the first came in 1801, a few months after the German edition. Schiller had resolved to make another attempt to tap the English market in which Kotzebue had been doing a thriving business for some years. Accordingly, this verse-translation by J. C. Mellish, was prepared and published, only to meet with an ill success it hardly deserved[1]. Not that it is faultless. The verse is often halting and

[1]) *Mary Stuart* was offered to the stage, but refused without even so much as a letter of managerial regret. So the translator complains in his preface.

untunable, especially in the early scenes, and there is a proneness to dull verbiage; but it escapes many of the grosser faults which had marred some of its predecessors. The fact is that Schiller's clear, fervent, apparently effortless style is not easy to translate. To avoid the undistinguished baldness of a crib and at the same time keep free from over-tension and self-consciousness, needs the nicest judgment and skill. The passage which follows (I 6) is above rather than below the ordinary level of its translator:

Mortimer. I saw you gracious Queen; saw you, yourself —
Your picture, 'twas no more! O what a treasure
This castle's walls enclose! It is no prison:
By far more splendid than the royal court
Of England, 'tis a mansion for the gods.
Happy, thrice happy he, whose envied lot
It is to breathe one atmosphere with you!
Hers is a prudent policy, who thus
Has buried you so deep! Th' united youth
Of England would rise up in mutiny,
And not a sword lie quiet in its sheath:
Rebellion, with his giant-head, would stalk
Fierce through this land of peace if once the Britons
Beheld their Queen.

But the foregoing is far surpassed by the second translation of *Maria Stuart* — that published by the Rev. H. Salvin in 1824. It is more spirited than Mellish's, yet reproduces faithfully the very tone and cadence of Schiller. The blank verse is better balanced, the difficult metres at the beginning of Act III are more deftly handled, it keeps very close to the sense and line-arrangement of the original, and, a sure good sign, it attracts one to read passages not once, but many times over. The following speeches are a fair specimen (IV 9):

Shrewsbury. That God who four times by his wondrous power
Hath shielded thee from ill, who to the arm
Of an old man hath this day given the strength
To o'ermaster ruffian violence — he deserves
Thy trust. I will not now attempt to plead
The cause of justice, 'tis not now the time.
In this wild storm, thou canst not hear its voice.
List but to this. Thou tremblest at the name
Of living Mary. Not the living one,
But the dead Mary, hast thou cause to fear.

Like the fell fiend of discord will she come
Back from her grave and stalk throughout the land,
A vengeful ghost, to turn away the hearts
Of thy true subjects. Now, the Briton hates
Her whom he fears; but when she is no more,
He will avenge her. The beheaded queen
No longer will be present to his thoughts,
The dreaded enemy of his holy faith;
The hapless scion will he then behold
Of his much-honoured kings, who basely fell
The victim of thy jealousy and hate.
Soon wilt thou feel the change. Ride through the streets
Of London, when the bloody deed is done.
Shew thyself to the people, who were wont
To swarm around thee with their joyous shouts,
Thou'lt see another England, other faces . . .

Elizabeth. Ah! Shrewsbury! to-day you saved my life!
You turned the assassin's dagger from my breast.
Why did you not permit the murderous steel
To find its destined way? Then had this strife
Been ended; freed from doubt, and void of blame,
I then had rested in my quiet grave.
Truly I'm sick of life and sovereign sway.
If heaven decrees that one of us two queens
Must fall, to let the other live, — and sure
It must be so, — why should not I be she?
Who yields the palm — my people shall decide.
To them I do restore their sovereignty.
God is my witness, not for mine own sake,
But for my people's welfare have I lived . . .

The same author's translation of *Die jungfrau von Orleans*[1]) possesses all the merits of its predecessor. The high dignity, the steady glow and tempered passion of Schiller's later style have been vividly re-created in this English version, whose occasional faults are more than balanced by its sterling merits. The passages quoted are from the seventh scene of Act III and from the conclusion of the play.

(1)

Dunois. Unconquerable Talbot! canst thou be
Content with space so narrow, and the realm
Of wide-extended France could not set bounds
To the desires of thy gigantic spirit?
— Now, Sire, I hail you for the first time King,

[1]) Pub. 1824 — the only translation during the period.

The unsteady crown trembled upon your brow,
So long as in this body lodged a soul.

Charles (after contemplating the dead body in silence).
A higher arm than ours has laid him low.
He rests upon French earth, as on his shield
The hero, which he's deigned to leave behind.
Convey the body hence.
(Soldiers lift up the body and carry it out)
Peace to his dust!
I'll raise for him a noble monument,
Even in the midst of France; where his famed course
The hero ended, shall his ashes rest.
Before him, ne'er did hostile sword advance
So far into our land, and be the place
Where he did yield his breath, his epitaph.

(2)

Joanna. Behold yon glorious rainbow in the air!
Heaven opes its golden doors, the angelic quires
Stand in their glittering robes; upon her breast
She holds the eternal son, and smiling points
Her arm towards me. — Yes! I come, I come!
How is't with me? Clouds lift me from the earth,
The heavy mail is changed to buoyant plumes.
I mount, I mount, — earth lessens to my view,
Short is the pang, eternal is the bliss.

Last of the dramas completed by Schiller comes *Wilhelm Tell.* First published in 1804, it waited quarter of a century before being done into English, but was not unfortunate in its translators when they came. The versions by R. Talbot (1829) and by an unknown hand (also 1829) were followed (1831) by that of Thos. C. Banfield which is the best of the three. The twin versions of 1829 are honest attempts, but inclined to prosiness, especially the anonymous one. Talbot's verse, too, is only mediocre and often falters, nor is his sense of the original always to be trusted. In Stauffacher's famous speech (II 2) the well-known passage »Nein, eine grenze hat tyrannenmacht« etc. becomes "For tyranny itself is limited" etc. — which is but a feeble echo of the voice of revolutionary Switzerland. In occasional passages, however, the translator does himself more justice:

And thou, my trusty bowstring,
Thou that hast ever served me faithfully,
For pastime, oh, desert me not at this

Tremendous moment! Now, hold fast, thou string,
That never yet hast failed to wing my bolt;
For, should it *now* drop idly from my hand,
I have no other to send after it.

But the translation of 1831 excels the other two in its loftier inspiration and greater technical perfection. Its verse has far more of the rhythm and *tempo* of Schiller, and while the lines of the original are nearly always closely followed, there is a justness and discretion shown in the choice of word and phrase which prove the author to possess one of the least dispensable gifts of the translator. Two pieces must suffice to illustrate, though very imperfectly, what has been said:

(1) Act I, scene 4.

Melchthal. If on the icy-mantled crown he dwelt
Of steep Schreckhorn, or higher where the Jungfrau
Sits from eternity to mortals veiled,
I'd ope a path to him; with twenty youths
Fired like myself, his fortress would I storm!
And will none follow me; if all of you
For your huts trembling, and your paltry herds,
Bow to the tyrant's yoke your ready necks —
The shepherds I'll assemble on the hills,
And there beneath the open vault of heaven,
Where hearts beat warm, and feelings flow unchecked,
Proclaim this monstrous piece of cruelty!

(2) Act V, last scene.

Tell. Thus still ascending to St. Gothard's heights,
You reach the brink of those eternal lakes
That by the streams of heaven alone are filled.
There to the German soil you bid farewell,
And thence with rapid course another stream
Conducts you to Italia's land — your land of promise [1]).

Translations of Schiller's Fiction.

Schiller's output of fiction was not large. Indeed, except for the *Geisterseher*, it is almost negligible. The *Verbrecher aus verlorener ehre*, *Spiel des schicksals* and a few other short pieces are really more like jottings and sketches intended to be worked up afterwards into novels, dramas, or poems, than serious attempts at story-writing. They appeared, first,

[1]) The closing Alexandrine is in the original:
"Ins land Italien hinab, euch das gelobte."

in various periodicals in which Schiller had an interest, at various dates between 1782 and 1789, and in the period under review, all, or nearly all of them were done into English. A translation of the first book of the *Geisterseher*, bearing the title *The Ghostseer, or Apparitionist*, came in 1795 from the pen of D. Boileau. A much better translation, however, was put forward five years later by W. Render already known to us as a translator of *Die räuber*. No early translation of the *Verbrecher aus verlorener ehre* has survived, although it is known to have existed [1]) in English long previous to 1826, the date of both copies in the British Museum. But this need not surprise us if we remember that, thanks to bad paper and worse binding, scores of these early translations of German books must have died a premature death and left few traces behind, at any rate in the National Library. Both versions of the *Verbrecher* mentioned above were included in collections, one in Holcroft's *Tales from the German* and the other in Roscoe's *German Novelists*. A curiosity in the shape of a privately printed version of the same piece, hailing from Augsburgh *(sic)* and bearing no hint of its purpose beyond a dedication to the author's uncle, was published in 1825, and seems to have drifted to our shores. Besides the *Verbrecher*, Roscoe's collection contains a good rendering of the *Geisterseher* from the text as Schiller left it, and three brief sketches — *The Sport of Destiny, Fraternal Magnanimity* [2]) and *A Walk among the Linden Trees*.

So much, then, for a survey of the translations which helped to make Schiller's work known in England and whose influence upon English writers, it will be our endeavour to trace in Section IV. The question remains to be asked here, how far these works are entitled to rank as English literature. It is unfortunate, perhaps, that no complete translation of the dramas by a single hand was made during the period. For, whatever the high qualities of a translation, unless it possesses a certain weight in pounds avoirdupois, and covers a respectable area in pages octavo, it is apt to be swept aside

---

[1]) According to a statement in the preface.

[2]) *Eine großmütige handlung aus der neuesten geschichte* is Schiller's title.

in the struggle for existence. We have nothing in the German-English translations of the period to compare, so far as magnitude is concerned, with the great German versions of Shakespeare. We are left, in Schiller's case, with a series of separate renderings, by different hands, and spread over a space of forty years. Excepting Coleridge's *Wallenstein*, the translations of the first period, as is but natural, are inferior to those of the second; yet even some of the former, considered merely as pieces of English drama, compare by no means ill with the display of native talent available to the curious in the collections of Lacy, Dick, and Mrs. Inchbald. But among the later translations there is much that is good. It may not be fine gold, but the metal is not base. From a judicious selection, indeed, a volume might be made, not unworthy to take a modest place among the classics of English translation.

III. The Reception of Schiller's Works in England.

It is to the critical magazines and reviews that we naturally turn if we would hear what contemporary opinion had to say about Schiller's works as they emerged from the English press.

Between 1780 and 1800, while the epidemic of German romance and *diablerie* was at its height, periodical literature was thronged with articles on Germany and German writers. In the early years of the new century, however, a falling-off in the number of such articles is noticeable, and seems to indicate waning, or rather suspended interest; but after 1813 a revival comes, and the tide of criticism and commentary flows on anew, increasing in volume and importance right up to the end of the period. Chief among the magazines which helped, in the earlier years, to bring German studies to the fore, stands the *Monthly Review*. In its pages Schiller's works were judged by capable hands, and for the most part, with sympathy. The article on *Wallenstein*[1]), no doubt, shows a plentiful lack of critical

[1]) Two sentences from the review. —

W. "is not calculated to excite much attention, especially under the disadvantage of the languid translation through which it is offered to our view." "Yet, in the most meagre of Shakespeare's Histories, we occasionally meet with passages of uncommon beauty, which imprint themselves indelibly

discernment, but it is merely one of the exceptions that prove the rule. The *Monthly* was seldom ungenerous, and in a review of *Fiesco* (1797) the writer declares with enthusiasm that "a whole volume of Aeschylus or Euripides may be perused without noticing so many well-discriminated characters, or so many truly tragic situations as are sometimes compressed within a single poem of Shakespeare or Otway, of Goethe or Schiller" [1]).

The new chapter in the interpretation and criticism of German literature which begins about 1813 is swelled by the contributions of the *Edinburgh* and *Quarterly Reviews*, and later by those of the *London Magazine* and *Blackwood* whose well-written series *Horae Germanicae* bears testimony to a widening interest in the poetry and drama of Germany, and a clearer understanding of their value. In the general *aufklärung* Schiller receives his due; his works are now seen for the first time in their true perspective; they are judged less at haphazard, more as a progressive revelation of growing and developing genius. His tragic power, his sense of form, his pathos, the high tension of his greater scenes, his diction, are recurringly singled out for praise. Schiller becomes more than the creator of *The Robbers*, Goethe more than "the celebrated author of *Werter*"; and these two names are not only, as was right, associated together, but also, as was equally proper, admitted to the company which includes Shakespeare and the tragedians of Greece.

If we turn to the diaries and letters of the time, we find that here also, Schiller comes in for his share of mention and approval. Scott records in his *Essay on Imitations of the Ancient Ballad* how Mackenzie's paper (*ante* p. 355) in 1788 had opened up to him a new field of study and a new world of authors, including the author of *The Robbers*.

Coleridge, again, unsuspectingly sitting down to the same play, for the first time, upon a November midnight when the wind was high, seems to have got more than be bargained

---

on our minds; and we have not observed any sentiments or expressions of this kind in the tragedies before us."

One of the best early appreciations of Schiller was printed in the *Speculator* of 1790. This essay was afterwards collected in *The Gleaner*. 1811.

[1]) The author seems to have been Taylor.

for. "My God", he writes to Southey in the bleak hours of the morning, "my God, Southey, who is this Schiller, this convulser of the heart? . . . I tremble like an aspen leaf . . . Why have we ever called Milton sublime?" The whole fit of 'wild ecstasy' was afterwards celebrated in a sonnet *To the Author of the Robbers,* while the rest of Coleridge's scattered utterances upon Schiller, if not so dramatically expressed, are full of warm admiration and just criticism [1]).

Wordsworth, too, was familiar with *The Robbers* and other plays of Schiller; and on the occasion of his meeting with Klopstock, was able to take Schiller's part against some of the criticisms of the elder poet.

The Danube scene in *The Robbers* made a lasting impression upon Hazlitt who traced to an early reading of that play the beginnings of his interest in dramatic literature.

Southey's youthful enthusiasm for Schiller was avowed in a somewhat vaguely expressed willingness to write robber-dramas. He also thought the fifth act of *Cabal and Love* "dreadfully affecting", disliked *Don Carlos* and was a whole-hearted admirer of *Wallenstein* [2]).

From the hand of Crabb Robinson, the diarist, who was one of the lesser German scholars of the time, came various articles on German literature [3]), among them appreciations and versions of Goethe and Schiller. It was the growing reputation, moreover, of the two last-named authors that drew both Matthew Gregory Lewis and Thomas Campbell overseas to

---

[1]) One disparaging remark may be given, from *Coleridge's Literary Criticism,* ed. J. W. Mackail: "Schiller's blank verse is bad. He moves in it as a fly in a glue-bottle."

Another is found in a letter to Southey on the subject of Lewis's *Castle Spectre:* "There are no felicities in the humorous passages; and in the serious ones it is Schiller Lewis-ized, that is, a flat, flabby, unimaginative bombast oddly sprinkled with colloquialisms." (1798.)

By 1800, when Coleridge was translating Schiller, his opinion had veered again. — From a letter to Southey: "I am translating manuscript plays of Schiller. They are *poems*, full of long speeches, in very polished blank verse."

[2]) Southey, however, was too full of oriental, Iberian, and other strange lore to be very strongly influenced by German literature. I have been unable to find any traces of Schiller in his works.

[3]) Contributed to the *Monthly Register.*

Germany; while Byron, though he never acquired any German beyond a small vocabulary of abuse for travelling purposes, read translations of Goethe and Schiller with apparent zest.

Such being the general esteem in which Schiller's works were held, it is surprising to find how seldom they were performed [1]). Only three plays were ever acted, and none of them apparently with any real success. *The Robbers*, painfully expurgated, was played at the Brandenburgh House Theatre in 1798. *The Harper's Daughter (Kabale und liebe)* produced at Covent Garden in 1803, and described as having been "very well received", is thereafter heard of no more, while *Mary Stuart*, acted three times at Covent Garden in 1819 and four times at Bath in the following year, concludes the list. A few plays inspired more or less by *The Robbers* were staged and in one or two cases met with considerable favour [2]), notably *The Castle Spectre*, which became a stock piece. But this hardly alters the fact, to which we must return later, that from first to last the English stage was as little concerned with Schiller as with Sophocles.

IV. Schiller's Influence on English Literature [3]) 1780—1830.

Schiller's influence upon his contemporaries and successors in England is not a thing that one stumbles over at every other footstep. Like Dante's panther, it has to be sought with toils and hunting-spears, and the scent is not always true. It delights in leaving trails that lead nowhere in particular, and its lurking-places though few, are for that reason all the harder to find.

What, then, are these influences which we have been hunting for, what does the quarry amount to when found? Briefly, it consists (1) in certain fairly obvious borrowings

[1]) The authorities here are Genest *(Some Account of the English Stage)*, and *Biographia Dramatica*. On *The Robbers*, Genest says — "It was at one time intended to bring it out at D. L. for the sake of Keen's playing of Charles de Moor — if this intention had been put into execution, it is to be hoped that no English audience would have tolerated such an exhibition."

[2]) Others which met with less success than *The Castle Spectre* are *Red Cross Knights*, *Adelmorn the Outlaw*, *Timour*, *Remorse*, *Bertram*.

[3]) Most of the conclusions in this section depend on internal evidence. Very little other evidence can be found.

from Schiller, of characters, incidents, and motives; (2) in other borrowings, less obvious, and more difficult to prove; and (3) in such influences, still more disputable, as spring from Schiller's intellectual temper, revolutionary sympathies, and literary form and style. The actual works through which these influences appear to be conveyed are *The Robbers, The Criminal, (Der verbrecher aus verlorener ehre), The Ghost-seer, Don Carlos, Wallenstein,* and possibly *William Tell.*

The Robbers together with its companion-piece, the short but deeply-moving tale of *The Criminal*[1]), exerted a wider and more direct influence than any other work of Schiller. Traces of that influence appear first in Wordsworth's[2]) *Borderers.* The piece, it is true, draws its main inspiration from the teachings of Godwin, but when examined closely, it becomes clear that certain details of character and incident are taken from *The Robbers.* Marmaduke, like Karl Moor, is captain of a band of outlaws. Prompted by the best motives, he engages, like Schiller's hero, in various acts of retribution, but only involves himself deeper in the toils of fate, and ends by being the virtual murderer of an innocent old man. Oswald is the Franz Moor[3]) of the piece, that is to say, the villain. Herbert, in his age and decrepitude, as well as in the *rôle* he plays, bears some resemblance to the Old Count. Idonea is a new edition, and a better one, of Amalia; while the Female Beggar who acts as Oswald's accomplice and in the end confesses her guilt, is an obvious copy of Hermann. The night scenes at the castle dungeon, the moanings and rumours of moanings, and the death of

---

[1]) As no decent equivalent for the German *Der verbrecher aus verlorener ehre* has yet been found in English, I prefer to call it by this title.

[2]) Wordsworth nowhere acknowledges any indebtedness to Schiller, but at least we know three facts: — He had read the *Robbers* before his stay in Germany (1798) — see *Biog. Literaria*; he was in London in 1792 and 1793, shortly after the publication of Lord Woodhouselee's version; and *The Borderers* was composed between 1795 and 1796 — all which, favours the presumption that WW. had read *The Robbers* when it first came out and derived thence the incidents and passages which remind us of Schiller's play.

[3]) In his *Early Life of Wordsworth* Prof. Legouis mentions Franz Moor as setting a fashion for the character of the philosophic villain. In England, however, Schiller was known mainly through the stage-edition in which the greater part of Franz's monologues are omitted.

Herbert by starvation are also reminiscent of *The Robbers*. These resemblances can hardly be accidental, and they show that while Wordsworth owed the conception of the piece to the doctrines of Godwin, he borrowed its ground-plan from Schiller [1]).

Several features of *The Robbers* are also reflected in Coleridge's *Remorse* which, under its earlier title *Osorio*, was written in the summer and autumn of 1797 — that is to say, about three years after his first reading of Schiller's play (*ante* p. 370 f.). Here we have the familiar theme of the two hostile brothers. One of them, Alvar, has been long absent from home and is believed to be dead. Before his disappearance, his fiancée, Teresa, had presented him with a small portrait of herself as a keepsake. She remains faithful in spite of the urgent suit of the other brother, Ordonio, a sinister villain with haughty eyes and a dark brow. At length Alvar, who of course is not dead, reappears incognito, and interviews Teresa, but is not recognized. All this is a close imitation of the scheme of *The Robbers* [2]) so far as concerns the relationship of Karl, Franz and Amalia. Later on, again, we are confronted by a "Gothic Castle, with the iron gate of a dungeon visible" — a piece of stage property, it may be remarked, which saw considerable service in the years succeeding the publication of *The Robbers*. The rest of Coleridge's plot is taken from *The Ghostseer*, a point to which we must return when discussing the influence of that work.

No other piece written by Coleridge at this time shows any trace of Schiller's influence. In a preface to *The Golden Book of Coleridge* (Everyman Lib.) Mr. Stopford Brooke

---

[1]) Margraf thinks *(Einfluß der deutschen literatur auf die englische am ende des achtzehnten und im ersten drittel des neunzehnten jahrhunderts)* that further influences of Schiller on Wordsworth are to be found in *Guilt and Sorrow;* and fancies he sees in the hero of that piece »einen jener philanthropischen mörder, wie sie durch den Schillerschen Karl Moor so bekannt und beliebt worden waren". It is just possible there is some influence of the kind; but Wordsworth had the subject in his mind as early as 1790, when the poem was begun — that is to say *before* he had read Schiller.

[2]) Brandl, I notice, *(Coleridge and the English Romantic School)* credits the whole of the first three acts to the Sicilian's Tale in *The Ghostseer,* alone. The two ideas — from *The Ghostseer* and *The Robbers* — are really much intermingled.

suggests that the frantic bombast of some of Coleridge's earlier poems may have been inspired by his reading of *The Robbers*; and he quotes from the effusion entitled *To a young Lady: — with a poem on the French Revolution.* —

> Amid the yelling of the storm-rent skies
> She (*i. e.* Freedom) came and scattered battles from her eyes!
> Then exultation waked the patriot's fire
> And swept with wild hand the Tyrtean lyre.
> Red from the tyrant's wound I shook the lance
> And strode in joy the reeking plains of France.

But the first (extant) MS. of this was sent to Southey in a letter dated Oct. 21, 1794[1]) — that is, about a fortnight before Coleridge first set eyes on *The Robbers*. Neither the revolutionary fervour, in fact, nor the grotesque diction[2]) of Coleridge's early poems has any necessary connection with German influence; he had plenty of both before he ever heard of Schiller.

Another off-shoot from the same vein of Schiller influence straggles through part of the work of Matthew Gregory Lewis. For a full decade and a half, the much spoilt and greatly over-rated author of *The Monk* made a speciality of translations, adaptations and plagiarisms from the German, most of them worthless. His indebtedness to Schiller, however, is far less than might have been expected. Indeed, the fact that Lewis, the adroitest plagiarist of the period, could find so little to borrow from Schiller, raises the suspicion that Schiller's influence upon a certain type of melodrama and fiction was not so great as sometimes has been supposed.

The Castle Spectre (1798) owes its main inspiration to Mrs. Radcliffe[3]), but in a few details it recalls *The Robbers*. The theme of the 'feindlichen brüder' appears again. Earl Osmond, the gloomy villain of the piece, has chained up his brother Reginald in a dungeon for sixteen years. He makes advances to Angela, Reginald's daughter, but she rejects him, being already pledged to Earl Percy. Osmond then threatens to kill her father unless she submits to him. Radcliffean machinery, including secret springs, panels, subterranean

---

[1]) Note in the 'Oxford Coleridge' ed. E. H. Coleridge.

[2]) His own reasons for the employment of a diction which he knew to be vicious are set forth in the first chapter of *Biographia Literaria*.

[3]) And also to Horace Walpole. (*Life and Corr. of M. G. Lewis.*)

passages and expiring lights now begins to operate, and the upshot is that Angela stabs Osmond in the dungeon, sets her father at liberty and marries Earl Percy. A minor point of resemblance is also seen in the character of one of the underlings of the piece — the Moor Hassan. Torn from wife and home, misfortune has made him a misanthrope, and like Franz in *The Robbers,* he banishes human feelings from his breast, and vows unending hatred to mankind.

In *Adelmorn the Outlaw* (1800) Lewis has plainly modelled his hero upon the lines of Karl Moor, but the incidents of the drama (an entirely worthless production savouring of Kotzebue) have no connection with *The Robbers.* After killing an uncle in self-defence, and being condemned to death, Adelmorn escapes and takes to a freebooting life. Still weighed down by remorse for his crime, he returns to the scenes of his youth and soliloquises in a strain of embittered reflection:

> *(Looking round with a melancholy air)* Yes, —
> these vales are the same, whose moss my feet
> have often pressed so lightly: 'twas beneath yon oaks,
> that, fatigued with the chace, I have so often slumbered.
> Every object is unchanged. Why then, once so fair, is every
> object now so odious? oh! they remind me of joys that are past;
> that are past, and never must return!"

It is not difficult to find the inspiration of this in the Danube scene of *The Robbers;* and in Moor's speech (IV 1) beginning "Sei mir gegrüßt, vaterlandserde! vaterlandshimmel! vaterlandssonne [1])!" Reaching Act III we are once more confronted by a dungeon wherein Adelmorn is discovered in chains. Here he gives vent to another soliloquy and expresses the belief that the blessings of mourners whose wounds he healed, will drown the voice of his accusers.

Another of Lewis's productions *The Bravo of Venice* (1804) was translated from Zschokke's *Abellino der große Bandit* (a short tale, which in its dramatised form had more than thirty years of unmerited success on half the stages of Europe). The matter is hardly worth discussing, but the Bravo has some affinity, perhaps, with Christian Wolf, Schiller's *Verbrecher.* Cursed by fiendish ugliness and scorned by his fellows,

---

[1]) This is not in the stage-edition, but Lewis no doubt knew the original version.

he joins a troop of banditti and becomes their leader. Once or twice the rueful meditations in which he contrasts his former happiness with his present lot are reminiscent of Karl Moor; but there the likeness ends, and comedy burlesque begins. Divested of his disguise, the beggarly bravo proves to be no villain, but the heir to an honourable title who by assuming the *rôle* of an amateur detective, has outwitted all the genuine bravos, delivered them up to justice and earned public thanks as the preserver of Venice.

The only remaining piece by Lewis which shows any trace of Schiller's influence is *Timour the Tartar* (1812), and there, the influence, if it exists at all, is but fragmentary. The wild campaigns and atrocities of Timour are in key with the sensational robber-fiction [1]) of the time, but the play obviously owes a good deal, directly or indirectly, to Marlowe's *Tamburlaine*. Perhaps the clearest indication that *The Robbers* had some influence, however slight, is the indulgent remark of Oglou (father of Timour)

"And yet in spite of all his vices, I doat upon him still."

A certain infusion of German influence tinctures the poems of Thomas Campbell but little of it is owing to Schiller. Campbell, like other poets of his time, had imbibed revolutionary doctrine but not necessarily from the author of *The Robbers* [2]). It is significant, indeed, that the very passage in *The Pleasures of Hope* which contains a reference to *The Robbers*, does not occur in the part of the poem which deals with revolution and the spirit of liberty, but in a totally different context, describing the pleasures of a winter evening at home:

Or they will learn how generous worth sublimes
The Robber Moor, and pleads for all his crimes!
How poor Amalia kiss'd, with many a tear,
His hand, blood-stain'd, but ever, ever dear!
Hung on the tortured bosom of her lord,
And wept, and pray'd perdition from his sword!

---

[1]) It would be more correct to say "the sensational robber fiction which had flourished at the end of the 18th cent." By 1812 robber fiction etc. had practically died out.

[2]) Margraf (op. cit.) connects Campbell's revolutionary warmth with *The Robbers*. But I cannot see that there is any need to suppose this.

Nor sought in vain! at that heart-piercing cry
The strings of Nature crack'd with agony!
He, with delirious laugh, the dagger hurl'd,
And burst the ties that bound him to the world!

Campbell does not mention *The Robbers* again, and, to judge by this example, it was the moving pathos of the play rather than its revolutionary fervour, which attracted him.

Into the recesses of Shelley's early reading it is difficult to penetrate, but it is clear that he had dabbled both in the sentimentality and the horrors of German romance [1]. It seems likely, too, that he had read *The Robbers* [2], and perhaps also *The Criminal*. However that may be, Wolfstein, the hero of one of his early romances *St. Irvyne, or the Rosicrucian* (1811), is an obvious descendant of Karl Moor. When the novel opens Wolfstein is discovered in the midst of a terrific storm, leaning against a rock, and demanding to know what crimes he has committed that he should be engulfed in such misery. He is an outcast from life and society. Chance leads him to throw in his lot with a band of robbers. From time to time he reflects gloomily how he, the heir of a wealthy German potentate, has fallen so low, and suffers pangs of conscience for the life he is condemned to lead. In other parts the story shows traces of 'Monk' Lewis [3] and of Godwin [4], but what has been mentioned is sufficient to show its definite relation to Schiller.

How far *The Robbers* had any influence upon Byron is an interesting question and an important one for the purpose of this essay. What relationship is there between Karl Moor and the type of character long familiar as the 'Byronic-hero'? In his monograph *Der Byronsche heldentypus* Dr. Kraeger traces the genealogy of the type back to Milton, and even to the Prometheus legend. He analyses the Miltonic element in Schiller's hero, and finds in Byron's *Corsair* »dieselbe wand-

[1]) *Zastrozzi* seems to show this, and some of his early surreptitious prose and verse which specialists have brought to light.

[2]) Dowden says so in the *Life*. Shelley's Letters reveal nothing. He would, of course, have used translations; it is doubtful if he knew any German before 1815.

[3]) Cf. Olympia's passion for Wolfstein.

[4]) The love-pleadings of Wolfstein are full of Godwinian argument and appeal to the reason.

lung aus dem milden, guten und frommen ins wilde, verbitterte und groteske wie beim satan und bei Karl Moor«. The analogy is certainly very striking. Can any closer kinship be proved? Several passages in Byron's letters and journals show that he occasionally dipped into a volume of Schiller, but only one of them has any direct reference to *The Robbers*. It is also the first in point of time:

> Journal. Feb. 20th., 1814. '. . . Redde the Robbers. Fine, — but Fiesco is better.'

As Kraeger points out, however, this entry occurs two months *after* the publication of the *Corsair*, and it therefore proves no more than it states. Surmises as to whether this was Byron's first reading of the play will lead us little further. The only course is to turn to the poems in which the 'hero-type' appears, and see what can be gleaned from them. Certain features of the Corsair, the high brow, the dark locks, the proud and gloomy face are identical with the effigy of Karl Moor prefixed to one of the early editions of *The Robbers*. The Harolds and Laras, alike, are blighted by a misspent youth, yet "none are all evil", and in their faces are still to be found "hues not always faded, Which speak a mind not all degraded, Even by the crimes through which it waded." The robber chieftains Selim and Conrad, like Karl Moor, are driven to a life of lawlessness more by fate than by choice; yet their hearts were "form'd for softness — warp'd to wrong, Betray'd too early, and beguil'd too long". But with these more or less external resemblances the likeness between the two types ends. Byron's moody chieftains are far more complex than Schiller's fiery avenger. They make effective capital out of their mysterious past, and in this respect prove themselves descendants of the Schedonis and Montonis of Mrs. Radcliffe. Their misanthropy conveys itself more through the eye and lip than in word and gesture. The cynic's scowl gives place to the bitter smile or Mephistophelian sneer. Direness is familiar to them. They have supped full with horrors. They have learned the futility of remorse and self-humiliation, unlike Karl Moor, who pleads for mercy in utterances both fearful and harrowing. They eschew the note of pathos. Imperious, stoical, and taciturn, Byron's sinister personages are more feared by their followers than loved.

The Giaour, *The Bride of Abydos* and *The Corsair* were all written before their author had read *The Robbers*. There are really more dissimilarities than similarities between Schiller's hero and the creations of Byron. And even when the points of similarity are looked at, dispassionately, none of them is sufficiently striking to warrant the belief that Byron was consciously influenced by Schiller. In his southern travels Byron had doubtless heard of Corsairs and bandits enough[1]), and the other details were supplied, as likely as not, from the author's perfectly sincere vision of his own personality and fate[2]). The jotting in the journal, moreover — "Fine, but Fiesco is better", is not particularly enthusiastic. It hardly sounds like the remark of one who had found a fresh source of inspiration, or even rediscovered an old one. Nor does *Lara,* which came after the *Corsair* show any change or development in the idea of the central personage such as might result from the influence of *The Robbers.* Between Schiller's protagonist and the 'hero-type' of Byron there is some analogy. More than that cannot with certainty be said.

There were, however, brave men before Agamemnon, and 'Byronic' heroes, or villains, before Byron. Traces of them are to be found in Scott, and in Maturin's *Fatal Revenge* (1807) where a gloomy Count appears, Ippolito Montorio, the handsome, talented, dissipated son of the family. To dark hair and a tanned complexion (true marks of the Byronic strain) he adds a taste for astrology, and probably owes most of his characteristics to Mrs. Radcliffe. Scott's best example of the 'Byronic' type is to be found in Bertram, the sturdy villain[3]) of *Rokeby,* which was published in January 1813 *be-*

---

[1]) Margraf (op. cit.) and Rea *(Schiller's Dramas and Poems in England)* both make what I think the unnecessary conjecture that Byron had read the *Robbers* before 1814; or that he had got the robber idea from Harriet Lee's *German's Tale* — an *ausläufer* of *Die räuber.*

[2]) The point scarcely needs to be laboured, but Byron has surely put much of himself into two lines of his description of Lara —

> And that sarcastic levity of tongue,
> The stinging of a heart the world hath stung.

[3]) *Rokeby* Canto I. st. VIII.

> Much in the stranger's mien appears,
> To justify suspicious fears.
> On his dark face a scorching clime,
> And toil had done the work of time.

fore the appearance of the *Giaour* in the same year. *Rokeby* contains also a boisterous robber gang one of whom, Edmund, has, like Moor, left his home, dabbled in vice, become an outlaw, and suffers the torments of remorse. Writing to Miss Baillie, Scott says Bertram was a consequence of bad reading in his youth. What was this bad reading? Partly, no doubt, Mrs. Radcliffe, and trashy German fiction. But may not some of Bertram's or Edmund's traits be set to the account of Schiller? In the novel of *Rob Roy*, again, (1817) the villain, Rashleigh, has some features in common with Franz Moor. His deformity, his hypocrisy, his designs upon Diana, his enmity against his kinsman, Diana's lover, and the way in which he braves things out to the end, recall certain motives in *The Robbers*[1]). But these paths it is scarcely profitable to pursue. We reach safer ground when we turn to Maturin's *Bertram* (1816) some of the data of which are evidently borrowed from *The Robbers*[2]).

Roughened the brow, the temples bared,
And sable hairs with silver shared,
Yet left — what age alone could tame –
The lip of pride, the eye of flame;
The full-drawn lip that upward curl'd,
The eye that seem'd to scorn the world.
* * * * * * * * * * * * *
But yet, though Bertram's harden'd look,
Unmoved, could blood and danger brook,
Still worse than apathy had place
On his swart brow and callous face;
For evil passions, cherish'd long,
Had plough'd them with impressions strong.
All that gives gloss to sin, all gay
Light folly, past with youth away,
But rooted stood, in manhood's hour,
The weeds of vice without their flower.
And yet the soil in which they grew,
Had it been tam'd when life was new,
Had depth and vigour to bring forth
The hardier fruits of virtuous worth.

[1]) A brooding Byronic sort of person also comes into *The Pirate*. Mertoun's disposition was "of a grave, melancholy and satirical cast".

As late as 1827 we find Scott referring to Schiller's *Robbers* in Mr. Croftangry's Preface to the *Surgeon's Daughter*. *The Robbers* evidently lingered long in Scott's memory. His journals and letters reveal nothing.

[2]) Biographical information about Maturin is hard to come at. Neither the D. N. B. nor the anonymous memoir prefixed to the 1892 ed. of *Melmoth*

During a violent storm, Bertram, the dispossessed heir of St. Aldobrand is cast ashore with his band of blood-boltered desperadoes. He finds his former lover Imogine united to his rival, but speaks with her, discovers her to be still faithful at heart, forgives her, and plays the rôle of paramour to its conclusion. The husband, Aldobrand, becoming suspicious, searches for Bertram, but is murdered at the feet of his wife by the robber-band. Bertram is then seized by the hand of justice and led to execution, unmoved and unrepentant[1]). Imogine becomes distracted and dies in his arms, whereupon Bertram ends matters by stabbing himself. The tale is sordid enough, and deserves some of Coleridge's censure, but the affinity between its chief character and Karl Moor is undoubted:

> I was a man, I know not what I am —
> What others' crimes and injuries have made me —

and later the Prior addresses him:

> High-hearted man, sublime even in thy guilt;
> Whose passions are thy crimes, whose angel-sin
> Is pride that rivals the star-bright apostate's —
> Wild admiration thrills me to behold
> An evil strength, so above earthly pitch —
> Descending angels only could reclaim thee —

These lines, too, recall the deed of Schiller's Schusterle:

Bertram. . . . ho — hear ye, villains,
> I know ye both — *ye are slaves that for a ducat*
> *Would rend the screaming infant from the breast*
> *To plunge it in the flames.*

With the self-murder of Bertram, the curtain is rung down for the last time upon the robber hero as a vital influence in our literature, and his lineage, though it survives, is not worth tracing further[2]). But a few words remain to be said upon a cognate theme.

---

says much about his reading in German literature in general, or Schiller in particular. I think he admitted the influence of Schiller's *Robbers*, though I have mislaid the reference for this.

[1]) The unbending stoicism of Bertram is a trait of the 'Byronic' hero.

[2]) Margraf (op. cit.) points to Lytton's *Paul Clifford* (1830) as an *ausläufer* of *The Robbers*. If it owes anything at all to Schiller — directly or indirectly — (which seems to me doubtful), it owes as much again to Dick Turpin, Prison Reform agitation, and the political philosophy of Godwin and Bentham.

Schiller's powerful little sketch *The Criminal* has been mentioned already as forming a companion piece to *The Robbers*. It was founded on fact, and is meant like *The Robbers* to chastise the wrongs and injustices of society. Consequent upon a petty fault and its ensuing punishment, the hero of the piece, Christian Wolf, is hounded on by a relentless fate to commit crime after crime, to become, like Karl Moor, the leader of a robber band and the bitter enemy of a social order which corrupts and oppresses, instead of preserving the liberty of the individual. It is a tract that might have been written by the author of *Political Justice* or by Bentham; or by some writer of the present day, so modern is its tone. »Die richter sahen in das buch der gesetze, aber nicht einer in die gemütsverfassung des beklagten« — these words are the text of the whole piece. Its philosophy is frankly necessitarian. It is the story of a being whose impulses, naturally good, are warped and trampled upon by contact with society and the tyranny of the law. The whole idea, of course, derives ultimately from Rousseau, and was the common possession of many writers of the time. But certain passages in Schiller's tale are so similar to corresponding places in Mrs. Shelley's *Frankenstein* (1816) that the resemblances are worth pointing out, even though no direct influence can be shown. These are some of the parallel passages:

Wolf.	Jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück[1]).
Monster.	I had hardly placed my foot within the door, before the children shrieked, and one of the women fainted.
Wolf.	Ich hatte von jeher die kleinen kinder sehr lieb gehabt.
Monster.	I was benevolent; my soul glowed with love and humanity.
Wolf.	Der knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, und doch meidet er mich wie ein schändliches tier . . . Die verachtung dieses knaben schmerzte mich bitterer als dreijähriger galiotendienst.
Monster.	When I became fully convinced that I was in reality the monster that I am, I was filled with the bitterest sensations of despondence and mortification.
Wolf.	Von jetzt an lechzte ich nach dem tag meiner freiheit, wie ich nach rache lechzte.

[1]) Wolf was deformed.

Monster. For the first time, the feelings of revenge and hatred filled my bosom.

Wolf. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden haß allem, was dem menschen gleicht.

Monster. Inflamed by pain, I vowed eternal hatred and vengeance to all mankind.

No great stress need be laid upon these resemblances, but one of the cardinal ideas in both stories is the same — the "wandlung aus dem milden, guten und frommen ins wilde, verbitterte und groteske" — to use again Dr. Kraeger's pregnant phrase. One clear source of Mary Shelley's famous conception was the hero of *Paradise Lost*, as appears from the narrative itself and from the fact that Milton's poem is mentioned in a list of books read by the Shelleys during 1815[1]). The same list includes *Werter*, Rousseau's *Confessions*, *Emile*, and Lewis's *Tales of Wonder*[2]), all of which have left traces on the work. For the rest, it hás only to be remembered that Mary Shelley was the daughter of Godwin, and the genesis of *Frankenstein* stands fairly well revealed. It is not impossible, however, that recollections of Schiller's narrative may have formed a slender strand in the texture of the novel. The Shelleys certainly read a good deal of miscellaneous German fiction. *Don Carlos* even figures on the list of 1815. But here, as in other cases, so many parallel influences are at work, so many alternatives are open, that the case for Schiller, while it does not break down, remains little more than an interesting conjecture[3]).

Taken as a whole, the influence of Schiller's two robber heroes was not very potent. The only traces of it which are really well attested are found in works of little or no account, ranging from Wordsworth's *Borderers* to the later works of Lewis (1796—1812). After 1812 a new wave of the same influence appears to be a propelling force in some of the most

---

[1]) The list is in *Life and Letters of Mary Wollstonecraft Shelley*, by Mrs. Julian Marshall. 1889.

[2]) See *Frankenstein*, chap. V.

[3]) Another psychological study of the deformed, misanthropic and embittered person, occurs in Scott's *Black Dwarf* (pub. end of 1816, *before Frankenstein*). But the character here described, though in some points an ideal being, had its counterpart in David Ritchie, a native of Tweeddale. (Scott's Introd. to *Black Dwarf*.)

characteristic work of Byron; yet the evidence for this is more than doubtful. The independent fertilizing power of *The Robbers* was not great and it failed to penetrate to the really vital literature of the time, to the literature which is remembered, and is still alive [1]).

In its way the *Ghostseer* enjoyed a reputation hardly inferior to that of the *Robbers*, but its influence was even more restricted. Coleridge borrowed from it to eke out the plot of *Remorse*; Mrs. Radcliffe seems to have been influenced by it in the earlier scenes of *The Italian* and Byron employed one or two of its episodes in *Lara* and elsewhere. Like *The Robbers*, it helped, no doubt, in some cases, to sensitize the plate which was afterwards exposed and developed by other means; but except in the authors named, it has left no traces that are recognisable or well-authenticated.

Four incidents in Coleridge's *Remorse* show his indebtedness to the episodical tale of the Sicilian which forms part of the *Ghostseer*. (1) The villain, Ordonio, relates how he had seen his brother captured by pirates. (2) Teresa, the affianced bride of Alvar, the absent brother, is urged by her father to marry Ordonio. (3) Ordonio makes search and professes to have done all in his power to find his brother. (4) Spiritualistic jugglery is employed to call up the phantom of the supposed dead. But apart from these purloinings, the *Ghostseer* had no further influence upon the work of Coleridge.

Mrs. Radcliffe's obligations to the *Ghostseer* are shown in many passages of *The Italian*. The motive of the mysterious and prophetic stranger is common to the opening of both

---

[1]) In her preface to *Miscellaneous Plays* (1804), Joanna Baillie writes concerning *Rayner:* "A play with the scene laid in Germany, and opening with a noisy meeting of midnight robbers over their wine, will, I believe suggest to my reader certain sources from which he will suppose my ideas must certainly have been taken. Will he give me perfect credit when I assure him, at the time this play was written, I had not only never read any German plays, but was even ignorant that German plays of any reputation existed."

In *Orra* there is another band of outlaws; but in our anxiety to find traces of Schiller's influence, we must not imagine that every robber is a kinsman of Karl Moor. The effect of *Robin Hood*, *Gil Blas*, *Jonathan Wild* and the picaresque novel of the highway must be taken into account when estimating the influence of Schiller's robber hero.

works; and Schedoni shares many traits with Schiller's Armenian. They both have strange personalities, uncanny fits, mysterious absences; and they are both predicters of death [1]). It is impossible, in reading the following passage, to set down to mere accident its striking resemblance to one of the most impressive scenes of the *Ghostseer:* Vivaldi is searching for the mysterious monk at midnight, near the convent of the 'Black Penitents'. —

"You are too late", said a sudden voice beside Vivaldi, who instantly recognised the thrilling accents of the monk, "It is past midnight; she departed an hour ago. Look to your steps!" — [2])

Vivaldi springs out and tries to seize the owner of the voice, but without success. He then reflects —

I am warned of evils that await me, of events that are regularly fulfilled; the being who warns me crosses my path perpetually, yet, with the cunning of a demon, as constantly eludes my grasp, and baffles my pursuit.

And so he goes on, much in the manner of Schiller's Prince, to reflect and to theorize. Later on in the story, various scenes in churches, with pillars and flitting figures, recall the meeting of the Prince with the fair 'Griechin' [3]). It turns out, further, that one of the villains of the piece has murdered his brother in order to marry his brother's wife — which is simply another edition of the Sicilian's Tale, already used by Coleridge, and destined to appear again in Byron.

The Italian (1797) was the only novel written by Mrs. Radcliffe *after* the publication of the *Ghostseer* (1795), and though mysterious strangers had appeared in her pages long before 1797, it is unlikely that any of these early types are descended from Schiller's Armenian. Mrs. Radcliffe, apparently, knew no German, nor are there any references to German literature in her account of a *Journey through Holland and the western frontier of Germany* (pub. 1795). The mysterious and frowning Montoni in *The Mysteries of Udolpho* (1794 — the year of the German tour) has, perhaps, a certain similarity to the Armenian, but the likeness is not convincing. Schedoni

[1]) The monk had predicted the death of Bianchi.

[2]) The prophetic words of the Armenian: "Neun uhr", wiederholte sie (die maske) in eben der sprache nachdrücklich und langsam. "Wünschen sie sich glück, prinz. Um neun uhr ist er gestorben."

[3]) Fifth letter of Book II.

alone of Mrs. Radcliffe's characters seems to owe anything to the influence of Schiller[1]).

The type of hero to whom Byron has given his name derives partly from Mrs. Radcliffe, and also direct from Schiller. The *Ghostseer* made a deep impression upon Byron, in youth[2]), and he obviously refers to it in the stanza of *Childe Harold*, where, speaking of Venice, he says

> And Otway, Radcliffe, Schiller, Shakspeare's art,
> Had stamp'd her image in me . . .

The inscrutable Armenian lends something of his weirdness to the Laras and Corsairs, and scenes and incidents adapted from the *Ghostseer*, are interwoven in several poems beside. In *Oscar of Alva* (1807) the theme of the Sicilian's Tale is borrowed entire, and transferred to an Ossianic setting. The portentous being who subsequently brings on the catastrophe of the piece is thus announced:

> But who is he whose darken'd brow
> Glooms in the midst of general mirth?
> Before his eyes' far fiercer glow
> The blue flames curdle o'er the hearth.
>
> Dark is the robe which wraps his form,
> And tall his plume of gory red;
> His voice is like the rising storm,
> But light and trackless is his tread.

The same motive recurs in *Lara*[3]) (1814) where the sphinx-like figure of the fatal avenger brings sudden consternation into scenes of high festival. In the tragedy of *Werner* again, (1822) there are some flickering gleams of Schiller's influence. The whole drama is founded on Harriet Lee's *Kruitzner* and offers still another variation on the theme of the mysterious

[1]) Since this was written, it has struck me that very possibly Montoni may be a fearsome blend of the Armenian and the brothers Moor. Like Karl, he leads a gang of bandits, and like Franz he works upon his victim by the employment of terror. Mrs. R. had probably read the 1792 English version of *The Robbers*.

[2]) Letter to John Murray, from Venice, Ap. 2, 1817. "This (the Doge's Palace) was the thing that most struck my imagination in Venice — more than the Rialto, which I visited for the sake of Shylock, and more, too, than Schiller's 'Armenian', a novel which took a great hold of me when a boy . . . . . . I never walked down St. Mark's by moonlight without thinking of it, and 'at nine o'clock he died'".

[3]) *Lara*, Canto I. Stanzas XXI, XXII etc.

intruder who strikes terror into the heart of the guilty. In the person of Ulric, also, the features of the callous villain, the absentee heir, and the robber chief are rolled into one.

Unfortunately the influence of the *Ghostseer* was founded in misconception. What was really a tentative study in psychological fiction, was valued mainly for a few sensational episodes. To most people it remained undistinguished from the common throng of German nerve-thrillers. As a literary influence its chief service was to etch in deeper lines the portrait of the elusive and terrifying villain, and to wrap the sombre figure of the Byronic hero in closer folds of mystery.

There remains a certain amount of flotsam and jetsam which must now be gathered together, although it cannot be dealt with fully in this survey.

Two writers[1]) have discerned the influence of *Don Carlos* in Byron's *Parisina* (1815), though this is somewhat contrary to the author's own version of the matter. Byron states in his preface that the poem was founded upon an incident in Gibbon's *Antiquities of the House of Brunswick*, and merely defends his choice of subject (an incestuous passion) by quoting the example (not really an apposite one) of Schiller. Despite its frequent translation and considerable popularity[2]), *Don Carlos* exerted little direct influence.

The effect of *Wallenstein*, however, was more widely diffused, and is apparent in Scott, Coleridge and others. While the analogy need not be pressed too far, it is impossible not to see a similarity between the astrological 'business' in *Wallenstein* and in *Quentin Durward*, *Guy Mannering*, and *Kenilworth*. Quentin Durward, too, the young soldier of fortune and chosen confidant of a monarch, bears a certain resemblance to Max Piccolomini. Some passages, again, in the *Legend of Montrose*, as a writer in the *Edinburgh Review* points out (Jan. 1839) are borrowed from Coleridge's *Wallenstein*. But these instances are mere trifles. Scott, with his prodigious memory, was responsible for a fair amount of petty and subconscious plagiarism which cannot be dignified by the

---

[1]) Margraf and Kraeger.

[2]) Referred to in one of Miss Mitford's Letters.

name of literary influence. Coleridge's *Zapolya* however, (1815) is fraught with phrases and situations suggested by his own version of *Wallenstein.* The martial atmosphere of the two pieces is the same. The first words of Raab Kiuprili — "The summoning drum, the air-shattering trumpet" etc. recall similar phrases in *Wallenstein.* And a few lines further down, Raab's speech to Chef Ragazzi can be paralleled by a similar utterance of Wallenstein to Max[1]. The usurper Emerick, moreover, like Wallenstein, consults astrological calendars and displays the same faith in the signs and tokens of the sky. Another trace of *Wallenstein* influence is also seen in Campbell's *Lochiel's Warning*[2] where the couplet

> 'Tis the sunset of life gives me mystical lore
> And coming events cast their shadows before.

is said to be borrowed from Wallenstein's

> Wie sich der sonne scheinbild in dem dunstkreis
> Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
> Geschicken ihre geister schon voran. (Tod. V 3.)

Apart, however, from disconnected and casual influences of this kind, Schiller's works had considerable formative influence upon the revival of historical drama[3] which is a feature of the period, especially of its latter half. Goethe had really led the way with his *Götz von Berlichingen;* Schiller

[1]) Compare: — "I have reared thee from a child, and as a child I have reared thee. Whence this air of mystery" etc. *(Zapolya)*

with

"I have held and sustained thee from thy tottering childhood" etc. *(Wallenstein).*

[2]) For this hint I am indebted to Rea and Margraf. Perhaps I may mention here that I was unable to refer to the valuable studies of both these writers until the major part of my reading had been done and my main conclusions had been drawn.

The author of *Schiller's Dramas and Poems in England* and *Die räuber in England* covers a wider field than I have attempted to survey and also writes with a somewhat different aim. Where we have traversed common ground, our findings are very similar.

To turn to another point here. Whether Knowles' *William Tell* (1825) was influenced by Schiller is impossible to say, but facts seem to be against the belief. (1) Knowles' *Tell* in blank verse of no very high distinction rarely rises to the beauty and dignity of Schiller. (2) Knowles probably did not read German. (3) No English translation of Schiller's play existed before 1825.

[3]) Some of the chief names concerned in this revival are Lewis, Maturin, Byron, Lord J. Russell, Knowles, Mitford, Pye, Milman.

developed the plan in *Fiesco* and its successors. Not only was history drawn upon for thematic material, but the drama of history was itself dramatized. Goethe had followed the free method of the Shakespearean history play, but Schiller, nearly always stronger than Goethe on the purely formal side, forged a technique of his own and compelled the stubborn mass of historical detail to assume something of a classical mould. For the technique of historical tragedy, our own writers could of course look back to *Julius Caesar* or *Richard II.* but in the best work of Knowles or Miss Mitford[1]), it is possible to feel something of the hand of Schiller. It is curious at any rate, that the best historical tragedies written in the period come between 1815 and 1830 — the years when Schiller's reputation in England was steadily on the increase.

Equally difficult to gauge is the effect upon English writers of Schiller's revolutionary fervour. To his own countrymen, he stands as one of the great apostles of freedom. From *The Robbers* to *William Tell* few of his dramas are uninspired by the *Freiheitsidee,* and Schiller, though dead, was one of the true leaders of the War of Liberation.

But in England, Wordsworth, Coleridge, and Southey had joyously hailed the Revolution long before they learned to know Schiller. The *Fall of Robespierre* and *Joan of Arc* were written before their authors had ever heard of *The Robbers*. One thinks too, of Shelley, whose brief race was in several ways not unlike Schiller's; yet here, again, Schiller's influence was only transitory, and touched nothing vital in Shelley's nature. At the end of the eighteenth century Revolution hung like an electric storm over Western Europe. The whole atmosphere was charged with revolutionary feeling, and Schiller's influence passed, like a flaw of wind, from one zone to another, of the storm area, as viewless and as impalpable.

V. Recapitulation and Conclusions.

We have not found the panther which we sought. We have come across nothing but small game, mostly of indifferent quality. Results so paltry need some explanation.

---

[1]) Miss Mitford read Schiller in trans. (Letters.)

How is it that Schiller's influence failed to become an intimate and vital thing in the work of English writers of the period? Several facts already alluded to help to throw light upon the question and will bear repetition. —

(1) For more than 20 years (1801—1822) the hand of the translator (so far as Schiller was concerned) lay idle.
(2) For a shorter interval (1801—1813) Schiller's name all but vanishes from the pages of magazines and reviews.
(3) His direct literary influence is most alive in the years 1794—1798, and 1813—1817.
(4) Throughout the period Schiller remained practically a stranger to the English stage.

What is the cause of the gulf between an earlier and a later period which is so persistent a feature of these records? Partly, it is to be found in anti-revolutionary legislation and the reactionary tide of popular feeling which filled the latter years of the eighteenth century. Political measures such as Pitt's Treason and Sedition Bills were followed by the heavy artillery of the *Anti-Jacobin* whose famous skit, *The Rovers,* was deliberately aimed at the supposed pernicious influence of German plays and play-mongers. It was a clumsy shot, but it told, and Schiller's fortunes suffered in the general crash. *The Robbers,* whose stage representation is said to have been forbidden by Pitt[1]), were seldom heard of after the close of the century, and Coleridge's *Wallenstein* and Mellish's *Mary Stuart* sought purchasers in vain. For some years even Kotzebue, the invincible purveyor of melodramatic trumpery, had to go begging for a translator.

Kotzebue with his two hundred and eleven dramas is a negative force with which every student of Schiller's influence has to reckon. Nearly fifty of his dramas were translated during the period, and many of them had extraordinary popularity upon the stage. The first deluge of Kotzebue wares came between 1796 and 1801; afterwards, when the anti-revolutionary panic had subsided somewhat, a second and smaller inundation filled the years 1805—1814[2]).

---

[1]) Brandl, *Coleridge and the Engl. Romantic School.*

[2]) *Lover's Vows* was issued at 1d in 1830. *The Stranger* (Menschenhaß und reue) went through many editions, the last appearing in 1864. One some-

It is evident from these dates that the vogue of Kotzebue must have tended to cancel Schiller's influence, even after the ban upon German literature had been virtually removed.

Schiller, it is true, wrote for a more intelligent public than Kotzebue, but even they, in their anxiety at all costs to "abjure the mummery of the German schools" seem to have looked upon him with unjust suspicion; and Coleridge likewise, shortly after the appearance of *Wallenstein*, was careful to assure the public that, though he had made the translation, he was no admirer of the German theatre in general, or even of that work in particular. (Letter to *Monthly Review*.)

Meanwhile the vigorous crop of poem and romance raised by Scott and Southey was choking off the weeds of the 'Radcliffe-Monk' school with which Schiller's name, to his lasting misfortune, was still associated. Tragic drama had long been out of fashion [1]) on the stage, and though it had survived as book-drama, it now found a powerful rival in the verse-romance; and later, in the verse-romance and novel together. Between the date of *Lyrical Ballads* and the arrival of Byron and Keats, the English Romantic School was in the making and neither sought nor found much of its inspiration in the essentially classical drama of Weimar. The literary currents tended, rather, to set in the opposite direction. The influence of Scott and Byron began to permeate the continent. All these factors militated against Schiller's success in England, and help to explain the curious gap between the earlier and the later translations [2]).

But about 1813 a change took place. The publication in that year of Madame de Staël's book, *De l'Allemagne*, did much to dispel, both in France and England, the mists of ignorance and prejudice which were still prevalent with respect

---

times wonders whether there is not more marrow in August von Kotzebue than the historians of literature are willing to admit.

[1]) Even up till 1830, the stage remained bathed in the garish limelight of farce and melodrama. The success of a piece called *The Green-eyed Monster* at the Haymarket in 1828 is only one example out of many. It was received we learn, "with vociferous, bursting, and convulsive applause".

[2]) Another point worth remembering is the competing influence of Goethe. It is strongly marked in Scott, Shelley, Byron and others.

to German manners and literature. The book, moreover, came just at a time when the eyes of Europe were being directed towards Germany in her struggle for liberty. Peaces, conferences, treaties followed in 1814, presaging the end of the War. Revolution was no longer a menace. German literature began to resume its old place in the magazines. Translations issued once more from the press. But it was not till the decade 1820—1830 — the years of social and political reforms and the growth of personal liberty, that Schiller, the spokesman of freedom and enlightenment, began to figure prominently in the revival. Between 1823 and 1824, Carlyle's *Life of Schiller,* a masterly example of a literary biography within a small compass, appeared in the *London Magazine,* and a flock of translations followed in its train. In these years the serener genius of Schiller's later works came to be better appreciated. The plot of ground so assiduously cultivated by Taylor, Coleridge, and Carlyle began to show signs of flourishing, and as the period closes, there are prospects of a harvest worthy of the labour expended.

As yet, surprisingly little has been written upon Schiller, in English, and much remains to be done. Not only the influence of his drama and fiction, but the effect of his aesthetic writings, philosophical poems, and lyrics upon English literature of the last century needs to be worked out more fully. Such a quest is worth undertaking, and, very possibly, might bring richer results than those that have been recorded in the present essay.

University, Liverpool. Geoffrey Buyers.

VOLUPTAS AURIUM.

§ 1. Cicero, in his Orator, tells us that a well-constructed sentence should end in such a way that the *ear* is satisfied; and as the whole sentence must run consistently from the beginning to the end, the greatest attention is to be paid not only to the ending of the sentence but to the whole of it: all the words at the beginning and in the middle of it must be arranged with a view to the ending. The writer, in constructing his sentence, must foresee from the beginning what is the cadence by which he proposes to bring it to an end; and this cadence — and consequently what precedes it — will vary according to the object or the mood of the writer. Change the order words, he says: "eadem verba, eadem sententia, animo istuc satis est, auribus non satis." The whole sentence, therefore, is pervaded or "winged" by rhythm, which though most noticeable at the end of the sentence, is also met with in the middle. In fact, whenever the speaker paused to draw fresh breath, the words immediately preceding the pause formed a cadenced group.

It should not be forgotten that Latin prose, as it presents itself to us in the works of Cicero and most of his contemporaries, is not rhythmical, but metrical. It depends for its numbers not on the regular recurrence of stresses, but on quantity, on the regular recurrence, that is, of long and short syllables. Now it had been found that certain groups of longs and shorts were pleasing to the ear, and that others were not; and led by the enjoyment they had derived from such metrical groups, authors developed a theory of what was beautiful and what was not. At the outset there were a great many of these metrical groups or cursus, but in course of time three of them gained the greatest popularity and as good as crowded out the others. In every instance the metrical group began with

a cretic (– ◡ –) which was followed by a longer or shorter trochaic cadence:

I	– ◡ – – ◡	e. g. vōcĕ tēstātŭr	5 syllables, called planus.
II	– ◡ – – ◡ – ◡	e. g. nōstră cūrātĭō	6 syllables, called tardus.
III	– ◡ – – ◡ – ◡	e. g. gāudĭum pērvĕnīrĕ	7 syllables, called velox.

As I said higher up most of the works of Cicero and his contemporaries are pervaded by these rhythms. But it should not be thought that this metrical theory was their own invention. It came from Greece, where it was indigenous. The prose of Demosthenes, earlier still, that of Isocrates is "winged" with these rhythms. When Greek influence became paramount in Rome, Latin prose was affected by Greek ideals: the planus, tardus and velox became the indispensable elements of a good prose-style. But if a metrical test of beauty and perfection suited well enough the nature of Greek prose, it was hardly consistent with the character of Latin prose, which is naturally rhythmic. What had been an ornament in the former, became a laboured acquirement in the latter: a trammel, which authors were proud to wear as long as things Greek remained a badge of distinction, but which would be cast off the moment writers failed to see that the troublous impediment was well worth the pains. Nothing demonstrates this more clearly than the fact that Cicero himself, who expounds the theory in his Orator and illustrates it in his speeches and formal treatises, abandons it in his letters to Atticus, which are couched in rhythmical, and only occasionally in metrical, prose. Nor is Cicero the only author whose prose must be judged by a rhythmical test. As time wears on foreigners and barbarians find it difficult to master the quantity of Latin vowels. On the other hand the theory of the Latin accent is simplicity itself. Curious scansions begin to crop up in poetry as well as in prose. Slowly but surely the metrical test is abandoned in favour of a rhythmical test: no longer the quantity of the vowel, but stress becomes the guiding principle and by the 4th century Christian writers and preachers in prayers, sermons and commentaries preserve, indeed, Cicero's favourite endings but disregarding the laws of quantity, make them rhythmical. Henceforward we speak no

longer of the clausula — the use of quantitative rhythms — but of the cursus — the application of accentual rhythms. The terms planus, tardus and velox are preserved, but they are represented by

(planus)	génus humánum	–́ × × –́ ×
(tardus)	bóna remédia	–́ × × –́ × ×
(velox)	fáciunt mèritórum	–́ × × –̀ × –́ ×

For three centuries the cursus remains the ruling element of all Latin prose. About the time of Gregory the Great it dies out, or falls into abeyance, though as Clark thinks[1]) it is likely to have lingered on in a few places such as Monte Cassino, from which it is revived at a later date. If once forgotten, Clark contends, it would in all probability have been lost for ever. However this may be, in the end of the 10th century it is revived and adopted by the Roman Curia, and from the Papal Chancery soon passes into the other Chanceries of Europe: „Das durchdringen des cursus zunächst in der kanzlei der Curie, dann auch während des 12. jahrhunderts in den königlichen kanzleien von Sicilien, Frankreich, in der deutschen reichskanzlei war einer der akte geistiger weltverjüngung, die man renaissance nennen muß.“ [2]) These words sufficiently indicate the significance of the phenomenon. Until the 14th century it continues to dominate all mediaeval Latin prose and then is abandoned as barbarous, because with the revived study of the classics the knowledge of qnantity returns.

The discovery of these rhythms in mediaeval Latin was made rather more than thirty years ago by French scholars: Thurot, Valois, Havet. Their theory was eagerly accepted in Germany where it was further developed by a number of scholars, notably by Burdach, Blass, Norden and Wilhelm Meyer in whose hands it received invaluable additions; nor should Zilinski be forgotten. For a long time English scholars kept aloof, until Mr. (now Professor) Clark took it up. Early in 1910 he read a paper (since published by the Clarendon Press) to the Oxford Philological Society on The Cursus in Mediaeval and Vulgar Latin, in which he expounded the continental theory with a wealth of illustrations.

---

1) *The Cursus in Mediaeval and Vulgar Latin* (Clarendon Press), p. 13.

2) Burdach, *Über den Satzrhythmus der deutschen Prosa.* Sitzungsber. d. k. Pr. Ak. d. W. XIX, p. 530.

§ 2. Burdach contends in the treatise mentioned higher up that the mediaeval rhythms have affected all modern German prose; that the works of Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller — to mention only the most conspicuous out of the host he enumerates — simply abound with the various cursus forms. It is but natural that we should ask: Was the influence of the cursus resticted to the continent, or did it also affect English prose as well?

The first to take up the subject was Mr. J. Shelly in an article contributed to the April Number of the *Church Quarterly Review* (1912). According to him the mediaeval rhythms, though abandoned in the 14th century were never forgotten, because they survived in the services of the church; and both they who read out these services and those who listened to them, remained familiar with the beauty of planus and tardus and the majestic roll of the velox. And again according to Mr. Shelly, it is through the translations of the Prayer-Book that the cursus has found its way into English prose where it lives on to our day.

Mr. Shelly's Essay appeared whilst Professor Saintsbury was writing his *History of English Prose Rhythm*, and this work together with Mr. Shelly's paper stimulated Professor Clark to fresh exertion of which his *Prose Rhythm in English*[1]) is the outcome. In the main — though differing on minor points — he agrees with Prof. Saintsbury and Mr. Shelly · The classical rhythms enter the language through the translations of the Prayer-Book and The Bible. But by the side of these classical rhythms we find native rhythms, for "the rhythm of English is mixed, like the nation itself". and . . . "the two chief means employed" (to secure native rhythm) "appear to be collision of accents . . . and the prolongation of the trochaic roll".[2]) And lastly: "a clear case of a native rhythm as distinct from the cursus" is to be found in such collocations as *ármour of líght, contémpt of thy wórd.* etc., where we have $\acute{-} \times \times \acute{-}$[3]).

§ 3. Before continuing I will give a few illustrations of English rhythmic groups corresponding to the mediaeval planus,

---

[1]) Oxford, Clarendon Press.

[2]) See page 19. [3]) See page 11.

tardus and velox. They are most of them taken from the essays of Mr. Shelly and of Professor Clark:

I planus ´ × × ´ × sérvants depárted: hónour and glóry; mércy upón us. déw of thy bléssing; síght of the héathen.

Observe that a variety of the planus has an extra unstrest syllable just before the second stress: Thus:

I[a] ´ × × × ´ × glóry of the Fáther. Índustry and Lábour. Glóry everlásting.

II tardus ´ × × ´ × × pérfect felícity. jóy and felícity. cómeth to júdge the earth. shíne for thy líght is come.

Observe that also of the tardus there is a variety with an extra unstrest syllable just before the second stress. Thus:

´ × × × ´ × × dramátic and históricai. cértain of attáining it.

III velox ´ × × ` × ´ × (in which scheme ` means a secondary stress) glórious ùndertáking. pásseth all ùnderstánding (whose) sérvice is pèrfect-fréedom.

Observe that here once more an extra unstrest syllable before the second stress constitutes a variety: Thus:

´ × × × ` × ´ × (his) glóry shall be sèen upón thee. Yéllows with the dèepest crímsons.

Also that there is a second variety with an extra unstrest syllable at the end. Thus:

´ × × ` × ´ × × boúntiful lìberálity. héavenly bènedíction. plénary àbsolútion [1]).

I think I hear the attentive reader challenge the last two scansions. The words *benediction* and *absolution* are not words of *five* syllables, but of *four*. But they can only fit in with the ´ × × ` × ´ × × type, if they are read with five syllables. Here we are before one of the weak points of Professor Clark's treatise: his arbitrary scansions — which, for that matter, are also repeatedly found in Mr. Shelly's essay. It is with astonishment that in this last one reads such scansions as the following:

[1]) Clark, Prose Rhythm p. 10.

A single province óf the Roman émpire = ´ × × × ´ × Type I[a]
the sources óf the Rhine and Dánube = ´ × × × ´ × Type I[a]

One wonders on what grounds the preposition *of* is made strong-strest, and *Roman* and *Rhine* weak. The same with:

tó the Latin lánguage = ´ × × × ´ × Type I[a]

And even more curious:

there are men who whén in difficúlties = ´ × × × ´ × Type I[a]

where I do not believe any Englishman would lay strong stress on *when:* or stress *difficulty* on the penultimate.

And again:

by the fórce of génius = ´ × ´ × × = tardus.

Here the scanning is alright. Only, the group does not constitute a tardus, nor any other form of the cursus.

And in Professor Clark's Lecture: In page 12 he discusses the opening sentence of Sir Thomas Browne's Urn Burial and scans:

"Now since these dead bones have already outlasted the living *ónes of Methúsaleh*" . . . thus making "ónes of Methúsaleh" = ´ × × ´ × × viz. a tardus. But it would seem to me that it is altogether erroneous to lay strong stress on *ones*." The contrast expressed in the sentence between *dead bones* and *living ones* requires a strong stress on the first syllable of *living*, and *living ones* = ´ × ×, so that *ones* cannot be the first stress of a tardus. — Again, there is the sentence:

Oŭr sīght ĭs thĕ most cŏmplēte ănd mōst dĕlīghtfŭl sēnse wĕ hāve.

of which Professor Clark says on page 13: "Here, except the second foot, which is an anapæst, the rest of them are all of one kind, i. e iambics." A statement with which everybody can agree. Yet on page 14 he says: *Our sight is the most complete* is Form II, i. e. a tardus.

Consequently: whilst a moment ago we were told to scan *most complete:* ´ × ´, we are now called upon to read the words thus ´ × ×.

There is further a sentence taken from de Quincey:

like the antiphónies in the chóral sérvice

which is described as a variety of the velox = ´ × × × ´ × ´ ×. Now this is impossible unless the word *antiphonies* is stressed

on the penultimate, which, it need hardly be said, is never the case.

Or take, in conclusion, of the beautiful quotation from Laudor's Mater Suspiriorum the words:

"the muses themselves approach it with a tárdy and a tímid step"

Professor Clark marks the passage 2^2, which means: Variety of the tardus. Hence: $\acute{-} \times \times \times \acute{-} \times \times$. But I can see no reason why in *a timid step* the word *step* should become stressless. Unless I am greatly mistaken the words should be read thus: $\times \acute{-} \times \acute{-}$, and if this supposition is correct, the group exhibits no form of the cursus.

As I said higher up, it is not necessary to have recourse to these curious scansions in order to discover classical rhythms in English prose: it simply abounds with them. You can take up no book on what subject soever, but you find instances of planus, tardus and velox in almost every page; and again and again I have asked of myself the question which Mr. Shelly asked when he had discovered these mediæval rhythms in collects and other prayers: Is it all mere chance? Did Bacon, Shakespeare, Addison, Johnson, Gibbon, Macaulay, Carlyle and the rest of them adorn their pages with classical rhythms without being aware of it? Or had their study of the ancients, making them familiar with these cadences, led them to introduce into their own prose the sonorous periods which had so often delighted their ears?

§ 4. In my studies on *Rhythm in English prose*[1]) (in which I deal with the appearance of native rhythm in contradistinction to the classical rhythms now under discussion) I have shown that in order to attain rhythmic flow the writer or speaker has recourse to a number of devices: Sometimes it is varying stress, as when he pronounces a dissyllabic word now with the stress on the first syllable, now on the second. At other times he drops an unmeaning syllable or form-word as in the case of the Omission of the Nominative Relative; or, the other way about, he gives to a prefix a longer lease of life, preserving it where under ordinary circumstances it would

---

[1]) See: *Rhythm in English Prose.* Winter, Heidelberg 1910; also Anglia 24, 1 ff.; Anglia 24, 492 ff.

have disappeared long ago. Occasionally also he changes the order of words, as when he assigns to an adverb a place where it is not ordinarily found. In short, some irregularity, some infringement of the ordinary rules of pronunciation, accidence or syntax is there to prove the writer's or speaker's studied effort to produce rhythm.

Likewise, if the introduction of the mediæval rhythms in English prose is set down to conscious or even unconscious imitation of ancient models; if the planus, tardus and velox have found their way into English prose, not accidentally, but owing to the author's delight in these cadences, we have a right to ask: What shifts did the author resort to, what means had he at his disposal, to create these cadenced groups? For it is clear that we cannot speak of classical rhythms in every case that a group of words forms a planus, tardus or velox. When e. g. a little boy says to his mother: "give me an apple!", the words constitute a planus: –́ × × –́ ×. If he had said: "give me an apple, ma!" he would have used a tardus –́ × × –́ × ×. And again, if he had said "give me an apple, mother", he would have uttered a velox –́ × × –́ × ′ ×. But it would occur to nobody to say that the little boy in question introduced classical rhythms into his language. The rhythms are there in spite of him. He cannot help it. He can give utterance to his request in one way only; he cannot change the place of a single word. In the same way: whenever in a prose-passage there occurs a planus, tardus or velox, not because of some transposition, some irregularity, grammatical or otherwise, but simply because the writer cannot help it, cannot express his thought in any other manner, we shall have no right to say that this author affects classical rhythms. If he writes:

Boswell's Johnson is a model of *English biography*

he ends on a tardus. This may be the merest accident, or it may be the result of the subtlest art, which led him to this peculiar selection and arrangement of words. How to determine? The test is twofold, the one positive, the other negative. If we can detect in his prose shifts to which he had recourse in order to create his cursus-forms, we shall have a right to say that he has an ear for classical rhythms. But if we come repeatedly across such sentences as:

he is doomed to perish in the struggle of *matter against mind*

we shall conclude that his ear is not attuned to planus and tardus. If it were, he would involuntarily have transposed his words, and written:

he is doomed to perish in the struggle of *mind against matter* thus ending on a perfect planus ´ × × ´ ×, instend of on a strest syllable which precludes any idea of classical rhythm.

§ 5. Do we find, in any author whose works exhibit the cursus, positive indications proving that the cursus-forms are the result not of accident but of the author's striving after rhythm? Is a word ever transposed, or a prefix dropped or retained; does any inflexional ending survive its natural lease of life?

One moment, but only one I thought I had found such a shift in the transposed adjective of such phrases as:

Notary public	´ × × ´ ×	planus
devil incarnate	ibid	planus
body politic	ibid	planus
oath reverential	ibid	planus
postmaster general	´ × × ´ × ×	tardus
(from) time immemorial	ibid	tardus
solicitor general	ibid	tardus.

But if the postposition of the adjective in these phrases had to be ascribed to a conscious striving after planus and tardus, why then, it may be asked, do we speak of a "*poet laureate*" which with its present succession of stresses = ´ × ´ × × yields no rhythmic group; whereas *laureate poet* = ´ × × ´ × would have yielded a planus? The same may be said of *wisdom infinite* = ´ × ´ × ×. Place the adjective before its noun, and the result is a planus once more: *Infinite Wisdom*: = ´ × × ´ ×. Likewise *bishop designate, viceroy designate, systems possible,* and a good many more in which the transposition of the adjective results in the reverse of a rhythmical group. They all go to prove that if there are a few standing phrases that exhibit some form of the cursus, this planus or tardus is something accidental, is not deliberately created by transposing the adjective. The irregular place of the adjective is due to quite other causes[1]).

[1]) See my paper in Anglia 24, 1 ff.

§ 6. My contention, therefore, is: The classical rhythms to be found in English prose are not the result of conscious effort. An exception must perhaps be made for the collects and prayers in which Mr. Shelly found the original rhythms faithfully reproduced. Let us say that the translators were so deeply imbued with the beauty of the Latin prose that they could not help casting over their translation the same rhythmic spell. But is it not curious that in the prayer of prayers, which in Latin in nearly every one of its commata exhibits some form of the cursus, should have lost most of its rhythms in its English garb? Let the reader judge:

Pater noster *qui es in coelis*	´ × × ´ ×	planus I
sanctifi*cetur nomen tuum*	´ × ´ × ´ ×	not Rh.
Ad*veniat regnum tuum*	´ × × ` × ´ ×	velox
fiat voluntas tua	´ × × ` × ´ ×	velox
sicut in *coelo et in terra*	´ × × × ´ ×	planus I[a]
Panem nostrum *quotidianum*	´ × × ´ ×	planus I
da nobis hodie	´ × × ´ × ×	tardus
et dimitte nobis *debita nostra*	´ × × ´ ×	planus I
sicut ut *nos dimittimus*	´ × ´ × ×	not Rh.
debi*toribus nostris*	´ × × ´ ×	planus I
Et *ne nos inducas*	´ × × ´ ×	planus I
in *tentationem*	´ × × ´ ×	planus I
sed *libera nos a malo*	´ × × ` × ´ ×	velox
quia *tuum est regnum*	´ × × ´ ×	planus
Po*tentia et gloria*	´ × × × ´ × ×	tardus II[a]
in *saecula saeculorum*	´ × × ` × ´ ×	velox

And in English:

Our Father *which art in Hèaven*	× ´ × ´ (×)	not Rh.
Hallowed *be thy name*	× × ´	not Rh.
Thy *Kingdom come*	´ × ´	not Rh.
Thy will *be done an earth*	× ´ × ´	not Rh.
As it is in Heaven	´ × × × ´ ×	planus I[a]
Give us this day *our daily bread*	× ´ × ´	not Rh.
And for*give us our trespasses*	´ × × ´ × ×	tardus
As *we forgive those*	´ × × ´	not Rh.
that trespass *against us*	× × ´	not Rh.
And lead us *not into temptation*	´ × × × ´ ×	planus I[a]
but de*liver us from evil*	´ × × × ´ ×	planus I[a]

For *thine is the Kingdom*	´ × × ´ ×	planus
And the *power and the glory*	´ × × ´ ×	planus
for *ever and ever*	´ × × ´ ×	planus.

Hence of the 14 commata 7 are not rhythmical; and among the 7 that are, the

"As it is in Heaven"

is a very dubious rhythm, for I am not certain that there should not be a stress on *is*. Besides, it is well known that a special function was allotted to each of the forms of the cursus. As Burdach[1]) puts it:

„Am vollen periodenschluß steht der *velox*, am satzende mit sinnesabschluß meist der *velox*, selten der *planus*. Im satzinnern, da wo die stimme sich hebt zum ausdruck der notwendigen zu erwartenden ergänzung in der *Distinctio suspensiva*, wie ein alter terminus es nennt, muß der *tardus* eintreten, im übrigen ist auch dort *planus* oder *velox* zugelassen."

Now mark the majestic roll of the velox at the conclusion of the Latin prayer: "in saecula saeculorum"; and notice further that the end of the English prayer, though rhythmical, is not a velox, but a planus: "for ever and ever". For that matter, it is the same everywhere. Take any author whose prose exhibits cursus-forms: Addison, Gibbon, Macaulay, Carlyle, — no one assigns to velox, tardus, or planus its proper function. Take e. g. Carlyle's Life of Schiller, one of his earlier works which is still absolutely free from his later mannerisms and contains dozens of pages of the most delightful native rhythm[2]). Carlyle was a good scholar and it might have been expected that the classical rhythms were not lost upon his ear. Well, I examined several passages[3]), and the result was as follows:

I Page 48—53 contains 48 clausulae[4]). Of these:
28 are not rhythmical, and of the
20 that are

[1]) Über den Satzrhythmus etc. p. 532.

[2]) Native rhythm, that is, in *my* interpretation of the words. See my "Rhythm in English prose"; not as Saintsbury and Clark understand the phrase.

[3]) Tauchnitz edition.

[4]) = sentence-ends.

	2	are velox III (of which one is still a dubious case)
	2	are velox III a
II Page 63—68 contains	49	clausulae. Of these:
	32	are not rhythmical, and of the 17 that are
	2	are velox III
	1	is velox III a
III Page 89—93 contains	40	clausulae. Of these:
	20	are not rhythmical, and of the 12 that are
		not a single one is velox!!

As for the commata constituting these sentences, let me give the result of my examination of the first of the three passages — page 48—53. It contains 177 commata, leaving out of account the 48 which form the „vollen periodenschluß“. Of these 177 commata, 107 are not rhythmical. Of the remainig 70, most are planus (25 I, and 20 I a) a dozen are tardus (6 II and 6 II a) and as many are velox (7 III and 5 IV a). And what strikes the attentive reader is not only that the passages under examination are, from the standpoint of native rhythm, among the most beautiful and perfect to be found in the language; but also that several commata that exhibit no form of the cursus might with a slight alteration have been turned into a planus, tardus or velox. To prove this, take the glorious passage which forms the opening of chapter the second:

"If to know wisdom were to practise it; if fame brought true dignity and peace of mind; or happiness consisted in nourishing the intellect with its appropriate food, and surrounding the imagination with ideal beauty, a literary life would be the most enviable *which the lot of this world affords.*" But the truth is far otherwise. The man of letters has no immutable, all-conquering volition, more than other men; to understand and to perform are two very different things with him as with every one. His fame rarely exerts a favourable influence on his dignity of character, and never on his peace of mind; its glitter is external, for the eyes of others; within, it is but the aliment of unrest, the oil cast upon the evergnawing fire of

ambition, quickening into fresh vehemence the blaze which it stills for a moment. Moreover, this man of letters is not wholly made of spirit, but of clay and spirit mixed: his thinking faculties may be nobly trained and exercised, but he must have affections as well as thoughts to make him happy, and food and raiment must be given him or he dies. Far from being the most enviable, his way of life is perhaps, among the many modes by which an ardent mind endeavours to express its activity, the most thickly beset with suffering and degradation. Look at the biography of authors! Except the Newgate Calendar, it is the most sickening chapter in the history of man. The calamities of these people are a fertile topic: and too often *their faults and vices* have kept pace with their calamities. Nor is it difficult to see how this has happened . . . The cares and toils of literature are the business of life; its delights are *too ethereal and too transient* to furnish that perennial flow of satisfaction, coarse but *plenteous and substantial* of which the happiness of this world of ours is made. The most finished efforts of the mind give it little pleasure, frequently they give it pain; for their aims are for ever far beyond their strength. And the outward recompense of these undertakings, *the distinction they confer*, is of still smaller value; the desire for it is insatiable even when successful; and when baffled, it issues in jealousy and envy, and every pitiful and painful feeling. So keen a temperament with so little *to restrain or satisfy*, so much *to distress or tempt it*, produces contradictions which few are adequate to reconcile. Hence the unhappiness of literary men, hence *their faults and follies*.

"Thus literature is apt to form a dangerous and discontenting occupation even for the amateur. But for him whose rank and worldly comforts depend on it, who does not live to write, but writes to live, its difficulties and perils are fearfully increased. Few spectacles are more afflicting than that of such a man, *so gifted and so fated*, so jostled and tossed to and fro in the rude bustle of life, the buffetings of which he is so little fitted to endure. Cherishing, it may be, the loftiest thoughts, . . . this man of letters too often spends his weary days in conflicts with obscure misery: harassed, chagrined, debased or maddened; the victim at once *of tragedy and farce;* the last forlorn outpost in the war of mind against matter.

Many are the noble souls *that have perished bitterly*, with their tasks unfinished, under these corroding woes! Some in utter famine, like Otway; some in dark insanity, like Cowper and Collins; some, like Chatterton, have sought out *a more stern quietus*, and turning their indignant steps away from a world which refused them welcome, have taken refuge in that strong fortress, where poverty and cold neglect, and the thousand natural shocks which flesh is heir to, could not reach them any more."

Now mark that

"which the lot of this world affords"

is not rhythmical. But add: *us* and the *lot of the world affords us* becomes a perfect velox: ´ × × ´ × ´ ×.

Again:

"their faults and vices"

is unrhythmical. But repeat *their* and read

"their faults and their vices"

and we end on an excellent planus: ´ × × ´ ×.

Next, the words:

"too ethereal and too transient"

are converted into a planus of the I[a] type (´ × × × ´ ×) by the dropping of the second, superfluous *too*.

Lower down we read:

"coarse but plenteous and substantial"

which is not rhythmical. But invert the order of the last two adjectives and read:

"coarse but substantial and plenteous"

and the result is a tardus: ´ × × ´ × ×.

And again:

"the distinction they confer"

has but to be expanded into:

"the distinction which they confer on men"

to yield a tardus: ´ × × ´ × × instead of the unrhythmical end.

And further on:

"with so little to restrain or satisfy"

exhibits no cursus-form. But repeat *to* before the second verb and read:

"with so little to restrain or to satisfy"

and the reward is a tardus: ´ × × ´ × ×.

Just after it come the words:

"to distress or tempt it"

Insert *to* before the second infinitive and the result is a perfect planus ´ × × ´ ×.

The same result may be obtained by repeating *it* and reading:

"to distress it or tempt it"

In the same way in:

"Hence their faults and follies"

it requires but the repetition of the possessive adjective to obtain

"Hence their faults and their follies,"

which is a good planus: ´ × × ´ ×.

In the words:

"so gifted and so fated"

there is no rhythm. But drop the second *so*, so as to get:

"so gifted and fated"

and the result is a planus ´ × × ´ ×.

And again:

"at once of tragedy and farce"

yields an excellent tardus if we transpose the nouns and repeat the preposition, reading:

"at once of farce and of tragedy."

Or take:

"Many are the souls that have perished bitterly."

Place *bitterly* before the participle — which is nothing uncommon in English prose — and:

"Many are the souls that have bitterly perished"

becomes a true planus: ´ × × ´ ×.

And lastly:

"a more stern quietus"

If we replace the periphrastic comparative by the Saxon comparative in *er*, so as to get:

"a sterner quietus"

the result is a planus ´ × × ´ ×.

I might continue in this way almost indefinitely, but I think the above examples suffice to prove how easily Carlyle

might have adorned his pages with classical rhythms if his ear had been attuned to them; and also that, whenever he did introduce such a rhythm into his prose, he did so unconsciously, or because the wording of his thought inevitably led to the succession of strest and unstrest syllables which happened to make a tardus or velox. An examination of Macaulay's prose leads to the same results. The opening chapter of his History of Englands yields, indeed, more favourable proportions, there being 15 rhythms in 27 clausulae. Of these 15, only 4 are velox, whilst 6 are planus and 5 tardus. But the famous passage in Chapter V beginning: "And all was lost; and nothing remained but that he should prepare to meet death as became one who had thought himself not unworthy to wear the crown of William the Conqueror," etc. yields quite different results. It might have been expected that a passage remarkable for its rhetorical power and beauty would have exhibited a great many forms of the cursus. The contrary is the case. Of 12 clausulae only 5 are rhythmical. And a little lower down in the pathetic passage, beginning: "Indeed, there is no sadder spot on earth" where he describes the cemetery where Monmouth's remains were buried, there are 11 clausulae, of which only 2 are rhythmical. Nor is the proportion more favourable for the commata, the rhythms in the body of the sentence. The non-rhythmical ones greatly outnumber the rhythmical ones. What strikes us again as before is, that most of the rhythms belong to the planus-type; that also the tardus is fairly represented, and that the velox makes its appearance few and far between. And just as in Carlyle's prose, slight and insignificant alterations would in many an instance have produced some form of the cursus.

§ 7. There is no period of our literature in which the cursus might have been expected to thrive better than the eighteenth century. In no period were the classics more diligently studied, more zealously imitated. The prose of Addison, Johnson and Gibbon ought, therefore, to yield a rich crop of classical rhythms. Classical rhythms there are — as in all English prose — but how few! Addison dedicates the fifth volume of the Spectator to the Earl of Wharton in the pompous style usual in such compositions. In 37 commata there are only 15 rhythms.

Mark that these rhythms are distributed over the different forms as follows: 12 planus, 2 tardus, 1 velox. Mark also that slight alterations would have considerably increased these numbers. — Johnson, in the opening lines of his life of Cowley has 25 rhythms in 55 commata, 16 of which are planus, 7 tardus, 2 velox. — Gibbon in the 50th chapter of his Decline and Fall, containing the description of Mahomet's character has 20 rhythms in 42 commata, of which 9 are planus, 8 tardus, 3 velox. And, as before, it would have been very easy to swell these numbers by the introduction or omission of some form-word or some other obvious makeshift. No, if Addison, Johnson and Gibbon are allowed to be fair representatives of the classical period, the eighteenth century had no ear for classical rhythms.

§ 8. I come to Shakespeare and Bacon. There was a time when the Shakespeare-Bacon controversy made a great impression on me. I had not, indeed, been converted to Baconism, but yet the arguments put forward by the champions of Bacon's claims seemed to me too weighty to be lightly set aside. Since I have been pursuing my rhythmic studies my eyes have been opened. I have become convinced that Baconism is an untenable theory. I have had frequent occasion to remark on Shakespeare's sensitive ear for rhythm [1]). Well, Bacon lacks all feeling for it. Read his Essays, his New Atlantis, his Advancement of Learning, his letters, public and private; hardly a trace of native rhythm is to be found in them. Even in his letters to the King, to the Prince of Wales, to his fellow-peers, written when he had fallen upon evil days, you look for it in vain. Humble to abjectness though they are, the emotion of self-pity which undoubtedly stirs his cold heart, finds no vent in rhythmic periods. — Whoever may have written the works of Shakspeare, it is not Lord Bacon [2]).

Let us now consider the prose of these two men in the light of classical rhythm: the prose of Shakespeare, who "had little Latin and less Greek", and that of Bacon, the accomplished scholar, who wrote Latin as if he had been to the manner born. If classical rhythms were an acquired taste, we ought

[1]) Native rhythm, I mean, of course.

[2]) I mean to discuss this point at greater length in a future paper.

to find none or hardly any in the works of the dramatist, whilst the prose of the Chancellor should be pervaded with them. Here is what I found:

Bacon:

		commata	planus	tardus	velox	not rh.
I	Conclusion of Life H. VII:	49	13	4	1	31
II	Opening chapter of The Advancement of Learning	78	26	9	9	34
III	Essay on: Travel	76	19	7	5	45
IV	Letter to the Prince of Wales 1 June 1621	43	18	2	3	20
Total:		246	76	22	18	130

Hence, more than half the number is unrhythmical. Mark again the preponderance of the planus-type.

Of Shakespeare I examined two passages. In the first place lines 304—360 of the 2nd scene, 3rd Act of Hamlet. Most of the words are spoken by Hamlet — who is now and then interrupted by Rosencrantz. Result:

55 commata   18 planus   4 tardus   2 velox   31 not rhythm.

The second passage is taken from the 1st scene of the 1st act of the Tempest. Here it is not a man of Prince Hamlet's culture who speaks, but rough sailors:

46 commata   12 planus   8 tardus   2 velox   24 not rhythm.

These figures are remarkable for two reasons. In the first place a comparison with Bacon brings out the fact that the playwright introduces more rhythms into his prose than the scholar Bacon. And what is more curious still, we hear more cadences from the mouths of the rude, unlettered seafaring-people than from the scholar and philosopher, Prince Hamlet. And the question suggests itself: Is Shakespeare's art at fault here?

§ 9. I come to Chaucer. If anywhere, it is in his prose that we ought to find the mediæval rhythms. The cursus — as we saw higher up — is one of the many manifestations of the Renascence. Now Chaucer lived in the heyday of this world-stirring period. He had a fair knowledge of French,

Italian and Latin; he had been to Italy and had become acquainted with the works of Dante. And in the hands of no mediæval author had the cursus been a more powerful instrument than in those of Dante. With him it was not a mechanical device: it was the expression of all the mighty emotions stirring his soul[1]). — Add to this that Chaucer like most men of his day came under the spell of Boethius' De Consolatione; and remember that this work is written in metrical prose. Where, one would ask, would the cursus manifest itself more clearly than in the translation of this work executed by a poet with a fine ear for metre and rhythm. And yet — what we find is this:

		planus	tardus	velox	not rhythm.
1st metre	29 commata	13	—	—	16
2nd «	30 «	8	3	1	18
3rd «	61 «	20	3	—	38

In other words, we obtain pretty much the same result as before: the cadences are in the minority, and most of the rhytms belong to the planus-type.

§ 10. I turn to the floating literature of the day: The following is a leading article in the *Spectator* for July 19th 1913, under the heading: House of Lords Reform:

"Last week we had the hardihood (×)[2]) to venture on polítical próphecy (2). We predícted (×) that Mr. Asquith should next Fébruary (×) introduce a measure of House of Lórds refórm (×) on the línes of the Préamble (2), and that this would be the soft pláce (×) on which the goverment would fáll (×), and thus avóid the appálling évil (3) of shedding the blóod of the Últermen (2) in order to force them under a Dúblin Párliament (×), without having first ascertaíned (×) whether it is the wíll of the majórity (2^a) of the electors of the Uníted Kíngdom (×) that their blóod should be shéd (×). One pórtion of oúr predíction (3) has been made goód fár qúicker (×) than we ever dréamt it wóuld be (×). In the house of Cómmons on Túesday (1) the Prime Mínister státed (1) that the government inténd (×) to lay before the House of Cómmons next séssion (1) their proposals for the reform of the House of Lórds (×). So

[1]) See Burdach, Über den Satzrhythmus, etc. p. 520.

[2]) × means: no rhythm.

much for the fírst half of our státement (1 a). It remains to be seen (×) whether the second half will also be made goód (×). The first paragraph in the Polítical nótes (×) in the *Times* of Wednesday (×) certainly seems to support our viéw (×) that the Bill for reforming the House of Lórds (×), based on the prómise in the Préamble (2 a) will be the soft pláce (×). The very able and impartial Parliamentary observer of the Tímes (×) stated that already the Liberal Party is showing "mingled feelings" in regard to the Prime Mínister's annóuncement (1 a). Some Liberals, we are told, who have récently discússed the súbject (3 a) are very decidedly opposed to an eléctive second chámber (1 a). Others do not object to an eléctive chámber (×) if its powers are rígidly límited (2) while there is a Rádical section (1) which is contént (×) that matters should go on as they áre" (×).

Here again we find every form of the cursus represented, especially the planus type, whilst about two thirds of the sections show no rhythm. — In almost the same proportion do the cursus-forms appear in the following passage taken from a leader in The Times Weekly Edition, 18 July 1913, headed: The Lords and Home Rule:

"The governing fáctors of the Irísh próblem (3 a) have been very clearly illustrated and súmmarized (×) by the debate this week in the House of Lórds (×). It is not a néw situátion (1). which is thus disclósed (×), for the debate this week has merely sérved (×) for the restatement of árguments ànd opínions (3) advanced from the same quarters (×) and with equal fórce (×) in the last second reading debáte (×). But it reveals in greater reliéf (×), as the moment of real crísis appróaches (1) how utterly untenable is the offícial posítion (1) represented by Lord Créwe (×), and how incompátible is thàt posítion (3) with any measure of the compromise or áccommodátion (1) which Lord Crewe — no doubt, sincerely — desíres (×). Conference, compromise, accommodation are only possible (×) in a political situátion like the présent (1 a) if all párties appróach them (1) on equal terms (×). They cannot be appróached upon a básis (1 a) chosen by óne section alóne (×)[1]); they cannot be the oútcome of a pólicy (2 a) advánced by óne section (×) in conditions and by méans which the óthers regárd (×) as a mixture of fráud

[1]) Change *alone* into *only:* óne section ónly = ´ × × ´ ×.

and súbterfúge (×). They are, in fact, beyond the reach of práctical státesmanship (2) until the situation is radically changed. Such a change can only come about in two wáys (×) — either by the abandonment of the Bíll (×) or by its submíssion to the Eléctorate (×). The government can hárdly be expécted (1a) to take the former cóurse (×) which would amount to polítical súicide (2); but they also refuse to consíder the óther (1), and by dóing só (×) they put themselves out of cóurt (×) as ádvocates of a séttlement (×) which all parties can accept" (×). —

Nor would it at first blush seem surprising to find classical rhythms in the leaders of first-class periodicals staffed by Oxford[1]) and Cambridge scholars familiar with Latin prose. But when we also come across planus, tardus and velox in such a rag as the Daily Mail — a paper with no pretence at literary style — matters assume a different aspect. I have purposely selected a passage dealing with pretty much the same subject as that treated by The Times and the Spectator. Here it is, 22 August, 1913, headed: "The Ulster Rock ahead":

"The stríking descríption (1) which our spécial correspóndent (1a) gave yesterday (×) of the grave scenes which are béing enácted (1) in Londonderry (×) must make clear éven to Hóme Rulers (2) the tragic seriousness of the Ulster problem (×). Confronted by the accúmulating évidence (2a) of the state of affairs (×) in the distressed and únhappy próvince (1), no man may justly calm his soul with the beliéf (×) that all is well (×), that Home Rule is for the best in the best of all póssible Irélands (1). The Líberal apólogist (2a) may call the attitude of the Ulster Unionists by what name he líkes (×). He may dúb it óbstinacy (×) únreasoning préjudice (2a), bigotry; but no harsh words applied to the determination of these mén (×) can be expected to alter their grīm resólve (×); no mockery of a people's beliéf (×) will make them waver in their united purpose (×), their fixed refusal to accept in peace a Dúblin párliament (×). There remains, then, this qúestion for Líberals (2). — dare

1) Professor Clark's lecture, swarms with rhythms: réally frúitful, súbsequent wríters, cúrious mánner, númber of schólars, are a few of the dozens of planus-forms; and that the tardus is as liberally represented may be proved by: Módern análysis, Cícero's séntences, próse of Isócrates, swallow úp their compétitors, símply as póssible, succéss was impóssible. And veloxes: Fránce in the míddle áges, séntence is ínculcáted, etc. etc.

they seek to coerce Ulster (×)? With a full knowledge of áll that it will méan (×) dáre they go fórward (1) in a delíberate attempt (1 a) to break the spirit of the richest province by force? (×). When Énglishmen réalise (2) what this qúestion invólves (×) they will pause before gíving their ánswer (1). They will never consent to the sácrifice of Úlster (1 a). Hitherto Ulster has sórrowed (1) because she is mísunderstóod (×). Englishmen, with a different outlook on pólitics ànd relígion (3) have not credited the íntensity of her resólve (×)."

Must it not give us pause to find no fewer than sixteen rhythms in this short passage? It forces upon us the belief not only that the introduction of these cursus-forms, so far from being an intentional act, is an unconscious proceeding; but also that these classical rhythms find their way into English prose in spite of the authors; that they cannot keep them out; that it is impossible to write English prose without introducing planus, tardus and velox into it.

Let us see: My own acquaintance with the cursus dates from the time when I took up my rhythmic studies, that is about 1907. Well, years before I had ever so much as heard of the cursus, I wrote as follows in this very periodical [1]):

"Until a quarter of a century ago critics vied with each other in praising Wycliffe. Living in a time of great *sócial commótions* (1), when a great man must inevitably stamp the impress of his mind on the history of his people, Wycliffe became the Reformer before the Reformation, for which, in a manner, he paved the way, and *which he made póssible* (2). Not content with stirring to their very depths the hearts and *mínds of his féllow-men* (2) with his sermons and tracts, he crowned, in his old age the work of his life with his *translátion of the scríptures* (1 a)" etc. etc.

In other words, though I was unaware of the very existence of the cursus, I introduced its forms into my prose. I did so, because I could not help it, as *nobody writing English can help admitting these mediæval rhythms into his prose: they are inevitable.* With a few classical scholars deeply imbued with the subtle beauties of Greek and Latin prose, the cursus-forms may be an acquirement — the bible-translators, Cardinal

[1]) Englische Studien 34, 79.

Newman, Professor Clark are among these few —; to the ordinary writer of English prose they are something accidental. It is no otherwise with German and Dutch prose: The mediæval rhythms occur, as Burdach says, in Schiller's and Goethe's prose. True; but not exclusively in the prose of these great men. They present themselves no less in Hauff, and Eichendorff, and in the newspaper-literature of the day. In Dutch prose it is the same: no matter how jerky the style, the rhythms are there.

§ 11. The theory that the cursus first found its way into English prose through the translations of the Bible and the Prayer-book falls to the ground in view of the fact that it makes its appearance already in Chaucer's prose. And involuntarily the question suggests itself: Is it to be found in earlier Middle English, and perhaps in Old English?

In Alfred's Orosius II. IIII (E. E. T. S. page 72), there is a passage beginning:

"Cirus, Persa cyninȝ, þe we ær beforan sæȝdon, þa hwile đe Sabini and Romane wunnon on þæm westdæle" . . .

I examined this passage as far as page 76: Æfter þæm Cirus ȝelædde fird on Sciþþie. It contains the following cursus-forms:

planus I = ´ × × ´ ×

lónge ȝelétte; (mid) dǽdum ȝelǽste; fǽstes ne strónȝes; (ȝe) bísmrad wǽre (syllabic m); cýninȝes níede; (seofeđa) dǽl anre míle; hundséofontiȝ míla

planus Ia = ´ × × × ´ ×

óferfaran wólde; gróm wearþ on his móde; éalne þone ýmbȝonȝ; þúrhwuniȝean mǽȝe

tardus II = ´ × × ´ × ×

þónne heo flédu wæs; þǽt to ȝesécȝenne; éaldunȝe brósnien;

tardus IIa = ´ × × × ´ × ×

tímbran Babylónia; (unȝe)liéfedlic to sécȝenne; Babylónium to fúltume

velox III = ´ × × ´ × ´ ×

ȝetímbred on fíldum lánde; máȝan on mé onȝíetan; Cróesus se líþa cýninȝ

velox IIIa = ´ × × × ´ × ´ ×

(On) míddeweardum híere ríce.

In less than a hundred commata, therefore, no fewer than twenty cursus-forms!

Next I took Alfred's Boethius. Ch. VII from the beginning down to the foot of page 17. (Ed. Sedgefield.) The result was pretty much the same:

planus I = ´ × × ´ ×

swíþost beswícan; þónne æt níhstan; hwónan hi cúmaþ; meáht þu onʒíetan; mýrhđe on næ̂fdest; dǽle onstýred; þónces forlǽten; módes forlǽtan; ánfealdes sáres; énde hi hábbaþ; wíllan belímpet; (woruld)sǽlþum ʒesǽldest; mǽʒe oncérran; þínʒum forlúre; áʒnes benúmen; swílce þu wílle; mónnum becóme; áʒenra þéawa

planus I^a^ = ´ × × × ´ ×

sórʒe ne forlǽtađ; stilnesse ahworfen;

tardus II = ´ × × ´ × ×

móniʒre swétnesse; ílce ne éʒlede; ódrum behélede; wæron on stílnesse; (ʒe) tréwe to hábbanne; ʒeórne ʒeđólian; ʒé þines weórþscipes; þeóstrum behélian; wíllan bewítiʒan

tardus II^a^ = ´ × × × ´ × ×

iéđe to forlǽtanne

velox III = ´ × × ´ × ` ×

sórʒiende ánforléte

velox III^a^ = ´ × × × ´ × ´ ×

fǽreld to đæs wíndes dóme.

There are 32 cursus-forms here; but the passage being so much longer than the first, the proportion remains almost the same.

An examination of Aelfric's The Nativity (Lives of Saints E. E. T. S. I. page 10) yielded pretty much the same result. Only, of every four rhythms I found, three belonged to the planus-type. Nor did the A. S. Chronicle show a different result except that there were more rhythms of the velox-type in the passage I inspected (Laud M.S. 1100). But highly interesting was what I found in Wærferþ's Translation of the Dialogues of Gregory, and in Wulfstan's Homilies.

The former[1]) opens with a short introduction in which almost every comma is rhythmical:

---

[1]) I make use of Hecht's edition. Wigand, Leipzig 1900.

Ic Aelfred ȝeófendum Críste (I) mid cynehades mǽrnesse ȝewéorđad (I a), habbe ȝearolice onȝyten and þurh haliȝra bóca ȝesǽȝene (II) oft ȝehyred, þætte us, þam þe God swa micle heanesse woruldȝeþínȝđa forȝífen háfađ (III), is seo mæste đearf, þæt we hwilon ure mod betwix þas eorþlican ýmbhiȝdo ȝelcóđiȝen (II a) and ȝebíȝen to þam ȝódcundan (II a) and þam gástlican ríhte (I). And forþan ic sóhte and wilnade (II) to mínum ȝetreówum freóndum (III), þæt hi me of Godes bocum be háliȝra mánna (I) þéawum and wúndrum (I) awriten þæs æfterfýlȝendan láre (I), þæt ic þurh þa myneȝunȝe and lúfe ȝescýrped (I) on minum mode betwih þas éorþlican ȝedréfednésse (III a) hwilum ȝehícȝe þa héofonlícan (III).

And in the passage that follows beginning with the words: "se đe me rædan" up to: "Her onȝyuneđ", consisting of 16 lines I find as many rhythms.

But by far the greatest number of cursus-forms is to be found in Wulfstan's prose. In his "Larspel and scriftboc" which I examined for the purpose (Ed. Napier p. 242) they are so numerous, that the reader feels it as a relief when now and then a non-rhythmical comma comes to break what almost becomes a singsong of planus-forms:

Leofan men, dođ, swá ic eow bídde (I) ȝehýređ þæt sóđ is (I). Understánde se þe wílle (I a), hit is swútol and ȝesýne (I a), þæt þes þeodscipe is swíđe forsýnȝod (I); and þy is onsæȝe oft, næs æne, hére and húnȝer (I), brýne and blódȝyte (II), únwæstm [1]) and únweder (II a) stálu and stéorfa (I) and fela unȝelimpa. Þonne is micel þearf ealre þisse þeode hélpes and rǽdes (I). Forđam to forđ héo is bedǽled (I) ȝyt and ȝefyrn wæs rǽdes and ríhtes (I) for Góde and for wórulde (II a). And her únrihta féla (I) ríxađ on lánde (I), and nis a fela manna etc. etc. etc.

In early Middle English times the inquiry becomes a difficult question because of the uncertainly whether in a given text final *e* is mute, and whether the Romance words have already shifted their stress. Take the West Midland Prose Psalter [2]), dating from the first half of the fourteenth century. Does the translator want us to read: "frut in his tȳme"

´ × × ´ ×   or   ´ × × ´ ?

---

[1]) Syllabic m.

[2]) See Emerson, A Middle English Reader, p. 100.

Nobody can tell. Nor have we any indication as to the stress in "the counseil of the wicked". If it is "counséil", the group constitutes a planus ˊ × × ˊ ×. But if it is: "cóunseil" we have a non-rhythmical group before us. It all depends upon the question whether the translator had an ear for these rhythms, and this is exactly the question at issue. Yet a few undoubted rhythms occur:

water of fytlynȝ (I) glǭrie shall entren (I).

And if every doubtful case is decided in the way most favourable to rhythm, a few more cursus-forms will be found, especially planus and velox. Upon the whole, however, one rises from the reading with the impression that the translator's prose is jerky; is marked by a pump-handle movement and not by rhythm.

§ 12. In Old English, then, it is the same as in Modern English: you can take up no prose but you find cursus-forms in it: they may be more numerous in one author than in another, but they are never absent. It is not difficult to account for the inordinate number of them in Wulfstan: let it but be remembered that the cursus, after having been in abeyance for three hundred years was revived in the tenth century, so that most probably Wulfstan was influenced by it. But the question then remains: under what influence did Aelfred, Wærferþ and the early Chronicler introduce the cursus into their prose?

§ 13. In every period of a language the rhythmical ideals of its poetry are found faithfully reflected in the rhythmical formulas of its prose; and if we may assume this to be true, it may be asked: Do the cursus-forms perhaps occur in Old English poetry? If they do, the rhythmical groups which thus far we have called velox, planus and tardus would not be due to classical influence at all.

Let us for a moment consider Sievers' five Alliteration-types; in their simplest forms they are:

A ˊ × ˊ ×
B × ˊ × ˊ
C × ˊ ˊ ×
D ˊ ˊ × ×
E ˊ × × ˊ

Saintsbury and Clark — as I said before [1]) — see a clear case of native rhythm in such collocations as: ármour of líght, rúler and gúide = ´ × × ´. Justly, for we see at a glance that the group is the lineal descendant of Sievers' type E. Old English prose is full of it: it is not abandoned in Middle English; and in the translation of the collects of the Prayer-Book Mr. Shelly tells us that, whenever the original Latin rhythm was not reproduced in English, it was replaced by a group of the type ´ × × ´. It is a rhythmic group which is not unknown in the mediæval cursus [2]), but which was early abandoned because it was felt as a harsh, unpleasant group. In English, where it occurs from the earliest times down to our own day, it has never made the impression of a harsh group. On the contrary, it has even enjoyed a degree of favour, and as we advance in point of time, we find it used in ever increasing frequency [3]).

This, it would seem to me, may be due to French influence. When you examine a page of modern French prose with a view to the occurrence of cursus-forms, you arrive at the conclusion that the tardus has disappeared, seeing that two unstrest syllables do not occur in succession finally; that the velox may occur, but is rare; and that the planus has kept its ground and is largely patronised by the best stylists such as Flaubert and Daudet. But they also affect the rhythmical group ´ × × ´, which it is even easier to introduce than the planus, seeing that the majority of Modern French words have taken end-stress. Now, if it is conceded that such a group may yield

[1]) See p. 9.

[2]) See Burdach, Über den Satz-Rhythmus, p. 527.

[3]) And yet we do not say: *lodging and board; taxes and rates; water and milk; bacon and eggs; saucer and cup; dishes and plates; daughters and sons; stockings and shoes.* But we speak of: *board and lodging, rates and taxes; milk and water: eggs and bacon,* etc. etc. Which goes to prove that if the group ´ × × ´ is at all apprehended as a rhythmical unit, it is very feebly apprehended as such, and must in every instance give way to the group ´ × ´ ×, the alternation of strest and unstrest syllables, which, as I have repeatedly shown, is the great guiding principle of rhythm in English prose. — If we commonly say: *uncles and aunts,* and not *aunts and uncles,* it is because uncle in the olden time took precedence of aunt. If we were to make the collocation now in a time when no such precedence is acknowledged any longer, rhythm would certainly have led us to speak of *aunts and uncles.*

pleasure to the ear attuned to rhythm, how rhythmical must appear the following passage from Daudet's Nabab [1]), which simply abounds with it [2]):

"La cha*leur lumineuse* (p) d'une claire après-midi de Mai tiédissait en vitrages de serre les *hautes croisées* (×) de l'hô*tel de Mora* (×) dont les transpa*rents de soie bleue* (×) se voy*aient du dehors* (×) *entre les branches* (×) et ses *larges terrasses* (×) où les *fleurs exotiques* (×) sorties pour la première fois de la saison cour*aient en bordure* (p) tout le long du quai. Les grands râteaux traînant parmi les mas*sifs du jardin* (×) traçaient dans le sable des allées les pas lé*gers de l'été* (×), tandis que le bruit fin des *pommes d'arrosage* (×) sur la *verdure des pelouses* (×) semblait sa chanson rafraîchissante.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In the second place Saintsbury and Clark consider collision of accents one of the means employed to produce native rhythm. In Old English poetry clash of stresses frequently occurs: the attentive reader is at once reminded of Sievers' types C and D. × –́ –́ × and ´ –́ × ×. But it would seem to me that in these types the stresses are separated by a pause-syllable [3]). However this may be, I cannot agree with Saintsbury and Clark in considering clash of stresses one of the means employed to produce rhythm. The four successive stresses of:

"We have erred and strayed from thy wáys líke lóst shéep"

may "produce the effect of a wail" [4]). I shall not gainsay it. I am prepared to call the sentence impressive, sublime even, but it is not rhythmical, as I take the term. And again in Sir Thomas Browne's famous opening sentence:

"Nów sínce thése déad bónes have alréady outlásted the living ones of Methusaleh"

the opening five monosyllables may be compared (as Saintsbury does; fancifully or justly, it does not matter) to "thuds of earth dropping on the coffin-lid"; but they are not rhythmical. Rhythm would certainly have avoided the clash of stresses. Such a clash may make for emphasis, impressiveness, sublimity, but it does so just because it disturbs the Rhythm.

---

[1]) Opening lines of Ch. XVI.

[2]) × in the following passage denotes ´ × × –́.

[3]) See: The Cursus in Old English Poetry. Anglia XXVI p. 400 ff.

[4]) Clark Prose Rhythm, p. 12.

We come to Sievers' type B × –́ × –́. The simple formula reminds of no cursus. But if we consider its varieties, we get:

1. × ◡́× × ◡́× (resolution of both stresses): on nicera mere, which, as soon as stress becomes the only guiding principle, to the exclusion of quantity, yields a pure planus.

2. × ◡́× × –́ (resolution of the first stress): in sele þam hean.
Under the same circumstances the formula ends in the group –́ × × –́.

3. × –́ × (×) –́ (with one extra syllable before the second stress).
(þæs þe hire se) willa ʒelamp.

Lastly we come to Sievers' A-type –́ × –́ ×. Whilst the B-type is mostly the source of the later group –́ × × –́ and only rarely yields a planus, it is far otherwise with the A-type. This last not only gives us the velox (–́ × × –́ × –́ ×). But its first variety

–́ × (×) –́ × (extra syllable before second stress)
cf.: áre ʒebídeþ.

yields the planus.

And its second variety

–́ × (× ×) –́ × (two such extra syllables)
cf.: éarfeþa ʒemýndiʒ

gives us the variety of the planus known as I a.

A further variety of Sievers' A-type is: –́ × × ◡́× ×: hélpe ʒefrémede, with resolution of the second stress and an extra syllable before it. It gives us a group equivalent to the Latin tardus.

Sievers' type A, then, gave to Old English poetry rhythmical groups equivalent to all three Latin rhythms: planus, velox and tardus. All three are found again in the prose of the period. They were part and parcel of the language. But good classical scholars such as a Wærferþ and Wulfstan who were familiar with Latin prose and had come to admire its numbers, consciously sat down to introduce them into their own prose. Hence the inordinate number of planus-forms in their works. King Alfred learned Latin too late in life to read or write it

with ease. He could laboriously translate it, but not enjoy the beauties of style and rhythm. If he has cursus-forms it is because he cannot avoid them.

If then planus, tardus and velox in English prose are of native, not exotic growth, so that their very names are almost misnomers, their greater frequency in later English is certainly due to classical influence. Numbers of classical words exhibit in themselves some form of the cursus. And if in modern English the planus shows itself much more frequently than either velox or tardus, it is not alone because already in the oldest English, prose as well as poetry, the extended A-type occurred so frequently; but also because any Latin or Greek word of 5 or 6 syllables can in itself form a planus:

I. Six syllables. First syllable unstrest. Type × ´ × × ´ ×. Rare: Congratulatory.

II. Five syllables. First syllable strest. Type ´ × × ´ ×. Of frequent occurrence: Accomodation. fortification. imagination. solicitation. ratification. ecclesiastic. hypochondriac. mathematician. hieroglyphic. superintendent.

III. Four syllables:

a) type × × ´ ×. which by a preceding strest monosyllable is often made into a planus: same situation. just retribution. old expectation. late innovations. my disposition. through superstition.

b) type × ´ × × which by a following trochee is made into a planus. The first unstrest syllable takes no part in the planus:

´ ×× ´ × ´ ×× ´ ×
ethereal ardour. superior person.

c) type × × ´ ×. The last two syllables followed by a word of the × ´ × type yield a planus:
comprehensive conception.

IV. Three syllables:

a) type ´ × × followed by a trochee. Very common:
delicate women. Maritime power. different outlook. lofliest mortal.

b) type × ´ × preceded by a trochee. Just as common:
little advantage. any disaster. public amusement. inward sensation. fleeting resemblance. mother's apartment. body politic.

c) same type ×´× preceded by a strongstrest monosyllable + some link word:
class of abuses; heaps of amusements; groans and convulsions; eye of presumption.

d) same type ×´× preceded by a word of the type ×´ (of which the first syllable does not take part in the planus. construction) + some link-word.

´ × × ´ × ´ × × ´ ×
disdain of subjection; conceal the omission.

e) same type ×´× preceded by a word of the type ×´× of which the first syllable takes no part in the planus. formation

´ × × ´ ×
domestic examples. entirely successful.

V. Two syllables: Mark that the cursus largely affects Germanic words as well:

a) Two trochees connected by some link-word. The most frequent type. Thousands of examples:
captains of armies. leader of parties. fruitful of marvels. feelings of friendship. mingled with triumphs. gentry and priesthood; Christian and Moral; order and freedom; a hundred and twenty; giving their answer; rescue his country; ever in action; founded an empire; offer your service; into the language; for ever and ever.

b) a trochee preceded by monosyllables: not uncommon.
rights of the people. view of the present. move her to anger. stay in her palace. care of his mother. out of his chamber. show it in action. force of his nature.

c) a trochee followed by monosyllables:
able to tell them. often to see me. rarely to show it.

d) a trochee followed by an iamb and an unstrest monosyllable:
chiefly attracts me. father forgets it.

e) a trochee preceded by a strest monosyllable + a two-syllabic word with both syllables unstrest.

´ × × ´ ×
mind against matter.

VI. Monosyllables. The planus may be built up entirely of monosyllables, as in

× × ´– ×
Jóhn is my best friend with emphasis on best
This is his first book with emphasis on first
Give me my new hat with emphasis on new

But in practice we do not often meet with a planus of monosyllables. —

I have now given no fewer than 16 different modes in which the planus is built up, and I should not be surprised if some of my readers were to find that I had forgotten one or two types. And let it be borne in mind that so far I have only dealt with the pure planus and not with its variety ´– × × × ´– ×. I will spare the reader an enumeration of its various types which are even more numerous than those given above. Nor do I mean to fatigue him with a detailed account of the several ways in which a tardus can be constructed. Suffice it to say that they are not nearly so numerous as the planus types. In my notes I find only 8 types recorded:

filial gratitude	´– × × ´– × ×
political suicide	(×) ´– × × ´– × ×
pattern of eloquence	´– × × ´– × ×
life of our ancestors	´– × × ´ × ×
observed in your majesty	(×) ´– × × ´ × ×
English biography	´– × × ´– × ×
Duke of Northumberland	´– × × ´– × ×
prevent your discovery	(×) ´– × × ´– × ×

This is quite in accordance with the state of things we found to obtain in the various passages examined: the planus in most cases greatly outnumbered the tardus.

Lastly the velox. It is the form that occurs least frequently. For first of all I know no words of 7 syllables constituting the rhythmic formula ´– × × – × ´– ×. In the second place it is difficult to apprehend 7 and often 8 syllables as a rhythmic unity. Again, groups of so many syllables are rarely composed of two words, as is the case with:

capital execution; luxurious dispensation; glorious undertaking; contemplative disposition; particular obligations.

but in most instances there are more words linked by some preposition:

wórthy of thèir attáchment; coúrse of that rèvolútion; réckoned amòng the másters;

dúty and àdmirátion; dwéll in our rècolléctions; (make) líſe a heròic póem.

All these are very clear cases both of principal and of secondary stress. But it is especially with regard to the secondary stress that great difficulties present themselves; cases in which free scope is left to the índividual taste of the reader. Can such words as *of, and, is* have secondary stress? If so, the following are velox-types:

líberty òf discússion; ínstances òf your fávour; génius òf the áuthor;
déstiny ìs decíding; oríginate àt the móment; pówerful ànd exálting;
obscúrity ànd confúsion; suíted to hìs condítion; pórtion of oùr predíction.
enthúsiast òr impóster; —

But I can very well appreciate the objections which others may raise against such scanning. And again: If Professor Clark [1]) scans

pásseth all ùnderstánding

may it not seem to others that *all* is much stronger stressed than the first syllable of *understanding*, so that we ought to read the last words, as a planus, thus:

passeth *all understánding* ? ˊ × × ˊ ×

Professor Clark in the same page describes as a velox the line:

sérvice is pérfect fréedom.

He justly lays as much stress on *per*fect as on *free*dom. But if in the formation of a velox, instead of a secondary stress we may also use a full-strest word, the following must also be admitted as velox-types, though strict scansion would exclude them from the list:

sílence of the sléeping cíty; delineátion of círcumstánces; gílding the wáves and móuntains.
nátional crímes and fóllies; encróachments of kíngly pówer; gréat and evéntful dráma;
cústom of éxercíses; gárdens of státe and pléasure.

In all these cases, to make perfect velox-types, the second

---

[1]) Prose Rhythm in English, p. 10.

stress ought to be a secondary one, just as Mr. Shelly scans[1]) in the following:

> ríse to the lìfe immórtal; wílls of thy faìthful péople;
> péople which càll upón thee; desíre of thy hùmble sérvants;
> trúly and gòdly sérve thee.

I am aware that there are Englishmen who scan like Mr. Shelly; especially clergymen. But I also know that a great many Englishmen would use full stresses and read:

> trúly and gódly sérve thee etc.

their sense of *native* rhythm forbidding them to slur over such a word as *godly* and reduce it to a secondary stress, or almost unstrest syllable. Here we see another reason why there are, comparatively speaking, so few velox-types: it is only by ignoring the principle of native rhythm that a group of words can be read as a velox. And on the other hand, if there are so many planus- and tardus-forms in the language, it is because in their construction native and classical rhythm go hand in hand.

§ 14. I find, then, that the mediæval cursus-forms, so far from being introduced into English prose by the sixteenth-century translators of Bible and Prayer-Book, are found in the prose of every period of the language, from the earliest down to the present day. They are not due at all to classical influence, but reflecting as they do the rhythms of Old English poetry, are part and parcel of the language. In a few instances — Wulfstan, Bible translators, Newman — classical culture and consequent appreciation of the Latin planus, velox and tardus, may have resulted in conscious imitation of the cursus-forms in English, but for the rest their introduction is an involuntary, indeed, an inevitable, proceeding, seeing that no prose is possible without them.

If we continue to call the rhythmical groups ´ × × ´ ×; ´ × × ´ × ×; ´ × × ´ × ´ × planus, tardus and velox respectively, it is only for want of better names. But these names should not lead us into the belief that we are in face of a classical phenomenon. That their occurrence in English is a Germanic

[1]) Rhythmic Prose in Latin & English. Church Quarterly Review April 12. 1912.

feature, independent of classical influence, is further proved by the fact that these rhythms occur in Dutch and German prose as well and are just as inevitable.

By the side of the three groups mentioned just now there is a fourth ⏗́ × × ⏗́. In Latin it was apprehended as an unmusical group and early discarded. In English, where it occurs just as the others from the earliest times downward, it has never impressed hearers as unrhythmical and has even attained a degree of favour through French influence.

That authors who make use of (what I must now excuse myself for calling) the cursus, do so in spite of themselves, is proved by the fact that never in a single instance do they betray their conscious striving after rhythm by a grammatical, syntactical, or accentual departure from the ordinary state of things; and also by the fact that slight and insignificant changes might frequently have yielded a number of cursus-forms of which they were not aware. The few classical scholars who did consciously strive after planus and tardus in their English prose mostly attained their end by a freer use of classical, especially Latin, words. But for the rest we may say that, unlike the native rhythm which I have described in my various works, the "cursus" has not left any mark on the English language.

The introduction of French words into the language greatly increased the number of cursus-forms, seeing that hosts of words in themselves exhibit some rhythmical form. — By what means Wulfstan introduces such an inordinate number of cursus-forms into his prose, and in what respects his style differs from that of most of his contemporaries, I hope to demonstrate in a future paper.

Utrecht 26 February 1914.

P. Fijn van Draat.

BESPRECHUNGEN.

LAUTGESCHICHTE.

Karl Luick, *Historische grammatik der englischen sprache.* Erster band, zweite lieferung (ss. 145—320). Leipzig 1914.

Die zweite lieferung des bedeutsamen werkes vervollständigt in der lautentwicklung bis ins 11. jahrhundert die geschichte der sonanten in betonten silben und fügt diejenige der sonanten in unbetonten silben hinzu. Wie schon in der besprechung der ersten lieferung bemerkt wurde, zeichnet sich die geistvolle behandlung des stoffes namentlich durch genaueste chronologische auseinanderlegung der lautvorgänge aus (zusammengestellt in den chronologischen übersichten §§ 291 u. 350). So werden ältere und jüngere kontraktionen, ältere und jüngere rundungen (*w*-einflüsse), auch eine zweite (mercisch-kentische) aufhellung von *a* > æ geschieden.

Die bedeutsamste neuerung des buches ist vielleicht die darstellung der aufhellung von *ă* > æ̆: L. läßt diese zunächst in allen stellungen eintreten (§§ 115 ff.). Wie schon am schluß der besprechung der ersten lieferung angedeutet, ist die hierauf begründete erklärung der brechung > *ea* von einer grundlage æ aus einfacher und ansprechender als die von Kluge, Grdr. I[2], s. 1020 und Bülbring, El.B., § 130 An. 1 gegebene entwicklung *a* > *au* > *ea*, vgl. Luicks begründung § 140[1]). Auch der erklärung von *daʒas* < *dæʒas, fatu* < **fætu, māʒas* < **mǣʒas* mit rückläufiger bewegung *ă* > æ̆ > *ă*, nicht bewahrung des *ă*, glaube ich zustimmen zu können, vgl. § 164; auch der mercische velarumlaut in fällen wie *fearan, featu* erklärt sich viel besser von æ (nach L. durch zweite aufhellung entstanden) als von *a* aus, vgl. § 231 an. 4. Wenn L. auch *ă* vor *w* (zb. *awel, sāwon*) nicht als be-

[1]) Auch in vorlesungen des herausgebers dieser zeitschrift wurde schon lange die brechung so wie von Luick erklärt. R. J.

wahrtes wg. *ă*, sondern als jüngeres ergebnis aus ᾰ̈ auffaßt, so kann die länge *ā* vor *w* nach L. nur im Westsächsischen oder vielmehr dem im allgemeinen sich mit dem Sächsischen deckenden ǣ-gebiet vorkommen, da ja außerhalb dieses, im Mercisch-Kentischen, ǣ aus wg. *ā* im ganzen zu *ē* fortgeschritten ist (§ 145 u. an. 1). Anglisch-kentische vertretungen von wg. *ā* vor *w* sind nun nach L. zufällig nicht belegt (für *sāwon, ȝetāwe, tāwian* finden sich andere bildungen: *sēȝon, ȝeatwe, tēoȝan;* immerhin könnte *ȝetāwa* im Læce-Bōc 1, 29 aus mercischer vorlage stammen). Aber gemeinengl. *ā* vor *w* kann vorliegen in den verben *blāwan, cnāwan, sāwan* usw.; daß diese *ai* voraussetzen, wie L. a. a. o. annimmt, scheint mir durch alle diskussion nicht sichergestellt zu sein (für *ai* entscheidet sich neuerdings Kluge, Festschrift für Vietor, s. 106, aber für germ. ǣ, wg. *ā* Braune, Got. gramm.[7], § 22, und derselbe bezeichnet Ahd. gramm.[3.4.] § 351 an. 3 diese verba als pura, nicht verba mit *jo*-präsens). Wenn, wie mir wahrscheinlich, *blāwan, cnāwan, sāwan* usw. wg. *ā* voraussetzen, so liefern sie belege für gemeinenglisches, also auch außersächsisches *ā* < wg. *ā* vor *w*, und wir müssen, um Luicks theorie einer rückläufigen bewegung von *ā* (und damit auch *ă*) > ǣ̆ > *ǣ̆* auch vor *w* zu halten, annehmen, daß im Anglisch-Kentischen vor *w* wg. *ā* nur bis zu ǣ (nicht *ē*) vorrückte und wieder zu *ā* wurde, denn eine reihe *ā* > ǣ > *ē* > ǣ > *ā* wäre doch wohl zu kompliziert. Bedenken scheinen dieser auffassung nicht im wege zu stehen, und L.s theorie einer zunächst durchgängigen aufhellung von ǣ̆ braucht so nicht eingeschränkt zu werden (natürlich abgesehen von nasaleinfluß). — Übrigens hat L. gewiß recht, wenn er, wie schon Sievers, bei diesen erscheinungen das *w* und nicht den folgenden vokal die ursache bilden läßt (anders Bülbring, El.B., § 129).

Ansprechend ist auch die annahme eines älteren, einfluß eines vorhergehenden *w* und folgender dunkler vokale vereinigenden, daher 'gesteigerten' velarumlauts, der ohne diphthongische zwischenstufe *wi* > *wu*, *we* > *wo* wandelte (§§ 221 ff.). Auch auf die neue darstellung der entwicklung von sproßvokalen in unbetonter silbe §§ 317 ff. sei hingewiesen (vgl. Festschrift für Vietor s. 260 ff.).

An einzelheiten sei noch folgendes angemerkt:

§ 230. Daß in fällen wie *eowu, streowian, meowle,* wo umlauts-*e* zugrunde liegt, *eo* nicht auf wirkung des *w*, sondern des folgenden *u, o* beruhen, *w*-umlaut also auf fälle mit altem *e* be-

schränkt sein soll, überzeugt nicht angesichts des zahlreich belegten *meowle,* zu dessen erklärung das konstruierte **meowu* nicht ausreicht: *clewepa* (neben *clæwepa*) ist spärlich belegt, und wenn gegenüber schwankendem, dh. mit *e* wechselndem *eo* in *cowu* und *streowian* das *eo* in *þeowot* und *treowes*, die altes *e* haben, fest ist, so kann hier der einfluß von *þēo(w)*, *trēo(w)* geltend gemacht werden. — § 247. Sollte die scheidung zwischen *bīom* und *bīaþ* im Vesp.-psalter nicht etwas altertümliches und insofern der gegensatz zwischen dem psalter und dem 'ostmercischen' (?) Ru[1], das *bīoþ* (neben *bēoþ*) hat, nur zeitlich sein? Übrigens überwiegt schon im Vesp.-ps. *bīoþ* weitaus über *bīaþ*. Zum dialekt von Ru[1] vgl. Engl. Stud. 48, 153. — § 260. An. 2. *ī̆o* für *ē̆o* im psalter erklärt auch Wildhagen (Festschrift für Morsbach s. 437) aus kentischem einfluß. — § 281. In *cininȝ* < *cyninȝ* könnte vokalassimilation vorliegen, die durch vortonigen gebrauch vor eigennamen begünstigt würde. — Zu §§ 283 ff. Auch die rundung nach Labial, die Bülbring (Bonner beitr. 15) aus *weopman*, *tweolf*, *hweolp* ua. der Ancren Riwle und Katherine-gruppe nachweist, war wohl schon altenglisch. (Die von Bülbring hier gezeigte bewahrung eines älteren *oe* erwähnt übrigens L. in § 288.) — § 348 An. 1. Annahme westsächsischen einflusses in Lind. erscheint bedenklich. — Zu § 349 vgl. noch altkent. *heorat*.

Posen. Richard Jordan.

W. Heuser, *Altlondon, mit besonderer berücksichtigung des dialekts.* Wiss. beilage zum jahresb. d. kgl. Realgymn. zu Osnabrück. Ostern 1914. 64 S. 8°.

Heuser behandelt zunächst die geschichtliche entwicklung Londons und die Altlondoner ortsnamen. Bemerkenswert ist es, daß auch hier die verschiedenen Gilden ursprünglich geschlossen in einer straße zusammen wohnten und dieser meist ihren namen gaben, so die Candelwrihtestrate, Isemongereslane, Cordwainers und Corveiseres Strate, Berchervere Lane (Birchin Lane, von Berkchervere, Borkenschneider, Gerber), Belleyeteres Lane (Billiter Lane, Glockengießergasse), Ropereslane u. a.

S. 11—19 druckt der verfasser dann Fitz Stephen's *Description of the most honourable City of London* ab nach Stow, Survey of London (1598), ed. Strype, Appendix p. 12 ff. Das lateinische original dieser einzig dastehenden und noch immer viel

zu wenig zugängigen und beachteten beschreibung Londons aus dem 12. jahrhundert ist abgedruckt ib. p. 9—11. Fitz Stephen (Stefanides), ein Londoner stadtkind, lebte unter der regierung könig Stephans, schrieb unter Heinrich II. und starb im jahre 1191.

Für die darstellung des alten Londoner dialekts benutzt der verfasser die *Husting Rolls*, *St. Paul's Doomsday* (vom Jahre 1222), *Liber de antiquis legibus* (1274), *Liber Custumarum*, *Calendar of Letter Books* und *Ancient Deeds* (in dem Public Record Office). Es ist ihm so gelungen, die charakteristischen merkmale des Altlondoner dialekts festzustellen, die sich von der gemeinenglischen entwicklung unzweideutig abheben. S. 48 ff. zeigt nun Heuser, wie ein so eigentümlicher, scharf ausgeprägter, vielfach von der gemeinenglischen entwicklung abweichender dialekt zu der abgeschliffenen sprache Chaucers und schließlich zur schriftsprache führte. Chaucer hat der aus praktischen bedürfnissen in London erwachsenen gemeinsprache von vornherein den charakter der allbeherrschenden literatursprache gesichert, deren einfluß schon ein jahrhundert nach dem tode des meisters bis in das ferne Schottland fühlbar war.

Die wichtigsten reste der Altlondoner literatur bergen sich in der gewaltigen sammelhandschrift, die um 1330/40 die blüte der damaligen weltlichen literatur zusammenfaßte. In erster linie steht hier das umfangreiche fragment des versromans *Arthour und Merlin* [1]), eine wahre fundgrube der volksmäßigen Londoner sprache aus dem anfang des 14. jahrhunderts, ferner *Kyng Alisaunder* [2]), die novellensammlung von den *Seven Sages* [3]). Wir kennen aber bis jetzt nur einen teil der literarischen tätigkeit Altlondons. Manches liegt noch in den handschriftenschätzen englischer bibliotheken vergraben. Heuser weist noch auf eine unbekannte predigt hin, die sich in dem ms. Hatton 57 der Bodleiana zu Oxford findet, gehalten im jahre 1388 am St. Paul's Cross von Thomas Wimbledon, der, dem namen nach zu schließen, selbst ein Londoner war. Zu untersuchen bleibt auch noch, ob nicht große teile des berühmten Auchinleck-ms. in London selbst geschrieben sind. Die wunderliche sprachmischung mit nördlichen formen, die dort so häufig vorliegt, könnte man vielleicht durch annahme

---

[1]) Ed. Kölbing, Altengl. bibliothek bd. 4. 1890.

[2]) Ed. Henry Weber, Metrical Romances, bd. I, aus dem ms. Laud 622.

[3]) Ib. bd. III.

eines nordenglischen schreibers erklären, der nach der hauptstadt verschlagen war.

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

August Dahlstedt, *The Modern English Word-Order in clauses with demonstrative and determinative verbal modifiers.* Programm des gymnasiums Ystad (Schweden) 1912—1913. Separatabdruck. Ystad, A. G. Bengtssons Boktryckeri, 1912. 4°. V + 99 ss. M. 3,50.

Der verf., der durch frühere abhandlungen über die wortstellung im Alt- und Mittelenglischen[1]) wohl bekannt ist, beschäftigt sich in dem vorliegenden programm ausschließlich mit dem Neuenglischen.

Nach einer umfangreichen einleitung (s. 1—14), in der er sich über die von ihm gebrauchte terminologie, die methode und anlage seiner arbeit äußert, behandelt D. in einem ersten teil, der etwa 4/5 des ganzen einnimmt, die Demonstrative Verbal Modifiers (s. 15—96), in einem zweiten, wesentlich kürzeren teil die Determinative Verbal Modifiers (s. 97—99).

Der verf. unterscheidet zwischen verbal complements, real verbal modifiers und loose verbal modifiers und behandelt dann die Demonstr. Verbal Mod. in 9 kapiteln, in denen zugleich auch die für die Determ. Verbal Mod. des zweiten teils geltenden gesichtspunkte erörtert werden. Die stellung der Demonstr. Verbal Mod. mit beziehung auf verbum und subjekt (introductory, presubjectival, preverbal, interverbal, postverbal) ist mit recht in den mittelpunkt gerückt, woraus sich auch der größere umfang des ersten kapitels (s. 16—58) erklärt. Die methode der forschung ist entsprechend der flüssigkeit der lebenden sprache nicht die statistische, sondern die kritisch-exegetische, die den einzelfall genau untersucht, aber gleichwohl gegen 800 beispiele heranzieht. Kapitel 2—5 behandeln den einfluß des psychologischen, syntaktischen, rhythmischen und differenzierungsprinzips auf die wortstellung (s. 58—77).

Die kritik, die der verf. hier und an einer späteren stelle seiner arbeit (s. 96) an Western's studie *On Sentence-Rhythm and Word-Order*[2]) übt, scheint mir deshalb nicht ganz gerecht-

---

[1]) *Rhythm and Word-Order in Anglo-Saxon and Semi-Saxon.* Lund 1901. *The Word-Order in the Ancren Riwle.* Sundsvall 1903.

[2]) Vgl. meine besprechung *Engl. stud.* bd. 41, 400 f.

fertigt, weil W. nur anregungen, nicht aber eine erschöpfende darstellung geben wollte.

Nur wenige zeilen umfaßt kapitel 6 »Occassional influences on word-order« betitelt (s. 77). Kapitel 7 bespricht die stellung der Demonstr. Verbal Mod. mit beziehung auf das verb in sätzen, in denen das subjekt der natur der sache nach an der spitze steht (frage- und relativsätze). Im folgenden kapitel wird die gegenseitige stellung der Demonstr. Verbal Mod. und der übrigen ergänzungen des verbums untersucht. Kapitel 9 endlich hat die gegenseitige stellung von subjekt und verbum zum gegenstand.

Die drei kurzen kapitel des zweiten teils entsprechen inhaltlich den kapiteln 1, 8 und 9 von teil I.

Auf den gedankengang und die beweisführung der in ihrer prägnanz nicht immer leicht zu lesenden arbeit kann hier nicht eingegangen werden. Das neue ist vor allem die methode. Die abhandlung will, wie der verf. in seiner selbstanzeige in der Germ.-Roman. Monatsschr. V 496 sagt, "den großen unterschied zwischen forschungen in lebenden und forschungen in toten sprachen hervorheben. Sie will einer unter unsern augen heranwachsenden sprache ihre geheimnisse ablauschen und das leise weben der sprachgesetze wie auf frischer tat erhaschen. Sie begnügt sich also nicht mit belegen aus der literatur, sondern füllt die lücken mit dem aus, was ein geschultes gehör wahrnimmt." Der verf. ist sich der kühnheit dieses unternehmens wohl bewußt, und tatsächlich ist auch die gefahr sehr groß, daß der ausländer bei der untersuchung der verschiedenen stellungsmöglichkeiten in einem satz fehlgreift. Ist wirklich in *He loves me better than does my own daughter now* und *He loves me better than does she now* (s. 88) die inversion gleich geläufig?

Raumrücksichten haben den verf. offenbar veranlaßt, seine belege zu numerieren und da, wo sie später anzuziehen sind, mit zahlen auf sie zu verweisen. Nur an einer stelle (s. 82—84) sind die belege in größerem umfang wiederholt worden. Das ist namentlich vom standpunkt des lesers aus sehr zu bedauern, da die lektüre der schrift durch solche sparsamkeitsrücksichten nicht unwesentlich erschwert wird. Es hängt das offenbar mit dem erscheinen der abhandlung als programmschrift zusammen. Durch ein erscheinen in buchform wären zweifellos auch die trotz der "Additional Notes" noch ziemlichen zahlreichen druckfehler verringert worden. Doch das sind dinge, für die wir

den verf. nicht verantwortlich machen können. Wir beglückwünschen ihn zu seiner neuesten arbeit und hoffen mit ihm, daß sie ein reges interesse für die einschlägigen probleme erwecken möge.«

Ludwigsburg (Württemberg). Eugen Borst.

LITERATURGESCHICHTE.

Pontus Fahlbeck, *Beowulfskvädet som källa för nordisk fornhistoria.* (N. F. K. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar. 13. 3.) Stockholm. 1913. 17 pp.

The veteran champion of the cause of the Jutes, after an interval of nearly thirty years, returns to the arena and breaks a fresh lance in the controversy over the *Gēatas* of the *Bēowulf.* Since Fahlbeck, in 1884, first came forward with definite arguments to prove the identity of the *Gēatas* and Jutes — and, we should add, since Bugge made the Swedish historian's paper more readily accessible by his discussion in *Beitr.* XII 1ff., the question of the nationality of Beowulf's people has been taken up again and again by philologists. On the whole, the Götar of South Sweden have found more favor with the investigators than their Jutish rivals, though the cause of the latter has been embraced by some men of the highest standing.

Fahlbeck in the present paper recites briefly the counter-arguments of Sarrazin, Stjerna, and Schück, refers to the support given his own view by Schütte, and then goes over the well trodden ground again, emphasizing strongly a few points. Thus he examines the relations which the Geats had with the Franks on the one hand and with the Swedes on the other. It seems more reasonable, he argues, to seek the tribe that made the expedition to Friesland, in Jutland than in Westgötland. Moreover, it would be difficult to understand why the poet had the messenger (who brought the news of Bēowulf's death) express apprehension of war from the Merovingians, if the Geats were Götar. Such a fear would be natural from the Jutland horizon only. Schück tried to evade the difficulty by calling the passage in question (2910—2921) a fanciful interpolation of the Ags. poet. But to imagine that a man well acquainted with the Merovingian power should be guilty of ascribing of his own accord such a fear to the Geats is even

more unreasonable than to suppose that the people themselves should have entertained ideas of that kind.

It is exactly the reverse in the case of their relations with the Swedes. It is most natural to assume that the two tribes persistently fighting each other were neighbors; that, therefore, the Geats were Götar. The distance between Uppland and Jutland is very great. And yet, on the other hand, the discovery of the Vedelspang stones has brought to light evidence that points to the existence about the year 900 of a South Jutland kingdom founded by Swedes. Hence, the several passages of the Ynglingasaga (and Ynglingatal) that mention struggles between the Swedes and the Jutes have been substantiated anew. An intimate communication had actually existed between Sweden and the distant Jutland.

As regards the characterization of the Geats as a seafaring people, Fahlbeck combats Schück's view that in former times Westgötland included Halland and Bohuslän with an extensive coast line. He also objects to the interpretation which would make the 'sea' *(sǣ, wīd wæter, heafo)* mean the great lakes, Väner and Vätter. Schück had remarked that the passage by land even at a much later date was very difficult, so that any way by water was preferable, even though the boats had occasionally to be carried overland between navigable waters. But there did exist in the early Middle Ages a short way across Tiveden, which possibly goes back to Beowulfian times, and which would have been the natural road for the Swedes and Götar to use. Another difficulty is found in the fact that 'sea' if used with reference to the Götar must have had three distinct meanings. It must have meant the Kattegat and North Sea in the case of the voyage to the Danes and Franks. It must have meant Lake Vätter, when the Swedes attack the Geats, and finally the Baltic Sea and Lake Mälar, when the Geats visit the Swedes. Such a promiscuous use of one and the same term seems improbable to Fahlbeck. But why? Is not *lagustrēam* applied both to rivers and oceans?

A final question remains unanswered, namely, why in the poem no mention is made of conflicts between Danes and Geats (i. e. Jutes). Once an ancient feud is briefly alluded to (1855 ff.), but it does not belong to the period which the poem embraces. Nor is any war with the Danes foretold by the messenger at the

close of the poem. The future struggles were to be with the Swedes and Franks. This seems strange, since neighboring peoples have in all ages been the bitterest enemies, and more especially since Jutland did finally yield to Danish rule. The misfortune did not come from the Swedes or the Franks, but from the Danes; yet nothing is said of this in the poem. But the question is equally puzzling, if the Geats were proved to be Götar, considering that the Danish Skåne borders on Westgötland, and occasion for friction cannot have been lacking.

Until new, convincing arguments to the contrary are advanced, the author concludes, he will stand by his own view of the nationality of the *Gēatas.*

Fahlbeck has presented his evidence in a very fair and pleasing manner, entirely *sine ira et studio.* But is does not compel immediate conviction. The obscurity which envelops the early history of the Jutes as well as of the Götar is so great that decisive geographical, historical, or literary arguments are hard to find. Certainly, safe conclusions with regard to the period of the *Bēowulf* cannot be drawn from conditions which existed several centuries later. As to the 'Merovingian' puzzle, the incongruity involved has possibly been exaggerated. Just as the poet (through the mouth of the messenger) declared the Geats' fear of renewed wars with the Swedes (2922 f., 2999 ff., 3015 ff.), his thoughts would likewise turn to the continental enemies of Beowulf's people, who would be expected to seize the opportunity of seeking revenge. The death of the mighty king, this is apparently the main idea he wishes to convey, will leave the country without protection against any of its foes.

But, above all, the linguistic side must not be overlooked. The perfect agreement of the forms *Gēatas* (used over fifty times in the poem) and ON. *Gautar*, coupled with their complete separation from the name of the Jutes (OE. *Eote, Ȳte*, ON. *Jótar*) remains an objection not easily removed. It would require very weighty arguments indeed to overthrow this fundamental evidence in favor of the Götar.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Medicina de Quadrupedibus. An early ME. version, with introduction, notes, translation, and glossary, edited by Joseph Delcourt. (Anglistische forschungen, hrsg. von Joh. Hoops, heft 40.) Heidelberg, Winter, 1914. LI + 40 ss. 8°.

Von den medizinischen schriften der frühme. hs. Harl. 6258 (= O) waren vorher zwei herausgegeben, nämlich das *Herbarium Apuleii*[1]) (hrsg. von H. Berberich, Anglist. forsch. 5, 1902) und die rezeptsammlung Περὶ διδάξεων (hrsg. von Max Löweneck, Erlanger beitr. 12, 1896). Die dritte, in der hs. zwischen den beiden stehende schrift, *Medicina de Quadrupedibus* hat nun in J. Delcourt einen herausgeber gefunden, und somit ist der ganze medizinische inhalt der hs. der anglistischen wissenschaft zugänglich gemacht. Von dem *Herb. Ap.* und der *Medicina* gibt es auch ältere, altenglische hss., die Cockayne in seinem wohlbekannten werke herausgegeben bzw. benutzt hat[2]), während Περὶ διδάξεων nur in der me. hs. erhalten ist[3]). Für seine zwecke hielt Cockayne (I s. LXXIV) es für überflüssig, unsere hs. (O) zu kollationieren; dagegen hielt er die veröffentlichung der hs. für andere zwecke für wünschenswert: "for the history of our language it may some day be required that the whole should be printed for comparison with our earlier text."

Mit der uns vorliegenden veröffentlichung der *Medicina* (nach O) ist das von Cockayne erwünschte ziel erreicht. Die älteren, vorher von Cockayne herausgegebenen hss. werden nur herangezogen, wenn sie für das verständnis und die emendierung von unserem text notwendig sind. Es war nicht der zweck des herausgebers, eine kritische ausgabe von der *Medicina* zu bieten; es kam ihm vor allen dingen darauf an, die sprachliche form des textes (in O) den fachgenossen zugänglich zu machen.

Für die ausgabe des kleinen, nicht uninteressanten denkmals (s. 2—25), die von einem abdruck (mit mehreren, aber leider nicht durchgreifenden besserungen) von Cockaynes englischer übersetzung begleitet ist, können wir nur dankbar sein, zumal unser material für die aufklärung der sprachlichen verhältnisse der übergangszeit zwischen Ae. und Me. nicht genug ergänzt werden kann.

Der ausgabe geht eine einleitung (51 seiten) voran, worin über den gegenstand und die methode der arbeit gehandelt wird,

---

[1]) Siehe auch M. Förster, Literaturbl. f. germ. u. rom. phil. 1902.

[2]) *Leechdoms* usw. I s. 2—373.

[3]) Auch von Cockayne herausgegeben III s. 82—145.

wonach eine kurze beschreibung der hs., ein vergleich mit den anderen hss., einige ausführungen über die schreibungen und den dialekt des denkmals folgen; der hauptteil der einleitung wird jedoch von der ausführlichen laut- und formenlehre ausgemacht[1]). Wir haben kein recht, von diesem abschnitt besonders wichtige resultate zu erwarten, aber wertlos dürfen wir ihn deshalb keinesfalls nennen.

Ein glossar beschließt das büchlein; für den lexikographen und etymologen wird dadurch sein wert nicht allzu unbeträchtlich erhöht.

Upsala. Erik Björkman.

Ludwig Bartels, *Die zuverlässigkeit der handschriften von Laȝamons 'Brut' und ihr verhältnis zum original.* (Studien zur engl. philologie, hg. v. L. Morsbach 51.) Halle, Niemeyer. 1913. M. 3,—. 96 ss.

Die zahlreichen weder durch alliteration noch durch reim gebundenen verse der chronik des Laȝamon gaben veranlassung nachzuforschen, ob das original bereits solche verspaare kannte, oder ob sie erst durch die abschreiber entstanden sind. Das ergebnis der untersuchung ist ein vernichtendes urteil über mittelenglische schreiberaufmerksamkeit: diese allein sind für die ungebundenen verse verantwortlich.

Die einleitung bespricht kurz Laȝamons dichtungsprinzip: alliteration und reim nebeneinander, schwanken in der wortstellung wegen des noch unsicheren stils. Irreführend und unklar ist hier die angabe: "sämtliche verse haben vier hebungen; das metrum ist also genau dasselbe wie in den altenglischen gedichten." Meint verf. mit "versen" kurzzeilen oder langzeilen? Doch wohl kurzzeilen? Er stellt sich also noch auf den boden der vierhebungstheorie? Oder? Auch in schließlich für die ganze arbeit nebensächlichem sollte man genau sein. Der wert der jüngeren hs. B wird im nächsten abschnitt entgegen Trautmanns und Imelmanns vagen behauptungen richtig eingeschätzt. Sie ist zu beachten, 1. wo sie ein wort gegen A überliefert, das sie sonst auszuscheiden pflegt; 2. wo sie alliteriert,

[1]) Dieser abschnitt enthält einige einzelheiten, in bezug auf welche ich die ansicht des herausgebers nicht ganz teilen kann, zb. wenn er s. XIX *onȝeahþ* (st. *onfehþ*) für "possibly an isolated Northern form" hält (es ist m. e. sicher ein schreibfehler, vgl. s. XXIV).

während A irgendwie entstellt ist. Hingegen sind ihre reime und ihre bestrebungen, die verse gleich lang zu machen, werk des späteren überarbeiters. Sie ist wie verf. gegenüber Madden richtig bemerkt, eine modernisierte, nicht eine gekürzte redaktion. Als wichtigste aufgabe einer untersuchung der überlieferung von Laȝamons Brut wird daher das prüfen der zuverlässigkeit der hs. A bezeichnet. In ihr haben die schreiber selbst und auch spätere hände manche fehler verbessert. Diese korrekturen treffen nicht immer das richtige. Verf. bestätigt hier die vermutung Luhmanns[1]), daß diese änderungen, auch wo sie das richtige treffen, nicht nach einer schriftlichen vorlage gemacht wurden. Beide hss. gehen — wie schon Luhmann gezeigt hat — auf eine gemeinsame zwischenhs. Y zurück. Verf. vermehrt die gründe seines vorgängers um einen weiteren. Mit recht vorsichtigt sagt er weiter, daß, während hs. A indirekt auf Y zurückgeht, B wahrscheinlich direkt von Y abzuleiten ist. In dieser ja durchaus gleichgültigen sache sind auch seine wahrscheinlichkeitsgründe — graphische eigentümlichkeiten, geringe veränderungen in den eigennamen — denn doch vielleicht auch anders zu erklären. In dem nun folgenden hauptteil der arbeit werden die fehler der hs. A einzeln besprochen; teils sind es solche, die sie mit B gemeinsam hat, die also auf Y zurückgehen, teils solche, die B nicht kennt, die also erst A oder seinen zwischenstufen von Y her zur last fallen, oder die B etwa durch zufall verbessert hat. Dies ist um so leichter möglich, da A die reimenden verse zerstört, weil sein schreiber die wortstellung der alliterierenden poesie gewohnt war, die schwere wörter zu anfang der verse stellt und nicht ans ende, wie in der reimtechnik, während für B gerade das umgekehrte gilt. Aufgeteilt auf die abschnitte: umstellungen von wörtern und versen — weitaus die meisten fälle —, falsche trennung der verse, wortvertauschungen, auslassungen, zusätze, schreib- und lesefehler werden die einzelnen fehler besprochen und unter beiziehung zahlreicher parallelen verbessert. Dies im einzelnen nachzuprüfen und zu verwerten, wird sache des zukünftigen, vom verf. sehnlichst herbeigewünschten, kritischen herausgebers des Laȝamon sein. Ihm wünsche ich freilich viel geduld und ausdauer, denn die anordnung der einzelnen fälle nach stilistischen gesichtspunkten bei B., die ja ein

---

[1]) Die überlieferung von Laȝamons Brut. Morsbachs studien, bd. 22.

hübsches bild der arten von fehlern gibt, arbeitet ihm praktisch schlecht vor. Ein ewiges hin- und herblättern oder ein abschreiben des buches auf zettel wird sein los sein. Im einzelnen wird B. wohl das richtige getroffen haben. Aufgefallen ist mir: s. 37: der reim *broper : Troie* 204 ist doch kaum als beweis für die möglichkeit von reimen wie *sode : broder* 31 094 anzuführen; s. 44: statt 3776 soll es 3786 heißen; s. 59: die möglichkeit eines reimes *wrohte : hehte* 1085 wird durch beispiele wie *pohte : wrohte* 2953, *worhte* : *bisohte* 10 018 nicht erwiesen, und auch fälle wie *worhte : tahte* 3704, 4208 beweisen nur die möglichkeit vokalischer unreinheit bei Laȝamon, wie viele andere; s. 69: die parallelfälle zu 14 790 sind nur teilweise zutreffend. Die wichtigkeit, über Laȝamons reimtechnik und formelschatz klarheit zu schaffen, wird im schlußkapitel richtig abgeschätzt; wäre B.s buch praktischer angelegt, hätte es vor allem einen reimindex oder wenigstens ein wörterverzeichnis, so könnte es auch ohne weitere arbeiten gute dienste tun. Über seine gegenwärtige form wird sich der benutzer mehr ärgern als freuen. Bei den bemerkungen über *King Horn* s. 88 hätten die hss. L und O auch beachtet werden sollen, dann hätte verf. den reim *seude : londe* C 1001 2 kaum angeführt, da hier die richtige lesart ganz gut wo anders, etwa in L stecken kann.

Innsbruck. Karl Brunner.

Alexander Boecker, *A probable Italian Source of Shakespeare's »Julius Caesar«*. New York 1913.

Ein spiel des zufalls, die bekannte duplizität der fälle, hat es gefügt, daß der wenig beachtete *Cesare* von Orlando Pescetti ungefähr zu gleicher zeit die aufmerksamkeit des verf. der vorliegenden arbeit als die Gregor Sarrazins (Engl. Studien 46, 347) erregt hat. Beide kommen zu dem ergebnis, daß die klassizistische tragödie (Verona 1594) Shakespeare als Quelle gedient haben könne. Der deutsche gelehrte stellt diese möglichkeit allerdings mit größerer zurückhaltung auf, aber eine genauere prüfung ergibt doch soviel, daß man von seinem *vielleicht* bis zu dem *wahrscheinlich* des Amerikaners gehen darf. Als sicher kann gelten, daß der englische *Julius Caesar* nicht ausschließlich auf Plutarch fußt, sondern daß er auch Angaben enthält, die auf Appian, Sueton, ja noch entlegenere antike schriftsteller zurückgehen. Eine solche mühselige und kleinliche zusammenstellung widerspricht aber

dem wesen des poetischen schaffens, besonders bei einem dichter, der keine literarischen kunstwerke hervorbringen wollte, sondern ausschließlich für die bühne arbeitete und auf das historische milieu sonst nicht die geringste rücksicht nahm. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Shakespeare alle diese zerstreuten Angaben schon in einer quelle vereinigt fand; und daß diese quelle eine von den zahllosen Cäsardramen klassizistischer richtung war, die vor ihm schon in Italien, Frankreich und England auftauchen, kann als gesichert gelten. Die klassizisten wollten ja nicht nur dichter sein, sondern vor allem ihre gelehrsamkeit zeigen, wie Bart. Cavalcanti sagt, sollen sich nur die *dotti* an die tragödie wagen. Daß unter diesen klassizistischen tragödien die des Pescetti in betracht kommt, geht aus Boeckers ausführungen überzeugend hervor; allerdings finden sich die übereinstimmungen zwischen dem italienischen und dem englischen drama weniger im wortlaut als in den motiven, so daß ein berechtigter zweifel übrig bleibt, ob Shakespeare den *Cesare* selber gekannt hat. Die motive können ihm auch durch ein Zwischenglied übermittelt worden sein, oder beide dramen könnten auf eine gemeinsame quelle zurückgehen. Über diese frage wird völlige klarheit kaum zu erlangen sein, da verschiedene der vorshakespeareschen Cäsar-tragödien rettungslos verloren zu sein scheinen. Aber wie dem auch sei, eine verbindung zwischen dem drama Pescettis und dem seines großen englischen nachfolgers kann nicht geleugnet werden. Als wichtigster umstand erscheint mir, daß sich bei ihm die umwandlung der Cäsartragödie zur Brutus-tragödie vorbereitet. Bei einem klassizisten, der gemäß seiner theorie die handlung binnen vierundzwanzig stunden, also nur an Cäsars todestag, abspielen lassen mußte, war der imperator mit notwendigkeit zur untätigkeit verurteilt, und die handlung fiel allein den verschworenen, insbes. ihrem führer Brutus zu. Von Cäsars größe konnte nichts übrigbleiben als deklamationen ohne taten. Shakespeares freie kunst war durch solche schranken nicht gehemmt, aber im gegensatz zu Plutarch folgt er der überlieferten klassizistischen schablone, und auch sein Cäsar ist passiv und ruhmredig. Nur ging des dichters gefühl für die dramatischen und theatralischen notwendigkeiten über das der klassizistischen vorgänger hinaus, und mit sicherem griff entschloß er sich, den führer der handlung auch zum helden des stückes zu erheben.

Noch einen von B. nicht beachteten umstand möchte ich

hervorheben, es ist der stil des *Julius Cäsar,* der mit seiner neigung zur rhetorik und deklamation im widerspruch zu Shakespeares sonstiger diktion steht Er macht die abstammung, zwar nicht von Pescettis stück, aber von einem klassizistischen werk überhaupt sehr wahrscheinlich. Die zahlreichen volksszenen widersprechen der annahme nicht, sondern bestätigen sie, da sie sich ohne schwierigkeit auf die anwesenheit eines chores zurückführen lassen. B. selbst ist so vorsichtig, Pescetti nur als eine *probable source* Shakespeares zu bezeichnen; unter betonung des *probable* kann ich seinen ausführungen durchaus beistimmen, auf jeden fall sind wir ihm zu dank verpflichtet, daß er die aufmerksamkeit auf dieses selbst von den Italienern kaum beachtete stück gelenkt hat.

Berlin. Max J. Wolff.

Franz Becker, *Bryan Waller Procter (Barry Cornwall).* (Wiener beiträge zur englischen philologie, herausgegeben von J. Schipper. Bd. 37.) Wien und Leipzig 1911. XII + 126 ss.

Wer ist eigentlich dieser Bryan Walter Procter? Heute eine unbekannte größe, in der ersten hälfte des 19. jahrhunderts aber ein beliebter dichter, der mit fast allen damals bekannten vertretern der englischen literatur in engster verbindung stand. Sein leben gleicht teilweise dem des bekannten romanschriftstellers Anthony Trollope. Wie er, so ging auch Procter den mannigfachen pflichten seines berufes nach — er war rechtsanwalt und beamter —, erzeugte aber daneben eine ganz beträchtliche masse von literarischen arbeiten: lieder aller art, epen, ein drama, biographien usw. Becker schildert uns recht hübsch das leben dieses bescheidenen mannes, der seiner leserwelt unter dem namen Barry Cornwell (poet), eine lautkombination, die sich als anagramm aus seinen drei namen ergab, bekannt war In der beurteilung seiner literarischen werke hält sich der verfasser in vernünftigen grenzen. Er vergißt nie, daß er es mit einem dichter zweiten, vielleicht dritten ranges zu tun hat, und weiß sich so von übertreibungen fernzuhalten. Procter bleibt aber trotzdem eine interessante gestalt. Er ist nachzügler und vorgänger zu gleicher zeit. Nachzügler ist er in seinen epen, wo er den einfluß Keats' und vor allen dingen Lord Byrons, mit dem er gleichzeitig zur schule in Harrow gewesen war, verrät. Keats gleicht er allerdings nur in der wahl der motive. So behandelt zb. Procters *Sicilian Story* denselben stoff wie Keats' *Isabel.* Lord Byron aber hat

Procter mit sichtlichem bemühen nachgestrebt. Er übernimmt seinen heldentypus und seine sprunghafte technik, gelegentlich auch, zb. in *Diego de Montilla*, den spöttischen ton Don Juans und Beppos in der handhabung sentimentaler themen. Als dramatiker ist er nachzügler und vorgänger. Als bloßer epigone erscheint er uns in seinem drama *Mirandola* (1821), das, vielleicht durch eine bemerkung in der vorrede zu Byrons *Parisina* angeregt, den Don Carlos-stoff an der person Pico della Mirandola behandelt. Procter ist hier ein nachahmer der großen Elisabethaner. In den *Dramatic Scenes* (1819—1821), die allerdings teilweise als vorarbeiten zu Mirandola aufzufassen sind, geht er doch wieder neue wege. Er dramatisiert meistens episoden aus Boccaccios *Decamerone*, den er durch W. Painters *Palace of Pleasure* kennen gelernt hat. Oft verdichtet er die episode zu einem dialoge, der idealisierend und romantisierend die italienischen motive neu gestaltet. Diese dichtungsart schien Procter zuzusagen; denn er kehrt später wieder zu ihr zurück und fügt seiner liederausgabe vom jahre 1837 einen anhang solcher dramatischer szenen bei. Hier dürfen wir ganz sicherlich — Becker unterläßt dies — von der pflege einer literarischen gattung reden, die kurz darauf Procters freund Walter Savage Landor in seinen *Imaginary Conversations* in prosa zum virtuosentum entwickelt, und die als ein hinweis zu dem von Robert Browning immer wieder neu ausgebildeten dramatischen monolog gelten dürfen. Vorgänger ist Procter wiederum in seiner sozialen tendenzdichtung, wo ihm Thomas Hood bald den rang abstreiten wird. Er schlägt hier den ton der sozialen romantik an, den Dickens in fast alle seine romane hineinträgt. Procters gedicht *The Poor House* (gedruckt 1844) dürfen wir sehr wohl neben *Oliver Twist* (1837) und *A Christmas Carol in Prose* (1845) stellen. Dasselbe wird gegeißelt: das im malthusianischen geist erdachte armengesetz vom jahre 1834. Wie Dickens, so ruft auch Procter die durch Malthus wissenschaftlich verurteilte *Charity* wieder laut an: *O Charity speak with a softer sound*[1]). — Als lyriker hat Procter viele lieder gedichtet, die in verschiedenen musikalischen kompositionen sich großer beliebtheit erfreuten. Der silberhelle ton und der leichte fluß der worte eigneten diese lieder ganz besonders zur vertonung.

---

[1]) Becker erwähnt Dickens nicht. — Vgl. meinen aufsatz: *Dickens und Malthus*, G.R.M. II (1910), 542—555.

Gosse hat aus Procters lyrik eine 'literarische unaufrichtigkeit' herausgelesen, die Becker nicht gelten lassen will. Ich glaube, mit Recht; denn gedichte wie *A Petition to Time* und *The Little Voice* sind einer tiefeigenen empfindung entsprungen. Doch löst bei ihm das erlebnis nicht gewaltige leidenschaft aus, die im packenden ausdruck ihre befriedigung findet. Überhaupt zieht Procter dem unmittelbaren das mittelbare erlebnis vor, das jedoch eine nicht minder wahre lyrik bei ihm zu schaffen vermag. »Durch indirektes erlebnis, durch gefühlsschluß [hat Procter] das erlebnis einer andern individualität dramatisch behandelt.« Neben diese interessante ausführung Beckers über das indirekte erlebnis sind jetzt die feinen und prächtig ausgedrückten gedanken R. M. Meyers[1]) in seinem buche über weltliteratur (Stuttgart 1913), s. 86 u. ff. zu stellen.

St. Gallen. Bernhard Fehr.

NEUESTE LITERATUR.

A. E. W. Mason, *The Witness for the Defence.* Tauchnitz Edition, vol. 4463. Leipzig 1914. 286 ss. Pr. M. 1,60.

Von den bis jetzt in der Tauchnitz-Edition erschienenen neun romanen (in 13 bänden) Masons führt uns *Running Water* nach Chamounix, *At the Villa Rose* nach Frankreich und der Schweiz, *The Broken Road,* ebenso wie der neueste roman, nach Indien. Ich habe schon in dieser zeitschrift in der anzeige der erzählung *The Turnstile* (vol. 4360/61) auf Masons glänzende darstellungsgabe, seine vorliebe für künstlerische kleinmalerei verwiesen. Schon über *Running Water* urteilte Daily Telegraph:

> "Mr. Mason is a born story-teller, a natural 'spinner of yarns'. 'Running Water' contains all his qualities at their highest. It is one of the most engrossing 'yarns' we have read for many days."

Von *The Truants* sagt Daily News sehr treffend:

> "The strength of the book lies in detailed work, and especially the author's vivid power of description."

In höchst spannender weise schildert Mason in dem vorliegenden roman die liebe von Henry Thresk zu Stella Derrick,

[1]) Auch wir Anglisten haben ursache, den tod Meyers aufs tiefste zu beklagen. Was für ein weiter gang von den formelhaften elementen der altgermanischen poesie bis zur weltliteratur im 20. jahrhundert! Welch interessante seitenblicke nach den verschiedensten gebieten der englischen philologie!

der späteren Mrs. Ballantyne, die er während eines aufenthaltes in Sussex kennen und lieben lernte, die er acht jahre später als verheiratete frau zu Chitipur in Indien, zwei tagereisen von Bombay, wieder sieht. Wunderbar ist die schilderung der indischen natur und des indischen lebens, lebenswahr die des von furcht in seinen grundfesten erschütterten charakters von Ballantyne, dem rohen, dem trunke ergebenen residenten von Chitipur, dem früheren agenten von Bakutu, "a creature dangerous, beastlike". Ballantyne wird mit dem gewehr seiner frau vor seinem zelt erschossen aufgefunden. Henry Thresk tritt als entlastungszeuge auf (Witness for the Defense), die schuld wird auf ein werkzeug des Bahadur Salak, eines Mahratta Brahminen von Poona, geschoben, des mächtigen rebellen gegen die englische herrschaft.

Stella Ballantyne kehrt nach England zurück und läßt sich in Little Beeding nieder. Von allen gemieden, nimmt sich ihrer Mr. Hazlewood an, dessen sohn Richard sich mit ihr verheiratet. Die zweifel des alten Hazlewood an Stella's unschuld sind berechtigt. Stella wird durch Thresk zu dem geständnis getrieben, daß sie sich mit ihrer flinte selbst erschießen wollte, dann aber in der äußersten notwehr den unmenschen von gatten erschoß. Dick Hazlewoods großmut und Thresks selbstlosigkeit bewirken endlich, daß Stella Derrick an der seite ihres mannes ruhe und frieden in der alten heimat findet.

Auch die nebenfiguren sind voller leben und fesseln das interesse des lesers, so der treue diener Baram Singh, die familie Repton, Mr. und Mrs. Pettifer und — last not least — der alte Mr. Hazlewood, der durch seine eigenen, von ihm warm verfochtenen grundsätze gefangen wird.

Die sprache Masons ist klar und dabei im höchsten grade anschaulich. Aufgefallen ist mir der ausdruck such *an* one (s. 9 u. 218), der jetzt immer mehr in aufnahme kommt.

Für deutsche leser, die bei der lektüre eine gelegentliche hilfe nötig haben, will ich an dieser stelle auf die neue bearbeitung von James' *Dictionary of the English and German Languages* (Leipzig, Tauchnitz, 1912) hinweisen. Das hauptverdienst dieses wörterbuches ist noch nicht voll gewürdigt worden, nämlich seine genaue berücksichtigung der englischen umgangssprache, nicht nur des Slangs, sondern insbesondere der ausdrucksweise der gebildeten stände. Das werk ist unter mitwirkung eines den besten kreisen angehörigen Engländers neu bearbeitet worden.

Diese vorzüge machen das wörterbuch für deutsche leser der einzelnen bändchen der Tauchnitz-Edition zu dem denkbar besten hilfsmittel.

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

Mrs. Henry de la Pasture (Lady Clifford), *Erica*. Tauchnitz Edition, vol. 4433. Leipzig 1913. Pr. M. 1,60.

An dem romane ist das beste die allgemeine charakteristik des lebens der englischen gesellschaft, in der die verfasserin recht gut heimisch ist, und deren konventionelle moralbegriffe sie prächtig darzustellen versteht. Das buch erzählt die geschichte der ehe zwischen dem jungen gardeoffizier Thomas Garry, dem ältesten sohne des Lord Erriff, und Erica Clow, der tochter einer verarmten kaufmannswitwe. Schon daß die ehe auf den trümmern einer mit herzloser oberflächlichkeit gelösten verlobung zustande kommt, stimmt den leser nachdenklich. Und natürlich wird auch sehr bald für diese beiden wesen von grundverschiedenem charakter diese ehe der quell beständiger zwistigkeiten. Der gatte ist ein echter kavalier, von grundehrlichem, offenem und aufrechtem charakter, der nur gerade wege zum ziele kennt. Seine gattin ist ein haltloses, verzogenes geschöpf, zwar faszinierend schön, aber ebenso herrsch- wie gefallsüchtig, die von jugend auf ihr leben nur nach ihren eigenen launen und trieben ausgestaltet hat, und die sich nun in der ehe aufbäumt gegen jede auch nur vermeintliche bevormundung. Dazu kommen die bei beiden so grundverschiedenen, fast möchte man sagen extremen welten, aus denen sie stammen, mit ihren nicht weniger verschiedenen anschauungen. So kann sich natürlich diese frau, der jede innerlichkeit fehlt, in der neuen sphäre nicht zurechtfinden, sondern sie verstößt fortwährend gegen den in England so strengen kodex gesellschaftlicher pflichten. Die ehe hätte wahrscheinlich mit einer katastrophe geendet, denn das paar hätte sicherlich auch in der ehe nicht den weg zu einer seelischen gemeinschaft gefunden, auch wenn der gatte nicht beim sport tödlich verunglückt wäre. Gerade an dem tage, als ihm wieder einmal über die oberflächliche und eitle art Ericas, die auch vor der lüge nicht zurückscheut, die augen geöffnet waren. Sicherlich liegt in der schilderung der charaktere, die immer klar und lebendig ist, ein hauptreiz der gewandt erzählten geschichte. Überhaupt steht bei diesen geschehnissen das seelische immer im vordergrunde.

Aber der roman hat offenbar seine mängel nach der technischen seite hin, denn ihm fehlt ein wuchtiger aufbau. Der leser erwartet, daß die geschichte mit dem ende dieser ehe auch seinen natürlichen abschluß findet, aber die verfasserin führt ihre erzählung noch darüber hinaus, aber ohne den geschehnissen einen wirkungsvollen oder wenigstens zwingenden abschluß zu geben. Daran kann auch die tatsache nichts ändern, daß die verfasserin in einer fußnote am ende des romans verspricht, in einem weiteren bande die geschichte von Erica und ihrem sohne zu ende zu führen. Wenn sie das buch als abgeschlossenes ganze dem leser vorlegt, muß es auch als dichterische einheit wirken. Jedenfalls nimmt die innere anteilnahme des lesers an den erzählten geschehnissen gegen den schluß zu eher ab als zu.

Der roman enthält eine reiche fülle von gestalten, die aber nirgends verwirrend wirkt, und einen großen reichtum an äußerer handlung; aber der schwerpunkt der ganzen wirkung liegt ohne zweifel im seelischen, das ganz prächtig herausgearbeitet ist. Das buch ist ein fesselnder unterhaltungsroman. Es wäre sicherlich höher einzuschätzen, wenn nicht jene auffälligen mängel der komposition gar zu schwer ins gewicht fielen.

Braunschweig. Arno Schneider.

Horace Annesley Vachell, *Loot. From the Temple of Fortune*. Tauchnitz-Edition, vol. 4462. Leipzig 1914. 342 ss. Pr. M. 1,60.

Horace Annesley Vachell, der verfasser der hier unter dem titel *Loot* ('kriegsbeute, raub') vereinigten 16 *Short Stories*, ist bereits mit 12 bänden in der Tauchnitz-Edition vertreten, von denen die englische kritik den meisten uneingeschränktes lob gespendet hat. Den roman *The Hill* (vol. 3988) nennt der *Methodist Recorder* "pure gold" und *Ladies' Field* "a fine, wholesome, and thouroughly manly novel." Am günstigsten sind die beiden bände *Brothers* beurteilt:

"A story which is stated in a prefatory note to be founded on fact, and which is undeniably one of great power and originality. It is long indeed since we have read one that pleased us more, and it cannot fail to add to Mr. Vachell's already high reputation . . ." *(Bookseller)*.

Die drei ersten der hier gedruckten erzählungen (At Gloriani's I., II. u. III) spielen in des Italieners Gloriani restaurant Cosmopolis in London. *Semolino* (I), der für seinen bruder Agostino

eingestellte kellner, um dessen stelle aufzuhalten, entpuppt sich als dessen junge, hübsche frau; *The Lady without an appetite* (II) ist eine verkappte russische bombenwerferin; *The Persephone Tetradrachm* schildert die entlarvung eines abgefeimten münzenfälschers und spitzbuben. Merkwürdig offen bekundet hier Vachell seine abneigung gegen die Deutschen. Ich halte übrigens die äußerungen s. 12, die wohl bald eine lebhafte erörterung hervorrufen werden, für scherz oder wenigstens für verspottung der deutschenangst vieler Engländer. Die fachgenossen mögen nach der folgenden probe selbst urteilen. S. 12 z. 5 ff.:

"Gloriani employs waiters of the Latin race only. Possibly he shares with our most eminent soldier and the present scribe the conviction that a Teuton invasion of England is impending. For my own part, I confess that the German waiter, apart from his moustache, fills me with apprehension. To me, he represents the invasion itself. I am obstinately of the opinion that every man carries in his pocket a phial of some deadly vegetable alkaloid, which, at the wave of an imperial hand, will be popped into our national soup! Given a hundred thousand German waiters with a gilt-edged opportunity of destroying swiftly and painlessly (for their autocrat is admittedly a humane man) fifty persons apiece — a modest estimate — and we start the war of the world with a loss of five million British subjects. A Zeppelin airship, in wireless communication with Potsdam, would accomplish what was left to do in a few hours. As a first-class Power we should be — to quote the language of the ring — down and out before the Territorial Army had kissed its wives and sisters good-bye."

Im übrigen ist die darstellung durchaus spannend, und die Pointen sind fein ausgearbeitet. Weniger anziehend ist die erzählung *The Kangaroo* (IV), der beiname von Ezekiel Snookson. Sie zeigt, wie in vielen kreisen Englands sportliche meisterschaft und politische anschauung das urteil über einen menschen bestimmen und nicht dessen ehrenwerter character. *The Black Pearls of Balgarno* (V) ist die geschichte vom ehrlichen finder, der schließlich den lohn für seine ehrlichkeit erhält, aber nicht durch den knauserigen verlierer, sondern durch einen glücklichen zufall. *The Dasher* (VI) — der draufgänger Dick Morne — wagt und gewinnt alles, im krieg und spiel und in der liebe. Besonders anziehend ist hier das leben und treiben in den spielsälen von Monte Carlo dargestellt, das auch andere englische romanschreiber so meisterhaft zu schildern verstehen. In *A Diamond Pendant* (VII) führt die übersendung eines brillantschmuckes, den der absender in einem unbewachten augenblick sich wieder aneignet, um gleich darauf durch einen pickpocket selbst wieder bestohlen

zu werden, nach manchen mißverständnissen zur heirat zweier vor jahren verlobter, durch die verhältnisse getrennter liebenden. *A House-Warming* (VIII) ist die geschichte eines aus Cornwallis nach London verzogenen Squires, der bei gelegenheit seines House-Warming einsieht, daß die einfache Miss Alba Pentreath eine passendere frau für ihn ist als der bühnenstar Marion Deloraine. *Sally* (IX) schildert die liebe einer londoner blumenverkäuferin und eines armen schriftstellers, *Pals* (X) die gute kameradschaft zweier schauspielerinnen, *A Tiny Flutter* (XI) die klugheit einer jungen pfarrersfrau, die ihren mann rettet, der sich von schwindelbankiers hat übers ohr hauen lassen. In *The Hero's Last Engagement* (XII) ermannt sich ein pantoffelheld zum kampf gegen seine verschwendungssüchtige frau und seine töchter. *The Old Man's Son* (XIII) gibt sein vom vater ererbtes vermögen weg, um sein eigenes selbst zu retten. *Hannibal Hoke, Phil. D., M. D.* (XIV) ist eine detektivgeschichte wie die drei ersten, *Humpty-Dumpty* (XV) schildert die ehrenhaftigkeit und biederkeit des Slowshire Squires Augustus Peyton-Pilkington. In *Trodd's Corner* (XVI) endlich schlägt Vachell eine ganz andere tonart an. Er begibt sich auf das gebiet des geisterhaften, des gewöhnlichen spuks. Trodd's Corner ist nichts weiter als das bekannte "haunted house", das auch nach einem völligen umbau bleibt "to let".

Alles in allem bietet das buch eine genußreiche lektüre, zumal es in gewandter fließender sprache geschrieben ist. Die allgemeine charakteristik der "Short Story" gilt für die vorliegende sammlung ganz besonders:

"Short stories, for the most part, are not a serious contribution to literature. Editors cater for a public that wants to be amused rather than instructed, pleased rather than pained."

Doberan i. Meckl. O. Glöde.

AUSBILDUNG DER NEUPHILOLOGEN.

Das pädagogisch-didaktische seminar für neuphilologen. Eine einführung in die neusprachliche unterrichtspraxis von dr. Richard Ackermann, konrektor des kgl. realgymnasiums mit reformgymnasium in Nürnberg. Leipzig, G. Freytag. 1913. Pr. geb. M. 3.

In diesem buche spricht ein mann zu uns, der die entwicklung des neusprachlichen methodenstreits für den unterricht an unsern schulen lange mit großer aufmerksamkeit verfolgt hat und schon

frühzeitig für die brauchbaren ergebnisse einer gemäßigten reform in wort und schrift und in der arbeit der schule eingetreten ist; er bezeichnet sich selber als einen ergrauten methodiker, der hier sein bescheidenes scherflein zur weiteren entwicklung und förderung des neusprachlichen unterrichts beitragen will. Sein buch verdankt die erste anregung dem werk von Karl Neff, *Das pädagogische seminar,* das besonders in die praktische schulpädagogik einführt, wie sie das humanistische gymnasium verlangt; Ackermann hat dagegen alle höheren schulen im auge, vor allem und ganz natürlich diejenigen, an welchen die neueren sprachen von ganz besonderer bedeutung sind, die realgymnasien und oberrealschulen. Durch sein buch gewinnen wir einen einblick in die tätigkeit der bayrischen seminare für neuphilologen, der auch für die philologen außerhalb der blau-weißen grenzpfähle von bedeutung ist; man erkennt daraus, daß man in dem in erziehungsangelegenheiten so zähe am alten festhaltenden Bayern doch auch ernstlich bestrebt ist, auf dem gebiete der neueren sprachen eine lehrerschaft heranzubilden, welche nicht nur wissenschaftlich gründlich gebildet ist, sondern auch die anforderungen und die vielen neuen probleme unserer zeit verstehen und verarbeiten will.

In Bayern sind verschiedene seminare eingerichtet, die besonders den zweck haben, neusprachliche lehrer heranzubilden, also gleichsam fachseminare; von der entwicklung dieser idee hat man in Preußen abstand genommen. In München, Würzburg, Erlangen und in Nürnberg hat man solche seminare eingerichtet; die lektoren der universität stehen den seminaren zur verfügung. Auf diese weise ist es möglich, daß die neusprachlichen lektoren mit den kandidaten übungen im sprechen, im schreiben und in der interpretation der schriftsteller veranstalten. Das halte ich für einen ganz besonderen vorzug der bayrischen seminare vor den preußischen. Man weiß ja, wie die studenten der neueren sprachen auf der universität sich oft recht herzlich wenig um die erlangung der technischen fertigkeiten in aussprache, sprechen und schreiben kümmern; hier aber, wenn sie im dienst der schule stehen, sehen und hören sie täglich mit eigenen augen und ohren, wie wichtig dieses können für sie nun ist, und sie sind daher eher geneigt, es sich anzueignen. Ich selbst, der ich fast ein jahrzehnt ein seminar leite, habe oft die ausländischen lehrer, die uns überwiesen wurden, zu den übungen der künftigen lehrer der neueren sprachen im seminar herangezogen; und ich glaube, daß mancher

junge kandidat erst hier unter richtiger anleitung den mut und damit das nötige selbstbewußtsein gefunden hat, die nun einmal zum freien sprechen und schreiben einer fremden sprache gehören. Mancher, der recht lange im ausland war, hat sich dort nicht dieses selbstvertrauen erarbeitet, das hierzu nötig ist. Es ist dringend notwendig, daß der junge lehrer auch während des seminarjahres sein ohr für das fremde idiom übt und schärft und immer wieder gezwungen wird, im unterricht sich der fremden sprache zu bedienen, wogegen er meist eine große abneigung hat, sei es nun, daß er noch nicht recht die fremde sprache beherrscht oder aber daß er auf diese äußeren fertigkeiten mit etwas hochmütigem sinn herabschaut. — Für noch wichtiger und bedeutender als die heranziehung der fremdsprachlichen lektoren zu diesen seminaren würde ich es halten, wenn auch gelegentlich die universitätsprofessoren selber es nicht unter ihrer würde hielten, in irgendeiner weise, die sie selbst ja näher bestimmen könnten, sich an der arbeit unserer seminare zu beteiligen; das würde wie nichts anderes geeignet sein, einen rechten zusammenhang zwischen der wissenschaft und der arbeit der schule herzustellen, der uns in den neueren sprachen oft so sehr fehlt; sicherlich würden sich dann auch die ältern lehrer an solcher arbeit mit freude beteiligen und so ihre wissenschaftlichen kenntnisse, die unter der langen unterrichtsarbeit oft verrostet sind, gern wieder auffrischen; wie ich denn auch andererseits auf dem letzten neuphilologentag in Bremen gefordert habe, daß doch weit mehr als bisher tüchtige schulmänner zu vorlesungen an unsern universitäten herangezogen würden. Durch solche einfache maßnahmen könnte man mehr zur fortbildung unserer oberlehrer tun als durch so viele äußere veranstaltungen, wie kurse und auslandreisen, bei denen doch oft recht wenig herauskommt. Das wichtigste bei der weiterbildung der lehrer wie bei jeder wirklichen eigenen bildung ist und bleibt doch die eigene, selbstgewollte arbeit, das stille, einsame studium. Wen die stimmung nicht immer wieder zum studium anlockt, der Goethe im Faust so wunderbaren ausdruck verleiht, da er sagt: »Ach, wenn in unserer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt, dann wird's in unserm Busen helle, im Herzen, das sich selber kennt«, dem helfen alle kurse und alle einrichtungen des staates und anderer korporationen absolut nichts. Aber es gibt doch noch recht viele philologen, die freude an der stillen wissenschaftlichen tätigkeit haben, und denen es ein lebensbedürfnis ist, wissenschaftlich weiter zu arbeiten und

sich nicht bloß passiv der wissenschaft gegenüber zu verhalten und deren resultate einfach aufzunehmen. Mit dem bloßen lesen wissenschaftlicher werke wollen sich doch viele nicht begnügen, sie haben das bedürfnis, das, was wissenschaftliche forschung ihnen darreicht, wieder selbständig zu verarbeiten und darauf selbständig aufzubauen. Überall hört und liest man ja jetzt davon, wie es einzurichten wäre, daß die oberlehrer sich wieder mehr an wissenschaftlicher arbeit beteiligen können. Aber einrichtungen können, wie gesagt, nur wenig dazu beitragen; der trieb zu wissenschaftlicher arbeit muß in dem menschen selber liegen; es ist nicht möglich, ihn von außen in die seele hineinzusenken. Was aber die lehrer hauptsächlich der wissenschaftlichen arbeit entzogen hat, das ist die lehrplanpädagogik mit ihren genau abgegrenzten lehraufgaben, lehrzielen und den vielen bestimmungen, welche die arbeit des lehrers bis ins einzelne hinein festlegen. Ein sehr bezeichnendes beispiel dafür ist, daß man in Preußen sogar versucht hat, die schriftlichen arbeiten für alle höheren schulen des ganzen landes nach einem schema festzulegen; aber es wird nirgends so heiß gegessen, wie gekocht wird: und daher werden mit der zeit doch wieder die einzelnen schulen trotz des extemporaleerlasses ihre eigenen wege suchen und gehen müssen. Durch solche bestimmungen soll die tätigkeit der lehrer ganz genau geregelt werden; daß derartiges aber nicht dazu beiträgt, den trieb zu wissenschaftlicher arbeit anzuregen, liegt auf der hand. Die ganze kraft der lehrer wird durch den bureaukratischen geist, der unsere schule beherrscht, so völlig in anspruch genommen, daß es ihnen geradezu unmöglich gemacht wird, sich wissenschaftlich zu betätigen. Das war früher anders als heute: jedes gymnasium führte ein leben für sich, und die lehrer gingen ihre eigenen wege und durften sie gehen. Wie oft hat man die alten wunderlichen männer und originale belächelt, die im unterricht so seltsam verfuhren und nichts von moderner methodik und didaktik, von formalen stufen, von konzentration wußten, aber dafür um so tiefer in ihrer wissenschaft wurzelten! Aber man hat nicht dabei gedacht, daß es doch diese so unpädagogisch gebildeten männer gewesen sind, die das starke geschlecht der männer herangezogen haben, welche in den großen kriegen gekämpft und Deutschland zu dem gemacht haben, was es geworden ist. Und so birgt die bildung der lehrer durch die seminare die gefahr in sich, daß das methodische und pädagogische element für ihre ganze tätigkeit zu hoch gewertet

wird, und daß das rein wissenschaftliche element zu sehr zurücktritt. Darum warnt auch Ackermann sehr ernstlich davor, daß die methodischen fragen nicht zu einem starren schablonisieren führen; das wäre ein fluch nicht nur für die pädagogischen seminare, sondern vor allem für den unterricht selber. Die vielen, allzuvielen sogenannten verwaltungsgenies, die es jetzt unter den aufsichtführenden schulbeamten gibt, und denen die vorgeschriebene größe eines heftrandes, eines löschblattes, beobachtung der festgelegten lehrpensen, exakte fragestellung und die äußere haltung des lehrers von größerer bedeutung ist als die erziehung zu wahrer, innerer geistiger bildung, die man allerdings nicht nach zoll und und elle abmessen und bewerten kann, werden aber dafür sorgen, daß vorläufig noch ein freierer geist an manchen schulen nicht aufkommen wird. Daher ist es eine der wichtigsten aufgaben der seminare, die lehrer zu selbständiger, eigenartiger betätigung in ihrer berufsarbeit zu erziehen. Durch das vielerlei der eindrücke, die im seminarjahr aufgenommen werden, tritt oft genug eine ruhige, eigene ausbildung nicht in ihr recht; und sie bleibt doch beim lehrer überall das eigentlich wichtige.

Freiheit dem einzelnen! kein schematisieren! ruft Ackermann aus, wie er von der fortbildung der neuphilologen spricht. Doch glaubt er mit recht, daß erst n a c h der staatsprüfung der aufenthalt im ausland für sie von höherem wert ist; dann erfreut sich der kandidat größerer sprachsicherheit und auch eines abgeschlossenen wissens und größerer lebenserfahrung; er ist dann besser imstande, selbständig zu beobachten, zu vergleichen, zu unterscheiden; er steht dem ganzen kulturleben des fremden volkes selbständiger gegenüber, als wenn er als ganz junger student schon in eine ihm ganz neue welt hineinsieht. Darum also bleibe die studienzeit ganz dem studium bewahrt; der studierende der neueren sprachen wird seinem studium und seiner tieferen wissenschaftlichen ausbildung durch längere reisen ins ausland nur entfremdet. Ackermann warnt mit recht vor einer übertriebenen wertschätzung des aufenthalts im auslande; unsere zeit, sagt er, bei der alles dem extrem zuneigt, möchte die persönliche kenntnis des auslandes als alleinseligmachend betrachten und sieht den neuphilologen scheel an, der nicht im ausland gewesen ist. Das selbstbewußtsein mancher neuphilologen über ihre kenntnisse nach einem mehr oder weniger langen oder kurzen aufenthalt im ausland ist direkt als ein schaden für sie zu betrachten; sie sagen oft bei schwierigen

wendungen und bei verschiedenheiten in der aussprache: ich habe es im ausland so gehört, und damit ist für sie die sache abgetan. Das ist aber ein durchaus unwissenschaftlicher standpunkt, der nicht scharf genug verurteilt werden kann. Dem gegenüber sollte man die worte eines der besten kenner der englischen sprache in Deutschland beherzigen: das erste jahr, als ich in England war, schien mir die erlernung der sprache sehr schwierig; im zweiten jahr glaubte ich der sprache ziemlich sicher zu sein; im dritten und in den folgenden jahren habe ich gesehen, wieviel es noch zu lernen gab. Das beste mittel zu einer guten, gründlichen kenntnis der fremden sprache bleibt immer noch das studium und ihre lektüre. Die phonetik und die technik der phonetischen darstellung der worte und laute der fremden sprache haben solche fortschritte gemacht, daß man daraus weit mehr lernen kann als aus einer zufälligen unterhaltung mit irgendeinem ausländer. Darüber hat Ackermann ganz ausgezeichnete bemerkungen in dem betreffenden kapitel gemacht, deren gründliches studium ich jedem neuphilologen dringend empfehlen kann. Da führt er auch die worte von Karl Schurz an, der doch anerkanntermaßen ein trefflicher kenner des englischen und ein vorzüglicher parlamentsredner in dieser sprache war: ich kann nicht zuviel nachdruck auf den punkt legen, daß der schriftliche ausdruck eigner gedanken die wirksamste und die wichtigste übung zu der aneignung einer fremden sprache ist. In der bloßen konversation sind wir geneigt, über schwierigkeiten hinwegzueilen mit leeren und unpräzisen redensarten, die im schriftlichen ausdruck korrektur verlangen, und zwar korrektur, die sich im gedächtnis festsetzt, wenn das geschriebene wort uns ins gesicht blickt. — Wer täglich in der fremden sprache eigene gedanken niederschreibt und diese sich einprägt und laut vorträgt, der hat darin ein ganz vorzügliches mittel, sich auch im inland weiter zu vervollkommnen. Darauf seien die angehenden lehrer der neueren sprachen ganz deutlich hingewiesen, besonders mit rücksicht auf die erfahrung, daß so mancher junge lehrer ratlos dasteht, wenn er englische oder französische aufsätze zu korrigieren hat; das ist für ihn meist eine sehr mühevolle arbeit, die mit ständigem nachsehen in wörterbüchern, grammatiken und stilistiken verbunden ist; sehr oft hat er selber nicht die nötige übung in solchen frei geschriebenen arbeiten gehabt. Als beweis für die möglichkeit, sich auf solche weise in der fremden sprache auszubilden, führt Ackermann die frage eines

examinatoren, eines geborenen engländers an, die er an einen neuphilologen in der prüfung stellte, wie lange er in England gewesen sei, um einen so vortrefflichen stil zu schreiben: »Niemals«, war die antwort.

In diesem sinne betont auch Ackermann, daß kein im lehrfach wirkender philologe neben seiner praktischen ausbildung seine wissenschaftliche fortbildung aus den augen verlieren darf, die er sich selbst, seinem stande und seiner schule schuldig sei, und die ihn von dem früheren englischen und französischen sprachmeister unterscheidet. Die behauptung, daß der wissenschaft treibende lehrer kein praktischer pädagoge sei, wird wohl niemand mehr im ernst aufstellen wollen; im gegenteil, Ackermann behauptet mit recht, daß sich ein sehr starker prozentsatz finden ließe von solchen, die erfolglose und unpraktische pädagogen sind, weil sie der wissenschaft valet gesagt haben; man könne es stets nachweisen, daß bei allen wirklichen studien, auch wenn sie von den unterrichtsfächern anscheinend ferne liegen, doch immer der unterricht dadurch vorteilhaft beeinflußt wird. Aber auch um seiner selbst willen soll der lehrer seine wissenschaftlichen studien fortsetzen; denn diese studien bieten das beste gegengewicht gegen seinen aufreibenden beruf, so daß sie, mit maß betrieben, die beste erholung für den neuphilologen sind. Ackermann führt die schönen worte Max Försters an, mit denen er auf die wissenschaftliche arbeit hinweist: der lehrer braucht sie, um gegenüber der ermüdenden und abflachenden routine der alltagsarbeit immer wieder ideale begeisterung aus diesem nie versiegenden born zu schöpfen, ohne welche ein wirklich kopf und herz bildender unterricht nun einmal unmöglich ist. Er braucht sie, um mit jener freiheit und feinheit des urteils, mit jener wärme des empfindens seinem gegenstande nahe zu treten, wie sie allein ein wissenschaftliches durchdringen des stoffes zu verleihen vermag. Er braucht sie auch, um sich und seine schüler in kontakt zu halten mit den fragen, die das leben der gegenwart am meisten bewegen. Er braucht sie endlich aber auch, um die mannigfachen lücken, die der universitätsunterricht selbst bei den strebsamsten studenten gelassen hat, zu beseitigen.

Ackermann warnt die neuphilologischen lehrer, sich in ihren studien allzusehr zu zersplittern; das führt nicht zu wahrer wissenschaftlicher bildung und ruhiger sammlung der gedanken, wie sie der lehrer so notwendig bedarf. Am besten ist es daher, wenn

jeder sich ein spezialstudium aussucht, das ihn besonders fesselt und auf dem er sich in geziemender geistiger höhe halten kann. Das sei ja gerade das herrliche der neueren philologie, daß sie so vielerlei anziehende und lockende quellen bietet; gewiß braucht nicht jeder, der wissenschaftlich arbeitet, literarisch produktiv zu sein; aber bei manchem wird sich die neigung, von seinem studium rechenschaft abzulegen, gleichsam von selber einstellen; und das erhöhe nur sein geistiges niveau und seine lust und liebe zum lehrerberuf. —

Von besonderer bedeutung sind noch die bemerkungen, die Ackermann über die neusprachliche lektüre und den lektürekanon macht; man erkennt an seinem urteil den feinsinnigen und ruhig abwägenden pädagogen und philologen. Der jetzige wirrwarr, das krause vielerlei der lektüre im neusprachlichen unterricht kann nicht bleiben; weder lehrer noch schüler finden dabei ihre befriedigung; an eine vertiefung und durchdringung des gedankenstoffes ist bei dem jetzigen zustand nicht zu denken. Mancher neuphilologe liest mit seinen schülern so manches neu herausgegebene werk, das ihm bei flüchtiger durchsicht als geeignet erscheint; wenn er das buch aber in der klasse liest und es mit den schülern durcharbeitet, so sieht er bald, wie wenig es für die zwecke der schule, für wahre bildung und erziehung der jugend, paßt. Der rohe gesichtspunkt des interessanten kann und darf nicht für die schule maßgebend sein; er ist aber oft genug der ausschlaggebende, leider. — Es heißt jetzt immer: die lektüre soll im mittelpunkt des ganzen neusprachlichen unterrichts stehen. Und ich erkenne diesen standpunkt gern an; dann aber muß man auch zugeben, daß das, was im mittelpunkt eines so wichtigen unterrichts steht, nur das beste und höchste sein kann und darf, was der geist des fremden volkes hervorgebracht hat; und das kann wiederum nur weniges sein. Diesen gedanken habe ich schon vor langen jahren in einer schrift über den erziehlichen wert der französischen und englischen lektüre vertreten. Ackermann und andere schließen sich diesem vorschlage an: darnach müßte eine ganze geringe zahl von werken, etwa von Shakespeare-Molière, Macaulay-Mignet, Dickens-Daudet, von je einem französischen und englischen philosophen, wie vielleicht Rousseau und John Stuart Mill, an allen schulen ohne ausnahme gelesen werden; daneben müßten dann die einzelnen lehrer freiheit zu eigener wahl der lektüre haben. So ungefähr ist es ja jetzt in der lektüre des

deutschen unterrichts, und er hat sich ganz vortrefflich dabei entwickelt. Ich nehme ein beispiel heraus: warum könnte nicht überall auf der prima der neunklassigen schulen, auf denen der neusprachliche unterricht als hauptfach gilt, Shakespeares Hamlet und Molières Misanthrope gelesen werden? Ähnlich wie im lateinischen und griechischen stets Homers *Odyssee* und die Oden von Horaz gelesen werden. Das würde die geister binden und der arbeit richtung und ziel geben. Ich glaube, die zeit ist nicht mehr ferne, in der man sich in dieser oder ähnlicher weise einigen wird.

Ackermanns buch ist eine gute, tüchtige leistung, geschrieben von einem schulmann, der gründliche philologische bildung mit einer langjährigen erfahrung und klarem urteil verbindet. Es ist ihm ernstlich darum zu tun, den unterricht in den neueren sprachen zu heben und zu vertiefen. Ich wünsche, daß jeder angehende lehrer dieser fächer, von deren wissenschaftlicher ausgestaltung die zukunft der realistischen höheren schulen abhängt, dieses büchlein gründlich und sorgfältig durcharbeitet.

Bochum. Wehrmann.

SCHULGRAMMATIKEN UND ÜBUNGSBÜCHER.

J. Ellinger and A. J. Percival Butler, *Stepping-Stones to English Conversation.* A Manual supplying the means of acquiring an adequate mastering of the spoken language in all departments of daily life for the senior forms of secondary schools. Pr. bound 2 K. Vienna, F. Tempsky. 1914.

Nach dem begleitwort soll das vorliegende buch, wie auch schon der titel angibt, schülern und schülerinnen der oberen klassen aller arten von höheren lehranstalten die möglichkeit bieten, sich eine praktische beherrschung der englischen umgangssprache auf allen gebieten des täglichen lebens zu erwerben. Die verf. weisen zugleich auf den lehrplan für das Englische an österreichischen realgymnasien und mädchenlyzeen hin, in dem dasselbe gefordert wird. Dann fügen sie hinzu: »Obwohl nun schon verschiedene hilfsbücher für sprechübungen bestehen, so haben es die unterzeichneten verf. doch unternommen, ein neues büchlein dieser art zu schreiben, und zwar 1., um ihre unterrichtswerke für realschulen, gymnasien, realgymnasien, mädchenlyzeen und höhere handelsschulen auch nach der praktischen seite zu ergänzen, 2., weil die vorhandenen gesprächsbücher in bezug auf wahl und ausmaß der sachgruppen wie des wortvorrates nicht ganz den zwecken der sprechübungen an unsern schulen entsprechen. Was die anordnung des stoffes in dem vorliegenden buche betrifft, so werden zuerst zustände und vorgänge, die uns am nächsten liegen, wie zeit, familie, gesundheit und krankheit, aufstehen, ankleiden, baden, mahlzeiten besprochen, worauf abschnitte über das haus und seine teile, über erziehung, spiel und sport, reisen, post, telegraph, telephon, theater und konzerte, regierung und verwaltung, tiere und pflanzen und über die photographie folgen. Jede

gruppe zerfällt in mehrere abschnitte, die in form von beschreibungen, erzählungen oder gesprächen gehalten sind . . . Selbstverständlich werden überall, wo es nur angeht, englische verhältnisse besprochen; abbildungen und zeitungsabschnitte tragen zur belebung und veranschaulichung des besprochenen bei.

Die texte nehmen 75 seiten ein, das ausführliche vokabular 41.

Es liegt in der natur der sache, daß bei einem derartigen buche die ansprüche, die der einzelne stellt, sehr verschieden sind. So halte ich die drei seiten, die am ende des buches der photographie gewidmet sind, für überflüssig, während sie vielleicht ein amateurphotograph mit interesse lesen wird. Doch das wird immer so sein. Mein allgemeines urteil über das buch geht dahin, daß es sehr praktisch angelegt ist und durchaus zu empfehlen ist.

Gera (Reuß), im Mai 1914. O. Schulze.

Ellinger und Butler, *Lehrbuch der englischen sprache.* Ausgabe B: für mädchenlyzeen und andere höhere töchterschulen. 3. aufl. I. teil: *Elementarbuch.* Pr. geb. 2 K 50 h. — II. teil: *An English Reader.* Pr. geb. 5 K. — III. teil (für das 2. und 3. unterrichtsjahr): *A Short English Syntax and Exercises.* Pr. geb. 2 K 40 h. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag; 1913.

Alle drei teile liegen in dritter, nach dem normallehrplan vom 14. Juni 1912 umgearbeiteter auflage vor. Im übrigen vergleiche die ausführliche besprechung von O. Schulze in bd. 45, s. 145 ff. dieser zeitschrift.

E. Hofmann, Professor an der Annenschule zu Dresden-A., und E. A. Sherratt, M. A. (Oxford) in London, *Englisches unterrichtswerk* zum gebrauche an höheren lehranstalten. Teil I: *Unterstufe.* Leipzig, O. R. Reisland, 1914. VII + 192 ss.

Der vorliegende erste teil des Englischen unterrichtswerkes ist eine neue bearbeitung der *unterstufe* des '*Kurzen, einfachen lehrbuches der englischen sprache*', deren zweite, 1909 erschienene auflage nebst der ersten auflage der gleichzeitig veröffentlichten *oberstufe* in den Engl. Studien 41, 158 besprochen worden ist. Daraus, daß jene zweite auflage der unterstufe wiederum vergriffen ist, läßt sich schließen, daß sie vielfach zur einführung an höheren lehranstalten gelangt ist, und die neubearbeitung darf darauf rechnen, noch in weiteren kreisen verwendung zu finden, da das buch entschieden dadurch gewonnen hat. Das gilt insbesondere für die aussprachebezeichnung, für die das system der Association phonétique internationale gewählt ist. Für die bezeichnung der vokallänge würde ich den horizontalen Strich über dem vokal den zwei übereinanderstehenden Punkten nach dem vokal vorziehen. Mit der bezeichnung des inlautenden *r* nach vokalen (word, wəɪd) und der des auslautenden *r* bloß durch ə (here, hiə) kann ich mich nicht befreunden. Wenn *certificate* durch səɪ'tifikit umschrieben wird, darf ich wohl die frage aufwerfen, ob die drei *i* in der umschrift berechtigt sind und nicht für das dritte ə zu setzen ist. Überhaupt scheint mir *i* in der umschrift in etwas zu ausgedehnter weise verwendet worden zu sein; *parliament* ist dagegen im Wörterb. s. 117 z. 3 v. u. und s. 132 durch 'paɪləmənt umschrieben, wo für das erste ə i eintreten konnte. Ich irre wohl nicht, wenn ich s. 6 bei *alphabet* in der um-

schrift 'ælfəbit in dem *i* einen druckfehler für *e* sehe? S. 12 *query* sollte nicht durch 'kwiəri, sondern durch 'kwiːrə oder kwiri umschrieben werden. S. 15 *erase* ist irrtümlich durch i'reiz statt i'reis, ebenso *imposition* durch impə'siʃən statt impə'ziʃən umschrieben. S. 14 druckfehler *geography* [dʒi'ɔgrɔfi] statt -ə-. Über die englische von der deutschen abweichende aussprache des *l* wird eine die sache nicht erschöpfende darstellung gegeben s. 9 (vgl. damit Krüger, Elementarbuch s. 12 § 8. 5). Das konnte überhaupt wegbleiben, aber eine angabe, wie die laute *þ* und ð hervorgebracht werden, vermißt man ungern. Es genügt die umschrift *au* auch nicht ohne weitere bemerkung, da sich der englisch entsprechende laut mit dem deutschen nicht deckt; dem englischen laut würde die umschrift *au* näher kommen. S. 11 findet sich die bemerkung '*x* lautet mitunter *gz* in der unbetonten vorsilbe *ex*'. Da sich dafür bestimmte regeln aufstellen lassen, wäre es wohl besser, diese (statt 'mitunter') anzugeben. Auch die folgenden bemerkungen mögen wie die vorhergehenden einen beitrag zur vervollkommnung des buches liefern, dem wir eine baldige neuauflage wünschen.

S. 25 z. 30. Statt *Write down all verbs you find in this text* lies ... *all the verbs* ... S. 63 lesen wir: 'im Engl. hat das subst. 4 kasus', eine behauptung, die sich nicht rechtfertigen läßt, da nach of und to der akkusativ steht: es sind nur die drei, nominativ, sächsischer genitiv und akkusativ, vorhanden. Der verfasser schreibt infinitiv (usw.) präsentis (perfekti): das scheint mir eine unzulässige sprachmischung, die zudem den lateinlosen lehranstalten nicht geboten werden sollte; schreibe: infinitiv des präsens (perfekts). Auf s. 52, 53, 54 herrscht die größte inkonsequenz im gebrauch der anführungszeichen. *shall* you have? (s. 67) eine unregelmäßigkeit zu nennen ist nicht wohl statthaft, da der sprachgebrauch logisch begründet ist. Auch sollte man nicht (s. 70) von einer u n r e g e l m ä ß i g e n pluralbildung der substantive sprechen, da hier zum teil r e g e l n der rechtschreibung, der lautlehre oder andere pluralzeichen als *s*, der deutschen bildung (fuß, füße, kind, kinder) entsprechend zur anwendung kommen. Ebenso sollte beim verb (s. 77) nicht von 'u n r e g e l m ä ß i g e n b i l d u n g e n' die rede sein, sondern es müßten r e g e l n d e r f o r m e n b i l d u n g gegeben werden. Neben *he goes* (ebenda) müßte *he does* angeführt und auf die verschiedenheit der aussprache aufmerksam gemacht werden. Auf derselben seite steht dreimal ein ausrufungszeichen nach sätzen, die keinen ausruf enthalten. Das zeichen soll so viel heißen als beachte; die absicht wird besser durch ein vorangehendes 'beachte' erreicht. S. 84 sollten neben den l ä n d e r n a m e n auch die s c h i f f s n a m e n als solche erwähnt werden, die w e i b l i c h gebraucht werden; sagt man doch jetzt auch im Deutschen 'die Hohenzollern'. Es hätte auch nicht geschadet, *sun* und *moon* hier gleich mit anzuführen, da der schüler das doch einmal wissen muß und die sache an sich interessant ist. S. 79. 6. 'Das partizip präsentis (!) wird u n r e g e l m ä ß i g gebildet usw. d*y*ing ...' Hier waltet auch eine r e g e l der rechtschreibung; hinzuzufügen wäre *dyeing* als partizip von *dye* färben, das zum Unterschiede von *dying* 'sterbend' das *e* des infinitivs beibehält, deshalb als eine die regel bekräftigende ausnahme betrachtet werden könnte.

Dortmund, im Juli 1914. C. Th. Lion.

Otto Menges, *Lehr- und wiederholungsbuch der englischen sprache* mit zahlreichen übungssätzen mit übersetzung. Für die mittel- und oberklassen von knaben- und mädchenschulen, zur vorbereitung auf prüfungen und zum selbstunterricht. Halle, Hermann Gesenius. 1913.

In der einleitung sagt der verfasser: »Wenn man in den oberklassen eine grammatische wiederholung (zugleich mit einiger erweiterung) anstellen will, verspricht es meist wenig erfolg, die schüler oder schülerinnen auf dasjenige buch zu verweisen, das sie mit dem abschluß der mittelstufe durchgelernt haben oder wenigstens erledigt zu haben glauben, und etwa einige stücke daraus noch einmal übersetzen zu lassen. Aus dieser erfahrung heraus, zu der noch einige andere erwägungen und gründe kamen, ist das folgende lehr- und wiederholungsbuch der englischen sprache entstanden.«

In diesem punkte stimme ich dem verfasser vollständig bei. Die schüler der oberen klassen verlangen nach neuem stoff, und der wird ihnen hier in hinreichendem maße geboten. Auch billige ich durchaus, daß den meisten beispielen die deutsche übersetzung gegenübergestellt wird. Die schüler können den englischen text zuhalten und können selbst kontrollieren, ob sie sich das gebotene fehlerlos angeeignet haben. Beim selbstunterricht besonders wird dies dem lernenden von sehr großem nutzen sein. Alles in allem ist das buch sehr praktisch angelegt.

In einem anhang von 19 seiten bietet der verfasser noch I. Elementare sprechübungen zur wiederholung und befestigung verschiedener regeln, II. Zusammenhängende stücke für diktate, extemporalien oder mündliche vorträge, III. Outline of English Literature, IV. Versification, V. Liste zur aussprache schwierigerer wörter.

Verbesserungsbedürftig sind folgende stellen:

S. 2. »Ist das eigenschaftswort *old*, *young*, *poor*, *little*, *Saint*, so fehlt selbst dann der artikel, zb. young Nelson.« Bei *saint* steht der artikel nie, und bei den andern kann er nur unter besondern umständen fehlen.

S. 4. »Sammelnamen erhalten den artikel nicht, wenn sie unbestimmte massen (zb. *people* leute) bezeichnen.« Da *people* in der bedeutung »leute« mit dem verb oder einem pronomen nur im *plural* vorkommt, so halte ich das wort als musterbeispiel nicht für passend. »Anm. Ist irgendein sammelname durch einen zusatz näher bestimmt, so muß der artikel unbedingt stehen, zb. *The people who saw this were astonished.*« Das bezweifle ich. Man kann sagen: *Rich people are not always happy.*

S. 6. »Von den konkreten hauptwörtern unterscheiden sich die abstrakten (abstract nouns). Abstrakta (begriffswörter) sind substantiva, welche eigenschaften, zustände, handlungen, künste und wissenschaften bezeichnen. Ich beanstande das in klammern gesetzte »begriffswörter«, und ich wüßte wirklich nicht, wie ich den ausdruck den schülern klar machen sollte. Denn deshalb, weil die abstrakta eigenschaften und handlungen bezeichnen, also dinge, die nicht selbständig, sondern nur an andern vorkommen, habe ich noch längst kein recht, sie b e g r i f f s wörter zu nennen. Ebenso würde ich s. 17 statt »Vor hauptwörtern, die durchaus abstrakt nur zu denken sind, fehlt der unbestimmte artikel hinter what auch im ausruf (zb. what a dignity)« einfach schreiben: Bei abstrakten kann im ausruf der artikel fehlen: what dignity! Und schließlich beanstande ich auch hier s. 8 »Gewisse eigenschaftswörter

bilden mit dem abstraktum e i n e n begriff; dann steht kein artikel. Die weltgeschichte Universal history.« Bildet denn nicht j e d e s adjektivum mit dem folgenden substantivum e i n e n begriff? Wann werden endlich diese nichtssagenden, ganz entbehrlichen ausdrücke aus unsern grammatiken verschwinden? Gewöhnlich steht der artikel, wenn e i n e a r t der andern gegenüber gestellt wird, aber der sprachgebrauch ist hier recht souverain vorgegangen. Man sagt *Ancient history*, aber t h e Protestant religion. Mit allgemeinen regeln läßt sich hier gar nichts machen. — Nicht minder bedenklich ist auf s. 152 der satz: »*who* wird von personen, *which* von tieren, sachen und *begriffen (!)* gebraucht.«

S. 11. »most die meisten (substantivisch mit of, adjektivisch ohne of) vor hauptwörtern hat keinen artikel, wenn kein eigentlicher vergleich beabsichtigt ist.« Most hat nur dann keinen artikel, wenn es heißt, »mehr als die hälfte«. Ein schüler wird von seinem extemporale sagen *I have made the most mistakes.*

S. 29. »older, oldest (von dingen und personen), elder, eldest (von verwandten, aber nur attributiv).« *Verwandte* brauchen es durchaus nicht zu sein.

S. 39. Beim datum ist nicht angegeben, daß man auch, wie es auf s. 143 heißt, schreiben darf: *It was on April 11, 1492.*

S. 57. Bei der progressiven form erwähnt der verf. nicht, daß man zb. nicht sagt *London is lying on the Thames* (s. Krüger, § 493).

S. 73. Den ausdruck »konditionales plusquamperfekt« würde ich meiden. In hohem grade wünschenswert wäre es, daß sich die grammatiken der neueren (und der alten) sprachen in bezug auf gewisse ausdrücke einigten.

S. 77. »*The English seem as silent as the Japanese, yet vainer than the inhabitants of Siam.*« Arme Engländer! Selbst solche sätze wie *Men who talk most loudly work least* und *Conceit in weakest bodies most strongly works* sollten als unberechtigte verallgemeinerungen einzelner fälle ein für alle mal verschwinden.

S. 81. »Zu einem kongresse, in dem beschlossen *ward(!).*« S. 109. »Westminster halle(!) ist oft für staatsprozesse gebraucht worden.« S. 110. »Dieses jahr habe ich im bade geweilt(!).« S. 114. »Der mit should umschriebene konjunktiv steht nach solchen unpersönlichen zeitwörtern, die ein sittliches(!) urteil enthalten wie it is natural, strange, curious etc.«

S. 96. Italy declared war against (upon, with) Turkey in 1911.« Das gewöhnlichste ist *to declare war on.*

In bezug auf die aussprache sagt der verfasser in der einleitung: »Wo die reichlich gegebenen aussprache-hilfen, die auf beobachtung bei lernenden verschiedener altersstufen und verschiedener schulgattungen beruhen, nicht ausreichen sollten, muß der lernende allerdings ein gutes wörterbuch . . . zu rate ziehen. Sämtliche wörter des textes in aussprache-umschrift zu bezeichnen, schien mir, zumal in einem wiederholungsbuch, unzweckmäßig, auch weil die fehlerquellen selbst durch das sorgfältigste phonetische system doch nicht verstopft werden.«

Daß trotz phonetischer bezeichnung einzelne schüler noch falsch aussprechen, das kann und wird natürlich vorkommen. Aber ich denke, so viel steht fest, daß durch eine umschrift wie die Schröers, Viëtors, Sweets, Murrays ua. die schüler zum richtigaussprechen am besten angehalten werden, und daß die alte art der bezeichnung mit strichen, häkchen oder durch an-

gabe von buchstaben, die gewöhnlich (aber durchaus nicht immer) einen bestimmten laut im Englischen haben, stets ein ungenügender notbehelf bleiben wird. Man stelle doch einmal einen vergleich an. S. 179 schreibt der verf. *cupboard* schrank *(kúburd)*, Schröer dagegen *cupboard* *(kábəd)*. Aus der Schröerschen bezeichnung ersehe ich ohne weiteres, daß das u = a lautet, daß oa den ə-laut hat, und daß das r vor einem konsonanten im südenglischen fast immer stumm ist[1]). Die bezeichnung von Menges ist viel umständlicher. Hier muß ich wissen, daß *ú* einen a-laut bezeichnen soll, daß ein u oder überhaupt ein vokal in unbetonter silbe gewöhnlich den ə-laut hat, und das r erinnert mich auch in keiner weise daran, daß es beim sprechen unterdrückt werden kann. An andern stellen hält es der verf. für angebracht, zwei bezeichnungen zu geben. So schreibt er *drought* dürre *(drowt, au)* *choir* chor *(kwīr, ai)*, *to climb* klettern *(klīm, ai)*, während Schröer einfach *draut klaim kwaiə* transkribiert. An ein paar andern stellen vermisse ich die wünschenswerte genauigkeit. So heißt es s. 180. *to gauge* eichen *(gāj)*. S. 179 *ache* schmerz, schmerzen *(āk)* und s. 181 *to tear* zerreißen *(ā)*. In den beiden ersten wörtern haben wir den diphthong e^{i} und in dem letzten einen offenen e-laut oder *ä*, und beide werden durch ein unglückliches *ā* bezeichnet.

Bei *answer* antwort steht *(anser)*, was man nach des verfassers eigenen bemerkungen auf s. 181 doch wohl nur mit einem ä-laut aussprechen könnte. Den langen a-laut bezeichnet er mit *ä*. — In *mustache* oder *moustache* habe ich immer nur ein langes a gehört. — Warum heißt es porpoise *(pórpus)* und porringer *(pórinjěr)*? Beide haben doch in der endsilbe den gleichen ə-laut? In mistletoe *(mizl-to)* kommt mindestens ebenso häufig ein stimmloser s-laut vor[2]). — In *floor* fußboden und *stone* stein werden die ganz verschiedenen laute durch ein *o* bezeichnet. — S. 123. »*single* (sprich, als wenn zwei g daständen).« Wie viel einfacher ist doch die aussprachebezeichnung *siŋgl*.

Ich würde dem verf. raten, in einer zweiten auflage mit der alten und wirklich auch veralteten art der aussprachebezeichnung zu brechen und das system der Association phonétique anzunehmen. Das würde den wert des buches wesentlich erhöhen.

Gera, Reuß, im Oktober 1913. O. Schulze.

E. Nader, *Praktische methodik des unterrichts in der englischen sprache*. Wien 1914, A. Pichlers Witwe & Sohn. V + 83 ss. Preis geh. 2,05 M., geb. 2,48 M.

Die praktische methodik will zeigen, wie 'die auf die englische sprache bezüglichen forderungen des normallehrplans erfüllt werden können' und 'ein sicheres verständnis nicht allzuschwerer literaturwerke und einige fertigkeit im mündlichen und schriftlichen gebrauch der englischen sprache erzielt werden kann'. Der verfasser behandelt den englischen unterricht in der V., VI. und VII. Klasse der realschule s. 1—79, am schluß s. 80—83 den an realgymnasien. Es sollen namentlich lehrproben und 28 stundenbilder dem zwecke dienen,

---

[1]) Meines erachtens wäre es nach dem vorgange Sweets am besten, dieses *r* gar nicht zu bezeichnen.

[2]) So bei Schröer und in dem großen wörterbuche von Murray.

eine praktische methodik des englischen unterrichts zu vermitteln. Der angehende lehrer wird viel aus dem buche lernen und verwerten können, da es in der tat so ziemlich alles, was beim unterricht in betracht kommen kann (sprachgeschichtliches, lautlehre, rechtschreibung, lautschrift, Object Lessons, grammatik, synonymik, ähnlich klingende wörter, wortfamilien, sprechübungen, schriftliche arbeiten, das lesebuch, die lektüre, literaturgeschichtliches), in einer für die behandlung in der schule ausreichenden weise erörtert. Der verfasser wünscht im anfange lautschrifttexte dem unterrichte zugrunde gelegt zu sehen, die er in drei monaten durchnehmen lassen will, dann erst zu der herkömmlichen schreibung überzugehen. Er glaubt damit bessere ergebnisse erzielt zu haben als mit der behandlung derselben texte in herkömmlicher schreibung. Ich glaube, daß es in dieser frage der Methodik in bezug auf den erfolg vor allem auf den lehrer ankommt, mit welchem geschick er die methode zur anwendung bringt: dabei spielt die naturanlage eine bedeutende rolle. Ich erkläre mir auch gerade daraus die mit der lautschrift im anfang unter ausschluß der herkömmlichen schreibung von Dr. Nader erzielten besseren erfolge: er hat sich selbstverständlich dabei größere mühe geben müssen und die größte mühe gegeben, das interesse der schüler rege zu halten, darum konnten sich auch die erfolge dementsprechend günstiger gestalten. Auszugsweise gebe ich im folgenden das XVII. stundenbild (hilfszeitwort *to do* s. 58), damit man sich eine vorstellung von dem verfahren des verfassers machen kann. Zunächst wird das von früher bekannte (fragesatz, verneinung, inversion, emphatischer gebrauch usw.) unter benutzung der beispielsätze der grammatik wiederholt. ‘Eingehender ist die enklitische frage, unser ‘nicht wahr?’, *n'est-ce pas?* zu behandeln’. (Der ausdruck enklitische frage war mir noch neu, gefällt mir zwar ganz gut, ich meine aber doch, daß man den schüler nicht damit belasten soll.) Es werden dafür mehrere beispiele an die tafel geschrieben, in denen hilfsverben vorkommen. ‘Um die regel zu finden, wird man zunächst fragen: Wieviel sätze haben wir in jeder dieser fragen? Zwei. — Und zwar? Einen aussagesatz wie im Deutschen und einen fragenden zusatz. — Ist dieser zusatz unveränderlich wie im Deutschen und im Französischen *n'est-ce pas?* Nein. (Es gilt wohl als allgemein anerkannter grundsatz, daß der lehrer keine frage stellen soll, die mit ja oder nein zu beantworten ist.) — Und wie steht es mit dem verbum dieses zusatzes? Es ist dasselbe wie in dem verhergehenden aussagesatze. — Was für ein verbum ist es? Ein hilfsverbum. — Wenn der aussagesatz bejahend ist, wie ist da das hilfsverb . . .? Verneint. — Und wenn . . . verneint, dann ist das hilfsverb . . . bejaht. — Was ist subjekt des hilfsverbs im zusatz? Das personalpronomen, das das subjekt des aussagesatzes vertritt. — Man könnte nun sofort die frage aufwerfen: Was für ein verbum wird man in dem fragenden zusatz verwenden, wenn im aussagesatz kein hilfsverb vorkommt? . . . das hilfsverb *to do*. — Man kann nun, um die regel recht einzuüben, noch sätze bilden und auf die tafel schreiben lassen usw.’ Verwandt mit der enklitischen frage ist der ‘verwunderte ausruf.’ (Hier fehlt der zusatz, daß im Deutschen gewöhnlich *so?* dafür gebraucht wird, das wird erst am schluß erwähnt, um vor der übersetzung dieses *so?* durch *so!* zu warnen.) Dabei wird angemessen vom beispiel ausgegangen und daraus die regel ermittelt. ‘Zum schluß werden die beispiele und regeln in der grammatik gelesen. Aufgabe für die nächste grammatikstunde: Bildung einer bestimmten

anzahl enklitischer fragen (und verwunderter ausrufe).' Ganz zweckmäßig; nur ließe sich nach meiner meinung dem schüler etwas mehr zumuten. Man könnte nach aufstellung der beispiele zunächst versuchsweise die frage stellen: wie ist demnach 1. das deutsche nicht wahr?, dann 2. das deutsche so?, wirklich? im Englischen wiederzugeben? Erst dann, wenn die schüler dabei versagen, könnten hilfsfragen wie die obigen gestellt werden, oder etwa: welcher unterschied zeigt sich bei der übersetzung in den verschiedenen beispielen? S. 59 z. 1: '*Did 'nt it!*' und z. 2: '*Could'nt they!*' lies *Did n't* und *Couldn't*. — Ich schließe damit, daß ich in dem ganzen eine tüchtige anerkennenswerte arbeit sehe, die wohl verdient, vielseitig beachtet zu werden.

Dortmund, im Juli 1914. C. Th. Lion.

Reformmethode Seidel. Analytisch-synthetischer lehrgang zur selbsterlernung fremder sprachen. *Englisch* von A. Seidel. *Analytischer teil*, 172 ss. *Synthetischer teil*, X + 310 ss. Berlin W. 35, Friedberg & Mode. 1914. Pr. in leinen geb. M. 6,—.

Der lehrgang ist für den selbstunterricht bestimmt, muß daher manches enthalten, was beim schulunterricht entbehrlich wäre. Der verfasser hat deshalb, wie er in der broschüre »Wie erlernt man fremde sprachen schnell, leicht und billig?« s. 11 angibt, bei seinen lehrbüchern »die grundzüge der allgemeinen grammatik jedem bande mit eingewebt, so daß der lernende sich nie vor grammatische kunstausdrücke gestellt sieht, deren bedeutung ihm nicht hinreichend bekannt ist.« Er scheint mir darin nur etwas zu weit gegangen zu sein. Man kann zb. mit recht die frage aufwerfen, was es den Englisch lernenden angeht, wie der lateiner und die romanischen sprachen die zeiten durch besondere zeitformen bezeichnen (s. 53 des synth. teils), welche modusformen in anderen sprachen außer dem indikativ und konjunktiv verwandt werden, zb. daß das Griechische den Optativ zum ausdruck eines wunsches gebraucht (während übrigens bekanntlich der Optativ im Griechischen eine viel weitere anwendung findet). Dergleichen überflüssige angaben sind nur dazu angetan, dem lernenden seine aufgabe zu erschweren. Wenn man die fremdsprachlichen »grammatischen fachausdrücke,« die der verfasser nebst den deutschen in einer anderen broschüre zusammengestellt hat, beim selbstunterricht durch leicht verständliche deutsche ersetzt, kann die noch etwa erforderliche belehrung sehr kurz gefaßt werden, zumal da doch auch die volksschule dafür die notwendigsten kenntnisse vermittelt. Man braucht sich übrigens vor dem gebrauch der fremdausdrücke, die sich in einzelnen fällen schlecht durch deutsche ersetzen lassen (zb. gerundium) nicht zu scheuen, da auch diese bekannt genug sind. A. Seidel erhebt auch den einspruch gegen die aus den lehrbüchern der alten sprachen entnommene Terminologie, daß »zb. dem Englischen und dem Französischen ein nominativ, genitiv, dativ und akkusativ aufgedrängt werden, fälle, die diese sprachen — bei lichte besehen — gar nicht haben.« Diese behauptung ist doch für beide sprachen unrichtig. Dem Englischen lassen sich der sächsische genitiv, die akkusative me, him, her usw., dem Französischen die dative lui, leur usw. nicht absprechen, und nominativ und akkusativ der substantive hatten zb. im Afr. verschiedene formen, so daß man in der sprache überhaupt das dasein der beiden fälle nicht ableugnen

kann. A. Seidel hat trotzdem, daß er die jetzt übliche grammatische terminologie zum teil durch eine andere ersetzt hat, daneben noch die alte gebraucht, »um den übergang zu erleichtern.« Und er gebraucht sie mit vorliebe, sogar in anfechtbarer weise zb. § 590 (s. 184 der synth. teils): »das entferntere objekt wird im E. durch den akkusativ ausgedrückt, wenn es vor dem näheren objekt steht: I wish your brother a pleasant journey.« Andere lehrbücher sehen wohl mit mehr recht in your brother einen gekürzten dativ. Warum hat er das, was andere progressiv nennen, kontinuativ genannt? Was soll der gelehrte ausdruck Qualifikand? Warum das neue wort bilden "interessiv"? § 579 gibt ja dafür eine erklärung, aber während der schüler sich das einprägt, lernt er kein Englisch. Es scheint mir das in widerspruch mit den worten »schnell, leicht und billig« zu stehen. Von großer bedeutung ist für den lehrgang natürlich die lautschrift. Auch hier geht A. Seidel seine eigenen wege, worüber eine dritte broschüre (beiträge zur sprachenkunde, zur allgemeinen sprachwissenschaft, zur methodik des sprachunterrichts und zur literaturkunde. Herausgegeben von A. Seidel. Nr. 4. Inhalt: Ein phonetisches alphabet zur bezeichnung der aussprache fremder sprachen von A. Seidel, Berlin 1914, Friedberg & Mode 1625. Preis 30 pf.) auskunft gibt. Er stellt für das phonetische alphabet 10 leitsätze auf, die er als »nicht anzuzweifelnde« (s. 12 § 27) bezeichnet. Im allgemeinen können sie auch insoweit auf billigung rechnen, als sie auch schon von anderen beobachtet worden sind. In der ausführung der grundsätze hat er jedoch selbst zb. gegen f) und g) in seinem lehrgange gesündigt. »f) Einfache laute sind stets durch einfache zeichen usw. zu bezeichnen. g) . . . Der lautwert muß besonders angegeben und genau beschrieben werden.« Auf einem losen pappblatte, das dem lehrgange beiliegt, findet sich in praktischer weise die »tabelle der zeichen zur angabe der aussprache.« Es wäre gut, für jedes zeichen ein englisches beispiel anzuführen neben dem deutschen, das doch die sache nicht genau trifft. Seidel hält ō für ein langes o wie »ohne«; er erklärt es somit für einen einfachen laut, während man überall sonst darin einen doppellaut ou oder o[u] annimmt (verstoß gegen f). Das für ō bemerkte gilt auch für ē = langes e in »see;« es ist auch kein einfacher laut, sondern als ein diphthong allgemein anerkannt und wird gewöhnlich durch ei oder ei bezeichnet. Ohne weitere erklärung setzt er au = au in »braun,« was dem wirklichen sachverhalt nicht entspricht (verstoß gegen g). Es wäre durchaus zweckmäßig gewesen, die jetzt wohl allgemein bekannten, dem altenglischen entlehnten zeichen þ, đ aufzunehmen; er ersetzt sie durch s̱ (nb. s mit einem strich darunter) und ẕ und bemerkt dazu »derselbe laut wie s (z), aber gelispelt.« Die angabe ist durchaus irreführend. Ich glaube, Krüger (elementarb. s. 14) ist im recht, wenn er davor warnt, stimmloses und stimmhaftes s für þ und đ einzusetzen (ein gelispeltes s bleibt aber immer ein s), und alle phonetiker stimmen mit ihm darin überein. Auch die angabe »ö = kurzes ö, im hintermund zu sprechen« ist unzureichend; sie wird zwar im synth. teil durch die worte »nach a hinneigend« ergänzt, aber der analytische teil soll doch auch für sich allein benutzt werden können. Für r gibt Seidel die anweisung: »mit der zungenspitze zu rollen,« und er stellt § 26 s. 6 des synth. teils die regel auf: »r im silbenanlaut, auch wenn noch ein konsonant vorhergeht, wird stets mit rollender zunge gebildet,« während Vietor, ein hauptvertreter der phonetik, ausdrücklich

hervorhebt, daß das r im Englischen nicht gerollt werden darf. Für die aussprache des r wäre im synth. teil eine angabe über die verschiedene aussprache des r in Deutschland ganz zweckmäßig gewesen, wie sie Palleske (Die kunst des vortrages) auch für laien verständlich beschreibt. In § 29 s. 7 (synth. teil) wird die stimmhafte aussprache des s in den endungen -sle und sm dadurch erklärt, daß »diese ja so gesprochen werden, daß ein vokal zwischen den beiden konsonanten liegt« unter anführung der beispiele measles und idealism, die mīz^{e}lz und aidī'^{ä}līz^{e}m umschrieben werden. Das beruht auf einem irrtum, und die umschrift ist ebenfalls irrtümlich, das hochgestellte e muß gestrichen und die erweichung des s auf den einfluß der flüssigen konsonanten zurückgeführt werden.

Der verfasser begründet das erscheinen seines werkes mit dem satze, daß namentlich beim selbstunterricht die rein synthetische methode ebenso wenig zum ziele führe wie die rein analytische, daß ferner, da sich die reine anwendung einer dieser beiden methoden von vornherein als unausführbar erweisen mußte, sich weder die vorwiegend synthetische noch die vorwiegend analytische als praktisch erwiesen hatten (s. 15 der broschüre: Wie erlernt man . . .).

Der damit gegen andere ausgesprochene vorwurf ist unbegründet. Um nur eins anzuführen, die von mir kürzlich besprochene (Engl. stud., bd. 45) Englische sprachlehre von Gesenius-Regel, ausgabe C. für mädchenschulen, in ihren drei teilen so angelegt, daß nach dem analytischen, in lesestücken mit übungen und in dem wörterverzeichnis zu den lesestücken bestehenden abschnitt ein synthetischer abschnitt mit der überschrift »abgeleitete regeln« oder »grammatik« folgt. Es wäre somit besser gewesen, nicht in reklamenhafter weise von einer reformmethode A. Seidel zu sprechen, da schon andere den gleichen weg mit erfolg betreten haben. Es mußte der eigenart des werkes überlassen bleiben, sich durchzusetzen. Wenn auch das darin befolgte verfahren nicht als etwas neues angepriesen werden kann, so ist doch die art, wie die methode durchgeführt worden ist, immerhin eigentümlich genug. Die hauptfrage ist, ob sich das verfahren zur erreichung des beabsichtigten zweckes empfiehlt, die sprache im selbstunterricht schnell, leicht und billig zu erlernen. Ich trage kein bedenken, die frage zu bejahen, wenn ich auch nach dem vorstehenden der ansicht bin, daß manche kürzung und änderung erwünscht wäre, die das etwas dicke buch erleichtern und dadurch das gelangen an das angestrebte ziel beschleunigen und verbilligen könnte.

Der verfasser hat in den lesestücken des analytischen teiles einzelsätze gegeben, um sich die möglichkeit der freien auswahl des jeweils vorzuführenden wort-, formen- und phrasenschatzes nicht zu beschränken. Es ist dagegen nichts einzuwenden, da der inhalt dadurch nur reicher an abwechslung wird, damit ist jedoch nicht gesagt, daß man nicht auch mit zusammenhängenden lesestücken dasselbe erreichen könnte. Seidel hat übrigens unter 41—50 (wiederholungen: Der menschliche körper, s. 124—172) lesestücke, die einen einheitlichen charakter wenigstens in bezug auf den wortschatz tragen. Weil er sein buch nicht für den schulunterricht bestimmt hat, brauchte er ja keine rücksicht auf die forderung der lehrpläne zu nehmen, die in den lesestücken bekanntschaft mit land und leuten des fremden volkes vermittelt zu sehen wünschen. Die art und weise des verfahrens wird am besten ein beispiel klar machen.

Wir wählen dafür den ersten satz von I. (sätze für die **mehrzahl**, **präsens** der verben, behauptend und bejahend, mit nominalem **subjekt**): *The sun shines.* darunter die umschrift: ðə sǒn šainz s. 15. (Auf der seite folgen noch 4 sätze in gleicher weise. Darunter ein horizontaler strich, unter dem die erläuterungen folgen, für den ersten satz mit den angaben: Wegen der aussprachebezeichnung vgl. § 1—7 (des synthetischen teils). Über die aussprache des E. vgl. § 19 ff. the ist der bestimmte artikel der, die, das, im E. unveränderlich, vgl. §§ 87, 151, 169a. Über die aussprache von the vgl. § 76; *sun*, sonne, im E. klein geschrieben (§ 11). *shines* 3 ps. E. des präs. von shine (šain) scheinen, also »scheint,« vgl. § 187, 191 und 202. Über die aussprache der endung-s vgl. § 13. — Die sonne scheint.

Man sieht, es ist alles gegeben, was man nur verlangen kann. Es wird vom lernenden etwas viel verlangt, aber mit dem vorbehalt, daß zunächst nur die bedeutung jedes wortes und die übersetzung des satzes berücksichtigt zu werden braucht, wenn einer schnell vorwärtskommen muß und will. Die weisung findet sich in der »anleitung zum studium des analyt. teiles«, die auf der einen seite des pappblattes steht.

Ich lasse nun noch allerlei bemerkungen folgen über das, was mir bei der prüfung des buches aufgefallen ist. Zu *The spider lives upon other insects* s. 16 wird angemerkt: *upon* hier = von. Auf den synth. teil wird nicht verwiesen: es hätte sich in § 644, 9 darüber gefunden »'von' bezeichnet das mittel der ernährung«. Das ist aber eine angabe, die vom Deutschen ausgeht, das englische upon nicht erklärt. Die angaben über *on* und *upon* s. 195, 202 enthalten nichts über diesen fall, für dessen behandlung ich dem verfasser Krüger, Gr. § 604, 3, s. 305 f. empfehlen möchte. S. 17, z. 8 ist *hearest* durch hīrst umschrieben: es muß dafür hīrᵉst gesetzt werden. Wenn s. 17 z. 1 zu *She always thinks of others* »of hier = an« angemerkt wird, so ist das auch keine erklärung: es mußte auf § 609 und außerdem auf die verschiedene auffassung der sprachen in derartigen wendungen hingewiesen werden (fr. penser *à*). Bei § 609 soll § 589 verglichen werden: warum die beiden paragraphen nicht zu einem verbinden? und § 589 läßt sich in den gegebenen beispielen teilweise schlecht mit den worten der regel vereinigen: »Einige verben, die im Deutschen ein direktes objekt regieren, haben im Englischen ein indirektes.« Wenn to accuse a p. of a th. = »jemand einer sache anklagen« gesetzt wird, so stimmen doch die sprachen überein. S. 30 z. 4 des textes v. u. statt a overcoat! lies an overcoat! Danach ist auch die umschrift von 'an' zu ändern. S. 43 z. 2 f. der anmerkungen erfahren wir: »Jedes partizip(!) kann (wie im Deutschen) mit dem adverb *un-* = un- zusammengesetzt werden.« Wozu doch der eifer des gefechts verleiten kann! Schreibe dafür: *un-* in zusammensetzungen dem deutschen un- oder ent- entsprechend. with his face unwashed wird als anglizismus! bezeichnet und die deutsche übersetzung beigefügt. Es mußte auf § 422 verwiesen und hier eine kurze erklärung beigefügt werden. S. 47 z. 3 des textes v. u. lies prŏ'misᵉz statt . . . *s*. S. 49 z. 3 des textes: He told me he *would* be back at half past eight. Da die übersetzung davon sein soll: »er sagte mir, er würde um halb neun zurück sein,« würde im text richtiger *should* stehen. S. 51 z. 2 des textes: singer ist nicht *singgör*, sondern *singör* zu umschreiben. Auf s. 158 finde ich experience durch ᵉkspīrjᵉns umschrieben; das j halte ich, weil es konsonantischen charakter

hat, wegen des r nicht für richtig, es müßte i nach der tabelle dafür eintreten. S. 20 des synth. teils § 89: »Sammelnamen bezeichnen eine unbestimmte menge von individuen (getier, geschwister).« Warum das fremdwort individuen? Und wird man bei einem sammelwort wie gebirge, gewölk u. dgl. passend von individuen sprechen? § 92: »Im Deutschen wird ein wort einfach dadurch substantiviert, daß man es mit einem großen anfangsbuchstaben schreibt.« Was hat das schreiben eines wortes mit dem mündlichen gebrauch eines wortes als substantiv zu tun? In § 93 finden sich die fremdausdrücke »Gerundium« und nomen actionis. Von dem Gerundium wird erst in § 190 gesprochen, und der Englisch lernende braucht nicht mit lateingelehrsamkeit behelligt zu werden. § 128 (s. 31): »Das wesen der zahlwörter liegt klar auf der hand und braucht daher nicht weiter erörtert zu werden.« Wenn dem so ist, wozu steht denn der satz da? S. 44 § 169 b: »gutes weines.« Man sagt jetzt dafür »guten weines«. § 191 s. 52 muß givest durch giw^{e}st umschrieben werden. Ferner ist die endung -th (genauer wäre eth; nur hath, doth neben doeth) nicht bloß der dichterischen sprache eigen, sondern auch sonst noch in gehobener sprache zulässig und in der bibel regelrecht. Ist auf s. 69 z. 5 »beat (bĕt) schlug« nur druckfehler (bīt) oder irrtum?« Z. 19 »bade (bēd)«: Die aussprache bēd ist selten, die übliche ist băd. § 337 s. 109: Die neuerung, die sogenannten genera verbi in aspekte des prädikats umzuwandeln, wird wahrscheinlich andern ebensowenig gefallen wie mir. Der ganze paragraph könnte wegfallen. S. 185 § 593 am schluß: »Vor direkter rede steht to say, vor indirekter to tell.« Nach 'direkter' füge hinzu: und indirekter. Es könnte noch hinzugefügt werden, daß to tell nie vor direkter rede steht.

Vermißt habe ich an dem für selbstunterricht bestimmten buche, das doch auch vor allem mit dem lernenden sprechübungen anstellen muß, daß es dafür keine anleitung gibt. Es müßte zunächst der rat erteilt werden, mit einem anderen zusammen den gegebenen stoff zu verarbeiten und sich mit ihm in der fremden sprache darüber zu unterhalten. Es müßten ferner fragen in englischer sprache jedem lesestück über dessen inhalt beigefügt werden. Es würde sich übrigens sehr empfehlen, sich wenigstens im anfang an einen fachkundigen zu wenden, um in der aussprache keine falschen gewohnheiten anzunehmen.

Dortmund, im April 1914. C. Th. Lion.

Wilhelm Swoboda, *Lehrbuch der englischen sprache für höhere handelsschulen.* 1. teil. *Junior Book.* Lehr- und lesebuch für den ersten jahrgang des englischen unterrichts (mit einem wörterbuch). Zweite verbesserte auflage von prof. August Lange. VI + 195 ss. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. 1913. Pr. geb. M. 2,50.

Das buch enthält in 52 Lessons (s. 1—117), die sich bequem in den 40 schulwochen bei drei stunden wöchentlich durcharbeiten lassen, das für den ersten jahrgang des englischen unterrichts notwendige in angemessener behandlung. Nur für das grammatische wird die muttersprache herangezogen, auch in den *Exercises* wird keine übersetzung aus dem Deutschen ins Englische verlangt, jedoch folgen s. 142—150 (deutsche) aufgaben zur rückübersetzung, in denen oft mehrere nummern zusammengefaßt werden. Die seiten 118—141 geben 'erklärende anmerkungen zur vorbereitung auf die lesestücke und auf-

gaben.' Die lesestoffe geben für die lautbildung *Nursery Rhymes* (nr. 1—5), dann artikel für *School* (6—31), für *Home* I. *Meals* (32—36). II. *House. Letters. Family-Life. Furniture. Dress* (37—44 nebst einem gedicht *Persevere!*). *Character Sketches* (45—52). Auf s. 114 werden 17 *Proverbs* angeführt. *Synonyms* werden gelegentlich besprochen. Die grammatischen angaben werden in klarer, leicht verständlicher form gegeben. Das sind alles vorzüge, die das buch für den gebrauch in höheren handelsschulen sehr empfehlen, auch die phonetische umschrift, die überall da eintritt, wo sie wünschenswert war, wenn ich mich auch mit einigem in der beziehung nicht einverstanden erklären kann. *Are not* und *aunt* sind beide durch *ānt* umschrieben: ich glaube kaum, daß das allseitige zustimmung finden wird. Es scheint mir überhaupt mißlich, das r nach vokalen und im auslaut ganz unbezeichnet zu lassen, schon deshalb, weil es in der bindung wieder kräftig lautet; auch würde der nicht von phonetik angekränkelte Engländer energische einsprache dagegen erheben, daß zb. in *far, daughter* usw. das r gar nicht gesprochen werden soll. Man vergleiche ferner zb. *according* und *Austrian* und frage sich, ob für *or* und *au* die umschrift *ɔ̄* in beiden worten dem wirklichen laut entspricht. Was nun die umschrift für *are not* in *ānt* und *we are old* in *wīərо'uld* (*you had* ist sogar in *jūd* umschrieben) anlangt, so verdankt sie ihren ursprung zwar der richtigen beobachtung des verfassers, daß sich beim schnellen sprechen die laute verflüchtigen, aber das dafür befolgte verfahren erscheint mir für die schule nicht angemessen. Der schüler muß vor allem den dem worte von rechts wegen zukommenden laut kennen lernen, demnach wäre *we* stets durch *wī* zu umschreiben, *are* durch *āʳ*, *old* durch *oᵘld*. Es wäre daneben durchaus hinreichend, den schüler auf die kürzung und abschwächung der laute beim schnellen sprechen, wo auch die worte teilweise ineinander verfließen, aufmerksam zu machen; jene kürzung, abschwächung, verfließung wird sich beim schnellen sprechen beim schüler von selbst einstellen; wo nicht, so kann der lehrer darin vorbildlich wirken. Das in dem buche beliebte verfahren könnte aber die richtige kenntnis der laute beeinträchtigen. Es ist auch besser, für *a* in *grace eⁱ* oder *ei*, nicht *ei* anzuwenden, weil der Deutsche *ei* wie ei in *kein* aussprechen wird; auch die bezeichnung *ē* für das e in *there* gefällt mir nicht, weil das e an der stelle eben kein langes e ist, sondern unter dem einfluß des r in *there, care* und dgl. zum ä hinneigt, also besser dafür *ā̈*.

Von kleinigkeiten, die mir aufgefallen sind, will ich noch bemerken, daß *e. g.* = *for example, for instance* erst auf s. 16 steht, während es schon auf s. 14 vorkommt, daß auch in der erklärung die abkürzung e. g. ihren rätselhaften charakter behält; es wäre angemessen, dem schüler die lösung des rätsels mitzuteilen. Im wörterbuch lies *government* statt *govermment;* es ist anzuerkennen, daß im wörterbuch jeder titelkopf mit der umschrift versehen ist. S. 119 z. 3 von unten: 'No. lies number, *nambə* nummer'; hier ist die entstehung der abkürzung No. wohl als dem schüler bekannt vorauszusetzen, es würde aber doch nicht schaden, über diesen und ähnliche fälle im Englischen eine bemerkung zuzufügen.

Dortmund, November 1913. C. Th. Lion.

Alfred S. West, *The Revised English Grammar.* New Edition of the Elements of English. Cambridge, University Press, 1912. XII + 336 pp. Pr. 2 s. 6 d.

—, *The Revised English Grammar for Beginners.* New Edition. Cambridge, University Press, 1912. 120 pp. Pr. 1 s.

Mr. Wests englische grammatik, die gleichzeitig auch in einer bearbeitung für anfänger vorliegt, ist erstmals im jahre 1893 erschienen und nun nach den Recommendations of the Committee on Grammatical Terminology umgearbeitet. Sie ist nach dem vorwort des verf. für 13—17jährige schüler bestimmt, wodurch eine gewisse beschränkung in der auswahl und behandlung des stoffs von selbst geboten ist. Man muß sagen, daß Mr. West sich dieser aufgabe mit feinem takt und praktischem geschick entledigt hat.

Wenn das historische, dem zweck des buches entsprechend, auch mit recht beiseite gelassen ist, so wird das geschichtlich gewordene doch überall, besonders in der syntax, mit großer weitherzigkeit anerkannt, wofür die bemerkung 'that there is much of *laisser-aller*, or go-as-you-please, about English syntax' bezeichnend ist. Die verurteilung von sätzen wie *He did it without intending to* (p. 274) wird sogar für pedanterie erklärt.

Zwischen formenlehre und syntax wird absichtlich keine scharfe grenzlinie gezogen. Im übrigen zerfällt das buch in die üblichen teile: Orthoepy (phonology), orthography, etymology (accidence), syntax. Dazu kommt ein anhang über Essay-writing.

In der geschichtlichen einleitung, namentlich in dem abschnitt über die zusammensetzung des englischen wortschatzes, hätte die neuere forschung besser berücksichtigt werden dürfen. Auch mit der unterscheidung zwischen hilfs- und begriffsverb (oder, wie der verf. den anregungen des genannten komitees folgend, statt *Notional Verb* jetzt sagt: *Verb with Full Meaning*), kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären. Ist *may* in sätzen wie *He may pass his examination* wirklich kein hilfsverb mehr? Und darf man im ernst behaupten: *Can* is always a Verb with Full Meaning, never an Auxiliary (p. 174)? Wie läßt sich damit die bemerkung vereinigen: *I wish, You must, He can* . . . are meaningless unless we supply, in thought or expression, some complement: *I wish to go, You must remain, He can pay* . . . (p. 211)?

Einmal scheint der verf. seinem grundsatz weiser selbstbeschränkung doch untreu geworden zu sein, wenn er p. 183 unter den 'points that deserve attention' auch den adverbialen gebrauch von verben wie *crash* und *smack* aufführt. Warum dann nicht auch noch *bang* erwähnen? Jedenfalls kann es sich nur um eine adverbiale verwendung des verbalstammes, nicht des verbums selbst handeln.

Doch diese bemerkungen sollen dem verf. nur zeigen, mit welchem interesse ich sein buch, das durch zahlreich eingestreute fragen und übungen noch besonderen wert erhält, gelesen habe.

Ludwigsburg (Württ.) Eugen Borst.

SCHULAUSGABEN.

1. Bahlsen u. Hengesbach, *Schulbibliothek französischer und englischer prosaschriften aus der neueren zeit.* Mit besonderer berücksichtigung der forderungen der neueren lehrpläne. Abteilung II: *Englische schriften.* Berlin, Weidmannsche buchh.

59. John Finnemore, *English Boys and Girls of other Days.* History told in the Form of Romance. Für den schulgebrauch bearbeitet und mit anmerkungen herausgegeben von dr. Heinrich Gade, oberlehrer am Andreas-realgymnasium zu Berlin. 1913. VIII + 128 ss. Pr. M. 1,40. Hierzu ein wörterbuch. 42 ss. geh. Pr. M. 0,40.

Das buch bietet eine reihe interessanter erzählungen, die die erlebnisse englischer knaben und mädchen in sturmbewegten zeitläuften zum gegenstand haben. In lebensvoller sprache geschrieben werden sie nicht verfehlen, auf die jugend große anziehungskraft auszuüben; sind sie auch in das gewand der dichtung gekleidet, so machen sie doch mit bedeutsamen geschichtlichen tatsachen und zuständen bekannt. Die erste erzählung führt uns in das letzte jahrhundert der angelsächsischen herrschaft, als sich Dänen und Sachsen feindselig gegenüberstanden und die Sachsen am Bricciustage des jahres 1002 ein blutbad unter den verhaßten landesgenossen anrichteten. Eine kleine heldin rettet ihre dänischen verwandten vor der ermordung durch ihre eigenen sächsischen landleute. *The Peasants' Rebellion* vergegenwärtigt uns den gefährlichen bauernaufstand des Wat Tyler, schildert zugleich das wüten des schwarzen todes usw. *The Rising of Lambert Simnel* gegen den Tudorkönig Heinrich VII. bietet eine erzählung voll aufregender abenteuer, dabei doch durchaus treu in den geschichtlichen einzelheiten. *Royalist and Roundhead* gibt ein treues abbild der kämpfe zwischen königsmacht und bürgertum. Das entscheidende auftreten Cromwells am schluß der erzählung gibt ihr einen eigenen reiz. *After Sedgemoor*, nach der schlacht, wo Monmouth die sein schicksal entscheidende niederlage erlitt (1685), folgen tage voll blutiger greuel, die uns mit schauder und entsetzen erfüllen, und mit um so größerem interesse nehmen wir teil an der glücklichen flucht der familie der Trenchards, wobei die tochter eine hauptrolle spielt. Der druck des textes läßt in bezug auf die größe der typen nichts zu wünschen übrig, druckfehler sind zu berichtigen: 15, 27 statt *let hem* lies *let them*; 21, 26 statt *lookad up* lies *looked up*; 23, 17 statt *go an laughing* lies *go on laughing*; 41, 35 statt *interprise* lies *enterprise*; 73, 17 statt "*Wat!*" lies "*What!*"; 93, 22 statt *of a troop af dragoons* lies *of a troop of dragoons*; 98, 27 statt *hat cleared* lies *had cleared*. Die brechung 82 8/9 *escap-ed* sollte erstens überhaupt nicht stattfinden, weil es nicht wohl angeht, der zwei lettern halber abzubrechen, sodann weil in diesem falle *ed* mit *cap* eine silbe bildet; ebenso 64 34/35 *breath-ed*; und als ein muster von geschmacklosigkeit muß es bezeichnet werden, wenn s. 91 mit *follow-* schließt und s. 92 (wo das blatt zu wenden ist) mit *ed* anfängt. Da ein wörterbuch beigegeben ist, konnten die anmerkungen von wörtererklärungen und angabe von redensarten absehen. Sie sind in ihrer beschränkung auf sachliches angemessen und zweckmäßig, namentlich auch insofern, als sie bei jeder erzählung die geschichtlichen tatsachen und zustände, mit denen sie verknüpft ist, klar legen. Daß bei eigennamen in den anmerkungen die aussprache angegeben wird, ist wohl zu billigen, nur sollte

die angabe dann auch richtig sein. So findet sich zu **41**, 7: Plantagenet [plæntæiʹdžənət] statt . . . [plæntæʹdžənet]; s. 120 z. 1 Naseby [neiʹsbi] statt . . . [neiʹzbi]; **64**, 4 statt **64**, 15: The Shunnamite [šɐʹnəmait] woman statt the Shunammite [šūʹnəmait] woman: im texte steht richtig Shunammite. Einige grammatische bemerkungen haben eine wohlverdiente stelle gefunden, der text scheint mir jedoch für die stufe, für die das buch bestimmt, in der beziehung noch etwas mehr zu verlangen; so zb. zu **26**, 26 *droughts* und **26**, 30 *mists* einen hinweis auf den plural, und zu **32**, 2/3 *by the time they got back to the house, Hob had refreshed himself*. Die anmerkung: "Nach *by the time* ergänze *that* oder *when*;" ebenso **34**, 23; **87**, 6. Das wörterbuch ist im allgemeinen ausreichend; merkwürdigerweise fehlt *to delve* (mit dem spaten) graben; außerdem *to preserve from* bewahren vor; *to shoot* shot, shot, s. bolt; *span* s. to spin; *swept* s. to sweep. Im wörterbuch steht *taught*, im texte *taut* (**90**, 4: the ship-knot ran taut). Die schreibweise *taught* ist veraltet; es sollte daher auch im wörterbuch *taut* stehen Jedenfalls muß darin in text und wörterbuch übereinstimmung herrschen. Bei homonymen wörtern zb. *rush* anlauf, *rush* binse ist *rush¹*, *rush²* zu schreiben. Die aussprache ist mitunter nicht richtig angegeben: für *signal* ist die umschrift [siʹgnəl]; für *resume* [rizjūʹm]; dgl. m. Es wäre zweckmäßig, dem buche ein druckfehlerverzeichnis beizugeben, jedenfalls für die 2. auflage, die das buch übrigens wohl verdient hat, eine genaue durchsicht vorzunehmen.

Dortmund, November 1913. C. Th. Lion.

---

2. Dickmanns *Französische und englische schulbibliothek.* Reihe A: *Reformausgaben.* Leipzig, Renger.

32. Gardiner, *Historical Biographies.* Adapted for the use of Schools by G. Wolpert and H. T. Price. 8th edition. 1914 [Nov. 1913]. Pr. geb. M. 1,10.

Dieses büchlein, das seit 1886 acht auflagen erlebt hat, enthält die biographien von Sir Thomas More, Sir Francis Drake und Oliver Cromwell, nebst erklärenden anmerkungen in englischer sprache am ende des bändchens. Eine kurze biographische notiz über Samuel Rawson Gardiner (1829—1902) ist vorausgeschickt. Das buch ist nach einer bemerkung im vorwort zur 1. aufl. für die lektüre in untersekunda bestimmt; welche art von schulen der verf. im auge hat, sagt er nicht. Die zahl der auflagen spricht dafür, daß das buch sich im unterricht bewährt hat. Ein druckfehler in der inhaltsübersicht (Sir Franc Drake) hätte wohl vermieden werden können. J. H.

---

54. Walter Scott, *Ivanhoe.* Adapted for the use of schools by E. Penner and H. C. A. Carpenter. 8th ed. XII + 144 ss. 1914. Pr. M. 1,40.

Die vorliegende ausgabe mit fremdsprachlichen anmerkungen schließt sich eng an die früheren ausgaben an. Dem kurzen vorwort folgen die haupttatsachen von Scotts leben und eine kurze, aber gut orientierende geschichtliche einführung. Die ausgewählten teile des textes sind mit glück gewählt und geben auch von der erzählungsmanier des großen schotten ein anschauliches bild. Der grundgedanke der dichtung, der kampf zwischen dem englischen und dem normannischen element, zwischen Ivanhoe und Bois-Guilbert, ist voll gewahrt. Auch die humoristische kleinmalerei Scotts kommt in dem kapitel

von 'Friar Tuck' zu ihrem recht. Doch ist durch die kürzung die harmonie zwischen der kulturgeschichtlichen schilderung und der darstellung des persönlichen lebens zugunsten des romantischen zeitgemäldes gestört, dem andererseits doch auch wieder dadurch die reizvollsten und psychologisch interessantesten züge genommen sind. Doch soll das bei der zubereitung für die schule kein vorwurf sein, sondern als ein grund mehr dafür sprechen, daß Scott, wie ja auch schon die fremdsprachlichen anmerkungen anzudeuten scheinen, sich mehr für die kursorische als statarische lektüre eignet.

Bei den anmerkungen wäre vollständigkeit der stellenangaben für bibelzitate nicht unbedingt de rigueur gewesen, ebensowenig wie einige im stile des konversationslexikons gehaltene erklärungen von zu der eigentlichen handlung nur in äußerlichem zusammenhang stehenden tatsächlichkeiten, wie erklärungen von Tower, St. Christopher u. ä. Auf Scotts antiquierende sprache wird nur zweimal hingewiesen, während vielleicht eine einmalige zusammenfassende und durch beispiele aus dem text illustrierte auslassung darüber schülern und lehrer dienlicher gewesen wäre. Wo man bei angabe der aussprache der eigennamen den grenzpfahl einrammen soll, ist sicher nicht leicht zu bestimmen; aber ich glaube, daß die englische aussprache von dem nicht umschriebenen Goliath deutschen schülern nicht minder ungeheuerlich vorkommt als die des umschriebenen Sinai. Die etymologie hätte noch energischer — oyez < ouïr, ouï-dire; squire < écuyer — herangezogen werden können. Doch von solchen kleinigkeiten abgesehen, ist das büchlein rückhaltlos zu empfehlen.

Cöln. H. Lötschert.

---

3. Freytags *Sammlung französischer und englischer schriftsteller.* Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky.

George Eliot, *The Miller and his children.* Ein auszug aus George Eliots *The Mill on the Floss.* Für den schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. Leykauff, k. gymnasialprofessor am realgymnasium in Nürnberg. Mit zwei abbildungen. 161 ss. 1913. Pr. M. 1,50.

Die ausgabe beschränkt sich auf die ersten beiden teile von *The Mill on the Floss;* sie bringt buch I—III und buch V in gekürzter form. Der eigentliche kern der geschichte (die jugendzeit der beiden Müllerkinder Tom und Maggie, der bankerott ihres vaters, sein allmähliches wiederemporkommen, seine rache und sein tod) wurde zu erhalten gesucht. Beim lesen ist keine lücke bemerkbar, und das interesse wird von anfang bis zu ende wach erhalten; wir haben am schluß das gefühl, daß wir gern noch mehr von dem geschick der beiden kinder vernehmen möchten, an dem wir bis dahin lebhaften anteil genommen haben. Demnach ist die ausgabe für schullektüre wohl zu empfehlen, da sie allen bedingungen, die dafür zu stellen sind, in ausreichender weise gerecht wird. S. 6—11 finden wir eine zweckentsprechende darstellung von George Eliots (Mary Ann Evans-Lewes) leben und dichten (1819—1880); darauf folgen S. 11 f. einige bemerkungen über *The Mill on the Floss* (1860), der text S. 13—145, der in 30 kapitel zerlegt ist, die anmerkungen S. 146—154, ein anhang, der die eigentümlichkeiten der George Eliotschen volkssprache behandelt, S. 154—158, endlich *List of Proper Names*

(with Phonetic Transcription) S. 159 f., bezeichnung der aussprache S. 161. Ein wörterbuch ist nicht beigegeben, daher hätten die anmerkungen bei der eigenartigen sprache George Eliots mehr bieten müssen, um das verständnis des Textes nach inhalt und Form zu sichern. So ist z. B. gleich in der 9. zeile des ersten kapitels für die Worte *under the transient glance of this February sun* die aussprache von *transient* und die bedeutung von *this* nicht angegeben, was man nicht als dem schüler bekannt voraussetzen kann, der vielleicht die bedeutung von *transient* errät, sich um die aussprache keine sorge macht und sich bei dem ihm sonst bekannten *this* um nichts kümmert. **18,** 9 *top-eared* hätte erklärt werden können mit der angabe, wie die wortverbindung zu ihrer bedeutung kommt. Es war sehr zweckmäßig, die eigentümlichkeiten der George Eliotschen volkssprache im zusammenhange anzugeben; es war aber dabei zu bedenken, daß der schüler besonders bei den ersten stellen der art nicht immer wissen wird, ob er eine solche eigentümlichkeit vor sich hat. Daher war es notwendig, **18,** 8—13 wenigstens für *niver, hing, 'ull* auf die betreffende stelle des anhangs zu verweisen. Für *Goodness heart!* **21,** 10 ist »ums himmels willen!« als übersetzung angegeben. Es war dies kaum notwendig, und jeder beliebige ausruf hätte dafür eintreten können; wohl aber wäre es angemessen gewesen, einige worte der erklärung dieser, wie ich glaube, ziemlich ungewöhnlichen zusammenstellung zu geben. Zu *this two hours* **21,** 14 (anhang C. s. 157) hätte bemerkt werden können, daß das auch sonst wohl vorkommt, und aus **24,** 7 8 konnte *this six months* zugefügt werden. S. 147 ist **21,** 33 statt *to get hold of the whip-hand* zu schreiben *to get hold of the whip-hand of a p.*, wenn im folgenden »vor jem., über jem.« stehen bleiben soll. **26,** 7 (lat.) *impedimenta* hindernisse: es wäre angemessen, das »gepäck« hinzuzufügen. **26,** 27 *tipsy-cake* schwammartiger mandelkuchen, der in Wein getränkt wird: es wäre gut, die frage beizufügen: wie erklärt sich also der name *tipsy-cake?* Bei **26,** 31 würde es erwünscht sein zu erfahren, wie es kommt, daß *o my buttons!* als ausruf der freude, überraschung oder des ärgers verwendung finden kann. Zu **38,** 12 vermißt man ungern bei *housewife* die angabe der aussprache *házif,* die *hussy* erklärlich macht; zu **38,** 22 *to brave it out* die erläuterung des *it;* **38,** 24: *O my,* erg. *goodness*: ich würde lieber *eye* ergänzen, da dadurch zugleich die kürzung in *O my* erklärt wird. **50,** 6: *the seven small demons* . . . hängt wohl mit der redensart *to beat out one devil and knock seven in* zusammen, die man häufig gebraucht, um zu zeigen, wie verkehrt die anwendung der korperlichen züchtigung in schulen sei: die angabe weist nur nach, daß auch sonst von sieben teufeln die rede ist, aber erklärt die zahl sieben nicht, mir scheint sie mit den „*deadly (mortal) sins, in the R. Cath. Ch., the seven sins* of murder, lust, covetousness, gluttony, pride, envy, and idleness, which take away sanctifying grace" in verbindung zu stehen: zu den sieben todsünden gehören sieben teufel, die dazu verlocken. Im alten testament und sonst im altertum galt sieben als heilige zahl (vgl. auch 77 × 7 mal im neuen testament). **97,** 10 *it drives me past patience* es macht mich ungeduldig: besser war hier wohl, die bedeutung von *past* anzugeben. C. Th. Lion.

———————

John Finnemore, *How Britain won her world-wide Empire. Lessons and Stories.* Für den schulgebrauch herausgegeben von Dr. Heinrich Gade, professor am Andreas-Realgymnasium zu Berlin. 107 ss. 1913. Pr. geb. M. 1,20. Hierzu ein wörterbuch Pr. M. —,40.

In den abschnitten I. The Winning of Canada. II. The Winning of Australia. III. The Winning of New Zealand. IV. The Winning of South Africa. V. The Winning of India bietet das bändchen einen ansprechenden, vielfach belehrenden inhalt in einer sprache, die überall den gewandten schulschriftsteller und pädagogen erkennen läßt und für die jugend anziehend und fesselnd wirken wird. Die eingeflochtenen *Stories* (S. 35—41 und 43—48) verschaffen eine hübsche abwechselung. Da ein wörterbuch beigegeben ist, konnten die anmerkungen von jeder worterklärung absehen und haben sich im wesentlichen auf sachliche erläuterungen beschränkt. Nur in einem falle **70,** 1 ist für *to closely surround* davon mit der bemerkung eine ausnahme gemacht: »Die stellung des adverbs zwischen *to* und dem infinitiv (sogenannten *split infinitive*) ist ungewöhnlich.« Krüger, Grammatik, S. 118, 4 stellt dagegen die behauptung auf, daß die adverbien der art und weise vielfach zwischen *to* und infinitiv treten. Diese stellung kommt in der tat so häufig vor, daß sie nicht als ungewöhnlich bezeichnet werden kann; »ist ungewöhnlich« wäre demnach etwa in »kommt mehrfach vor« zu verbessern. Für derartige stellen des textes, **43,** $\frac{25}{26}$ *The leg was very slow to get better*, wo sich der schüler schwerlich veranlaßt sehen wird, das wörterbuch zurate zu ziehen, wäre die hinzufügung einer anleitung für die übersetzung vielleicht in gestalt einer frage zu empfehlen; ebenso für **14,** 21: „*Mad, is he?*", ferner **14,** $\frac{28}{29}$: *So little did the French dream of an enemy approaching* für *did* und die gerundialkonstruktion; u. dgl. Im texte zeigt sich mehrfach inkonsequenz in bezug auf die stellung der anführungszeichen, die typographisch am besten in allen fällen nach der interpunktion zu setzen sind, ferner unzweckmäßige oder falsche abbrechung der wörter am ende der zeile: so findet sich z. B. **14,** $\frac{18}{19}$ shambling, **39,** $\frac{13}{14}$ carri-age, **52,** $\frac{15}{16}$ annex-ation, **53,** $\frac{13}{14}$ construct-ed. — In stilistischer beziehung sollten die anmerkungen keinen anlaß bieten; s. 91 zu **6,** 9: »eine reihe von bänken . . ., die von einem unerschöpflichen reichtum an fischen, besonders von Kabeljau, sind« ist wohl kein gutes deutsch. In s. 91 zu **7,** 18: »die *Gentry*, die zum teil etwa unserem niederen adel gleichzustellen, aber zum größten teil ohne adelspartikel, ist« sind die letzten worte schwer verständlich (was ist eine adelspartikel?). Im allgemeinen ist das bändchen für schullektüre nach inhalt und form wohl zu empfehlen.

Dortmund, im Mai 1913. C. Th. Lion.

MISCELLEN.

ÜBER DEN RHYTHMUS DER *AND*-VERBINDUNGEN IM ENGLISCHEN.

Wiederum bin ich imstande, die von mir früher gegebenen beispiele von *and*-verbindungen im Englischen mit dem ′a a a ′a oder ´ ◡ ◡ ´ rhythmus durch neue zu vermehren. Nehmen wir zuerst die alliterierenden *and*-formeln, von denen die meisten auch, und bisweilen vorwiegend, mit dem regelmäßigerem ´ ◡ ´ ◡ rhythmus vorzukommen pflegen, wie aus Hans Willerts von mir besprochenem buch erhellt (vgl. E. Stud. 47, 185 ff.). Es sind:

object and aim;
collar and cuffs;
danger and death;
flowers and fruit;
frolic and fun;
the glitter and glare of . . .;
heavy and hard;
for country and king;
courteous and kind;
laughter and love;
matron and maid;
mistress and maid;
nephew and niece;
passion and pride;
passion and pain;
pleasure and pain;
pencil and pen;
pudding and pie;
simper and smile;
sober and sad;
simple and sweet;
tender and true;
tower and tree;
virtue and vice;
water and wine;
women and wine;
weary and worn.

Weiter kommen in betracht die alliterierenden:

feature and figure;
feather and felt;
the friction and fray of life;
heaven and hell;
our age of hurry and hustle;
masters and mates;
Peter and Paul;
prestige and power;
the riot and rush of life;
railway and road;
(mixed of) sweetness and strength;
supple and soft;
the centre and sum of life;
strict and severe;
salmon and shrimp;
struggle and stress;
tower and town (N. E. D.);
windy and wet;

Diesen reihen sich an die nachfolgenden nichtallitterierenden:

arches and hoops;
(full of) beauty and peace;
beauty and charm (C. O. D.);
bodice and skirt;
a bucket and spade;
a carriage and pair;
our colleagues and friends;
cause and effect;
caper and dance (like mad);
cattle and sheep;
with daring and skill;
duties and tasks;
double and turn;
flower and leaf;
forward and back;
fuel and grease;
fuel and light;
fuel and oil;
gentle and small (N.E.D.);
habits and ways;
habits and tastes;
habit and gait;
heavy and wet;
honest and good;
hope and believe;
hammer and clink;
the hurry and drive of . . .
insects and plants;
iron and steel;
with judgment and skill;
kindness and tact;
(a silver) kettle and stand;
amid laughter and cheers;
the lightness and ease of his touch;
matter and force;
in manner and kind;
mistress and queen;
as mother and wife;
women and girls;
mountains and crags;
music and song;
mitre and key;
in novels and plays;
patience and skill;
prudence and skill;
his patron and friend;
paper and print;
in purple and gold;
with passion and fire;
potter and clay;
power and weight;
profit and sport;
pistols and balls;
river and sea;
spindle and whorl;
spindle(s) and loom(s);
scissors and paste (C.O.D.);
in spirit and truth;
in silver and red;
amid struggle and gloom;
with shovel and pick;
surveys and plans;
timbers and room;
tenters and plucks;
resign title and rank;
Turkey and Greece;
wicked and gay;
(supply) water and light.

Mit freier wortfolge findet man:

danger and risk;
duties and rights;
in corners and holes;
vigour and health.

Von den *or*-verbindungen sind noch zu erwähnen:

whether or no;
pleasant or no;
bankrupt or no.

Selbstverständlich ist auch hiermit der gegenstand noch immer nicht erschöpft. Zu gelegener zeit werde ich darauf zurückkommen.

Meester Cornelis (Java), Mai 1914.

F. P. H. Prick van Wely.

ZU EDGAR ALLAN POES GESCHICHTEN.

Der bekannte humoristische schriftsteller A. v. Winterfeld (1824—1888) legt in seinem humoristischen roman *Der waldkater* (2. bd. 1883, s. 29 ff. und 3. bd. s. 21 ff.) der unheimlichen mamsell Stech zwei schauergeschichten in den mund, die von der mit der leiche eingemauerten katze und die vom verräterischen herzen. Man denkt sofort an Poes zwei klassische verbrechergeschichten *The Black Cat* und *The tell-tale Heart* und dabei an entlehnung von seiten Winterfelds, der auch sonst vorhandene ideen benutzt hat. Allerdings spräche die beachtung verdienende stelle s. 292:

Wir benutzten eine alte schauerliche volkssage, die sich an diesen ort knüpft . . von einem ermordeten herzen, das immer gegen die Dielen klopft . .

ihre zuverlässigkeit vorausgesetzt, gegen eine entlehnung der herzgeschichte, und es wäre immerhin nicht ausgeschlossen, daß in der tat eine weiter verbreitete sage vorliegt, die schon Poe benutzt hätte. Und was *The Black Cat* anbetrifft, so läßt sich vielleicht dieselbe vermutung aussprechen, indem die katze auch sonst die rolle des verbrechenentdeckers spielt, wie in dem bluttriefenden chinesischen stücke *Le Chat et le Chérubin* (vgl. »Le Figaro« vom 25. April 1902). Die katzengeschichte läßt sich in den geschichtenkreis stellen: mord durch tiere entdeckt, uraltes motiv, das schon in *1001 nacht* verwendung gefunden hat.

Zu Poes dritter verbrechergeschichte, der affengeschichte *Murders in the rue Morgue*, die sich wiederum unter Winterfelds *Unheimlichen geschichten* befindet, vergl. noch *Notes and Queries* vom 12. Mai 1894. Auch dieser einsender stellt es als sehr wahrscheinlich hin, daß Poe zu seiner geschichte, in der ein tier der mörder ist, einen früheren zeitungsbericht verwendet hat.

Göttingen. August Andrae.

ZU DICKENS' *AMERICAN NOTES*.

In den 70er jahren hörte ich in einer dorfschule des kreises Einbeck [1]) von den kindern dieses lied singen, das ich aus dem gedächtnis kurz so wiedergebe (vielleicht lückenhaft):

1. Wollt ihr wissen, wie der bauer (zweimal wiederholt) seinen hafer aussät?
 Seht so, so sät der bauer (zweimal wiederholt) seinen hafer ins feld.

2. und 3. Wollt ihr wissen, wie der bauer seinen hafer abmäht bzw. ausdrischt (wie 1.).

Zum liede gehörte als hauptsache, daß die kinder beim singen das säen, mähen, dreschen mit den händen nachahmten.

Dickens nun hörte dasselbe während eines schulbesuches in Boston und schreibt darüber:

They sang a song too, about a farmer sowing his seed: with corresponding action at such parts as "'t is thus he sows," "he turns him round," "he claps his hands" (dreschen); which gave it greater interest for them (Tauchnitz 1842, s. 55).

Ohne zweifel ist das kinderlied von unserem erdteile aus über das meer gewandert.

Auch als spielreigen bekannt (vgl. halbmonatsschrift »Niedersachsen« vom 1. und 15. Oktober 1905).

Göttingen. August Andrae.

DRUCKFEHLER.

S. 156 anm. lies 'Orrms' statt 'Arms'.
S. 172, z. 13 v. o. lies 'das' statt 'des'.
S. 319, seitenüberschrift und z. 9 v. o. lies 'Lüdemann' statt 'Lindemann'.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Am 20. Januar 1915 starb zu Wien der altmeister der österreichischen anglisten, hofrat professor dr. Jakob Schipper, im 73. Lebensjahre. Wir werden im nächsten Heft einen ausführlichen nachruf auf den verewigten aus der feder R. Brotaneks, eines seiner schüler, bringen.

[1]) [Das lied ist mir auch aus Bremen wohlbekannt. Hoops.]

